PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

Zehnter Jahrgang

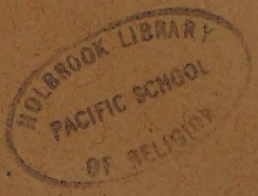
1916

10

PACIFIC SCHOOL

Basel
Druck und Expedition R. G. Zbinden
1916.

85527
V.10
1916



Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

Seite

M. Friedrichs: Der heilige Krieg 18
L. Stückelberger: Leben aus Tod 141
L.: Glaube 167
Meyer-Steinmann: Es dem anheimstellen, der recht richtet 182
L. Ragaz: Umkehren und werden wie die Kinder 237
L. Ragaz: Fürchte dich nicht! 285
P. Martig: Wie Gott die Welt, die Menschen erobert 381
Ch. Holzer: Gib uns heute unser tägliches Brot 445
H. Spahn: Gott als ein Kind 537
J. U. Wuhrmann: Das Erkalten der Liebe 578

II. Religiöse Probleme.

L. Ragaz: Neue Fahrt 1
L. Stückelberger: Unsere Hoffnung auf Christus 13
J. Matthieu: Die Angst vor Christus 49
R. Liechtenhan: Können wir an eine sittliche Weltordnung glauben? . 93
L. Stückelberger: Bismarck oder Tolstoj? 109
K. Barth: Die Gerechtigkeit Gottes 143
O. Umfried: Der Zöllner und Sünder Geselle 154
U. W. Züricher: Unsterblichkeitsgedanke und Todesopfer 159
F. W. Förster: Christus der Organisator 185
J. Matthieu: Demokratie und Reich Gottes 247
H. Kober: Trotz schwerer Zeit im alten Geleise weiter. (Von der schweiz. reformierten Predigergesellschaft) 328
F. Oerter: Grundlagen für ein neues Leben 354, 411
R. Lejeune: Das Staatsproblem 388
R. Lejeune: Die Gottesreichshoffnung im Neuen Testament 541
* Was heißt Militarismus? 567

III. Ethische Probleme.

K. Schurz: Vom erzieherischen Wert des Krieges 179
E. Pieczynska: Die Erziehung zum Frieden 334
A. Lasky: Die Angeklagten im Weltgericht 363

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Seite

IV. Soziales und Politisches.

D. Staudinger: Der Genossenschaftsgedanke 30
L. Ragaz: Arbeiterbewegung und Arbeiterbildung 54, 129
Zur Diskussion über das Genossenschaftswesen:
1. C. Friedrichs: Der kapitalistische Geist und der Genossenschaftsgeist 121
2. R. Rüegg: Produktivgenossenschaften 172
O. Umfried: Die Lösung der sozialen Frage 191
M. Nachmansohn: Zur Frage der wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften 201
G. Appenzeller: Die Bodenverschuldung in der Landwirtschaft . . . 218
M. Martna: 50 Jahre Bekämpfung des Alkohols und der Trinksitten durch Gesetzgebung in Finnland 266
P. Barth: Die Mission der Schweiz 300
U. W. Zürcher: Schweizerische Glossen 306
M. Nachmansohn: Warum sollen Genossenschaften gegründet werden? . 311
K. Straub: Staatsbürgerliche Erziehung 466
L. Ragaz: Ein Programm für Arbeiterbildung 477
P. Cadonau: Die Gebildeten und das Landvolk 507
G. Schulz: Zur sozialdemokratischen Krise 518
Zentralausschuß der Zofingia: Eine Kundgebung schweizerischer Jugend 525

V. Geschichtlich-Biographisches.

J. Matthieu: Ueber dem Schlachtgewoge (Romain Rolland) 69
J. Anliker: Gertrud Pfander 485

VI. Kulturelles und Literarisches.

J. Matthieu: Russische Geisteskämpfe 450, 489

VII. Zur Zeitgeschichte.

Stimmen der Völker:
Aus Rußland (Aufruf russischer Tolstojaner) 79
Aus Deutschland: Gottes Liebe und der Krieg 81
Lieder einer deutschen Pazifistin 84
Aus Frankreich: Eine wunderbare Seele 87
Deutsche Stimmen 174
Deutsche Stimmen: F. Gogarten (Es geht um unsres Volkes Seele) 228
Ein Mann und ein Kampf. Dokumente und Glossen zum Fall Förster . . 317
P. Birjukoff: Der Prozeß der Tolstojaner in Moskau 342
Dr. Niepage und Dr. E. Graeter: Zur systematischen Ausrottung des armenischen Volkes 370
E. Morel: Die Verurteilung von Jules Humbert-Droz 424
Zum Thema „Deutschland und wir": Dr. Kühn und L. Ragaz 431
L. Ragaz: Vom Friedestiften 572

VIII. Verschiedenes.

Seite

H. Thurow: Gedankenscherflein 284, 380, 444
G. Bohnenblust: Zwölf Sprüche 362
Stimmen der Meister: Der Staat (Hölderlin). Ueber Staat und Philosophie (Nietzsche). Ueber Gelehrsamkeit und Gelehrte (Schopenhauer) 366

IX. Gedichte.

R. P.: Neujahr 41
Otto Volkart: Kreuztragung 42
* * *: Geleitspruch 48, 584
R. L.: Das Friedensschiff 139
Otto Volkart: Pfingsten 190
Otto Volkart: Christ ruft 191
Anna Theobald: Holzhauerlied 198
Anna Theobald: Ein neues Lied in alter Form 199
Anna Theobald: Barmherzigkeit 200
J. Vollenweider: Du sollst nicht töten 228
R. Czischka: Der Philosoph 246
R. Czischka: Der Spiegel 246
G. M. Sch.: Lied vom Krieg 263
Maria Berta Lavater: Christus ... wo? 264
Arthur Pfenninger: Jetzt ist es Zeit 315
Arthur Pfenninger: Ich weiß 316
Arthur Pfenninger: Hutten 316
Otto Supantschitsch: Jener 333
Otto Volkart: Leo Tolstoj 353
Karolina Lutz: Wir selbst 410
Hanna Engler: Der Held für heute 423
Maria Bertha Lavater: Dämon 436
Gertrud Pfander: Wachstum 445
Karolina Lutz: Gebet 489
Gusto Gräser: Menschen, Heimat braucht die Erde 506
Immanuel Limbach: Die Schlacht 524
Gustav Schulz: Im Schützengraben 525
Julius Wetzosol: Worte auf der großen Straße 565

X. Rundschau.

Von den Serben (M.) 42
Zu den Armeniermetzeleien (L. R.) 45
Ein amerikanischer Friedensbote (L. R.) 47
Vorschläge für Ausgestaltung der Wirtschaftsreform und Anbahnung einer gesunderen Geselligkeit 230
Friedenssteuer (M. P.) 233
Für die Jugend 235

Seite
Baudraz aufs neue verurteilt (L. R.) 330
Aus Holland. — Die Tat (L. Van Mierop) 331
Zum Fall Baudraz (L. R.) 372
Zum Fall Förster (L. R.) 375
Resolution der Berliner Freistudentenschaft gegen die Militarisierung der Jugend 379
Kurse zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben . . 379
Resolution und Reaktion im Schweizerland (L. R.) 437
Das Schicksal der Armenier (L. R.) 437
Bericht aus England (E. Scott-Bader) 438
Förster, die deutsche Jugend und der Weltkrieg (L. R.) 443
Bund schweizerischer Frauenvereine 444
Einmal ein wirkliches Wort (L. R.) 529
Der Traum als Wahrheit (L. R.) 530
Religiöser Antimilitarismus 531
Der Kampf um die Polizeistunde (L. R.) 533
Klarismus (Dr. E. v. Mayer) 535
Zur Lieferung von Kriegsgerät ins kriegführende Ausland (R. Reich) . . . 580
Die „Friedenswarte“ 583

XI. Büchertisch.

„Unser Vater“. Sieben Predigten von Pfarrer Schmid (L. St.) 139
„Arbeiten und nicht verzagen“. Predigten von Pfarrer A. Mousson (L. St.) 139
„Dein Reich komme“. Weihnachtsverse für Kinder von A. Maurer (L. R.) . 536

Neue Fahrt.

1.

Umstürmt und umdunkelt von Streit und Jammer dieser Tage beginnen wir mit diesem Hefte die neue Jahresfahrt der Neuen Wege. Ein Programm dafür wollen wir nicht entwerfen. Unsere bisherigen Leser kennen ja die allgemeine Richtung unseres Weges, die andern würden sie aus einem Programm, das fast notgedrungen etwas dürftig aussähe, doch nicht recht erkennen. Auch sind diese Zeiten nicht zur Entwerfung von Programmen geeignet; wer sich damit abgäbe, zeigte damit nur, daß er von ihrem Sinne wenig berührt sei. Von dieser Zeit heißt es: „Das Alte ist vergangen". Eine ganze Welt stürzt dahin. Das kann jeder erkennen, der Augen hat zu sehen. Es ist auch wohl schon Aufgabe genug, zunächst dies Eine tief und klar zu verstehen. Viel schwerer ist es, das Neue zu sehen, das kommen will und soll. Wir können ja jener Losung noch nicht den zweiten Teil hinzufügen: „Siehe, es ist alles neu geworden". Was wir vor einem Jahre beim Beginn unserer Arbeit sagen mußten, gilt auch noch heute: „Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker." Wo ist wohl der Mensch, der in etwas bestimmteren Zügen sehen kann, was für eine Gestalt die Welt im Laufe dieser gewaltigen Krise und nach deren Abschluß annehmen wird? Werden wir völlig in den Abgrund versinken oder aus dem Dunkel dieser Katastrophe zu einem neuen Menschheitstag durchdringen? Oder werden wir — was das Allerschlimmste wäre — im Flachland bleiben und nach einiger Zeit alles so ungefähr wieder beim Alten sein, nur alles noch etwas müder, grauer, häßlicher, auf allem höheren Leben der Staub der Enttäuschung liegend, über den Trümmern aller Ideale das Lachen der Dämonen höhnend? Wird der Kriegsmoloch, durch die wogenden Ströme des Menschenblutes genährt, nun erst recht die Welt beherrschen, die Völker sich in zwei oder drei kriegsbereiten Lagern gegenüberstehen und Europa sich völlig in eine Kaserne und einen großen Exerzierplatz verwandeln, bis der endgültige Ruin da ist,

oder wird mit diesem ungeheuersten Triumph der Krieg und seine Herrlichkeit zusammenbrechen für immer und eine neue Aera tagen? Wird der Kapitalismus durch die riesige Zusammenziehung der wirtschaftlichen Kräfte und den Sturz der kleinen und mittleren wirtschaftlichen Gebilde, wie der Krieg sie, eine vorher schon vorhandene Entwicklung fieberhaft beschleunigend, bewirkt hat und die Zeit nach dem Kriege sie fortsetzen wird, ungeheuer gestärkt werden und eine neue Herrschaftsperiode beginnen, oder wird auch er an seinem Siege wirtschaftlich zusammenbrechen, wie er moralisch schon jetzt zusammengebrochen ist, und dem Sozialismus Platz machen? Wenn jenes geschieht, was wird dann aus der sozialen Bewegung? Wenn aber der Sozialismus siegt, in welchen Formen wird er es tun? Welches wird die Zukunft der Sozialdemokratie sein? Wird sie sich aus ihrem Fall in den alten Formen wieder erheben, vielleicht durch den Druck der Reaktion revolutionärer geworden, um dann in einem neuen Ansturm zu siegen oder endgültig niedergeschlagen zu werden, oder wird sie in ihrer bisherigen Gestalt vergehen, um sich in einer neuen Gestalt des ganzen Sozialismus wiederzufinden? Wird die sozialistische Internationale sich wieder zusammenfinden und, vielleicht ergänzt durch andere Internationalen, über Staaten und Nationalitäten hinweg ein Menschheitsreich gründen, das dann kein Kriegssturm und kein Kriegsrausch mehr umwirft, oder wird für lange Zeit die nationalistische Stimmung die Gemüter beherrschen? Wird die Reaktion, die schon jetzt über die Welt hereingebrochen ist, weiter fortschreiten und den Sieg behalten oder wird die Demokratie, dadurch vollends zu hellem Bewußtsein erweckt, mit all dem feudalen Wesen, das noch auf uns lastet, vollends aufräumen? Wird der Staat seine gottgleichen Ansprüche an Leiber und Seelen der Menschen noch steigern können und werden diese ihm noch williger als bisher gehorchen, oder werden wir uns durch diesen nun erfahrenen Kataklysmus des staatlichen Wesens auf eine höhere Stufe menschlicher Gemeinschaft erheben? Werden all die demokratischen, sozialen, humanen, all die — damit nicht in Gegensatz, sondern Uebereinstimmung stehenden — Anläufe und Ansätze zu einer völligeren Menschwerdung des Menschen als Luxusträume müssiger Friedenstage verwehen und der Welt Platz machen, die zum Kriege paßt, der Welt, die den Köpfen und Herzen der weltlichen und geistlichen Reaktionäre und Philister recht scheint, oder werden sie, durch die furchtbare Feuerprobe gereinigt und vertieft, erst recht ihr Reich antreten? Wird Christus recht behalten oder der Antichrist? Und wenn Christus recht behält, in welcher Gestalt wird er kommen und herrschen? Wie wird es mit den Kirchen werden? Wie mit den Konfessionen? Wie wird die zerrissene Christenheit sich wieder zusammenfinden? Wie wird sich das Verhältnis zu Volkstum, Staat, Krieg, zum Weltleben überhaupt, gestalten?

Solcher Art sind die Probleme, die jetzt in den Nebeln des hereingebrochenen Chaos durcheinanderwirbeln. Sie gruppieren sich,

wie man sieht, zu zwei Welten, die sich in sich selbst zu einer Einheit zusammenschließen und sich damit feindlich gegen die andere stellen. Wer wird uns sagen, welche von den beiden siegen oder ob es überhaupt zu einem Sieg kommen wird? Für den menschlichen Blick und menschlichen Verstand können diese verschiedenen, ja entgegengesetzten Möglichkeiten gleich gut wirklich werden. Nur das Eine darf man wohl zu behaupten wagen: daß der Kampf dieser zwei Welten die Linie sei, auf der sich die Entwicklung der Zukunft bewegen werde — vielleicht über diesen Kampf hinaus einem Höheren entgegen.

Diese ganze Lage bildet nun freilich auch ein Programm. Sie ist der Stoff, den wir zu verarbeiten haben mit Kopf, Herz und Hand. Es sind damit die Aufgaben bezeichnet, die auch der Arbeit der Neuen Wege gestellt sind. Man sieht: an Arbeit wird es den kommenden Zeiten nicht fehlen. Aber gerade weil die Aufgabe und die Aufgaben so riesengroß sind und so ungeheure Aussichten eröffnen, wären eilige Einzelprogramme verfehlt. Noch wechselt die Welt fortwährend ihre Gestalt. Nur langsam erkennen wir im Ganzen und Einzelnen die Tragweite der Umwälzung, die wir durchmachen. Wo wir geglaubt hatten, ein neues Problem verstanden zu haben, geht es in einem größeren auf oder gewinnt andere Umrisse. Jeder Tag bringt uns neuen Stoff zum Nachdenken, jeder Monat einen neuen Ausblick und von Zeit zu Zeit wird alles wieder ins Dunkel getaucht. Auch wir selbst ändern uns damit. Wir sind heute anders als wir vor einem Jahr waren und werden in einem Jahre anders sein als wir heute sind und zwar in einem andern Sinne, als das auch sonst der Fall wäre. Unter solchen Umständen ist nötig, daß wir warten und uns und die Dinge werden lassen. Wir wollen auch das, was in uns sich gestalten soll unter der Wucht dieses Erlebens, nicht zu rasch in Formeln fassen, auf daß nicht sein Wachstum gehemmt und verkrüppelt werde. Wir haben mehr als genug zu tun mit dem Verstehen dessen, was jetzt die Menschen tun und was Gott mit ihnen und gegen sie tun will. Wir müssen uns frei halten für neue Wahrheit und neue Wege. Und inzwischen müssen wir die Arbeit tun, die uns zur Hand ist und die ja auf keinen Fall unnütz sein wird. Umdenken, Umkehr, das ist jetzt die große Aufgabe.

In dem tiefen Ernst und der großen Freiheit dieser Stimmung treten wir vor die Leser der Neuen Wege. Sie wird unsere Arbeit beherrschen, sie ist unser Programm. Aber wenn wir eine andere Art von Programm auch ablehnen, so möchten wir zum neuen Anfang doch ein Wort der Verständigung mit unseren Freunden und — wenn möglich — auch mit unseren Gegnern reden. Es hat ja gar nicht anders sein können, als daß in dieser Zeit des hereingebrochenen Chaos auch das Wirken und Wollen der Neuen Wege von vielen nicht verstanden worden ist. Wir sind zwar durchaus keinen andern Weg

gegangen als den, der von uns zu erwarten war, sind uns durchaus treu geblieben, aber in der heutigen Verwirrung ist ja alles auf den Kopf gestellt und keiner versteht den Andern mehr. Wir haben beim Ausbruch der Weltkatastrophe und später einfach das getan, was unsere Pflicht war: wir haben nach ernster Ueberlegung und mit dem steten Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die in solchen Zeiten auf allen öffentlichen Aeußerungen lastet, unsere Auffassung der Ereignisse ausgesprochen. Ganz ohne unser Zutun und gegen unsere Absicht haben wir damit viel Aufmerksamkeit erregt. Wir sind, erfüllt von heißem Friedensbedürfnis, in verzehrenden Kampf aller Art, äußeren und inneren, gestellt worden. Freudigste Zustimmung und heftigste Gegnerschaft sind uns zu Teil geworden. Seit fünfzehn Monaten fließen zwei Bäche in unsere Redaktionsstube: einer bringt uns, fast aus aller Welt, Dank, Ermunterung und Gesinnungsgenossenschaft, der andere, gottlob kleinere, bringt uns Widerspruch, Zorn, Absage, oft die wildeste und wüsteste Schmähung. Wertvoller neuer Gemeinschaft steht schmerzliche Trennung gegenüber. Von beiden bewegt, möchten wir versuchen, zu sagen, wie wir es meinen, zwar ohne viel Hoffnung auf Verständigung in diesen Zeiten, aber dem Herzen gehorchend und der Zukunft vertrauend.

Was wollen wir denn?

2.

Einige haben an unser Wollen einen gar zu kleinen Maßstab angelegt. Sie haben das Schema genommen, das heute allgemein üblich ist und so ziemlich alles, was wir sagten, darauf hin geprüft, wie wir uns *politisch* stellten, ob wir für Deutschland oder für die Entente Partei nähmen. Wir müssen diese Fragestellung aufs Schärfste ablehnen. Es ist nicht umsonst geschehen, daß wir es immer sorgfältig vermieden haben, auf die Frage, wer von beiden „Recht habe" und das, was damit zusammenhängt, einzugehen. Wir haben mit Bewußtsein und Absicht keine Politik betrieben. Das geschah nicht aus irgend einer Klugheit heraus, die nach keiner Seite hin Anstoß erregen will; daß wir diese Klugheit *nicht* haben, ist wohl auch während diesen Zeiten klar genug geworden. Vielmehr war uns von Anfang an klar, daß es nun gelte, den *höchsten* Boden zu behaupten, die *höchste* Wahrheit zu vertreten. Nicht daß uns die politischen Dinge nicht interessiert hätten. Im Gegensatz zu den Vielen, die ihnen gegenüber bis zum Ausbruch des Krieges eine vornehme Geringschätzung zur Schau trugen, um sich dann plötzlich mit einer Autorität darüber auszusprechen, als ob sie die tiefsten Kenner wären und in einer fanatischen Parteinahme aufzugehen, haben wir uns von jeher sehr stark um die Probleme der Weltpolitik bekümmert, uns aber gerade darum der Zurückhaltung beflissen, als plötzlich jedermann ein unfehlbarer politischer Fachmann geworden war. Wir haben uns

allerdings die größte Mühe gegeben, die Ursachen und Zusammenhänge des Krieges immer besser zu ergründen und glauben darüber in aller Bescheidenheit etwas mehr zu wissen, als Viele von denen, die uns Schweigen gebieten möchten, damit sie allein das Wort behielten. Aber diese politischen Dinge sind uns an sich unwichtig. Sie bekommen für uns Sinn und Wert erst im Zusammenhang des großen Gesamtproblems, das der Weltbrand bedeutet und das für uns in letzter Linie ein sittliches und religiöses Problem ist. Wir haben unsere wohlerwogenen Ansichten über die wichtigsten der hier in Betracht kommenden Fragen. Sie stimmen zum guten Teil nicht mit denen überein, die unter uns üblich sind, und die manche unserer Freunde gern von uns vertreten sähen. Das ist uns schmerzlich genug, aber da können wir nicht anders. Es ist nicht Laune oder Willkür, die unsere Haltung bestimmt, auch nicht „Antipathie" oder „Sympathie", sondern unsere Einsicht, unser Gewissen, und unsere Gesinnung. Namentlich empfinden wir es als Antastung nicht nur unserer Freiheit, sondern eines Heiligen in uns, wenn man von uns verlangt, daß wir in die Verdammungsurteile und Vernichtungswünsche gegenüber ganzen Völkern einstimmen sollten, die, aus dem Haß entsprungen und von der Unwissenheit genährt, unter uns umgehen und auch von solchen ausgesprochen werden, die nach ihrer ganzen Vergangenheit zu etwas Besserem berufen gewesen wären. Wir, die wir so viel Großes und Gutes an diesen Völkern gesehen und erlebt haben, die wir in diesen Völkern eine große Reihe von frommen, feinen, hohen, herrlichen Menschen kennen und mit manchen von ihnen innig verbunden sind in Glauben, Hoffnung und Liebe, wir, die wir uns so heiß bemüht, in allen Völkern die göttliche Mitgift und den besonderen Beitrag zur Fülle des Gottesreiches, den sie zu leisten bestimmt seien, zu entdecken, wir, die wir diese Völker auf dem Herzen getragen, für sie gebetet haben, so viel Jahre, wir sollten plötzlich auf Befehl ihrer zeitweiligen Feinde über sie den Stab brechen? Unsere ganze Entwicklung, unser Gottesreichsglaube, der daraus fließende Internationalismus und Sozialismus, unsere Stellung zu Militär, Krieg, Nation, Imperium, alles wies uns eine andere Bahn. Unser, wahrhaftig nicht aus unserem Leibblatt geschöpftes Urteil, über die Ursachen und die Ursache des Krieges, und unsere Zukunftshoffnung für alle Völker erlaubte uns nicht, einfach den Sieg eines Volkes zu wünschen, sondern nur die Niederlage des ganzen Systems, das den Krieg herbeigeführt, und diese Niederlage zum Heile aller Völker. Denn Sieg ist nicht immer Heil. Es war in dem Allem Liebe für alle Völker.

Es ist merkwürdig und gehört zu der Fülle der Unwahrheit, die dieser Krieg erzeugt hat, daß man uns von Seite der mit uns in dieser Beziehung Unzufriedenen im In- und Ausland das Richten vorgeworfen hat, während wir gerade dieses Richten ablehnten, und es ist bezeichnend, daß gerade solche es getan haben, die ihrerseits

fröhlich, in Zorn, Unwissenheit und Ungerechtigkeit drauflos richteten, nämlich über die Völker, die ihre Feinde oder ihnen widerwärtig waren. Dieser Anklage gegenüber, die im Munde solcher eine unwußte Heuchelei ist, weisen wir auf die Tatsache hin, daß in unserem Kulturkreise gar niemand so stark wie wir das Recht aller Völker vertreten und die Liebe zu allen verkündigt hat. Es ist doch sehr bezeichnend und für uns beruhigend, daß in allen kriegführenden Ländern Freunde mit uns nicht zufrieden gewesen sind und mehr Parteinahme für sie gewünscht hätten.

Darüber ein andermal mehr. Wir lehnen das Schema politischer Ziele für unser Wirken und Wollen ab. Es ist Anderes, Höheres, was uns leitet.

3.

Vielleicht hat man schon ein anderes Schema für uns bereit: Wir kämpfen gegen den Krieg und für den Frieden, wir sind Pazifisten, ja Antimilitaristen. Das ist alles.

Sollte dem nicht so sein? Ist der Krieg gegen den Krieg nicht diese ganze Zeit unmittelbar oder mittelbar das Thema gewesen, dem all unsre Arbeit gegolten hat? Gewiß ist er das gewesen und dennoch täte uns Unrecht, wer meinte, uns damit zu kennzeichnen, daß er uns Pazifisten oder Antimilitaristen nennte. Es sind dies zwar durchaus ehrenvolle Namen; gewiß kämpfen wir für den Frieden und sind radikal gegen den Krieg und was mit ihm zusammenhängt; wir sind vielleicht nicht „Pazifisten", aber jedenfalls „Antimilitaristen". Aber nichts wäre verkehrter, als wenn man uns einfach in das Schubfach „Antimilitarismus" stecken wollte. Wenn jemand uns fragte: „Ist das euer Ziel: die Ueberwindung des Krieges, der Völkerfriede?", so würden wir unter Umständen mit einem kräftigen Nein antworten. Wir haben das Gefühl, daß unser Kampf für den Frieden vielfach zu oberflächlich verstanden worden sei, und das auch etwa von Freunden. Dieses Urteil bezieht sich sowohl auf die Tatsache des Krieges als auf den Weg zum Frieden.

Was den Ausbruch des Krieges betrifft, so hat man wohl etwa gemeint, wir hätten uns über ihn gleichsam geärgert, als über etwas, das uns einen Strich durch unsere schönen Rechnungen mache und unsere Kulturseligkeit arg enttäusche. Man hat dann gemeint, daß wir nun den Krieg schölten, als etwas, was die Menschen in ihrer Torheit gemacht und was sie ganz gut hätten unterlassen können. Daß dies ungefähr das Gegenteil des wirklichen Sachverhaltes ist, haben wir schon früher zu zeigen versucht. Von Kulturseligkeit konnte bei uns nie geredet werden. Wir sind mit dieser ganzen Kultur im Kriege gelegen und haben ihr schon lange die Katastrophe geweissagt, auch gewünscht. Den Krieg haben wir längst für wahrscheinlich gehalten. Nach unserer Meinung hätte freilich eine gewaltige geistige Erhebung die Welt davor retten können. An deren Möglichkeit haben

wir immer festgehalten und inzwischen im Kampf gegen die furchtbar drohende Gefahr unser Bestes getan. Aber wir haben, falls nicht jene Erhebung komme, diese Katastrophe sogar für innerlich notwendig, ja religiös notwendig gehalten. Christus selbst mußte sie herbeiführen, weil er die Welt in göttlicher Unruhe erregt und Entscheidungen herbeiführen will.[1]) Als daher die Katastrophe hereinbrach, da wußten wir so gut wie irgend jemand, daß es sich um eine Erscheinung handle, die so notwendig sei wie ein Gewitter. Der Krieg mußte in dem Sinne sein, wie manchmal im Leben des Einzelnen eine Katastrophe sein muß, im Sinne einer sittlichen Notwendigkeit. Man kann solange in Freiheit falsch wollen, daß man zuletzt das Verkehrte tun muß. Es konnte so nicht weiter gehen. Der Krieg ist ein Gottesgericht, insofern die Gesetze Gottes, gerade weil sie Heil und Leben wollen, das Verkehrte und Böse zu Fall bringen müssen. Damit wird nicht Gott zum Urheber des Krieges, vielmehr kann man Gott nicht schärfer vom Kriege scheiden, als wenn man diesen ein Gottesgericht nennt. Seine Verherrlicher hüten sich wohl, so zu reden.

Unter diesem gewaltigen Eindruck sind wir besonders in den ersten Monaten des Krieges gestanden: Gericht — und zwar Gericht über uns Alle, auch die nicht am Kriege Beteiligten,. ja über uns erst recht. Daß man in solcher Stimmung nicht dazu aufgelegt ist, über Andere zu Gericht zu sitzen, liegt auf der Hand. Nichts lag uns ferner. Wir dachten auch nicht daran — was man uns etwa zugetraut hat — daß die Völker sich hätten weigern sollen, in den Krieg zu ziehen, sich zur Wehr zu setzen; so utopistisch waren wir denn doch nicht, zu meinen, irgend ein Volk sei dafür reif. So haben wir auch von den ernsthaften Christen, von denen wir mehr als Einen in die Front eilen sahen, nicht einfach erwartet, daß sie den Waffendienst verweigern sollten. Wir waren uns bewußt, daß wir Alle, auch die darauf Vorbereiteten, von der hereinbrechenden Flut des Verderbens überrascht und mitgerissen worden seien. Wir mußten nun Alle miteinander dieses Unheil ausschöpfen, Keiner konnte den Andern anklagen. Das Problem: „Reich Gottes und Krieg" war noch nicht so deutlich und eindringlich gestellt gewesen, daß so gewaltige Entscheidungen, wie die Verweigerung des Wehrdienstes hätten erwartet, ja verlangt werden dürfen. Auch haben wir alle heilige Begeisterung, womit Menschen in diesen Kampf zogen, willig anerkannt, höchstens bedauernd, daß sie nicht noch höheren Zielen gelte.

Wie wir uns in Bezug auf den Ausbruch des Krieges dagegen verwahren, daß man uns Flachheit und Pharisäismus zutraue, so auch in Bezug auf den Kampf um den Frieden. Wir halten den Frieden nicht für ein so leichtes und rasches Werk, wie manche anzunehmen

[1]) Ich darf wohl als Beweis meine im November 1912 gehaltene Predigt: „Nicht Friede, sondern Schwert" anführen.

scheinen. Wir haben doch wohl selbst genügend gezeigt, wie tiefe Wurzeln der Krieg im unerlösten Menschenwesen habe. Da wir dies wissen, so wissen wir auch, daß wir vom Kriege nur so weit frei werden, als bis in die tiefsten Tiefen der Menschennatur dringende Kräfte der Erlösung in das Menschenwesen strömen. Der Friede auf Erden kann nur in dem Maße kommen, als der Friede Gottes in die Herzen kommt. Ja, wir gehen noch weiter und gestehen, daß wir den Krieg für etwas Großes halten. Wir haben das auch sehr klar ausgesprochen. Wir verstehen als ehemalige Kriegsenthusiasten gut, nur zu gut, was daran auch edle Gemüter anziehen kann. Darum wissen wir, daß der Krieg nur überwunden werden kann durch etwas, das größer ist, durch etwas Heldenhafteres, Reiferes, Erhabeneres. Jede bloß auf Verstandeserwägung oder Nützlichkeitsrechnung beruhende Bekämpfung des Krieges lehnen wir ab. Wenn wir die Wahl hätten zwischen dem ewigen Frieden des Egoisten oder Philisters und dem ewigen Fortbestehen des Krieges, dann würden wir nicht zögern. Wir wollen keine kampflose Welt, sondern einen besseren Kampf, als der Krieg ist. Wir wollen den Krieg nicht, wir hassen ihn, weil wir das Gottesreich Christi geschaut haben; wir wollen ihn nicht, wir hassen ihn, weil er gegen den wahren Menschen und gegen den wahren Gott ist, weil er gegen den Vater, den Sohn und den heiligen Geist streitet. Der Kampf gegen den Krieg ist ein Teil unseres Einstehens für die Sache Christi. Er ist kein besonderer „Ismus", sei's Pazifismus, sei's Antimilitarismus, sondern ein heute besonders wichtiger Punkt des alten Kampfes zwischen Gottesreich und Weltreich. Wir glauben, daß der Weltkrieg in diesem Kampf ein besonders entscheidungsvolles Ereignis bedeute. Im Kriegs- und Friedensproblem werden alle Probleme dieses Gegensatzes brennend. Das hat nach unserem Glauben Gott selbst so gefügt. Wenn wir nun für den Frieden einstehen, so kämpfen wir für das Gottesreich und wir können für den Frieden nur kämpfen, wenn wir für das Gottesreich, das ganze Gottesreich, einstehen.

Von hier aus ist, wie wir nach so viel uns aufgenötigter Selbstbesinnung genau wissen, unsere ganze Haltung zu verstehen. Wir haben die hereingebrochene Katastrophe als gewaltig bedeutungsvoll empfunden. Nun mußte es zu Entscheidungen kommen. Unser Christentum mußte nun zeigen, ob es fähig sei, sich aufzuraffen und zu erneuern. Wir trauten es ihm zu. Wir waren in dieser Erwartung bereit, mit ihm unseren Frieden zu machen. Es mußte unter ehrlichem Selbstgericht den Schritt in die durch das Gerichtsfeuer hell beleuchtete Wahrheit Christi hinein tun. Wir selbst wollten nichts anderes tun, als Zeugnis ablegen von unserem Glauben an das große göttliche Walten in diesem ungeheuren Sturm, Zeugnis ablegen für Christus gegenüber der furchtbaren Entfesselung antichristlicher Gewalten. Aber da machten wir die Erfahrung, daß wir gerade damit Widerspruch, Zorn und Wut erregten und zwar namentlich in christlichen Kreisen. Wir stießen auf ein Kirchentum, das gar nicht

im Sinne hatte, selbst Buße zu tun, sondern sich darauf beschränkte, der Welt Buße zu predigen und den Krieg als Bringer einer sogenannten religiösen Erhebung und Füller der Kirchen im stillen segnete; wir stießen auf ein Christentum, bei dem nationaler und religiöser Enthusiasmus zu einer Kriegsbegeisterung und Kriegsverherrlichung zusammenflossen, die uns viel furchtbarer vorkam als der Krieg selbst und die all dem, was wir von Gott und seinem Reich und Willen zu wissen glaubten, aufs schärfste widersprach, ein Christentum, das nur von Verurteilung des nationalen Gegners, aber nichts von gemeinsamer Schuld, gemeinsamem Leid, nichts von einer die Nationen überbrückenden, auch durch den Krieg nicht zu zerreißenden christlichen Gemeinschaft wissen wollte. Wir sind durch diesen religiösen Militarismus, und besonders durch die Art, wie Gott für den Krieg in Anspruch genommen wurde, in unserem Heiligsten getroffen worden. Denn das wollen wir doch einmal all den Anklägern auf Verletzung ihrer Heiligtümer sagen: Auch wir haben ein Heiligtum, Gott selbst und sein Reich. Wir sahen uns genötigt, gegen diese Art aufzutreten. Es war wieder nicht ein Richten Anderer, sondern eine Behauptung unser selbst in unserm Höchsten. Wir wollten Christus Treue halten gegen antichristlichen Trug. Unser Kampf hat eine sinnbildliche Bedeutung gewonnen. Wir vertreten, indem wir heute für den Frieden einstehen, die ganze Wahrheit Christi, wie wir sie verstehen. Wir sind durch diesen Kampf vor das Entweder-Oder gestellt. Zwei Welten sind es, die miteinander kämpfen; es gilt, zu entscheiden. Der Krieg ist ein Teil einer ganzen Welt und der Friede ein Teil einer andern, dieser entgegengesetzten Welt; es gilt zu wählen. Freilich wissen wir wohl, wie Viele von uns jetzt so in diesen Kampf hineingestellt sind, daß sie vielleicht äußerlich in der Welt stehen, der sie innerlich abgesagt haben. Wir bleiben dabei, daß wir diese Menschen begreifen, daß wir ferne davon sind, sie zu verurteilen. Wir selbst gehen einen andern Weg, und fühlen uns verpflichtet, für jeden einzustehen, der dies ebenfalls tut, wir lassen es aber ehrlich dahingestellt, ob in der heutigen Lage der Dinge und in ihren persönlichen Verhältnissen der Weg der Andern für sie der richtige sei oder nicht. Wir sind auch darin nicht Richter. Auch in uns selbst streiten vielleicht die beiden Welten. Aber das Eine hören wir nicht auf zu tun: die Wahrheit, die wir erkannt zu haben glauben, zu vertreten, zu der Welt, die wir für Christi Welt, die Welt Gottes und des Menschen, halten, zu stehen und für sie ein Bekenntnis abzulegen, auf daß sie nicht zugedeckt werde von den wilden Wellen. Wir glauben aber, daß der Kampf der beiden Welten vorwärts gehe, nach dem Friedensschluß erst recht. Dann werden klarere, auch nach außen hin deutliche Entscheidungen getroffen werden müssen. Dann wird man jeden Einzelnen vor das Entweder-Oder stellen: entweder Christus oder Cäsar. Dann wird es bitter ernst für Alle. Jetzt ist Rüstzeit. Daß wir sie wohl benutzten! Daß wir recht sicher und stark würden und freudig für Gottes Krieg!

4.

Vielleicht ist es uns gelungen, an den Punkten, wo sich am meisten Mißverständnisse angehäuft haben, zu zeigen, wie unsere Stellung zum Kriege und was damit zusammenhängt, gemeint ist. Dann muß auch klar geworden sein, daß diese Stellung nichts mit Flachheiten und Engigkeiten zu tun hat. Von hier aus möchten wir nochmals ein Licht auf die Arbeit fallen lassen, die uns vor Augen steht und damit die zum Beginn dieser Ausführungen begonnenen Gedankengänge abschließen.

Was uns in dem hereingebrochenen Chaos tröstet, ist schließlich immer wieder der eine Gedanke, daß wir in dem geschehenen Zusammenbruch den ersten Akt eines neuen Kommens Christi sehen. Es ist ein Ende und ein Anfang. Der alte Kampf zwischen Gottesreich und Weltreich ist in ein neues Stadium getreten. Wir hegen die Ueberzeugung, daß das Ereignis, dessen Zeugen wir sind, an weltgeschichtlicher und reichsgottesgeschichtlicher Bedeutung nur mit den größten der Vergangenheit verglichen werden könne. Uns drängt sich immer wieder die Aehnlichkeit mit jenem ungeheuren geschichtlichen Erdbeben auf, das den Untergang des Imperium Romanum und damit in gewissem Sinne auch der antiken Kultur zur Folge gehabt hat. Jenes Erdbeben hat, soweit unser Urteil reicht, einem großen Fortschritt des Reiches Christi Bahn gemacht. Denn diese antike Kultur stand ihm entgegen, nicht nur vermöge ihrer Mängel, sondern auch vermöge ihrer Vorzüge. Dieser Boden war zu stark durch einen andern, großen und doch unchristlichen Geist durchtränkt, als daß das neue Leben, das von Christus herkam, darin recht hätte gedeihen können. Darum bedeutete der Untergang des Imperium Romanum, das jene Kultur trug, einen Sieg Christi, wie denn wohl gerade sein Geist, in der Tiefe schaffend, jenen Zusammenbruch bewirkt hatte. Aehnlich nun hatte sich in der Neuzeit eine Kultur herangebildet, die zwar nun auf „christlichem" Boden gewachsen war und „christliches" Blut in den Adern hatte, die aber doch auch wieder aufs äußerste verweltlicht und zuletzt beim völligen Gegensatz zu Christus angekommen war. In dieser Kultur nun wirkte allerdings auch der Geist Christi, wollten Kräfte des Gottesreiches vordringen, aber sie blieben gleichsam in der aufgehäuften Masse einer anders gearteten Welt vor dem Ziele stecken. Wir kamen mit all unserem Bestreben dieser Art bis zu einem bestimmten Punkt und nicht mehr weiter. Riesig, bis zum Himmel ragend, unbesieglich, standen widergöttliche Mächte da. So häuften sich an auch im christlichen Denken die Schwierigkeiten und Widerstände. Unsere Wege waren auch da überall zu Ende.

Nun ist dieses Erdbeben gekommen und hat ein Ende gesetzt, aber auch einen neuen Anfang. Schon lange wies alles nach dieser Richtung; darum glauben wir fest an den guten und großen Sinn dieser Wendung, an den Beginn einer neuen Entfaltung des Reiches Christi.

Darum aber gilt für uns mehr als je die Losung: „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen.“ Alle Aufgaben, Fragen, Kämpfe, Gruppierungen erscheinen in neuem Lichte. Es treten jene mehr theoretischen Probleme zurück, die so lange im Vordergrund des christlichen Lebens gestanden sind und dafür erlangen die praktischen überragende und dringliche Bedeutung, vor allem die Zentralfrage nach dem Reiche Gottes, nach seinem Wesen, seinem Kommen, seinem Verhältnis zur Welt und zum Weltreich. Es sind die Fragen, die im Evangelium die Hauptsache sind, und die für das älteste Christentum im Mittelpunkt stehen und die unter allem Schutt der theoretischen und kirchlichen Entartung doch immer die verborgene Triebkraft der christlichen Geschichte gewesen sind. Das ist eine Rückkehr zu Jesus, die aber zugleich, wie jede solche Rückkehr, ein Vorwärtsdringen bedeutet. Diese ganze Bewegung drängt auf ein neues Hervortreten der Wahrheit und Kraft Christi hin, das, wenn die Zeit erfüllt ist, geschehen und die Welt mit neuem Licht und neuer Freude erfüllen und eine Kraft der Erlösung ausgießen wird, die wir jetzt nur ersehnen können. Dieser neuen Erkenntnis und Verwirklichung der Wahrheit Christi entgegen drängt auch all unsere Arbeit, all unsere Hoffnung und Sehnsucht.

Man sieht aber schon jetzt, wie eine neue Lage sich gestaltet. Unsere theologischen und kirchlichen Parteien sind zerrissen, mögen einige Drahtzieher dies Wort haben oder nicht. Ihr sinnloses Wüten beweist, daß sie sich bedroht fühlen. Die neuen Gruppierungen vollziehen sich nach neuen Aufgaben und Kämpfen. Wo ist der Unterschied zwischen „positiven“ und „freisinnigen“ Christen? Der Gewalthaufe der „Positiven“ nimmt zu unserem besonderen Leide alle Losungen eines weltförmig gewordenen Christentums an und wirft damit fort, was das Lebensrecht des „positiven“ Christentums war; aus dem Lager der „Freisinnigen“ aber erheben sich entschlossene Stimmen, die eine Abkehr von dem bisherigen Wege der Kultur und des Christentums fordern. So bilden sich deutlich die neuen Gegensätze, die der neuen Lage entsprechen. Daß diese auch für die bisherige Gestalt der konfessionellen Trennung der Christenheit umwälzende Folgen haben wird, bleibt die Ueberzeugung des Verfassers. Wir gehen einem neuen Katholizismus entgegen, der aber nicht eine Stärkung der römischen Kirche sein wird. Auch über den Bereich des offiziellen Christentums hinaus wird die Krise greifen. „Ich sage euch: es werden Viele kommen von Aufgang und Niedergang und werden mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen im Reiche Gottes, die Söhne des Reiches aber werden hinausgestoßen in die äußerste Finsternis.“ Wir beobachten mit Staunen, wie in dieser Zeit des Abfalls und Unglaubens der „Christen“ unter den „Heiden“ Männer und Frauen herrlicher Art aufstehen, in deren Herzen unter den Schrecken dieser Tage all das aufgebrochen ist, was wir den Glauben an das Reich Gottes und an Christus nennen, und oft schon ertönt zu unserem

freudigen Staunen von ihren Lippen als letztes Bekenntnis das Wort: Christus. Von daher erwarten wir ganz besonders das neue Volk, das die Sache Christi tragen wird. Für das eigentliche Kirchenvolk und seine Führer wird das dann Gericht sein. Daß besonders das elende Pfaffentum, das heute noch die „christliche" Luft vergiftet, eines Tages dieses Gericht finde, gehört zu unseren stärksten Hoffnungen.

5.

Im Angesicht solcher Entwicklungen möchten wir unser Herz recht weit werden lassen, recht empfänglich für Gottes neue Wahrheit und neuen Pfad. Das Wort vom „Umlernen" ist in diesen Zeiten freilich viel mißbraucht worden. Es hieß bei vielen: „den Mantel nach dem Winde drehen." Namentlich unter Theologen scheint die Meinung zu herrschen, Gott sei immer mit den Mächten, die jeweilen den Tag beherrschen, und das nennen sie, er sei „in der Wirklichkeit", und machen mit. Wir meinen mit der Bibel, daß die Aufgabe derer, die mit Gott gehen wollen, gerade in solchen Entscheidungszeiten die entgegengesetzte sei: mit Gott fest gegen Strom und Sturm zu stehen. Aber freilich würden wir uns selbst mißtrauen, wenn wir in einer solchen Zeit nicht auch gelernt hätten. Auch für uns hat sich das Antlitz vieler Dinge verwandelt. Manches, was uns vorher wichtig war, ist uns unwichtig geworden; manche Formen, in die wir vorher etwas von unserer letzten Hoffnung gelegt, sind uns unter den Händen zerbrochen. Manche Gedanken, die vorher für uns im Hintergrund standen, sind in den Vordergrund getreten. Wir sind im Kern unseres Glaubens und Strebens durchaus nicht Andere geworden, aber die Form hat sich geändert. Alle diese Aenderungen aber drängen auf die Eine hin: daß wir stärker und einseitiger als zuvor unsere Kraft und Hoffnung setzen auf das Eine, das not ist, auf das Kommen des Reiches. Von dieser Höhe allein erwarten wir bewußter und geschlossener als je alle Hilfe.

In solchen Gedanken strecken wir noch einmal unsere Hände aus, denen entgegen, die, wenn auch auf anderen Wegen, nach diesem Ziel streben. Uns trennt von ihnen keine Verschiedenheit der Formel und der Form, wenn ihnen dieses Eine angelegen ist und sie an uns spüren, daß es auch das ist, was wir allein wollen. In uns ist das ökumenische Wollen in der Zerrissenheit dieser Tage erst recht stark geworden; wir sehnen uns in all diesem Streit nach Gemeinschaft und Frieden. Ja, wir strecken euch allen, die ihr guten Willens seid, die Hände entgegen. Wie herrlich wäre es, wenn aus dem Zerfall ins Chaos, den wir erlebt haben, nun eine neue, wirkliche Einheit und Gemeinschaft der Geister sich bildete! Auch wir hatten Krieg, überall Krieg, Krieg auch im Höchsten. Es war überall so viel verborgenes Suchen seiner selbst, so viel feines Gift des Egoismus; die Menschen unseres Geschlechtes konnten nirgends mehr recht Gemeinschaft halten — sind

wir nun nicht durch furchtbare Leiden geläutert? Wollen wir, können wir nicht mit dem Frieden beginnen, den wir der Welt wünschen?

Wir rufen es aus der Tiefe des Herzens. Aber es scheint, eine Stimme antworte uns: „Noch ist die Zeit des Friedens nicht, sondern des Schwertes — auch im geistigen Leben!“ Und es ist ja wohl so, daß das Neue, dessen wir harren, nur langsam und in heißem Krieg sich durcharbeiten wird. Uns ahnt, daß vielleicht nach dem Friedensschluß die schwersten Kämpfe erst noch kommen werden. Ja, wir müssen sie sogar wünschen. Wir werden wohl namentlich eine schwere Reaktion auf allen Gebieten am Werke schauen, wie sie bereits jetzt am Werke ist. Eine alte Welt wird noch einmal das Wort bekommen. Die Gegensätze, von denen wir von Anfang an geredet haben, werden sich zuspitzen und so zum Austrag kommen. Daß daraus dann die neue Wahrheit Gottes und des Menschen, die Wahrheit Christi siegreich hervorstrahlen wird, ist uns Glaubensgewißheit.

So werden wir Alle uns von neuem zum Leiden rüsten müssen, zu noch schwererem Leiden. Wir brauchen es wahrhaftig nicht zu suchen; es kommt nur zu sehr von selbst. Alles, was wir billigerweise wünschen dürfen, ist, daß wir imstande seien, fest und fröhlich zu leiden. Die Menschen, die so denken wie wir, sind jetzt eine kleine Minderheit; wir sind Narren und Träumer, sind Geschmähte und Gehöhnte; aber hinter uns kommt die mächtige Flut einer Bewegung, die die ganze Christenheit und die ganze Welt erfassen und verändern wird. Die Leiden dieser Zeit werden nicht wert sein der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Je größer das Leiden sein wird und je höher die Wellen des Widergöttlichen steigen, desto fester wird unsere Gewißheit, daß Großes im Werke ist. Immer wieder tröstet es unser Herz: es sind die Geburtswehen Christi. L. Ragaz.

Unsere Hoffnung auf Christus.

Es eröffnet eine traurige Perspektive, wenn wir sagen müssen, daß je länger der Weltkrieg dauert und je mehr er fortschreitet, desto weniger ein Ende abzusehen sei. Aber es erfüllt sich einmal im Großen das Wort von dem Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses muß gebären. Man hat sich schon bei den endlosen Rüstungen auf den Boden einer gewaltsamen Entscheidung gestellt und hat gestützt auf ungeheure Gewaltmittel den Krieg erklärt. Nun ist diese allseitig organisierte Gewalt in Funktion getreten und hat mit innerer Notwendigkeit die unerhörte Tragik der Gegenwart heraufbeschworen. Die einmal entfesselten Dämonen der Gewalt machen nirgends Halt. Es gibt kein geheiligtes Recht und keine humane Rücksicht mehr, geschweige denn Ritterlichkeit oder Ehrlichkeit. Selbstverständlich gab es das und

noch vieles andere Große bei den Menschen und gibt es noch heute selbst mitten im Kriege, nicht aber im Prinzip und in der Methode der Kriegführung im allgemeinen. Der Krieg erträgt keine Einschränkung durch sittliche Gebote und charakterisiert sich dadurch selbst als etwas Unsittliches. Die namenlosen Leiden der unzählbaren Menschenmassen sind eine ganz logische Folgerung der ins Fabelhafte gesteigerten Gewaltmittel. Die Entvölkerung und Zertrümmerung ganzer volkreicher Ortschaften wird zur notwendigen Maßregel, die ohne Gewissensskrupel vorgenommen wird; die Versenkung großer der Kriegskonterbande dienenden Schiffe wird als ein Gebot der Selbsterhaltung erklärt, das mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ausgeführt wird. Die entsetzlichen Schläge des die halbe Erde umklammernden Kriegsungetüms erfolgen in so rascher und regelmäßiger Wiederholung, daß den Menschen kaum noch Zeit zur Entrüstung über den einzelnen Fall übrig bleibt. Dieselbe wäre auch ganz unlogisch bei denen, welche die Notwendigkeit des Krieges anerkannt haben; er hat eben auch seine Logik und zieht seine ihm eigenen unerbittlichen Konsequenzen: Ganze Völker müssen einfach weichen, wenn sie irgendwie im Wege sind, andere Völker, die sich unabhängig halten möchten, werden mit allen möglichen Mitteln in den Krieg hineingezogen; überall herrscht Unsicherheit und Teuerung und in der allgemeinen Notlage feiern die Geister der Habsucht ihre Triumphe in der Ausbeutung der Schwächeren bis zur Hinschlachtung eines ganzen Volksstammes, der Armenier.

Und noch ist in dem allem kein Ende abzusehen. Das Kriegsungeheuer wächst sich aus und zieht folgerichtig immer weitere Kreise in Mitleidenschaft: Immer neue Mannschaft wird ausgehoben, die Altersgrenze nach oben und unten ausgedehnt, die Wehrpflicht eingeführt, wo sie noch nicht bestund, immer neue Munitionsfabriken werden eingerichtet, neue Kriegsanleihen gemacht. Immer mehr werden die normalen Lebensbedingungen aufgehoben und damit auch die natürlichen Empfindungen in Leidenschaft und Stumpfsinn erstickt und ertötet. Immer größer werden die Soldatenfriedhöfe und Gefangenenlager und immer verzweifelter die Lage der Kämpfenden und Gefangenen. Was muß für all die Notleidenden, abgesehen von den der Krankheit und dem Irrsinn bereits verfallenen, die trostlose Aussicht bedeuten, daß die Machthaber ganz konsequenter Weise alle Friedensgedanken von sich abweisen? Man hat nun einmal den Weg der Gewalt betreten und da ist jedes Nachgeben ein verhängnisvoller Nachteil. Nein — aushalten, durchhalten bis zum letzten Atemzug und Blutstropfen mit dem Willen zum Sieg — das ist die ursprüngliche selbstgewählte Losung und jetzt das unfreiwillige, das unerbittliche Los der in den Krieg verwickelten Völker.

Auch bei den unbeteiligten Völkern ist das ganze Leben und Denken auf den Krieg eingestellt und von ihm beherrscht, unendlich viele geistige und materielle Kräfte müssen demselben zum Opfer fallen. Wir können uns dem nicht entziehen. Wir mögen innerlich uns noch

so sehr dagegen sträuben und öffentlich dagegen protestieren, es kann uns jeder, wenn er will, mit kurzen Worten beweisen, daß solche Opfer gebracht werden müssen, eben, weil Krieg ist, weil die Gewalt herrscht und wir darum auch zur Gewalt greifen müssen. Das ist eine der schlimmsten Konsequenzen des Krieges, daß er alles, was geschieht, aus sich selbst erklärlich macht. Man kann sich eigentlich über nichts mehr wundern, denn es ist ja Krieg, und in ihm findet man immer einen zureichenden Grund auch für die schlimmsten Tatsachen, und wenn nächstens ein Dutzend Eisenbahnzüge voll Irrsinniger die Schweiz passieren werden, so sind das eben Opfer des Krieges, die ein notwendiges Glied in der langen Kausalreihe bilden. Alle diese grauenhaften Einzelheiten bilden eine zusamenhängende Kette im ganzen Verlauf.

Quousque tandem? Der Weltkrieg hat so unermeßliche Dimensionen angenommen, daß jeder der Gegner erklärt, eine endgültig entscheidende Niederlage um jeden Preis verhüten zu müssen, um der schon gebrachten Opfer willen müsse weiter gekämpft werden, und so schafft die bloße Tatsache des Krieges immer neue Kriegsziele, der Krieg bringt neue Verwicklungen und Spannungen und wird selbst wieder Grund zum Krieg: Ein ewiger Kreislauf von Gewalt zu Gewalt! Wo soll das hinführen? Zur allseitigen Erschöpfung? Dann ist „der Weltkrieg die Zerfleischung der zur Führung befähigten Nationen", wie ein deutscher Politiker im Mai 1914 voraussagte, „was im Grunde auf dem Spiel steht, ist die europäische Führung der Menschheit."

Aber, so fragen wir, ist dieses auf Gewalt aufgebaute und durch Gewalt zertrümmerte Europa noch berufen zur Führung der Menschheit? Es liefert ja selbst der ganzen Welt exemplarisch den Beweis, daß solche Gewaltherrschaft den Keim des Untergangs in sich selbst trägt, und es ist nicht der erste Beweis dieser Art.

Das stellt uns vor die furchtbare, tiefgreifende Alternative: Entweder der Gewalt huldigend untergehen oder eine ganz andere Grundlage für das Zusammenleben der Völker suchen und anerkennen. Ein vollständiges Umdenken und Umlernen ist notwendig. Alle die wohlgemeinten Methoden der Christianisierung, Humanisierung und Pazifizierung, wie sie der Reihe nach angewandt wurden, helfen uns nicht, wenn nicht bis in den tiefsten Grund der Lebenselemente eine Wandlung, eine Art Bekehrung der Völker stattfindet. Die Einsicht muß wachsen, daß auf dem bisherigen Boden eine geradlinige Entwicklung zum Frieden unmöglich ist. Es muß in den Fundamenten aller Beziehungen der Menschen und auch der Völker zu einander Etwas anders werden.

Es ist schon ein Stück solcher Einsicht, wenn Dernburg in einer Aeußerung in der Presse betont: „Es ist nicht die Macht, die hinter den Verträgen steht, die ihren Wert bestimmt, sondern die Treue und Gewissenhaftigkeit der Nation, die sie trägt, und so viel man mir dagegen sagen möge, es gibt nur eine Sittlichkeit für die Völker wie für den Einzelnen; es kann nicht sittlich sein für ein Volk, was

ein Einzelner unter Umständen nicht tun darf. Deswegen muß man gerade nach der großen Katastrophe, durch die Europa geht, Treu und Glauben an die Spitze stellen . . . ."

Ein Stück Einsicht — am Ende nur fromme Wünsche? Ja, vielleicht, so weit es sich bloß um einen solchen Ausspruch handelt.

Wir greifen darum über all diese gelegentlichen Stimmen hinaus und finden die notwendige Grundlage in dem mit Christus in die Welt gekommenen Leben, mit ihm hat in der Geschichte eine Macht eingesetzt, die im Stande ist, der Menschheit eine Wendung zu geben. Christus ist der denkbar schärfste Gegensatz zu dem Geist, der jetzt als Weltkrieg Gestalt genommen hat, und wir sehen darum mit Uebergehung aller noch möglichen Zwischenstufen des Werdens, in Christus die Grundzüge, dessen was an Stelle der jetzigen Ordnung oder vielmehr Unordnung treten wird. Je mehr die bisherige Gewaltherrschaft sich austobt und damit als ein Wahn und Trug erkannt wird, desto mehr wird Platz geschaffen für eine andere, bessere Ordnung. Eine fallende Welt weicht der neuen; daß es die Welt Christi sein wird, das ist unsere Hoffnung. Wir haben verschiedene Gründe zur dieser Hoffnung.

Der Hauptgrund liegt in Christus selbst. Es könnte scheinen, als greifen wir mit seinem Namen in die Vergangenheit zurück: das ist nicht richtig, Christus ist von jeher eine kommende Größe gewesen.

Einst haben in Zeiten allergrößter Not und Verwirrung Propheten auf ihn hingewiesen; es waren Zeiten, in denen auch alle Instanzen versagt haben; die Herrscher wollten sehr klug sein, gingen mit List und Gewalt um, die Priester unterstützten dieses Treiben, um sich selbst Sicherheit zu verschaffen, Thron und Altar hatten einen innigen Bund geschlossen, und das Volk ließ sich dadurch blenden und verharrte in stolzem Wahn. Es gab Männer, die den Untergang kommen sahen, aber über alle Katastrophen hinaus ihre Hoffnung auf den kommenden Messias, den Einzigartigen setzten, dem sie noch keinen Namen zu geben vermochten; wo keine Politik und keine Reformation mehr helfen konnte, da wird er mit Gerechtigkeit richten durch den Geist der Weisheit und des Verstandes, den Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn!

Nun ist seiner Zeit dieser Geist in Jesus verkörpert aufgetreten und ist als helles Licht über der Menschheit aufgeleuchtet in schärfstem Gegensatz zu dem von Rom ausgehenden, die Welt beherrschenden Cäsarentum und zu der Priesterherrlichkeit in Jerusalem. Darum der gewaltsame Tod dieses Christus. Alsbald aber erwachte von Neuem die Hoffnung auf den getöteten und doch kommenden Christus. Seine Jünger hätten ganz mit Recht ihren verstorbenen Meister feiern und die Erinnerung an ihn in den Mittelpunkt ihrer Gedanken stellen können. Aber nein, die Erinnerung wird in der ersten Christengemeinde ganz verschlungen von der Hoffnung; was die Jünger von Jesus wußten und überlieferten, wird überboten von dem, was sie von dem

wiederkommenden Christus erwarteten. Sie wollen Jesus nicht nach dem Fleisch, nach der äußeren Gestalt mehr kennen, um nicht gehemmt zu werden in der Vorstellung von der Offenbarung seiner Macht und seines Reiches. Bezeichnend ist das Wort des Paulus: „Wir warten des Heilandes, der unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leib nach der Wirkung, womit er kann alle Dinge ihm untertänig machen." Das ist nicht der Ausdruck eines wehmütigen Rückblickes auf vergangene entschwundene schöne Erfahrungen, sondern eine ganz kräftige, bestimmte Hoffnung auf künftige Ereignisse, auf eine Verklärung leiblicher, irdischer Zustände.

Diese Hoffnung ist in Zeiten des Niederganges immer wieder hervorgetreten und hat die Menschen aus der Verworrenheit herausgeführt, und das ist der andere Grund unserer Hoffnung. In eine solche Zeit sind wir jetzt wieder hineingeraten. Die Verworrenheit ist vielleicht größer als je. Wo man festzustehen glaubte, zeigen sich abgrundtiefe Risse im Boden, Männer denen man blindlings vertraut hatte, werden zu Rätseln; wem soll man sich anvertrauen, wer kann Gerantieen bieten, daß nicht alles ganz verkehrt herauskommt, wo sind die erhaltenden Mächte? Die höchsten Instanzen sind selber in Gefahr und wanken. Es regt sich ein geheimer Zweifel in die Richtigkeit und Vernünftigkeit alles Bestehenden. Wo sind denn nun eigentlich die echten und starken Stützen aller Ordnung? Wir schauen in diesen Zeiten aufgeschreckt aus einer bequemen Gedankenlosigkeit etwas tiefer in das Gefüge des gewaltigen Aufbaues menschlichen Zusammenlebens, wir schauen mit Spannung aus nach den schmalen Kanälen und dünnen Fäden, an denen sich der Warenaustausch vollzieht, und fragen im Stillen, wie lang das alles wohl noch Stand halten werde. Kann es nicht vielleicht noch viel schlimmer kommen, wo ist dann Gesetz und Polizei, wenn einmal jene schwachen Fäden vollends reißen. Ein Pessimist mag das Bild eines unentwirrbaren Knäuels sich würgender Menschen vor Augen halten, wer will es ihm wegwischen.

In solchen Zeiten bekommen wir aber auch einen ganz andern Blick für die Macht, die in Jesus auf den Plan getreten ist, sie ist uns eine Gewähr dafür, daß wir nicht dem Untergang anheimfallen müssen. Wir bekommen wieder Mut zu glauben, daß doch es eine Möglichkeit gibt, dem blinden Spiel der Gewalten zu entrinnen, wir ahnen im „kommenden Christus" eine Macht, die für die Gesamtheit die Bedeutung haben könnte, eine neue Grundlage zu werden.

Es mag doch dem und jenem in heutiger Zeit aufdämmern, daß Jesus mehr bietet als nur einen persönlichen Halt in schwerer Stunde, daß er derjenige ist, der nicht nur unsern Leib verklären, sondern alle Dinge sich untertan machen kann und soll. Alle Dinge bedürfen einer gründlichen Umwandlung im Sinne dessen, der die Gewalt durch Gerechtigkeit ersetzt und den Willen zum Recht stählt und nicht zur Macht.

Wenn einmal die Menschen den Mut finden, sich darauf zu einigen und zu stützen, dann ist Christus wiedergekommen, auch wenn jene Welt dann auch gar nicht christlich heißen sollte.

Wir wissen nicht, wann und wie das geschehen wird, aber eins ist notwendige, heilige Pflicht, Ziel und Richtung im gegenwärtigen Chaos zu suchen und da können keine kleinlichen, schwächlichen Ratschläge und Maßregeln dienen, sondern da kann nur etwas ganz Neues, Großes und Starkes helfen, und das ist für uns der kommende Christus.

L. Stückelberger.

Der heilige Krieg.[1]

„Ich bringe nicht Frieden,
Ich bringe das Schwert."

Meine Zuhörer!

Dem Wunsche vieler von euch nachkommend will ich heute meine Betrachtungen anknüpfen an das furchtbare Weltendrama, dessen Zuschauer oder gar Teilnehmer wir alle sind. Ich sage ausdrücklich: anknüpfen soll meine Rede daran, und nicht soll sie den gegenwärtigen Krieg selbst sich zum Gegenstande wählen, denn ich gestehe offen, daß ich nur mit Abneigung an ein solches Thema herangehen würde. Ich liebe es im allgemeinen nicht, eine Stimme in einem Chor von vielen tausenden zu sein; denn ich habe im Leben die Erfahrung gemacht, daß die Stimme der schlichten Wahrheit sich am wenigsten Gehör und Wirkung verschaffen kann, wenn viele, wenn zu viele durcheinanderrufen; ich habe erfahren, daß aus solcher Vielrederei sich am allerschwersten ein richtiges Urteil bilden und abklären kann. Allerdings — wer vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft steht und redet, der muß gehört werden. Aber wenn der Sprechende sich einen Gegenstand wählt, über den fort und fort von allen Seiten, von Berufenen und Unberufenen geredet und geschrieben wird, dann hat er wenig Aussicht auf Wirkung seines Wortes bei seinen schon übersättigten Zuhörern. Doch auch abgesehen von dieser allgemeinen Erfahrung, verspreche ich mir wenig Gewinn von einer den gegenwärtigen Krieg speziell behandelnden Frage. Um ein Beispiel anzuführen: ihr wißt, daß immer wieder die Frage aufgeworfen wird, wer oder was eigentlich Schuld hat an dieser furchtbaren Tragödie. Ich meine, daß es ziemlich müßig und zwecklos ist, sich darüber zu äußern, zumal in einer Erbauung zu äußern, selbst wenn man eine heil-

[1] Religiöse Rede, verfaßt für die „Freie evangelische Gemeinde" zu Königsberg in Preußen.

same Lehre daraus ziehen könnte. Gesetzt, ich vermöchte das, ich könnte das feine Gewebe einer schlauen Diplomatie und berechnenden Staatskunst klar durchschauen, die über uns das Unglück gebracht haben, ich könnte alle Fäden und Fädchen dieses Gewebes bis zu ihren Ursprüngen verfolgen — was hülfe es jetzt, wo nun einmal das grenzenlose Elend über die Welt hereingebrochen ist? Die Tatsache des entsetzlichen Krieges ist da, und auch der glühendste Friedensfreund muß sich mit dieser Tatsache abfinden und Stellung dazu nehmen, und diese Stellungnahme — ich wiederhole: die Stellungnahme auch des wärmsten Friedensfreundes eines jeden Landes zu dem bereits ausgebrochenen Krieg kann doch keine andere sein als die, daß jeder seinem Volke die Selbsterhaltung wünscht und dazu mithilft, soviel er kann. Wir sind Deutsche, wir fühlen, empfinden, denken, handeln deutsch und wollen unser Deutschtum retten, erhalten und befestigen. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Wenn ich es also auch ablehne, eine Einzelfrage wie diese nach den schuldigen Urhebern oder Ursachen des gegenwärtigen Krieges vor euch zu behandeln, so betone ich dagegen mit Nachdruck dieselbe Frage und will sie zum Vortrag bringen, wenn ich sie allgemeiner fasse: wer ist schuld am Kriege überhaupt, an jedem Kriege also, an dem unseligen Zustand des Menschengeschlechts, der das glückliche Reich des dauernden Völkerfriedens nicht aufkommen läßt? Diese Frage scheint mir von größter Wichtigkeit zu sein, sie ist umfassender als jene andere, und von ihrer richtigen Beantwortung hängt es allein ab, ob die Möglichkeit jemals gegeben ist, den Ausbruch aller künftigen Kriege zu verhindern und den unbewaffneten Völkerfrieden als immerwährenden Zustand herbeizuführen. Und fragst du mich nun, mein lieber Zuhörer, wen ich für den schuldigen Urheber des Krieges überhaupt halte, so antworte ich dir kurz: der Schuldige — bist du. Ueberrascht dich das und fragst du weiter: wie soll ich das verstehen? Wie soll ich einflußlose, schlichte Persönlichkeit Anteil haben an so schrecklichem Blutvergießen? so sage ich: wehe dem, der sich nicht mitschuldig fühlt! An einem Kriege, an seiner bloßen Möglichkeit, an dem ganzen, ihn bedingenden unseligen Weltzustand sind alle mitschuldig, alle, ich nehme keinen aus, mich selber nicht, auch dich nicht. Nun wirst du mich verstehen, wie ich es meine; du verstehst jetzt, daß wir durch unsere schmachvolle Gleichgültigkeit und durch die sträfliche Versäumnis unserer vornehmsten Pflichten die Kriege und überhaupt alles Böse und alles Elend der Welt mitveranlaßt haben und fort und fort mit veranlassen. Ja, meine Freunde, der Krieg ist nicht eine Erscheinung, die vereinzelt, ohne Zusammenhang mit anderen unsittlichen menschlichen Handlungen dasteht, und kann darum auch nicht als vereinzelte Tatsache, losgelöst aus ihrer Umgebung und

losgelöst von ihrer Wurzel beurteilt, erklärt und somit bekämpft werden; der Krieg ist vielmehr eine Folge des ganzen unsittlichen und sündigen Zustandes des Menschengeschlechts, ist eine von den tausend giftigen Früchten der Selbstsucht, jener schrecklichen höllischen Macht, in deren Banden wir alle schmachten, weshalb wir auch alle ohne Ausnahme uns anzuklagen haben, wo immer in Staat und Gesellschaft die Lüge und die Heuchelei, der Haß und die Rachsucht, die Habgier und die Ausbeutung, der Mord und die Zerstörung und die schändlichsten Laster ihr unheimliches Wesen treiben. Haben wir nicht unmittelbar selbst das Verbrechen begangen, so haben wir es mittelbar angestiftet und befördert durch unser sündiges Verhalten. Wer mit kaltem Blute, ohne in tiefste sittliche Entrüstung zu geraten, zusehen kann, wie das Böse in tausend Gestalten Himmel und Erde verwüstet, der ist selber vom Bösen und ein Kind der Verworfenheit.

Wohlan also! Indem wir unsere Fehler erkennen, die Fehler der Geistesstumpfheit, der Feigheit und Willensschwäche, finden wir auch den Weg, das Bessere und Rechte zu tun, finden wir die Mittel, um das grauenvolle Heer der Laster und Verbrechen zu bekämpfen. Ja, ein Kampf ist's, zu dem ich auffordern muß, ein Kampf, wie ihn der Held des Evangeliums selbst geführt und von seinen Anhängern verlangt hat, indem er ausrief: ich bringe nicht den Frieden, ich bringe das Schwert! Ihr wißt aber, meine Zuhörer, welch ein Kampf hier gemeint ist; hervorzuheben ist nur die bedeutungsvolle Tatsache, daß wir den Krieg mit einem Gegenkrieg von anderer Art vernichten müssen, den Krieg, der mit den Waffen dieser Welt geführt wird, bekriegen müssen mit Waffen, an denen kein irdischer, sündiger Staub klebt. Und so muß es denn in der Tat heißen: Krieg gegen Krieg — ein anderes gibt es nicht, und so laßt uns denn angesichts des höchsten Friedensfestes der Christenheit dennoch der ganzen Welt laut und eindringlich zurufen: wir bringen nicht Frieden, wir bringen das Schwert!

Es läßt sich vieles darüber sagen, aber bevor wir uns klar machen, welche Rüstung zu unserem Feldzug wir anzulegen und gegen welche Feinde wir auszuziehen haben, müssen wir noch einen kleinen Strauß ausfechten mit Gegnern, die sich leider in unseren eigenen Reihen finden. Es sind gerade die Leute, die sich Pazifisten nennen, Männer, die in der Friedensbewegung arbeiten, die bisweilen betonen, die Friedensfrage sei keine moralische, sondern eine politische Frage. So ist es von bekannten Führern der Bewegung in Zeitschriften verkündet worden, und immer haben diese Männer auch in diesem Sinne gearbeitet. Aber wie unüberlegt ist das gesprochen! Ich möchte diese Männer fragen: aus welchem Grunde sie denn eigentlich so eifrig sich der Friedensarbeit widmen, und sie werden mir doch antworten müssen: weil wir den Krieg für durchaus verwerflich und ganz unvereinbar mit der sittlichen Würde des Menschen halten. Nun,

schon wenn sie das zugeben, darf ich doch wohl das Problem, dem sie ihre ganze Kraft widmen, ein sittliches nennen. Aber weiter! Sie werden mir entgegenen, daß die Mittel, die sie anzuwenden hätten, um das ihnen vorschwebende Ziel zu erreichen, eben keine moralischen sind oder sein können, denn mit bloßen schönen sittlichen Ermahnungen nach Art der Kanzelredner komme man nie und nimmer weiter. Dergleichen sei ja schon oft geschehen und geschehe immer aufs neue, aber den Völkerfrieden bringe man so nicht zustande, dazu bedürfe es bestimmter positiver Maßnahmen, die eben politischer Art seien. Meine Freunde, in diesem Vorwurf liegt richtiges und falsches durcheinandergemengt, das klar zu sondern nicht schwer fällt. Ich gebe unbedingt zu, daß die Lösung der großen Aufgabe der Völkerversöhnung ein Werk innerer und äußerer Politik sein muß, aber wehe, wenn sie das nur ist, wenn sie nicht zugleich eine Schöpfung unermüdlichen sittlichen Ringens und Arbeitens der ganzen Menschheit ist. Das ist's, worauf es ankommt. Bringt die Moral in die Politik hinein, so daß keine einzige politische Tat mit den ewigen Forderungen des Gewissens und der sittlichen Vernunft in Widerspruch steht, so daß jedes äußere, Staat und Gesellschaft ordnende Gesetz nur eine Anwendung unerschütterlicher sittlicher Grundsätze ist, und ihr habt alles, was ihr zu eurem großen Vorhaben braucht. Verkettet unauflöslich die Moral mit der Politik — damit ist alles ausgesprochen, was sich wie von allen sozialen Aufgaben, so auch von der Aufgabe einer Friedensbewegung überhaupt sagen läßt. Was aber jenen Vorwurf bloß sittlicher Ermahnungen betrifft, so denke ich natürlich nicht daran, es dabei bewenden zu lassen. Ich bringe nicht Frieden, ich bringe das Schwert — heißt das etwa schwächliche Worte machen? Es heißt Taten vollbringen, Taten, zu denen ein ganz anderer Heldenmut und eine andere Kraft gehört, als man auf den mit Blut getränkten Schlachtfeldern zu zeigen hat.

Der eben berührte Punkt vom Verhältnis der Moral zur Politik ist so wichtig, daß ich ihn näher erläutern muß. Ihr wißt, daß man als die hauptsächlichste Ursache des Krieges die menschliche Habgier anzuführen pflegt. Es liegt, sagt man, im materiellen Interesse mancher Menschen, daß der Krieg nicht ausstirbt, sei es, daß er ihren Reichtum oder ihre Macht vermehrt, oder überhaupt ihnen bedeutenden Gewinn bringt und Gelüste ihrer Selbstsucht befriedigt. Das ist ruchlos, aber denkt man denn nicht daran, daß es dieselben unsittlichen Beweggründe sein können, um derentwillen einer den Frieden begehrt und den Krieg bekämpft? Wenn etwa ein reicher Handelsmann erklärt: der Krieg macht mich ärmer, er beraubt mich meiner Güter, deshalb fort mit ihm! so braucht solche Denkweise an sich nicht tadelnswert zu sein. Um aber seine wahre Gesinnung zu erforschen, möge man ihm anstelle seiner bisherigen Beschäftigung die Herstellung von Kriegsmaterialien an-

bieten und die glänzende Aussicht seines Verdienstes eröffnen, die ihm ein Krieg bringt. Willigt er ohne Bedenken ein, dann — Fluch über seine frühere Friedensliebe, da sie eine Lüge war. So kann scheinbar Gutes aus einem bösen Herzen kommen, und daran denken die nicht, die uns glauben machen wollen, die Friedensfrage sei nicht von sittlicher, sondern von politischer Art und Beschaffenheit. Sie wollen Frieden um jeden Preis, dessen bloße Herbeiführung, wie sie meinen, unter allen Umständen eine Kulturerrungenschaft sein müsse. Ich aber sage: Fluch über eine Errungenschaft, wenn für die menschliche Selbstsucht gebar! Freilich, der Mund der Kanonen ist verstummt in diesem sogenannten Friedensreich, aber die Hyänen der Habsucht schleichen nach wie vor umher, den nie gestillten Hunger zu befriedigen. Ist es doch beim Ausbruch vieler Kriege vorgekommen, daß, als der Ruf zu den Waffen erscholl, viele Tausende mit Jubel folgten, nicht etwa aus Begeisterung, sondern weil sie das kleinere Elend auf den Schlachtfeldern für das größere eintauschen wollten, unter dem sie im Frieden ihr Leben lang seufzten.

Doch ich muß mich noch deutlicher erklären, um die Notwendigkeit einer Verbindung von Moral und Politik zu zeigen. Ich erinnere also zunächst daran, wie es mit der Natur der Menschen steht, daß ein großer Teil ihrer Bestrebungen von nur unlauteren Zwecken und der andere Teil vielleicht niemals von ganz reinen Absichten und nur von solchen geleitet wird, und daß das Bemühen aussichtslos ist, sie bis zur Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Wir alle haben zu schwer an der Last der irdischen Existenz zu tragen, wenn es hoch kommt, sind es nur Stunden oder gar Augenblicke am Tage, wo uns der Herzschlag der reinen Kinder Gottes durchzittert, ach, und selbst dies wenige wird nur von Wenigen erlebt und seine Seltenheit schmerzlich empfunden. Taten aber, meine Freunde, Taten, die nur augenblicklichen besseren Regungen ihr Dasein verdanken, sie mögen noch so groß erscheinen, haben keine Aussicht auf dauernden Erfolg, auf dauernde Hebung des menschlichen Gesamtlebens, da sie ja immer wieder abgeschwächt oder sogar vernichtet werden durch das, was unsere Niedrigkeit fortwährend gebiert. So sind wir, die wir doch gut sein wollen, auch selbst wieder der Feind des Guten, die schwankende Seele bringt es bestenfalls nur zu einer mehr oder weniger trüben Mischung von gut und böse auf ihrem Lebens- und Betätigungsgebiet. Bald sind es Spuren von Eitelkeit und Ehrgeiz, bald von Geldsucht, bald von Genußsucht oder ähnlichen Begierden, die alle unsere Handlungen, auch die anscheinend edlen, mit veranlassen und ihnen den Stempel einer niedrigen Herkunft aufdrücken. Und so ist es denn leider wahr, daß wir uns auf die Güte der menschlichen Natur allein nicht verlassen können, wenn wir uns eines der höchsten sittlichen Ziele, die Abschaffung des Krieges und die dauernde

Völkerversöhnung zur Aufgabe machen. Aber diese Erkenntnis einer trauriger Wirklichkeit darf uns doch nicht dazu bewegen, von aller moralischen Einwirkung gänzlich abzusehen und zu ausschließlich politischen Maßnahmen unsere Zuflucht zu nehmen. Das würde ebensowenig helfen, im Gegenteil, wir haben trotz alledem die bessere Natur des Menschen unausgesetzt und mit aller Macht zu bearbeiten und dies sogar als die erste und wichtigste Pflicht anzusehen, und haben dann allerdings nach geeigneten Unterstützungsmitteln auszuschauen, die das als recht und gut erkannte in verschiedenen öffentlichen Einrichtungen verwirklichen und befestigen können und somit die sittliche Kultur des Menschengeschlechts heben und fördern können. Diese Unterstützungsmittel sind die politische Gesetzgebung und ihr Geltungsgebiet ist der Staat. Der Staat, meine Freunde, kann seinem Wesen nach niemals dasselbe sein, was wir Gottesreich nennen, weil er eine Rechtsinstitution ist und seine Gesetzgebung nur eine äußere Zwangsgesetzgebung sein kann, während die freiwillige Erfüllung der Vorschriften zu den Merkmalen des sittlichen Gottesstaates gehört. Wohl aber kann und soll der Staat ein möglichst getreues irdisches Abbild des Gottesreiches sein, und ihn dazu zu machen, so daß nichts in ihm geschieht, was im Gottesreich verboten ist, und seine Rechtsbestimmungen und Gesetze nur ein Ausdruck ewiger göttlicher Gebote sind — das ist unsere Aufgabe. In einem solchen Staate werden niemals alle Menschen sittlich hochstehende Geschöpfe sein, aber das Auge des Gesetzes wacht und zwingt die Menge auch wider ihren Willen zu tun, was der sittliche Geist gebieterisch verlangt. Und erst, wenn es uns einigermaßen geglückt ist, solche Staaten zu haben, dann und nur dann und nur dadurch haben wir die Kultur soweit gesichert, daß der Erdball nicht mehr der Schauplatz verwüstender Kriege sein wird.

Mit dieser Behauptung entferne ich mich von den üblichen Bestrebungen der Friedensbewegung. Ein direktes unmittelbares Hinarbeiten auf den Völkerfrieden, wie die letztere es sich zur Aufgabe macht, ist gar nicht meine Sache, sondern ich fordere ein solches Arbeiten am Baume der menschlichen Gesellschaft, daß an ihm der Völkerfriede als reife Frucht von selbst abfällt. Freilich werden immer auch internationale Vereinbarungen aller Art notwendig sein, aber diese sind nicht einmal die Hauptsache, sondern sie ergeben sich aus dem praktischen Leben der Völker und Staaten untereinander so oder so, nachdem das sichere Fundament in den einzelnen Staaten selbst gelegt ist, und wenn man von der Möglichkeit eines Krieges überhaupt nicht mehr redet. Manche Pazifisten aber machen es umgekehrt: sie wollen durch Einführung völkerrechtlicher Bestimmungen, durch Schiedsgerichte u. s. w. dem Kriege den Todesstoß geben, ohne zu bedenken, daß die Haltbarkeit solcher Verträge eine gewisse Stufe

der sittlichen Reife der Menschheit zur notwendigen Voraussetzung hat. »Sie wollen ein Haus bauen und fangen mit dem Dache an. Niemals kann das große Werk so gelingen, und wenn es je gelungen sein *sollte*, dann — das können wir mit voller Sicherheit behaupten — dann *ist* eben der sittliche Geist soweit zur Alleinherrschaft auf Erden gelangt, daß er und nur er allein neben vielem anderem auch dies vollbracht hat. Nehmen wir aber auch wirklich einmal das Unmögliche an, es könnte durch allerhand äußere Mittel und *nur* durch solche die Entstehung aller Kriege verhindert werden, dann müßte ich diese Errungenschaft für wertlos erklären. Man hat ja die Quelle, aus der die trüben Schlammwässer alle fließen, nicht verstopft, und wenn es gelungen ist, einen von den tausend Armen gewaltsam abzusperren, so teilt sich das Schmutzwasser dieses Armes den anderen mit oder sucht sich gar ein neues Bett zu wühlen. Ja, wie ich bereits sagte, es ist falsch, den Krieg als eine Einzelerscheinung, losgelöst aus der ganzen Masse menschlicher Verirrungen, mit denen er ein zusammenhängendes Ganzes bildet, zu bekämpfen; der Krieg, sagte ich, ist eine Folge des ganzen sündigen Zustandes des Menschengeschlechts, eine von den vielen Gestalten, in denen die Selbstsucht über die Erde verwüstend einherschreitet, diese ist sein Lebensnerv, hier ist die Stelle seiner Verwundbarkeit und seiner Sterblichkeit. Wir haben, streng genommen, gar nichts anderes zu tun, als was wir auch sonst tun müssen, wenn wir uns das sittliche Wirken überhaupt zur Lebensaufgabe machen, wobei es freilich möglich ist, sich auf diesem oder jenem Gebiet vorzugsweise zu betätigen, aber doch niemals ohne das ganze aus dem Auge zu verlieren. Das Reich des Völkerfriedens ist eben zugleich auch das, was wir annäherungsweise als Gottesreich zu bauen suchen; denn ein Friedensreich auf dem Boden der Selbstsucht, inmitten aller menschlichen Verderbnis, das ist ein Unding, eine Unmöglichkeit.

Meine Freunde, so bekämpfet denn zu allererst jene, die zwar die besten Absichten haben, aber mit unvollständigen Mitteln den Völkerfrieden herbeiführen wollen, und macht sie euch zu Freunden, damit ihr mit ihnen vereint gegen die Bösewichte das Schwert ziehen könnt, die als die ersten und gewissenlosesten Urheber des abscheulichen Blutvergießens anzusehen sind. Indem ich euch dazu auffordere, erinnere ich aber nochmals daran, daß ich vom gegenwärtigen Kriege absehe, möge jeder meine Worte nach Belieben auf den heutigen Zustand anwenden. Als die ruchlosesten Urheber des Völkermords aber müssen wir jene finsteren Geldmächte und verwandten Mächte ansehen, die ein eigennütziges Interesse haben, daß das Kriegsfeuer niemals erlischt, und die dasselbe auch in den Zeiten des sogenannten Friedens, nämlich des bewaffneten Friedens, immer ein wenig unterhalten und es zu hellen Flammen anschüren, wenn ihnen Zeit und Umstände dazu geeignet scheinen. Meine

Freunde, daß das gesamte Kriegs- und Rüstungswesen in seiner riesenhaften Ausdehnung unzähligen Menschen Arbeit und Lebensunterhalt gibt, ist selbstverständlich und ist, wie die Dinge nun einmal liegen, an und für sich noch nicht verabscheuenswert, zumal doch auch die Möglichkeit wohl gegeben sein kann, daß ein Volk oder Staat zu seiner Selbstbehauptung, also zu einem Verteidigungskrieg gezwungen wird. Nicht also gegen die vom Kriegswesen lebende und in ihren Grenzen bleibende Erwerbstätigkeit richtet sich mein Wort, sondern gegen jene eben genannten Uebeltäter, die im Kriege und seinem Rüstzeug ein willkommenes Mittel sehen, ihre Macht ins Unermeßliche zu steigern, sei es, daß es die Macht der weltlichen Herrschaft oder die des Geldes und Besitzes oder des Ansehens und des Ruhmes ist, Mächte, die ja alle miteinander im engen Bunde stehen. Wir denken also an die Eroberungs- und Kapitalistenkriege oder an Kriege, die gewissenlose Staatslenker gegen ein friedfertiges Volk anzetteln, dessen aufblühenden Handel, Industrie und Tüchtigkeit sie mit neidischen, eifersüchtigen Blicken betrachten und fürchten und deshalb zu vernichten suchen. Meine Freunde, wir erfahren es ja täglich, wie der selbstsüchtige Mensch kalten Herzens den Nächsten schädigt und zugrunde richtet, aber bis zu welch erschreckendem Grade sich die Unbarmherzigkeit steigern kann, das zeigen diese am ganzen Volke begangenen Verbrechen. Kann es etwas Furchtbareres geben, als die Welt in ein Meer von Blut und Elend zu tauchen aus keinem anderen Grunde als um niedrige Geld- und Machtinteressen zu fördern? Darum wohlan, meine Freunde, ergreifet das Schwert und bringt ihnen und ihren Helfershelfern nicht den Frieden, den sie zu haben wünschen, nämlich den Frieden, der darin besteht, daß man sie in Ruhe leben und genießen läßt und sie in ihrem schändlichen Treiben nicht stört, bringt ihnen nicht diesen Frieden, sondern den Krieg, den sie am meisten hassen und fürchten, nämlich den Krieg, der hinter ihre Schliche kommt, dieselben vor der Welt enthüllt und sie als Bösewichte entlarvt. Ich sage, gegen sie und ihre ebenso ruchlosen Helfershelfer sollt ihr das Schwert ziehen, denn um ihre Absichten ins Werk zu setzen, brauchen sie Bundesgenossen, brauchen und finden sie auch oftmals in einer vom Großkapital beherrschten Politik, zu deren Leitern sie ja selber oft gehören, und finden sie auch bei einer feilen Presse, die sie bestechen, und die nach ihrem Willen lügen und verkünden muß, daß das Wohl des Vaterlandes und die Ehre der Nation einen Krieg erheische. Also wohlan, auf denn zum Krieg gegen alle diese Kriegshetzer; wenn irgend ein Krieg, so ist es dieser, der den Namen eines heiligen Krieges verdient. Entlarvt sie also, an den Pranger, an den Schandpfahl mit ihnen ohne Gnade und ohne Schonung! Stellt sie in ihrer ganzen nackten Abscheulichkeit vor das Auge der Welt und gebt sie der allgemeinen Verachtung preis! Scharf kann das Schwert der Wahrheit sein und scharf sei das eurige! Glaubet

nur ja nicht, daß ihr bei ihnen mit Sanftmut etwas ausrichten könnt, sie würden euch nur verlachen; und glaubt auch nicht, daß Religion und Moral euch die Zermalmung eures Gegners verbieten! Zermalmt muß er werden, denn bessern läßt dieser Feind sich nicht! Wie hat Jesus zu seiner Zeit die Feinde der Wahrheit zerschmettert mit seinem unsterblichen Weheruf, als das Maß seiner Erbitterung und Entrüstung überlief! So laßt auch ihr euch hinreißen vom Orkan der religiösen Leidenschaft, vom Gewittersturm eines heiligen Zornes! So laßt auch ihr euren Weheruf erschallen: Ja, wehe euch, die ihr schuldig seid an soviel vergossenem Menschenblut, schuldig an soviel Wunden und verstümmelten Gliedern, schuldig an dem Jammer sovieler Familien, schuldig an der Entvölkerung der Länder, der Verwüstung der Fluren, dem Brand der Städte, am Hunger und der Teurung! Wehe euch, die ihr eure Bosheit bedeckt mit dem Mantel der Heuchelei und unter dem Vorgeben für die Kultur oder für des Vaterlandes Heil zu handeln hunderttausende harmloser Menschen umgarnt und zu Kindern der Hölle macht! Wehe euch, durch die Jahrhunderte starren die Denkmäler eurer Zerstörung und durch Jahrhunderte hallt euch nach der Fluch der Unzähligen, deren Lebensglück ihr zertreten, deren Herzen ihr gebrochen habt!

So dürft ihr, so sollt ihr sprechen öffentlich und daheim, in Rede und Schrift, in Versammlungen und in Flugblättern, überall wo sich die Gelegenheit bietet. Und habt ihr diesen Krieg geführt, dann fordert zuletzt die Hilfe des Staats, ruft nach Gesetzen! Ich sehe nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte, die Zügellosigkeiten der Hetzpresse durch scharfe Bestimmungen zu verbieten und zur Bestrafung zu ziehen. Und ich sehe auch nicht ein, warum nicht eine solche Neuordnung des Staatswesens geschaffen werden könnte, daß der unbegrenzten Vermehrung des Besitzes ein Halt geboten wird, daß die dunklen Mächte ihr gefährliches Treiben nicht mehr wagen können, und die Lenkung auch der auswärtigen Politik den Männern überlassen wird, denen ausschließlich das Wohl der Gesamtheit am Herzen liegt. Sollten wir niemals dahin gelangen können, daß immer denen, die sich als die Weisesten, Besten und Befähigtsten ihrer Zeit bewährt haben, die Geschicke des Volkes und der Völker anvertraut werden?

Meine Freunde, ich bitte zu beachten, daß ich in diesem Vortrag nicht rede von den Verteidigern des Krieges, jenen zahlreichen Sophisten, die mit den bekannten theoretischen Gründen die Notwendigkeit des Krieges beweisen wollen. Sie sind, wie alle bloßen Theoretiker, ziemlich harmlose Gesellen, um die wir uns hier nicht zu kümmern brauchen, da sie meist nur auf dem Papier gefährlich sind. Nein ich habe hier geredet von den wirklichen Kriegsanstiftern, die durch ihr praktisches Verhalten den fürchterlichen Völkermord tatsächlich verursachen, die für den Krieg Stimmung machen und ihn schließlich zum Ausbruch bringen. Und nun wollte ich, ich könnte meine Rede jetzt schließen, dann könnte ich frohen Herzens endigen

mit der Aussicht auf einen verhältnismäßig schnellen Erfolg eures Kampfes. Denn wenn ihr nur mit den genannten Gegnern zu tun hättet, so stünde es trotz ihrer Gefährlichkeit nicht gar zu schlimm, da ihre Zahl zwar groß genug aber immerhin noch nicht furchterregend groß ist. Aber daß ihr verderblicher Einfluß trotzdem so gewaltig ist und in gar keinem Verhältnis zu ihrer Zahl steht, das ist überaus niederdrückend; denn wie wäre dieser Einfluß möglich, wenn der Widerstand gegen sie stark genug wäre, wenn überhaupt alle, denen daran gelegen ist, den Krieg aus der Welt zu schaffen, mit aller Kraft auch daran arbeiten wollten? Ihr seht, ich komme hiermit zurück auf das, was ich zu Anbeginn sagte, daß wir alle ohne Ausnahme am Kriegszustand schuldig sind. Und so müssen wir denn uns selber strafen wegen unserer traurigen Schwäche und Untätigkeit und uns ernstlich zur Umkehr wenden, was wir nicht besser können, als wenn wir das Schwert ziehen gegen die Uebeltäter und nun auch noch gegen die unübersehbaren Scharen der in träger Gleichgültigkeit Dahinlebenden, die das ungeheure Unglück stumpfsinnig über sich ergehen lassen, obwohl sie immer versichern, daß sie den Krieg von Herzen verabscheuen. Denn ich irre mich doch nicht, ich höre ja, wie es aus allen Ländern der Welt tönt: das Volk (das ist der schöne Sammelname für die Masse der Untertanen) das Volk wolle niemals den Krieg, und wenn erst das Volk soviel Freiheit hätte, um über Krieg und Frieden selber zu entscheiden, dann gäbe es keinen Krieg mehr. Ach wie schlecht kennt dieses Volk sich selbst! Es könnte ja längst diese Macht haben, wenn es wollte, aber es *will* eben nicht, dieser sogenannte Wille des Volks ist eine leere Redensart, ein bloßes schwächliches Wünschen, der wahre Wille ist immer auch *Tat*. So laßt uns auch diese noch mit bitteren scharfen Worten tadeln! Keine Nachsicht mit denen, die immer nur wollen, wollen und nichts vollbringen! Nichts von Schonung will ich wissen, wenn die Trägheit und Willensschwäche so groß ist, daß sie, ohne selbst Verbrechen zu begehen, die Verbrechen anderer fördern und verbreiten hilft! Wohlan! rüttelt sie aus ihrem bleiernen Schlaf und züchtigt sie mit den härtesten Worten solange, bis ihnen das Bewußtsein ihrer Verächtlichkeit endlich auch das Schwert in die Hand drückt! Und führt nicht zu ihrer Entschuldigung an, daß unter den bestehenden Verhältnissen der Volkswille nicht zur Geltung kommen *könne*, weil der Militärdienst, das Rüstungswesen, das Recht der Kriegserklärung u. s. w. durch eine eiserne Gesetzgebung festgelegt sei, die zu durchbrechen ein sehr fragliches Unternehmen sei. Davon rede ich gar nicht, ich fordere nicht zu Gewalttaten auf, die ganz sicherlich ein schlechtes Ende nehmen würden; nur ihrer Menschenwürde sollen sie sich zu allererst bewußt werden und ihren sittlichen Tatwillen in der Gesetzgebung zur Herrschaft bringen soweit es in jedem Zeitalter zu erreichen ist. Dienstpflicht und Rüstungen werden bleiben, solange noch die Möglichkeit besteht, daß ein Staat von dem anderen überfallen wird oder auch nur überfallen zu werden glaubt und zu

seiner Selbsterhaltung die Waffen ergreifen muß. Aufgehoben kann diese Möglichkeit nur dadurch werden, daß jeder Staat zunächst seine innerpolitische Gesetzgebung, in erster Linie die soziale Gesetzgebung, im Sinne der Gerechtigkeit und des Wohlwollens umwandelt und vervollkommnet. Jedem, auch dem geringsten Arbeiter, eine gesicherte und gesunde Existenzmöglichkeit! Eine Regelung des Grundbesitzes und der Preise für alle Gegenstände der Lebenshaltung, die jeder niedrigen Gewinnsucht den Boden entzieht! Und nicht zum wenigsten eine neue, mit völlig neuem Geist erfüllte Schule! Sie muß eine große Erziehungsanstalt des Volkes werden, darin jeder lernt, was er dereinst dem Staate und der menschlichen Gesellschaft für Dienste zu leisten hat:

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Wenn so wiederum Mord und Politik verkettet sind, wenn auf diese Weise jeder Staat in seinen Einrichtungen und Gesetzen den sittlichen Geist verkörpert hat, dann wüßte ich nicht, welchen Grund er noch hätte, einen andern mit Krieg zu überziehen; er wird die Ueberflüssigkeit von Heer und Marine erkennen und die ungeheuren Rüstungskosten für edlere Zwecke verwenden. Eine andere, eine internationale Politik regelt jetzt die Verhältnisse des Völkerverkehrs, ein anderes Recht, das Völkerrecht, schlichtet jetzt die unvermeidlichen Streitigkeiten der Staaten. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen dem Völkerrecht und demjenigen Recht, das nur innerhalb der Grenzen eines Staates Gültigkeit hat. Letzteres hat als wesentliches Merkmal, daß eine höchste richterliche Autorität durch das Mittel der Staatsgewalt seine Bestimmungen und Entscheidungen mit Zwang durchsetzen kann. Dies Merkmal der Erzwingbarkeit durch eine höchste Gewalt fehlt den internationalen Rechtsbestimmungen, weshalb viele Juristen das Völkerrecht überhaupt nicht als einen Teil des Rechts gelten lassen wollen. Ich aber behaupte: das Völkerrecht ist eine höhere Stufe des Rechts, ein Recht, das der äußeren Zwangsmittel nicht mehr bedarf, eben weil der sittliche Geist in ihm so weit zur Alleinherrschaft gelangt ist, daß die beteiligten Staaten sich seinen Entscheidungen freiwillig unterwerfen, freiwillig selbst dann, wenn sie sich durch seine Rechtsprechung benachteiligt fühlen, weil eine solche Unterwerfung unter einen höheren Willen nicht zu ihrer Schande, sondern zu ihrer Ehre gereicht, weil sie erkennen, daß ihr etwaiger Nachteil ein Vorteil für das Gesamtleben der Staaten und der Welt bedeutet. Mögen manche den Träumereien einer internationalen Exekutivgewalt nachjagen, die wiederum in einer Armee bestehen soll — ich wiederhole mit Nachdruck: das Völkerrecht ist eine höhere Stufe des Rechts, das in einer höheren Macht, in der Macht

der Vernunft und Sitte seine unzerbrechliche und dauernde Stütze hat und haben soll! Alle andere bis dahin geleistete Arbeit ist eine Vorarbeit zu diesem erhabenen Ziele, alle andere Arbeit bestand darin, der Moral eine Stütze zu geben durch politische Zwangsgesetzgebung. Nun ist die Verbindung so unauflöslich geworden, daß ein Rückfall nicht mehr zu befürchten ist, und nun umgekehrt der internationalen politischen Gesetzgebung eine Stütze in der Moral gegeben ist.

Das ist der Weg, der zu betreten ist, ein schwerer Kampfweg, und ich behaupte: es gibt keinen anderen! Und weil er so schwer ist und die allergrößte Anstrengung sovieler Kräfte erfordert, werde ich niemals prophetisch verkünden: es wird unter allen Umständen einmal zum Völkerfrieden kommen! Ich kann vernünftigerweise nicht mehr sagen als: Wenn, wenn mit unbeugsamer Willensenergie in der geschilderten Weise gestrebt wird, dann ist die Erreichung des Zieles auch gesichert. Letzteres ist, wie alle sittlichen Güter, vom Willen der Menschen ganz allein abhängig. Es wird zwar auch von pazifistischer Seite behauptet, die Friedensbewegung könne nur einen Prozeß beschleunigen, der auch ohne sie, nur bedeutend langsamer, naturgemäß vor sich gehe und schließlich einmal mit dem Völkerfrieden endigen müsse. Nein, meine Freunde, diese tröstliche Verheißung kann ich euch nicht geben. Sie beruht auf der unklaren Lehre von der Entwicklung, jenem Schlagwort unserer Tage, das man fälschlich aus dem Gebiet des Naturgeschehens in das Gebiet der menschlichen Freiheit, der Kulturarbeit übertragen hat. Alles, alles, was wir Werke der Kultur nennen, selbst diejenigen, die wir nur mit Hilfe der Naturkräfte herstellen können, die gewaltigen Schöpfungen der Technik, sind Taten bewußten menschlichen Fleißes, und was wir gar sittliche Kultur nennen, ist ausschließlich eine Tat des sich selbst bestimmenden sittlichen Willens, eine Frucht der Selbsterziehung und allerschwersten Selbstüberwindung. Das ist allerdings richtig, daß es eine Friedensbewegung nicht gerade notwendig zu geben brauchte, aber nicht deshalb, weil einmal der Völkerfriede als letztes Glied einer Entwicklungsreihe der Menschheit wie ein Geschenk in den Schoß fällt, sondern weil er herauswächst aus der gesamten ethisch-politischen Arbeit — wenn, wenn diese von jedem Volk geleistet wird. Solange die politischen Reiche noch mehr oder weniger in Gegensatz stehen zu dem sittlichen Gottesreich, werden auch noch Kriege die Erde verwüsten; sind sie aber ein Abbild des Gottesstaates geworden, dann ist auch das Kriegsfeuer für immer erloschen.

Also, meine Freunde, etweder — oder! Entweder Gott oder der Mammon, ein Drittes ist unmöglich! Entweder wird der Friede mit heißem Bemühn errungen, oder es bleibt alles beim alten, und die Kriegsfurie wird bis zum letzten Tage auf der Erde rasen! Dies Geschick ist unvermeidlich — ich wiederhole: unvermeidlich! Wem aber wollte das nicht eine tiefernste Mahnung sein? Darum auf zur Arbeit, auf zum heiligen Krieg, der dem unheiligen Krieg ein Ende

machen soll! Lasset euer Feldgeschrei erschallen laut und allerorten, bis schließlich der ganze Erdball davon widerhallt!

„Es ruft, wem Christi Lehre wert:
Nicht bring ich den Frieden, ich bringe das Schwert!"

Dr. Max Friedrichs, Basel.

Der Genossenschaftsgedanke.[1]

Was bedeutet uns der Genossenschaftsgedanke? Was ist's, das uns trotz aller Kritik am heutigen Konsumvereinswesen, trotz allen Enttäuschungen, die uns gerade dort begegnen, nur zu immer überzeugteren Anhängern macht? Warum ist es uns so wichtig, heute, da alles Alte eine schwere Prüfung zu bestehen hat und vieles an ihm dem Untergang bestimmt zu sein scheint, von neuem und immer wieder den Genossenschaftsgedanken auf seine Wahrheit und auf seine Beständigkeit zu prüfen? Ja, er ist uns heute, was er von jeher war: ein Licht, das ins Dunkel der Erde scheint wie ein Gruß aus einer besseren Welt, das doppelt hell erstrahlt, je dunkler die Zeit ist; er ist die Hoffnung, an die sich unsere Herzen klammern. Er verkörpert uns jenen Glauben, der wohl so alt ist, wie der Krieg selbst: den Glauben, daß Kampf und Krieg nicht die einzige und nicht die endgültige Form menschlichen Zusammenlebens sei, daß erst nach der Ueberwindung dieses Kriegszustandes ein Menschheitsleben beginne, ein Leben in Gemeinsamkeit der Arbeit miteinander und füreinander. Dieser Glaube an die eine Herde und den einen Hirten, an ein Reich, da jeder Mensch seinen Wert habe und keiner dem anderen nur als Mittel diene, der Glaube an einen Bruderbund der Völker, das ist der lebendige Inhalt des Christentums, das ist die höchste Höhe, welche die Ethik ersteigt, das ist Kraft und Glut im Sozialismus.

Denn was trieb die Massen, was treibt uns und alle mit einem so innerlichen Zug zum Sozialismus? Gewiß ist er für viele der Erlöser aus drückendster äußerer Not, der Verheißer von besserem Brot für sie und ihre Kinder; aber was die Begeisterung und den Mut zum Opfer verleiht, was Freude giebt, auch wenn die Gegenwart noch kein Hoffen erfüllt, ja, und was sich jetzt in allen Ländern auflehnt gegen das Verhalten der Führer, obgleich es dem momentanen Vorteil recht gut zu dienen scheint, das alles stammt aus einer anderen Quelle, das kommt aus eben jenem Glauben an eine ganz andere Ordnung im Zusammenleben der Menschen und Völker,

---

[1]) Der Vortrag wurde in der Soz. Mitgliedschaft Zürich Ober- und Unterstraß gehalten. Wir möchten ihn gern als einen Beitrag zur Diskussion über die Neuorientierung des Sozialismus betrachtet wissen. Die Red.

an eine Welt, die von innen her erneut ist. Von dort her erhält jedes dunkle und arme Leben seinen Glanz, von dorther jede noch so kleine Arbeit ihren Wert, von dorther wird jedes noch so nutzlos scheinende Opfer bedeutungsvoll, von dorther kam auch der Mut und der fast prophetische Weitblick jener armen englischen Arbeiter, die vor 70 Jahren wieder von neuem versuchten, den Glauben in die Tat umzusetzen: der Weber in Rochdale, die wir als die Begründer unseres heutigen Genossenschaftswesens ansehen.

Denn darauf kommt es doch vor allen Dingen an: unser Glaube mag noch so schön und erhebend sein, er hat doch nur dann wirklich Wert, wenn er sich verwirklichen läßt. Und wie steht es damit? Hat sich der Genossenschaftsgedanke als lebensfähig erwiesen? Oder begegnet er nicht immer wieder fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Müssen wir es nicht alle Tage erleben, daß es nicht geht ohne Streit und Krieg und Konkurrenz? Ja, sollte uns nicht die erschreckende Ohnmacht des Christentums heute nun endlich zeigen, daß unser sozialer Gedanke eben doch nur ein schöner Traum ist? Wollen wir uns nicht lieber damit begnügen, durch den Kampf, der ja nun einmal Losung zu sein scheint, für einen Jeden einen möglichst günstigen Platz an der Sonne zu erobern und im übrigen den Traum von einem ganz andersartigen Leben unter Menschen und Völkern fahren zu lassen?

Das ist die wichtigste Frage, die wir uns beantworten müssen: ist dem Genossenschaftsgedanken die Hoffnung auf Erfüllung beschieden oder nicht? Muß uns z. B. gerade der Weg, den das Christentum genommen, diese Hoffnung erschüttern? Zunächst sei dazu gesagt, daß ich in dem, was wir heute erleben, keinen Zusammenbruch des christlichen Glaubens sehen kann. Zusammengebrochen scheint mir die Form zu sein, in welche dieser Glaube sich kleidete, die aber vielleicht schon längst von ihm verlassen war; zusammengebrochen ist ein System, das aus dem welterobernden und weltumgestaltenden Christentum eine Angelegenheit persönlichen Seelenheiles und jenseitigen Lebens machte, versagt haben die Verkünder, welche sich auf die Seite und in den Dienst der anderen Mächte stellten, genau so wie auch die Verkünder des sozialistischen Gedankens versagt haben. Aber über solchen Zusammenbrüchen und solchem Versagen leuchtet nur um so heller und klarer der eigentliche christliche wie der sozialistische Gedanke, es bricht umso mächtiger der alte Glaube wieder hervor, in dem auch der Genossenschaftsgedanke daheim ist.

Fragen wir aber nun, ob und wie wir diesen Gedanken in die Tat umsetzen können, so kommt es darauf an, welchen Weg wir beschreiten. Wir erkennen, daß es nicht angeht, von dem Willen der Menschen heute einfach ein andersartiges Zusammenleben zu fordern. Wir können auch denen, die unter den heutigen Verhältnissen innerlich leiden, nicht raten, „es eben anders zu machen". Denn nur zu gut

wissen wir, wie die ganzen Verflechtungen des äußeren Lebens alle solchen Bemühungen wieder zunichte machen würden. Es mag z. B. ein Unternehmer ehrlich darunter leiden, daß er seinen Arbeitern nicht den vollen Ertrag zukommen, ihnen nicht ein besseres Auskommen und ein anderes Verhältnis zur Arbeit verschaffen kann, es mag ein Geschäftsinhaber nur mit Widerwillen alle die Kniffe und Praktiken mitmachen, welche die Konkurrenz mit sich bringt, es mag ein Arbeiter mit Schmerz sehen, wie seine Arbeit einem anderen die Verdienstmöglichkeit raubt — sie alle sind trotzdem machtlos gegen das System, gegen diese Fülle von Verkettungen, die sie immer wieder zwingen, so zu handeln, wie sie es nicht wollen. Darum mußte ja mit der Zeit die Forderung Jesu umgedeutet werden; sie schien wohl unerfüllbar in einer Welt, die uns alle zwingt, die nun heute auch die Soldaten zwingt etwas zu tun, wogegen sich sonst ihr tiefstes Empfinden aufgebäumt hätte.

Gewiß, gerade bei den Soldaten kommt es vor, daß sich der eine oder andere vom Gewissen getroffen gegen diesen Zwang auflehnt und alles auf sich nimmt, um Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Wäre aber dies der Weg auch zur Verwirklichung des Genossenschaftsideals? Müssen wir uns nicht sagen, daß ein solcher Entschluß leichter in der gewaltigen Erregtheit und Größe des gegenwärtigen Augenblicks ausgeführt wird, als im gewöhnlichen Alltag, wo dem, der mitten in einer andersartigen Umgebung, als Ausnahmemensch mit einem neuen Leben beginnen wollte, ein mühseliges, ruhmloses und erfolgarmes Dasein als einziger Lohn zu winken scheint?

Ich glaube, daß von einem solchen Menschen, der mit seinem Glauben Ernst machen wollte und sich nicht fürchtete, als „Narr" durch die Welt zu wandern — was manchmal schlimmer sein mag als Tod — ein tiefer Segen ausgehen muß. Aber ich glaube auch, daß sein Weg immer der eines Einsamen sein muß, daß wir auf ihm unseren Genossenschaftsgedanken im Großen nicht verwirklichen können.

Es würden sich dem auch nicht nur die schweren Hindernisse äußerer Art in den Weg stellen, sondern wir würden damit auch einem Widerstand in den Menschen selbst begegnen, und zwar gerade in den wertvollen Menschen mit einem reichen eigenen Innenleben. Wir finden oft bei ihnen ein Widerstreben gegen allzu viel „Genossenschaftlichkeit", eine Scheu, die Menschen könnten einander zu nahe rücken und einander in ihre feinsten und persönlichsten Angelegenheiten hineinreden und hineingreifen. Diese Scheu scheint mir etwas vom Edelsten und Menschlichsten in uns zu sein, und wollten wir die Verwirklichung der Genossenschaftlichkeit am falschen Ende anfangen, so könnten wir nur in einen Fehler verfallen, an dem wir auch heute noch zu leiden haben. Heute sind die Menschen gerade in dem, was individuellstes Besitztum ist, in dem keiner dem

anderen gleicht, „organisiert“; wir haben unsere Bekenntnisgemeinschaften, unsere Kirchen, und quälen einander damit, daß wir etwas regeln und in Gesetze fassen wollen, was sich doch jedem Gesetze entzieht und nur verborgen als höchste Vollendung jeder einzelnen Persönlichkeit aufblühen kann. Soll der schöne Grundgedanke solcher Gemeinschaften — eben die Versinnbildlichung der einen Herde — wieder rein zum Ausdruck kommen, so wird vorher diese Regelung des Unregelbaren aufhören müssen. Und es wird vorher in viel trivialerer und einfacherer Weise eine Gemeinsamkeit der Menschen nicht nur vorgestellt, sondern wirklich geschaffen sein müssen, eine Gemeinsamkeit und eine Regelung nämlich da, wo wir wirklich auf einander angewiesen sind, wo wir als Einzelne nichts sind, und wo heute noch Vereinzelung, Konkurrenz, Kampf und Streit herrscht: in den wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen, in der Beschaffung von notwendigsten Lebensgütern, von Wohnung, Kleidung, Nahrung.

* * *

Darin scheint mir nun das Große unserer modernen Konsumgenossenschaft zu liegen. Sie will, als Ergänzung des Christentums, dessen Forderungen erst wirklich erfüllbar machen, indem sie ihm die Grundlage schafft; sie will mit der Regelung menschlicher Beziehungen nicht dort anfangen, wo es am schwersten ist, sondern dort, wo sich schon heute die Notwendigkeit einer solchen Regelung klar erwiesen hat und wo sich keine unüberwindlich scheinenden Hindernisse in den Weg stellen. Indem sie zunächst in die Verteilung und die Produktion der allernotwendigsten, verbreitetsten und undifferenziertesten Güter eine neue Ordnung einführt, ermöglicht sie sich zugleich einen nur denkbar großen Mitgliederkreis. Das ist nicht nur wichtig für eine umfassende Verwirklichung des Genossenschaftsgedankens, sondern ist auch einfach Lebensbedürfnis für eine Vereinigung, die sich auf den Absatz, auf den Verbrauch von Gütern gründet. Sie kann nur etwas bedeuten, wenn sie viele Menschen umfaßt. Darin liegt ja — wenn ich Bekanntes und Oftgesagtes noch einmal erwähnen darf — der Unterschied zwischen diesen Genossenschaften und solchen, die, ohne vom geregelten Absatz auszugehen, gemeinschaftlich Güter produzieren und auf offenem Markte mit Gewinn verkaufen: diese haben an einer großen Mitgliederzahl kein Interesse, sie bergen aber vor allem die Gefahr in sich, daß der Genossenschaftsgedanke leicht vom Profitinteresse überwuchert wird. Wo dieses vorhanden ist, droht dem Gemeinschaftsleben Gefahr, wo einer am andern Profit macht, ist die Genossenschaft unmöglich. Auch die Konsumvereine tragen einen Rest von Profitwirtschaft an sich, wenn sie an Außenstehende verkaufen, mag man auch immerhin einwenden, daß hier niemand gezwungen ist, außen zu bleiben. Sonst haben sie aber, durch den Rochdaler Modus der Ueberschußverteilung auf den Warenbezug des Mitgliedes, das

Profitmachen in ihrer Mitte wirklich ausgeschaltet. Wenn wir auch gerade den Wert dieser Verteilung der Ueberschüsse noch für sehr umstritten halten, so dürfen wir doch sagen, daß wir im ganzen in der Konsumgenossenschaft einen glücklichen Anfang sehen, wenigstens auf einem Gebiete des menschlichen Zusammenlebens, in der Herstellung und Verteilung der täglichen Bedarfsgüter, Genossenschaftlichkeit, so wie wir sie verstehen und andeuteten, wahr zu machen.

Was ist damit gewonnen? Wir müßten von Marx nichts gelernt haben, wenn wir nicht einsehen wollten, daß damit ein großer Schritt, wenn auch ein erster, getan ist. In den ökonomischen Beziehungen ist damit die Grundlage für eine friedliche Gemeinsamkeit gegeben, für ein höheres geistig-sittliches Leben, das sich nicht willkürlich auf eine ganz anders geartete Grundlage aufbauen läßt, auf eine Wirtschaft, die es immer wieder zu vernichten drohte. Dort muß zuerst Genossenschaft erbaut sein, damit der Geist, den wir ersehnen, darin wohnen könne. So kann die konsumgenossenschaftliche Organisation für den Einzelnen, für das Volk wie für die Menschheit eine unermeßliche Bedeutung haben.

Eine Teilnahme an jedem höheren geistigen Leben ist für den Einzelnen erst recht möglich, wenn die Grundlage seines Daseins, das tägliche Brot, sicher gestellt ist. Zu dieser Sicherstellung verhilft ihm die Genossenschaft, indem sie ihn nicht nur als Konsumenten vor Uebervorteilung schützt, sondern ihm auch als produzierenden Arbeiter Verdienstmöglichkeiten gewährt und verhütet, daß seine gewerkschaftlich erworbenen Verbesserungen wieder verkürzt und vernichtet würden. Nur andeutend möchte ich hier auf die wertvollste Gabe hinweisen, welche die Genossenschaft dem Einzelnen verleiht, der seine Arbeit in ihr findet: die andere Einstellung zu dieser Arbeit, das Verhältnis zu ihr, das so erst ein sittliches und ein schönes werden kann. Ist es nicht überhaupt die Vorbedingung einer Menschengemeinschaft, daß „der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit"?

Wir sahen schon, wie heute alle Versuche, mit Genossenschaftlichkeit Ernst zu machen, sich reiben müssen und zugrunde gehen an der Zerrissenheit des Volkslebens. Die politische Zerrissenheit ist ja eine Folge der wirtschaftlichen; Gemeinschaft in Kommune und Staat ist nicht möglich, wenn Krieg im Wirtschaftsleben herrscht, und erst wenn dort die Abgründe überbrückt sind, wird in der Politik eine fruchtbare Auseinandersetzung von Anschauungen und Meinungen einsetzen können.

Zwei Abgründe sind es vor allem, die das Volksleben heute zerreißen, zwei Gegensätze, die die Genossenschaft überbrücken können muß, wenn sie den Grundgedanken wahr machen will, den wir in ihr sehen. Es sind die Gegensätze zwischen den Produzenten

untereinander wie zwischen ihnen und den Konsumenten, und der Kampf zwischen den Besitzern der Arbeitsmittel, des Kapitals, und denen der Arbeitskraft, zwischen Unternehmer und Arbeiter.

Die Auflösung des ersten Gegensatzes durch die Genossenschaft ist uns besonders geläufig. Sie vollzieht sich durch die neue Orientierung der Wirtschaft von selbst. Indem die Produktion um des Profites willen ersetzt wird durch die Produktion um des Bedarfes willen, indem die Vereinigung der Konsumenten selbst ihre Güter sich herstellt, werden die Zwiespälte aufgehoben. Und wir sehen tatsächlich die Möglichkeit eines friedlichen Ineinandergreifens aller Tätigkeit, wo heute noch ungeregelt Konkurrenz und Uebervorteilung herrschen und alle Beziehungen der Menschen untereinander durch Mißtrauen verderben.

In gleicher Weise wird auch der heute so weit klaffende Riß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter überbrückt. Denn die Genossenschaft umfaßt ihre Mitglieder ja nicht nur als Konsumenten; sie kann diese, sobald sie einmal stark genug ist, auch als arbeitende, produzierende Menschen in geregelte Beziehungen zu einander setzen. Im Arbeiter, der in dem Betriebe schafft, dessen Besitzer er wie die anderen ist, im Beamten, der die Geschäfte des Unternehmens für sich und seine Genossen erledigt, ist jener Gegensatz verschwunden. Und Schritt um Schritt kann auch hier eine Arbeitsgemeinschaft wachsen, die nicht mehr, wie die heutige Scheingemeinschaft der Betriebe, durch Bitterkeit von beiden Seiten vergiftet ist.

Sehen wir nun so für das Volksleben die Möglichkeit vor uns, den Krieg durch friedlichen Wettbewerb zu ersetzen, so ersteht wohl unwillkürlich die Frage, ob das, was für das Volk im Innern gelten kann, nicht auch für die Völker untereinander gilt? Diese Frage brennt uns heute wie keine andere und steht mit ihrer ganzen ungeheuren Bedeutung vor uns. Können wir sie mit einer einfachen und eindeutigen Formulierung beantworten? Aber wenn uns auch die Größe des Problems davon zurückhält, das Eine sollten wir doch immer wieder betonen und können es nicht oft genug tun: wenn von den Grundlagen eines dauernden Friedens die Rede ist, darf die Vergenossenschaftlichung der Wirtschaft nicht vergessen werden. Und gerade da haben wir eine Grundlage, an deren Befestigung wir alle mitarbeiten können, bei der wir nicht nur fordernd oder hoffend an andere herantreten müssen. Wir sind davon überzeugt, daß die vielen inneren und äußeren Gründe, die zum Kriege führen, in der heutigen Form unserer Wirtschaft, eben im Profitkapitalismus, ihren starken Halt haben und daß dort eine der mächtigsten und verzweigtesten Wurzeln des Krieges liegt. Darum zielt ja alle sozialistische Arbeit für den Frieden auf die Abschaffung des Privatkapitals hin.

Die Abschaffung des Privatkapitalismus. Wie sie erreicht werden wird und kann, darüber zu reden ist hier nicht die Aufgabe und ist heute wohl besonders schwer. Das aber kann man sich vielleicht sagen: statt nur auf eine Verstaatlichung reifer Monopolbetriebe zu warten, die ja wohl kommen mag, die aber — je nach unserem Verhalten — im Gewande des Staatssozialismus ein Stück Despotismus bedeuten kann, statt auf einen Zusammenbruch zu warten, der dann vielleicht dem Volke die Herrschaft über das Wirtschaftsleben in die Hand giebt, eine Herrschaft, für die uns die heutige wirtschaftliche Anarchie und Konkurrenz nicht vorbereitet hat, statt dessen arbeite man da, wo man kann, schon heute an der schrittweisen Abschaffung des Kapitals durch die Genossenschaft. Ob und wie das andere kommt, wissen wir nicht; wir wissen aber, daß wir mit einem jeden Franken, der in unsere Genossenschaftskasse statt in irgend eine Geschäftskasse wandert, mit jedem Arbeiter, dem wir im genossenschaftlichen Betriebe Beschäftigung geben können, das Privatkapital schwächen. Auf diese Weise wird es kaltgestellt, ausgehungert.

Bei all dem Gesagten mag uns aber schon ein Bedenken aufgestiegen sein. Nicht das Bedenken, das wir Genossenschaftssozialisten ja immer hören müssen, daß es nämlich mit dieser Sozialisierung der Wirtschaft zu langsam gehe; nicht die anderen Bedenken, ob nicht doch Verstaatlichung daneben hergehen müsse, oder was derlei Einwände mehr sein mögen: sie sind alle wichtig, aber ihre Beantwortung liegt uns heute nicht ob; denn teils hängt diese einfach von unserem eigenen Verhalten ab, teils müssen wir sie späteren Generationen überlassen und dürfen das auch ruhig, wenn wir nur dem einen Bedenken befriedigend entgegentreten können, worin mir unsere ganze Frage zu ruhen scheint: ist es denn wirklich so sicher, daß mit einer solchen Vergenossenschaftlichung der Wirtschaft nun auch das Zusammenleben der Menschen sich einstellen wird, an das wir glauben und nach dem sich das Beste und Edelste in uns sehnt? Immer wieder fühlen wir darin unsere Bestimmung, kann uns die Genossenschaft ihr wirklich näher führen?

Zeigt nicht vielleicht schon ein Blick auf unser heutiges Genossenschaftswesen, daß solch ein Zweifel nicht unberechtigt ist? Und bei einer weiteren Entwicklung, wäre es da nicht möglich, daß aus der Leitung großer Genossenschaftsverbände sich ein neuer Despotismus herausbilden könnte? Können nicht organisierte Konsumenten auch zu Ausbeutern werden? Könnten nicht bestimmte Produzenten- und Angestelltengruppen eine neue Art von Herrschaft für sich zurechtmachen? Und wenn solche Möglichkeiten schon im Innern eines Genossenschaftsverbandes auftauchen, was stellen sich erst für Fragen ein im Hinblick auf das Völkerleben?

Und damit stehen wir nun vor der anderen Gefahr, der wir ausweichen müssen, soll die Verwirklichung unseres Genossenschaftsideals möglich sein: haben wir zuerst gesehen, daß wir diesem Gedanken gewissermaßen einen Körper durch die Gestaltung des Wirtschaftslebens geben müssen, so werden wir nun daran gemahnt, daß dies eben der Körper ist und bleibt, daß wir in ihm nur den Grund sehen dürfen, über dem sich das schöne Bauwerk der Zukunftsmenschheit einst wölben soll; gewiß nicht ohne ihn, aber ebenso gewiß nicht von ungefähr ohne unser Zutun. Die Wirtschaftsgenossenschaft ist das Gefäß für den Gemeinschaftsgeist; notwendig, aber eben doch nur Gefäß, und kann deshalb, lassen wir es leer, auch mit anderem Geist erfüllt werden.

Darum bleibt uns nun als Aufgabe ein Doppeltes: Getreu der Erkenntnis, die wir Marx verdanken, müssen wir am wirtschaftlichen Unterbau der Gesellschaft in Treue Stein um Stein fügen; festhaltend aber am Grundsatz, daß der Geist allein lebendig macht, müssen wir unablässig durch unser persönliches Verhalten, durch unser Zusammenleben mit den anderen dafür sorgen, daß dieser Bau mit einem wahrhaft sozialen Geiste erfüllt werde. Das aber ist kein loses Nebeneinander, sondern harmonisch und befruchtend greift hier eine Aufgabe in die andere ein. Im Rahmen der Genossenschaft ist der beschämende Gegensatz zwischen Lehre und Leben aufgehoben; denn die Pflege des Geistes ist Bedingung für äußeres Wachsen der Gemeinschaft, und je größer diese ist, um so einflußreicher wird ihr Geist sich kund tun.

* * *

Wir haben nun in der Schweiz, wie in den meisten Ländern, ein kräftig entwickeltes und blühendes Konsumgenossenschaftswesen vor uns. In einer Zeit, da so manche Organisationen einen anderen Geist offenbarten, als man in ihnen wähnte, wo wir uns mit Kirchen, Parteien, Gewerkschaften, Frauenorganisationen auf einmal neu auseinandersetzen und ihr Wesen und Verhalten an den Zielen messen müssen, die wir unserem Leben und Arbeiten gesteckt haben, da ist es wohl selbstverständlich zu fragen, ob wir von der Konsumvereinsbewegung, so wie sie heute ist, erwarten dürfen, daß sie uns diesen Zielen näher bringt. Beantworten läßt sich diese Frage heute nicht. Aber wie bei den anderen Bewegungen, so haben wir auch hier die Beantwortung zum größten Teil selbst in der Hand; die Frage nach der Zukunft unserer Genossenschaft richtet sich an unser Aller Willen, nun ganz anders als bisher, vor allem wärmer, lebendiger und gläubiger an die Doppelaufgabe, von der wir sprachen, heranzugehen.

Der äußere Stand der Bewegung berechtigt gewiß zu guter Zuversicht. Die Konsumvereine haben gerade während der Kriegszeit Wichtiges geleistet, mag auch nicht jede Kritik unberechtigt gewesen sein. Ihre Bedeutung ist auch mehr als je anerkannt worden und trotz der großen Schwierigkeiten, die sie heute überwinden müssen, werden sie gewiß durch den Krieg nicht erheblich geschwächt werden; bringt er doch gerade mit Gewalt eine Entwicklung zur wirtschaftlichen Zentralisation in Fluß, die auch die genossenschaftliche Wirtschaftsform fördert.

Wenn also das äußere Bauwerk unserer Bewegung fest und sicher zu sein scheint, so bedeutet das doch nicht, daß wir in dieser Hinsicht keine Aufgaben vorfänden. Das Erste ist natürlich die einfache, selbstverständliche genossenschaftliche Treue, die heute geübt werden muß, um die Organisation nicht doch erschüttern zu lassen. Diese Treue muß gelten, auch wo nicht eitel Freude und Zufriedenheit herrscht, und wir sollten sie bei den Einzelvereinen auch dem Schweizer Verbande gegenüber zu erreichen suchen. Darüber hinaus aber scheint mir hauptsächlich nach drei Richtungen hin ein äußerer Ausbau wichtig zu sein: im Hinblick auf die Eigenproduktion, auf den Erwerb von Grund und Boden und auf die Ansammlung größerer Mengen eigenen zinsfreien Kapitals.

Es ist nach all dem, was über die Bedeutung der Genossenschaft für ein neues menschliches Zusammenleben gesagt wurde, unnötig, die Wichtigkeit dieser Forderungen auseinanderzusetzen. Die wirkliche Befreiung des konsumierenden wie des arbeitenden Menschen, die Ueberbrückung der wirtschaftlichen Gegensätze ist ja erst mit der genossenschaftlich geregelten Produktion möglich. Und davon haben wir hier in der Schweiz noch nicht allzu viel. Sie kann aber nur kommen, wenn jeder Einzelne an seiner Stelle dazu beiträgt. Daß jeder Genossenschafter vor allen anderen Marken die seines Verbandes verlangt, daß er dafür sorgen hilft, sie zu verbessern und immer zufriedenstellender zu machen, das ist die Vorbedingung für die Ausbreitung der Eigenproduktion; und auch diese Vorbedingung ist bei uns noch wenig vorhanden.

Wie die Wurzel aller Unfreiheit, Ungerechtigkeit und Ausbeutung im Privatbesitz an Grund und Boden liegt, so kann die Genossenschaft auch erst so recht Befreiung und Gerechtigkeit bringen, wenn sie dort Fuß faßt. Vielleicht haben wir uns zu sehr daran gewöhnt, hier die Hoffnung und Erwartung einzig auf Staat und Gemeinde zu setzen. Aber auch hier sollten wir selber tun, was in unseren Kräften steht; um so eher wird das andere kommen. Sei es nun durch Bau- und Gartenstadtgenossenschaften, sei es durch Konsumgenossenschaften, die Hauptsache ist, den Grund und Boden wenigstens Stück für Stück aus der Hand des Kapitalismus und der Spekulation zu befreien; und dies eben

nicht nur zu Produktions-, sondern auch zu Wohnzwecken. In einer genossenschaftlichen Wohnkolonie können die wichtigen Fragen des genossenschaftlichen Lebens selbst erst recht in Angriff genommen werden.

Vorbedingung für einen solchen Ausbau unserer Bewegung ist aber der Besitz genossenschaftlichen, und zwar zinsfreien Kapitals, d. h. eine viel weitergehende Stärkung der Reserven. Dem steht nun heute vor allem die fest eingebürgerte Gewohnheit der Ueberschußverteilung im Wege. Mehrere Millionen werden alljährlich in der Schweiz wieder aus den Genossenschaften herausgezogen und in die Hände der Einzelnen gelegt. Aber freilich, wie gern strecken sich diese oft so leeren Hände der kleinen Summe entgegen, und wie schwer wird es halten, hier einige Prozente abzuziehen, ganz zu schweigen von einer Aufhebung der altgewohnten Rückvergütung! Ja, wenn diese Frage auch hin und wieder besprochen wird, so doch nur in der Rücksicht auf die Alternative: entweder niedrigere Preise oder Rückerstattung; aber noch selten wird betont, daß die Genossenschaft, wenn sie die Konkurrenz mit der Kapitalwirtschaft wirklich aufnehmen will, es dieser auch gleich tun und unter Verzicht auf Einzelvorteile das ganze Unternehmen stark und leistungsfähig machen muß. Die ganze Rückvergütungsfrage ist zu vielseitig, um sie hier behandeln zu können; aber sie wird uns gewiß in der näheren Zukunft oft beschäftigen, denn sie ist ungeheuer wichtig. Sie ist es vielleicht auch gerade deshalb, weil sie besonders deutlich zeigt, wie die Bewegung ins Stocken und Stagnieren geraten kann — von möglichen Irrwegen zu schweigen — wenn mit der Stärkung nach außen nicht eine bewußte und unermüdliche Pflege des inneren Lebens in den Organisationen Hand in Hand geht.

Ohne diese sind alle die angedeuteten Aufgaben nicht zu lösen, sie muß unsere erste und angelegentliche Sorge sein. Aber sie ist nicht ganz einfach. Dieser innere Ausbau hinkt heute schon etwas nach und wir haben es dabei nun schon mit ausgedehnten Vereinen, mit großen Menschenmengen zu tun. Auch kommt einem solchen Bestreben die heutige „Neutralität" unserer Genossenschaften nicht gerade entgegen. Es ist einigermaßen schwer, Gemeinsamkeit zu betonen und zu pflegen, wo durch die Fraktionenteilung der Krieg schon im eigenen Hause ist. Und so wenig man annehmen kann, daß eine nur aus Sozialdemokraten bestehende Genossenschaft ohne weiteres eine solche im wahren Sinne des Wortes sein muß, so wenig wird sich doch leugnen lassen, daß unter Menschen mit einem einheitlich auf eine neue und sozialistische Zukunft gerichteten Willen sich genossenschaftliches Leben besser pflegen lassen wird, als bei einem Mitgliederkreis wie wir ihn heute haben. Auch bei dieser Frage muß ich mich heute beschränken und möchte nur das sagen: statt etwa neben den bestehenden nun reine sozial-

demokratische Konsumvereine gründen zu wollen, komme es uns lieber vor allen Dingen darauf an, eben jenen einheitlich auf die Zukunft gerichteten Willen zu wecken. Und solange der in unseren eigenen Reihen noch nicht völlig zur Geltung gekommen ist, haben wir da Aufgaben genug vor uns liegen. Damit sei aber nicht gesagt, daß für unsere genossenschaftliche Betätigung die Konsumvereine das einzige Wirkungsfeld seien.

Sie können hier nur ganz kurz angedeutet werden und es mögen sich neben den hier als Beispiel genannten Möglichkeiten noch ebenso viele andere zeigen. Vor allem sollte durch Veranstaltung häufiger kleiner Zusammenkünfte — am besten vielleicht als sogenannte Verkaufsstellenversammlungen — Gelegenheit zur Aussprache, zur Aufklärung und auch zum Anbringen von Klagen oder Vorschlägen gegeben werden. Ein rechter Genossenschafter fühlt eben das Bedürfnis, nicht nur Bescheid zu wissen, sondern auch seine Wünsche und seine guten Gedanken laut werden zu lassen, und solange man ihm dazu nicht am rechten Ort Gelegenheit giebt, wird er es immer wieder am falschen tun, vorm Ladentisch, in anderen Versammlungen, in Zeitungen. Das gilt für den Schweizerischen Verband wie für die Einzelvereine.

Wenn wir die Genossenschaft zu einem Schutz gegen allerlei Ausbeutung und zu einem Wege zur Freiheit machen wollen, so sollten wir doch wohl auch daran gehen, in ihr und mit ihr einen argen Ausbeuter und Freiheitsberauber zu bekämpfen: den Alkohol. Auch da liegt eine Aufgabe, die wir nur durch unermüdliche Kleinarbeit bewältigen werden.

Schließlich sei noch auf zwei Punkte hingedeutet, die für den inneren Ausbau der Bewegung mir unerläßlich zu sein scheinen: die Angestellten der Genossenschaft sollten auf allerlei Weise so herangezogen werden, daß sie sich weniger als Angestellte und mehr als Genossenschafter fühlen. Daß dabei auf allen Seiten gearbeitet werden muß, ist selbstverständlich; als Frucht der Bemühungen würde sich aber Freude am Beruf, Pflichttreue, gegenseitiges Vertrauen und Entgegenkommen und fürs Ganze ein gesundes Gedeihen einstellen müssen. Die andere Aufgabe scheint heute ihrer Erfüllung schon ein wenig näher gerückt zu sein: es ist die weitergehende Beteiligung der Frau innerhalb der Genossenschaft, die sich einesteils durch ein größeres Maß von Rechten, d. h. durch bessere Vertretung in den Behörden u. s. w., andererseits durch stärkere Heranziehung zu Pflichten und Aufgaben ausdrückt. Mag man der Frau einen größeren Konservatismus, ein geringeres Verständnis für gemeinsame Aufgaben auch mit einem gewissen Rechte vorwerfen, so ergreift sie doch andererseits alles, wofür sie einmal gewonnen ist, mit inniger Hingabe und Begeisterung und kann auch opfern und Großes leisten, wo sie liebt. Sorgen wir dafür, daß sie die Genossenschaft lieben lernen kann.

So wären wir von der größten Fragen, die uns bewegen können, von der Frage nach der Berechtigung und der Grundlage unseres Glaubens, hinuntergestiegen in die kleinen Aufgaben der Alltäglichkeit und so mag sich hie und da der alte Spott vom genossenschaftlichen Kohl und Mehlsack wieder regen. Wir halten ihn für Unrecht. Wollen wir uns ein Bild machen von der äußeren Form eines künftigen sozialen und friedevollen Lebens der Menschen, immer wieder werden wir auf die genossenschaftliche stoßen müssen; warum also sollten wir unsere Kleinarbeit in ihr gering oder alltäglich achten, wo doch dieser Alltag voller Zukunftshoffnung sein darf? Wie kann sie uns verächtlich sein, wenn wir, um sie recht zu erfüllen, den ganzen Menschen und das Feinste und Beste in ihm, einsetzen müssen? Hier sollte uns nie das Gefühl dafür verlassen, was es heißt: Sozialist sein.

Wenn uns aber die Mühseligkeit der Kleinarbeit niederdrücken oder mit Zweifel erfüllen will, so seien wir doch eingedenk, wie eine Mutter ihrem Kinde bei aller Unvollkommenheit und Unart doch unerschöpflich Liebe und Vertrauen schenkt, weil sie die ewige Seele in ihm spürt, die sie heranziehen und veredeln möchte. So sei uns auch immer in der Genossenschaft die große Idee vor Augen, die, wenn auch noch verhüllt, in ihr wohnt und die wir ans Licht bringen sollen. In ihrem Dienste wird unser Leben geadelt und unser Alltag erleuchtet werden. D. Staudinger.

Neujahr.

Der erste Tag im neuen Jahr brach an.
Im Osten stand ein heller Schimmer schon.
Ich lag halb wach, halb schlafend, da und sann —
Da klang's durch's Fenster wie Posaunenton.

„Ein' feste Burg ist unser Gott ..." — es schien
Das starke Lied von Luther, wohlbekannt.
Doch wie ich freudig näher horchte hin,
War's eine Hymne an das Vaterland.

Mit Trommelwirbel zogen sie davon.
Mir aber wurde sonderbar dabei:
So bleibt im neuen Jahr der alte Ton,
Als ob nicht bald genug des Tötens sei?

Ach, warum dämpft ihr noch des Herzens Schrei
Nach Liebe, die vor keiner Schranke hält?
Als ob das Vaterland das höchste sei
Und Liebe nicht das Grundgesetz der Welt?

Nein, nein, nach mehr verlangt die Seele jetzt:
Nur Gott kann uns aus unsrer Not befrein.
Sein Geist allein vollbringts, daß doch zuletzt
Wir wieder alle Brüder können sein. R. P.

Kreuztragung.

Auf, ernstes Lied! Ertön' aus reinem Munde:
„Purpurgeschmückt ist da die Schmerzenstunde.
Die große Stunde, die den Gottmensch reift,
Von Dorn' und Tränen einen Kranz ergreift
Und drückt ihn segnend auf das stille Haupt:
Zur Glorie werde Leid! Du hast geglaubt!
Ertrag' das Kreuz! Triumph! Geweiht! Zum Heil!
Du schreitest auf den Berg, der Berg ist steil,
Dort auf der Höh' nimmt Gott dein Letztes an,
Die Seele ist vollendet — 's ist vollbracht! Getan!"

Otto Volkart.

Rundschau.

Von den Serben. [1]) „Ich habe Euch von Bari aus eine Karte geschrieben, um Euch mitzuteilen, daß ich wieder unter Euch weile; denn es war wirklich eine ganz andere Welt.... Ja, hier bin ich wieder im zivilisierten Land, ich schlafe in einem Bett, esse gutes weißes Brot, esse, soviel ich mag, reise mit dem Zug und treffe jeden Augenblick mit Leuten zusammen, die sauber sind, Stiefel tragen und sehr höflich und liebenswürdig sind. Dies kommt mir sonderbar vor nach unserem Rückzug im letzten Monat, und noch lange werde ich nicht imstande sein, alles, was wir gelitten haben, genau zu beschreiben.

Wir sind 62 Tage auf der Reise gewesen, 32 Tage reisten wir zu Fuß. Zu Fuß durch den Sandschak Novi-Bazar oder Nova-Serba und über die Berge von Montenegro und Albanien, auf Wegen, von deren Schwierigkeit und Schrecknissen wir uns keinen Begriff machen können.

---

[1]) Wir entnehmen die folgenden Aufzeichnungen dem Brief einer russischen Krankenschwester der am 13. Januar im „Journal de Genève" veröffentlicht worden ist. Der Brief wurde auf der Heimkehr von Serbien im Zug zwischen Bari und Neapel geschrieben. Er ist eine furchtbare Predigt über das Thema: „Das ist der Krieg!"

Hätte mir jemand prophezeit, ich würde solches unternehmen können — ich hätte es nimmermehr geglaubt. Ich habe es getan... welch ein Wunder! Der Weg von Ypek nach Podgoritza war ein wahres Golgatha.

Denkt Euch, wir haben eine Nacht neben einem schwindelnden Abgrund auf einem ganz kleinen, abschüssigen Fußpfad zugebracht. Ein Schneesturm wütete; es war unsäglich kalt. Unsere arme Mission drängte sich, Menschen und Tiere, Maultiere und Pferde, dicht zusammen, um ein großes Feuer, das man mit Mühe angezündet hatte. Um uns her die Berge; ihre Schönheit hatte etwas Leidenverheißendes, Unversöhnliches, Grausames; sie schienen diesem armen Häuflein menschlicher Wesen gegenüber von schauerlicher Gleichgültigkeit. Wie es gekommen ist, daß ich nach allem, was ich durchgemacht habe, nicht gestorben oder schwer krank geworden bin, kann ich mir nicht erklären. Die armen Serben starben.

Es gab Tage, an denen man 14 Stunden marschierte, ohne zu essen. Wie hatte man die Kraft dazu? Könnte ich Euch doch erzählen, was ich alles gesehen habe, was ich alles gelitten habe, nicht für mich — ach nein — sondern für diese beherzten, tapferen Serben, für diese Helden! Welch ein Rückzug! Ein ganz naher Feind übt einen furchtbaren Druck aus, und die ganze serbische Armee zieht sich zu Fuß oder in Ochsenwagen zurück. Giebt es im heutigen Krieg ein tragischeres, ein ergreifenderes Bild? Dann kamen die Kälte und der Schnee und, was noch schrecklicher ist, der Hunger. Ich selbst habe oft Soldaten Verbände angelegt, welche zehn bis zwölf Tage ohne irgendwelchen Verband auf ihren Wunden zu haben, marschiert waren und sechs bis sieben Tage kein Krümchen Brot gehabt hatten, und diese Tapferen lächelten, als sie mir dankten und bedauerten so freundlich, daß ich zu Fuß gehen müsse!

Hättet Ihr gesehen, was ich sah, Ihr würdet meine Traurigkeit, meine Bitterkeit den Alliierten und besonders den Russen gegenüber verstehen. Warum haben sie (soweit ich es beurteilen kann) nichts getan, um dieses mutige Volk zu retten? Ich begreife es nicht.

Nie werde ich den Aufbruch von Mitrovitza vergessen. Der Schnee, die eisige Kälte, die weiße, mit Leichen, mit Pferden, Ochsen und — Soldaten bedeckte Straße. Da lagen sie, verlassen, die Opfer dieses unerhörten Krieges. Arme Gefangene verschlangen das rohe Fleisch toter Tiere, und neben ihnen taten Hunde dasselbe. Die armen Soldaten aßen gierig rohen Kohl oder suchten in den Misthaufen nach Knochen. Ein Soldat brach in Schluchzen aus, als ihm eine von uns ein Stück Maisbrot gab, welches er vergeblich zu kauen versuchte. Und die armen Ochsen, diese tapferen Tiere, was haben sie ausgestanden, welch ungeheure Arbeit haben sie verrichtet!

Alles wirbelt durcheinander: Mitleid mit den Menschen, Mitleid mit den Tieren, Mitleid mit uns selbst — ein trauriges Durcheinander. Mein ganzes Leben wird den Stempel dessen tragen, was ich in diesen zwei Monaten gesehen habe.

In Albanien erhoben sich die Arnauten (mohamedanische Albanesen) gegen uns. Ein serbischer Arzt, welchen ich sehr gut gekannt habe, wurde von einer Rotte, welche von den Bergen herunterkam, getötet; eine Krankenpflegerin wurde verstümmelt. Arme Kleine, ich habe sie gesehen, was hat sie ausgestanden! Und dabei immer fliehen, fliehen! Oft nahmen die Bulgaren eine Stadt ein, welche wir zwei Stunden vorher verlassen hatten. Wir flohen, flohen! Und die Flugmaschinen verfolgten uns, Bomben platzten, unser Rückzug war eine wahre Hölle! Wir gingen in Albanien zu Fuß durch Flüsse, deren Wasser uns bis zu den Knieen und höher ging und eiskalt war.

Wir marschierten stundenlang in strömendem Regen, ohne zu essen, und wir sind nicht gestorben und nicht krank geworden. Wir schliefen auf der Erde, in Ställen und waren ganz glücklich, wenn eine Kuh neben uns lag. Das alles ist ein Wunder.

Zuletzt kamen wir nach Skutari, von da nach St-Jean de Medua. Ein amerikanischer Segler sollte die englischen, russischen und französischen Missionen des roten Kreuzes aufnehemen. Aber er kam nicht, und wir sahen der Hungersnot ins Auge. Ein italienisches Transportschiff nahm uns auf. Es war ein gefährliches Unternehmen; aber wir fuhren unter dem Schutz von zwei Torpedozerstörer ab. Die Fahrt war stürmisch. Dann kamen wir in Brindisi an; nun sind unsere Leiden zu Ende, und ich brauche mich nicht mehr vor dem Schnee, dem Regen, den Bomben, den Bulgaren, den Arnauten zu fürchten. Ich kann nur sagen: ich fühle mich gerettet. Aber im Herzen bin ich bei dem Ueberrest dieser tapferen Schar geblieben, und meine Gedanken weilen beständig bei den Serben, bei diesen lieben, grauen Soldaten, bei diesen so armen, aber so tapferen, so guten Menschen.

Wie kommt es, daß man sie im Stich gelassen hat? Warum ist man ihnen nicht zur Zeit zu Hilfe geeilt? Ich werde das nie vergessen noch verstehen können! Ich habe zu viel Tragisches, Fürchterliches, Unvergeßliches gesehen, und es hat sich zu tief, für das ganze Leben, bei mir eingegraben! Von ganzem Herzen, mit ganzer Vernunft und mit einem ganz besonderen, feierlichen Gefühl sage ich: Es lebe das mutige Serbien!

Ich möchte der ganzen Welt laut sagen, daß die Serben ein Geschick erduldet haben, welches sie nicht verdienten. Arme, liebe Serben! Wackere Seelen! Worte können nicht ausdrücken, wie sehr ich sie liebe und schätze! Könnte ich doch etwas für diese Tapferen tun! Könnte ich die Aufmerksamkeit der ganzen

Welt auf sie lenken! Könnte ich ihre Sache führen und die richtigen Worte finden, um ihre Leiden zu beschreiben!

Ich bin in Belgien gewesen und habe dort teilweise den Rückzug von Antwerpen gesehen; ich bin an der Front bei Nieuport, Dünkirchen, Furnes u. s. w. gewesen; ich bin bei den Belgiern gewesen und habe sie gepflegt. Alles ist nichts im Vergleich zu dem, was die Serben erdulden mußten! Ganz anders tragisch, ergreifend, herzzerreißend ist hier das Bild!" M.

Zu den Armeniermetzeleien. Gegen den auch in den Neuen Wegen veröffentlichten Aufruf in der Armeniersache hat ein gewisser Bratter eine Broschüre erscheinen lassen (Die armenische Frage. Berlin, Konkordia-Verlag), worin er den Unterzeichnern vorwirft, sie hätten sich in ihrer Unwissenheit von einer englischen Intrigue einfangen lassen, und die Behauptung aufstellt, die Armenier hätten sich durch ihre revolutionären Bestrebungen selbst ihr Schicksal bereitet und dieses reichlich verdient. Die Schrift ist wohl allen Unterzeichnern zugegangen und auch sonst recht verbreitet worden. Es ist ein Machwerk geringster Qualität und einer ausführlichen Antwort nicht wert. Eine solche ist, soweit sie nötig war, in den politischen Blättern gegeben worden, von besonders gut orientierter Seite in den „Basler Nachrichten". Da wir aber den Aufruf abgedruckt haben, wollen wir zur Sache doch einige Feststellungen machen.

Für die Richtigkeit der in dem Aufruf enthaltenen Darstellung bürgen uns die Männer, von denen er ausgegangen ist. Sie besitzen infolge vieljähriger Arbeit an Ort und Stelle in türkischen und armenischen Dingen ein Wissen, das jedenfalls haushoch über dem des Herrn Bratter steht und die Lauterkeit und gewissenhafte Sachlichkeit ihres Charakters macht ihr Urteil vollends des höchsten Zutrauens wert. Wenn es irgendwo ein unbefangenes Urteil in dieser Sache gibt, so ist es das ihrige. Die Anschuldigung, daß die Unterzeichner des Aufrufs Opfer einer englischen Mache seien, ist zu dumm, um eine Widerlegung zu verdienen. Wenn der Verfasser der Broschüre, der anderen Unwissenheit vorwirft, selbst auch nur ein wenig über die Geschichte der armenischen Frage unterrichtet wäre, dann wüßte er, was für eine gewaltige und von weltpolitischen Motiven jedenfalls gründlich freie Bewegung die Armenierschlächtereien in der Mitte der neunziger Jahre in unserem Volke hervorgerufen haben. Noch heute zittert in uns die Erregung jener Tage nach. Wir sind von der wilden Gemeinheit des Weltkrieges noch nicht so abgestumpft, daß die versuchte Vernichtung ganzer Völker uns gleichgültig geworden wäre.

Herr Bratter hat sich freilich das traurige Geschäft vorgenommen, das Opfer zum Schuldigen zu machen. Er tischt zu diesem Zwecke die alten bösen Fabeln aus der jungtürkischen Lügen-

lüche auf, die längst widerlegt sind. Wie solid seine Methode ist, beweist der Umstand, daß seine Hauptquelle ein offizieller — türkischer Bericht ist! Daneben einige obskure Zeitungsfragmente und angebliche Aeußerungen von Missionaren, als Hauptargument aber eine Verweisung auf die Zukunft: „Es wird bewiesen werden". Für Leute, die nicht die Geschichte fälschen müssen, steht fest, daß die ungeheure Schlächterei von 1895 und 1896 dem politischen System Abdul Hamids entsprang, dem ein unbedeutendes Vorkommnis dafür den willkommenen Anlaß lieferte. Das haben auch in Deutschland nur wenige geleugnet. Ebenso ist es eine allgemein, vor dem Kriege auch in Deutschland, zugestandene Sache, daß das, wenn auch kleinere, so doch immer noch genügend furchtbare Blutbad von Adana von den Jungtürken selbst angestiftet wurde. Und so steht von den neuesten Vorgängen fest, daß von einer geplanten armenischen Erhebung gegen die Türkei keine Rede sein konnte (schon darum nicht, weil die waffenfähigen Männer im Heere waren) und daß es nur in der Gegend von Wan zu einem bewaffneten Widerstand gekommen ist. Daß England an allem die Schuld trägt, ist selbstverständlich; denn an was ist England nicht schuld? In Wirklichkeit ist die englische, wie die amerikanische und die schweizerische Arbeit in Vorderasien gerade durch jene Armenierverfolgungen nötig geworden. Es gab Hunderttausende von Waisen und anderen Opfern zu versorgen. Der von Herrn Bratter bezeichnenderweise mit dem Beiwort „berüchtigt" versehene Dr. Lepsius, ein guter Deutscher, hat aus dem gleichen Grunde seine große Arbeit unternommen. Und endlich sollen die Armenier selbst eigentlich die sein, die die schlimmsten Greuel verübt haben! O böses Lamm, o armer Wolf!

Das traurige Elaborat verdient noch am ehesten als Typus einer bestimmten Art von heutiger Litteratur Beachtung: Verleumdungslitteratur! Und was für einem Zwecke dient es denn? Es soll offenbar Deutschland verteidigen, das mit der Türkei verbündet ist. Ganz unnötige Mühe! Das Bündnis Deutschlands mit den Armeniermördern hat uns zwar immer im Herzen weh getan, aber keinem Menschen fällt es ein, die neuesten wie die früheren Schandtaten an den Armeniern Deutschland zur Last zu legen. Erst wenn Deutschland sie verteidigte, würde es daran mitschuldig. Wir Schweizer haben jedenfalls — das sei wiederholt — in dieser Sache keine politischen Motive. Wie wenig wir von solchen geleitet sind, beweist der Umstand, daß gerade eine Anzahl der Unterzeichner, u. a. der Schreiber dieser Zeilen, in der Burensache aufs leidenschaftlichste gegen England gestanden sind und dies auf jede Weise gezeigt haben. Wenn Herr Bratter uns vorwirft, daß wir damals geschwiegen hätten, so zeigt er wieder nur seine Unwissenheit.

Genug, mehr als genug von diesem Versuch, Mörderhände reinzuwaschen. Menschen, die von unerhörter Not betroffen sind,

auch noch mit Verleumdung zu überhäufen, gehört zum Elendesten, was ein Mensch tun kann. L. R.

Ein amerikanischer Friedensbote. Der amerikanische Millionär und Automobilfabrikant Ford aus Detroit mit seinem Friedensschiff ist in unserm realistischen Europa ein Gegenstand des Gelächters. Es sei auch zugegeben, daß amerikanische Methoden nicht immer Beifall verdienen. Falsch ist aber, wenn man den echten Idealismus verkennt, der solche Menschen wie Ford sehr oft beseelt. Eine liebe einstige Schülerin schreibt uns aus dem Hauptsitz seiner Tätigkeit folgendes:

„Vor 14 Jahren hat Herr Ford in einer ganz kleinen, ärmlichen Werkstatt sein erstes Automobil hergestellt. Heute beschäftigt er allein in Detroit 20,000 Mann in einer einzigen Anlage. Er hat aber im ganzen etwa 50 größere und kleinere Anlagen in Amerika und Europa.

Vor zwei Jahren hat seine Entscheidung, den Minimumlohn auf fünf Dollar zu erhöhen, Freude bei den Angestellten, Neid bei den Nichtangestellten und Haß bei den Kapitalisten hervorgerufen.

Die Idee, die Herrn Ford bestimmt hat, seinen Profit mit seinen Arbeitern zu teilen, ist: jedem Mann zu ermöglichen, ein Leben, das ein Lebens wert ist, zu führen. Er sorgt aber noch weiter für seine Arbeiter. Unter den Männern sind alle Nationen vertreten und viele sind an eine so primitive Lebensweise gewöhnt, daß ein guter Lohn ihnen mehr schädlich als nützlich sein könnte. Er hat daher ein soziologisches Departemeut eingerichtet. Jeder Arbeiter wird besucht und es wird nachgesehen, was für einen Lebenswandel er führt. Auch wird sehr darauf gesehen, daß die Frauen gut behandelt werden. Mit der Anlage ist ein großer Spital verbunden und jeder Arbeiter wird frei verpflegt; wenn er stirbt, so wird für seine Familie gesorgt. Frauen, denen die Männer gestorben sind, werden auch angestellt, sie müssen aber jemand anstellen, der die Kinder besorgt während ihrer Abwesenheit. Eine Ford-Bank ermöglicht den Arbeitern, ihr Geld sicher anzulegen, Advokaten erteilen frei jeden Rat in Gerichtssachen. Wenn einer ein Haus kauft, wird ihm auch jeder erwünschte Rat erteilt. Herr Ford hat verschiedene dem Trunke ergebene Männer auf seine Kosten in Heilanstalten geschickt und sie nachher wieder angestellt.

Wenn ein Arbeiter für eine Arbeit nicht paßt, so wird er überall probiert, bis die passende Arbeit für ihn gefunden wird. Herr Ford hat auch eine vorzügliche Abendschule eingerichtet, besonders zu dem Zwecke, Ausländer englisch zu lehren. Die Methode, die sein Hauptlehrer gebraucht, wird jetzt in der ganzen Stadt angewandt und letzte Woche ist ein Verein gegründet worden von Männern aus andern Städten, die in Abendschulen außerhalb Detroit die gleiche Methode einführen wollen. Wenn ich welche bekomme, werde ich ihnen Ford Broschüren senden.

Herr Ford bezweckt überhaupt nichts anderes als andern zu helfen und darum hat er sich auch entschlossen, den Grundstein zum europäischen Frieden zu legen.

Ich hoffe so sehr, daß die Schweiz Herrn Ford würdig empfängt und ihn versteht, bitte helfen Sie! Ist es nicht die Pflicht eines jeden Menschen das Seine zu tun, um dem Greuel ein Ende zu machen?"

L. R.

Geleitspruch.

Ein Leser, der nichts weniger als ein „Mucker" ist, sendet uns folgenden Spruch:

Christus naht, er sät;
Sein Geist auf Erden weht;
Sein Reich ist nah,
Seine Kraft ist da;
Seid bereit!
Gnadenzeit!

Redaktionelle Mitteilungen.

Wie so viele andern Zeitschriften sehen auch wir uns zu einer kleinen Erhöhung des Abonnementpreises (um 50 Cts.) genötigt. Zwei Gründe haben uns dazu veranlaßt: Einmal ist der Preis des Papiers um etwa 20 % gestiegen; sodann haben wir schon in den letzten Jahrgängen den uns von dem bisherigen Preis vorgeschriebenen Umfang unserer Zeitschrift ganz gewaltig überschritten (im letzten Quartal allein um 50 %) und werden auch künftig schwerlich auf das alte Maß zurückgehen können. Der kleine Aufschlag wird ohnehin unsere Mehrkosten lange nicht wettmachen können.

Wir hoffen, daß kein Leser durch diese notwendige, uns sehr widerwärtige, Maßregel veranlaßt werde, die Neuen Wege aufzugeben.

Im übrigen rechnen wir gerade in der jetzigen Lage auf die treue Hilfe aller unserer Freunde, Hilfe in der Mitarbeit, Hilfe in der Verbreitnng der Zeitschrift. Sie ist unsere gemeinsame Sache und soll es nach unserem Wunsche nur immer mehr werden. Große Arbeit steht vor uns; wir möchten sie in einem immer höheren, freieren, umfassenderen Geiste tun. Aber es sind die Zeiten des Zwiespaltes, der nervösen Ueberspannung, des Zornes und Hasses. Unser Weg ist vom Sturm umtobt. Wer im allgemeinen damit einverstanden ist, daß die Arbeit, die wir tun, weiterhin getan werde, der stehe uns bei. Es gibt zu viele Zuschauer. Probenummern stehen zur Verfügung.

Verdankung.

Für die **Armenier** sind uns zugegangen: Von Ungenannt 10 Fr.; eine in J. erhobene Kollekte 26 Fr.

Druckfehler. In Nr. 12 (1915), S. 591, Z. 5 von unten muß es statt „des Einsenders" heißen: „der Einsender". Es hat uns gerade dieser Druckfehler leid getan.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Die Angst vor Christus.

„Glaubt ihr nicht, so steht ihr nicht."

Man kann sich schwerlich etwas Wahnwitzigeres vorstellen als den Einfall, daß wir heute an unserer eigenen Feigheit zu Grunde gehen. Wie soll man nur diesen Gedanken fassen? Feigheit, da, wo Millionen jeden Augenblick, ohne zu zittern, dem Tod ins Antlitz schauen und die schwersten Opfer als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen! Es ist nur seltsam, daß dieser Einfall bei näherem Zusehen so viel für sich geltend machen kann und so vieles erklärt, das sonst völlig unverständlich bliebe.

Die Angst ist etwas recht Merkwürdiges und kann darum auch sehr merkwürdige Gebilde hervorbringen. Sie tritt ja in der Regel als Hemmung auf, lähmt ihr Opfer und reißt es damit unerbittlich in den Untergang. Aber sie hat sich dazu recht hübsche und vornehme Formen und Verkleidungen auserlesen. Sie erscheint nicht immer als bebende, zitternde Gestalt. Sie kann sehr stramm, schneidig auftreten. Sie kann großtun, sie versteht sich aufs Renommieren und sogar auf noch viel mehr. Sie ist durchaus im Stande, zu einer Art von Mut, sogar von Heldenmut anzuspornen. Aus Angst, ein ganzer Held werden zu müssen, kann man ein halber Held sein.

Was uns so paradox vorkommt, hat in unserer menschlichen Natur, in ihrer natürlichen Feigheit und ihrem Selbsttäuschungsvermögen eine sehr reale Grundlage. Und nun hat das Christentum auch hier das Paradoxe gesteigert und zugespitzt. Wir denken auch an eine bestimmte Art von Feigheit, wenn wir von der Angst reden, die am Untergang unserer Kultur mit schuld ist. Wir meinen eine Angst, die sich sehr wohl mit plumpem Dreinhauen verträgt, die sehr wohl mit der Organisation des Mordes Hand in Hand gehen kann. Sie kann sogar bei dem vorhanden sein, der, voller Verachtung für Haudegenheldentum, mit ganzer Seele nach höheren Formen des Heroismus strebt. Es kann einer nach menschlichen Begriffen jeder Zoll ein Held sein und vor Christus Angst haben.

Die Angst vor Christus. Gewiß etwas sehr Seltsames. Und doch wiederum etwas sehr Natürliches, zu dessen Verständnis nur ein klein bischen Einblick in das Getriebe der menschlichen Seele nötig ist. Freilich nicht in den Mechanismus, der offen am Tage liegt und in unseren Lehrbüchern dargestellt wird. Daß es, seitdem Christus auf der Welt gewesen ist, auch eine Angst vor Christus geben muß, wird sehr rasch jedem einleuchtend sein, der nicht von der Voraussetzung ausgeht, daß der Mensch ein Normalwesen ist, das, mit der Normaldose Mut ausgestattet, nur der normalen Anregung bedarf, um sich zur Normalhöhe des Charakters zu erheben. Und wenn man noch etwas weiter geht und an anderen und noch mehr an sich selber erlebt hat, daß der Mensch ein sehr kleinliches, träges, bequemes Wesen ist, voller Hemmungen und Widerstände gegen alles, was ihn aus seiner Bequemlichkeit und Trägheit herausreißen will, aber dabei voller Künste und Kniffe, ein raffinierter Techniker des Selbstbetruges, so wird man sich gar nicht mehr verwundern, daß die Angst vor Christus da ist, daß sie in der Welt eine solche Rolle spielt.

Ein Wesen, das, wie der Mensch, allen schroffen Forderungen aus dem Wege geht, nicht gern Ernst macht mit dem, was viel verlangt, muß ja vor Christus Angst haben. Denn Christus verlangt, daß man Ernst mache.

Man kann geradezu sagen, daß Christi Erscheinen neue Formen der Angst gezeitigt hat. Er ist Gottes Wagnis mit der Welt. Gott wagt es, eine kleinliche und materiell gesinnte Welt aufzufordern, sie solle sich aufraffen und sein Reich werden. Gott gibt soviel dazu — im Grunde gibt er ja alles — daß man kaum noch sagen darf, er verlange etwas. Aber es braucht doch Entschluß und Entscheidung, von Gott anzunehmen, was nötig ist. Schon darin liegt die Umwertung. Was „normal", offiziell anerkannt ist, bedeutet wenig oder nichts. Wem Gott alles wird, ist die Welt recht wenig. Das Sein wird ihm zur Lüge. Nur im Werden, das er durch den Glauben erfaßt, in dem er durch den Glauben lebt, liegt die Wahrheit. Gott schafft. Der Mensch kann ins Schaffen Gottes hineinwachsen. Er kann es durch Hingabe an Gott, wenn er alles fahren läßt, was ihn hindert, sich von Gott und Gottes Werk tragen zu lassen. Der Strom ist da, der ihn in weite Ferne tragen soll. Aber er muß vom Ufer weg. Was Wunder, daß wir zurückschrecken und uns ängstlich zurückziehen.

Darum die Angst vor Christus. Kein Land hat so energisch mobilisiert und alle waffenfähige Mannschaft an die Grenze geworfen, wie die von Christus in ihrer Ruhe, in ihrer Halbheit bedrohte Welt. Bei keinem hat die Angst so viele Formen angenommen und sich so gut zu verhüllen verstanden. Denn die Angst ist in dem Augenblick gerichtet, da man sie entlarvt.

Was man aus Angst vor Christus getan hat, und was man

getan hat, um diese Angst zu verbergen, ist kein schlechter Gradmesser für seine Größe.

Es ist darum auch kein Wunder, daß diese Angst, das Bestreben, sie los zu werden, oder wenigstens zu betäuben und zu verbergen, an der Entstehung und dem Bestand so vieler geschichtlicher Gebilde beteiligt ist. Man läuft Gefahr, recht wenig von der Geschichte des Christentums, von ihren Verwicklungen und ihren blutigen Tragödien, zu verstehen, wenn man diese Angst nicht unter die welthistorischen Mächte einreiht, die zu diesen Tragödien geführt haben.

Die Kirchengeschichte ist der Kampf zwischen der Angst vor, Christus und dem Mut zu ihm. An Mut hat es sicher nicht gefehlt sonst würde man heute nicht mehr über ihn reden, nicht einmal über die Angst vor ihm. Aber auch die Angst war da. Stets wieder trat sie auf, lähmte, warf sich störend in den Weg, verhinderte die Eroberung der Welt durch Gott. Aus Angst vor dem Bruch mit der Welt, die Christus überwunden und entwertet hat, hat man ganze Teile dieser Welt in das „Christentum" hinübergeschmuggelt und weiter geschleppt: die Gewalt, das Gesetz, ein ganzes Pantheon falscher, vorchristlicher Götter. Aus Angst, es einmal mit Gott zu wagen, mit ihm Ernst zu machen und, nur auf ihn gestützt, den Sprung ins — menschlich gesprochen — Ungewisse zu tun, den Sprung des Glaubens, hat man sich an die Welt geklammert und sie nicht fahren lassen wollen.

Aus Angst vor Christus hat man das Christentum auf äußere Mittel gestützt, hat auf Macht gebaut, sich auf weltliche Organisationen verlassen. „Glaubt ihr nicht, so steht ihr nicht". Daraus hat man: „Steht zuerst fest, und dann könnt ihr erst glauben" gemacht.

Aus Angst vor den Opfern, aus Angst vor der völligen Hingabe, die Christus fordert, damit er die schwankende, unsichere Menschenseele zur völligen Sicherheit erhebe, hat man eine bequeme, ruhige Art der Sicherheit gesucht. Die stolze Freude, es mit Gott zu wagen, und unter Gefahren und Opfern es mit ihm zu halten, ist verdrängt worden. An ihre Stelle ist das Gefühl der Ruhe getreten, nachdem man seinen Namen in die Register einer großen Versicherungsgesellschaft eingetragen, und die bescheidenen Prämien richtig und pünktlich entrichtet hat. Aus Angst ist das Christentum auf die traurige Stufe einer großen Assekuranzagentur gegen etwaige Diesseits- und Jenseitsschäden geworden, aber nicht aus Angst vor der Welt und ihren Gefahren, sondern aus Angst vor Christus selber. Wir beachten dies viel zu wenig und erschweren uns damit das Verständnis für die ganze Entwicklung seit Christi Erscheinen.

Wir sind freilich zu entschuldigen, wenn wir es tun. Der Mensch ist das feigste Tier. Aber er ist auch das Tier, dem die wunderbarsten Mittel gegeben worden sind, um seine Feigheit zu verbergen. Wir schämen uns, feig zu sein. Darum heucheln wir, schwindeln wir, mogeln wir sogar mit einem Scheinheroismus, all dies, um nicht zuzugeben: „Wir sind

feig". Darum ist die Angst vor Christus, menschlich gesprochen, auch eine schöpferische Kraft gewesen. Sie hat das erfinderischste Wesen angespornt, zu bauen, zu rüsten, Organisationen zu schaffen, die ihn vor dem großen Gespenst schützen müssen. Was ist da für eine eifrige, fieberhafte Arbeit geleistet worden, die alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit umfaßt, die Theorie wie die Praxis, die Lehre wie das Tun, die private Erbauung wie die kollektiven Handlungen. Aus Angst, mit Christus Ernst zu machen, haben wir über ihn geschrieben, gelehrt, gepredigt, „christliche" Organisationen gegründet.

Wir mögen hinblicken, wo wir wollen, uns alles ansehen, was die Christenheit tut, um ihre Stellung zur Welt genau festzulegen und abzugrenzen. Ueberall schleicht sich diese unheimliche Angst ein. Sie ist mitschuldig an den traurigen Kompromissen, die man mit den Organisationen der Gewalt geschlossen hat. Es ist viel weniger der brutale Machtwille des Staates, als der Kleinmut vor dem eigenen Ideal, die die Kirche zu ihrer traurigen Abhängigkeit vom Staat geführt und zum rhetorischen Anhängsel der politischen Macht werden ließ. Die Kirche hat dann dafür gesorgt, daß die Angst nicht mehr aus der Christenheit verschwand. Das Mißtrauen gegen alles Absolute, Schroffe, das Mißtrauen gegen Gottes Forderungen, die Angst vor Gottes wahrem Wesen hat sie zum Normaltypus gestempelt. Sie ist die chronische Angstneurose des Christentums. Sie hat es auch glänzend verstanden, die Rechtfertigung zu liefern. Sie ist nicht nur die chronische Form, sondern auch die Apologie der Angst. Sie weiß der Flucht vor Christus schöne Namen zu geben. Man flieht vor dem ganzen, wahren Christus, der jetzt noch lebt, gibt, fordert, man flüchtet sich in die Vergangenheit oder in die Abstraktion, aber diese Flucht trägt vornehme Titel. Sie gehört zur Historie, zur Wissenschaft, zur Theologie. Sie stellt sich unter ihren Schutz. Wer soll da noch etwas von Angst wittern, wer wagt es noch, einen Verdacht zu hegen? Ketzer ist ja jeder, der aus der Angst heraus will. Ketzer, wer diese amtlich beglaubigte, lahme, ängstliche Form des Christentum verachtet und bekämpft. Ketzer, wer wieder Mut predigt, Mut zu Christus.

Ein weiterer Beweis, wie sehr die Angst alles zu verseuchen versteht, sind auch die Reformationen der Christenheit. Es ist ja nicht bei den Angstgebilden geblieben. Der Mut flammt zeitweise empor. Aber es ist seltsam zu sehen, wie auch noch in diesen Reaktionen die diabolische Macht steckt, gegen die man sich aufbäumt. Hat sich nicht nach dem heldenmütigen Ansatz unserer so mutigen Reformation die Angst wieder eingeschlichen? Warum bleibt auch sie auf halbem Wege stehen? Warum begnügt sie sich mit einer auf die Dauer völlig unerträglichen Stellung zur Welt und ihren Gewalten? Warum bequemt sie sich zu einer Teilung der Herrschaft, und läßt sie das Prinzip der völligen Gottesherrschaft wieder fahren? Und warum hat sie damit das Christentum wieder zu etwas Kleinmütigem, Schwächlichem machen helfen, zu etwas, das über Gott räsoniert, disputiert, zu etwas, das

nicht den kühnen Eroberzug hat, das nicht mehr die ganze Welt Gott unterstellen will?

Warum bei unseren modernen Bestrebungen, auch bei dem, was wir jetzt tun, um eine entschiedene Stellung einzunehmen, zu Christus zurückzukehren, noch wie eine Scheu, einmal ganz einfach und unmittelbar den Kontakt zwischen unserem kleinen Ich und Christus herzustellen? Warum immer wieder ein Umweg, immer wieder etwas über ihn, irgend etwas nicht ganz Unmittelbares, ein Schema, etwas, das eine Zwischenstufe, ein vermittelndes Werkzeug ist, etwas, das es uns erspart, mit dieser einfachen, großen Welt in Berührung zu kommen und uns direkt davon anspornen zu lassen? Spüren wir es nicht heute noch? Leiden wir nicht heute noch darunter?

So ist die Christenheit bis auf den heutigen Tag eine bewegte Kampfgeschichte. Angst und Mut streiten sich um die Vorherrschaft. Und damit steht die Welt, die sich zu Christo bekennt, unter einem Fluch. Die Angst macht kleinlich, unsicher; sie führt zur Vergötterung der äußeren Autorität. Sie macht gemein und brutal, sie führt durch eine ganze Skala von Umstellungen zur Lüge und Fälschung. Aus Angst ist die Christenheit zur Lügnerin geworden, und ist die große Fälschung der Gedanken des Meisters. Halbheit, Feigheit gehören zu den Hauptursachen ihrer Katastrophen. Es ist ein Gesetz, daß das Leben sich furchtbar rächt, wenn man es unterdrückt. Es lebt weiter, mit seiner ganzen Wucht, freilich in der Form des Unterganges für den, der es zu beschneiden suchte nnd am ihm gefrevelt hat. Das Christentum ist die höchste Form des Lebens, im Grunde das einzig wahre Leben. Ist es so seltsam, daß es die erschütterndsten Beispiele für den Untergang aller ängstlichen Versuche gibt, das Leben zu entwerten?

Uns scheint, von hier aus falle auf die ganze gegenwärtige Krise ein besonderes Licht. Sie ist eine religiöse Krise. Wir können noch weiter gehen. Sie ist eine der wesentlichen Episoden der Geschichte, zu der Gott den Anfang machte, als er vor neunzehnhundert Jahren die Menschheit zum Wagnis aufforderte und damit auch die Reaktion der Angst wachrief. Noch genauer gesagt, sie ist der Untergang einer Kultur, die nicht den Mut zu Christus gefunden hat, und trotz ihres Kriegsheroismus, trotz ihrer Kanonen, trotz ihrer heldenmütigen Opfer, trotz ihrer so standhaft ertragenen Leiden, trotz ihrer Märtyrer und wahren Helden, an der Feigheit zu grunde geht.

Aber es gehört zum tiefsten Wesen der heutigen Krise, daß die Angstgebilde nun so recht in ihrem eigenen Charakter hervortreten. Sie können sich nicht mehr verhüllen. Es brauchte diesen Zusammenbruch einer Kultur, die aus Furcht vor den tiefsten, reinsten Grundlagen des Gemeinschaftslebens sich auf äußere Stützen, auf Gewalt verlassen hat, damit die ganze Kläglichkeit solcher Lebensformen offenbar werde. Wir erleben den Bankerott des Mißtrauens, des Mißtrauens gegen Gott und seine Art zu schaffen. Es zerfleischt sich nun selber.

Schon jetzt nehmen wir deutliche Symptome davon wahr. Die Angst hat vor sich selber Angst. Sie sieht, wozu sie führt. Sie wird freilich noch lügen, schwindeln und täuschen wollen. Aber nichts kann verhindern, daß sie sich damit selber richtet.

Und nun heißt es: Was weiter? Sicher ist der Untergang der Angstgebilde. Alles andere völlig unsicher, bis auf eines. Daß nun der Weg zum Mut offen steht. Offen, frei, mit einer warmen, herzlichen Einladung Gottes, ihn zu betreten. Freilich ohne Zwang, es zu tun. Zum Mut zwingt uns Gott nicht. Sonst hätten wir nicht so Angst vor ihm. Der beste Beweis, wie sehr er dem Wagnis den Charakter eines Wagnisses hat erhalten wollen, ist, daß er uns die volle Freiheit läßt, uns zurückzuziehen, zu ducken, zu sträuben, uns zu verpuppen. Freilich läßt er uns auch bisweilen sehen, wozu es führt. Wer Augen hat, kann es nun sehen. Das andere ist dann unsere Sache.

Werden wir es nun weiter mit der Angst probieren? Oder wird sich etwa aus dem Untergang eine Welt, in deren Beben und Zittern, in deren Todesröcheln — und nicht weniger in deren wilden Kriegsrufen und Todesmut — wir das Bekenntnis vernehmen: Wir sind feig, kleinlich gewesen, eine neue Art des Mutes erheben?

Mut zu Christus ist nun unsere Aufgabe. Wir möchten Aufgabe unterstreichen. Denn wir meinen nicht, sie sei leicht. Sie ist ein schweres Ringen, ein innerer Kampf. Sie ist etwas, das nun jeder ganz persönlich übernehmen soll, mit der Gesinnung des Zöllners, nicht mit der des Pharisäers.

Sie ist etwas so Schweres, daß wir verzweifeln würden, wenn wir nicht wüßten, daß hinter der Angst vor Christus und dem Mut zu Christus, Christus selber steht. Zum Mut zu ihm gibt er selber Mut. Man muß nur einsehen, daß man ihn selber dazu nötig hat. Man muß vor allem sich seiner Angst schämen lernen. Wie viel näher den wahren Formen des Heroismus ist jetzt, wer sich seiner Feigheit schämt als wer sie mit schönem Namen verdeckt! Die Feigheit ist unsere Sünde. So beten wir denn „Gott sei uns Sündern gnädig". Dann wird die Angst schon von uns weichen. Gott gibt uns alles. Sogar den Mut, wenn wir ihn von ihm erbitten. J. Matthieu.

Arbeiterbewegung und Arbeiterbildung.[1]

Sie haben mich durch Ihre Beauftragten gebeten, zu Ihnen über den Zusammenhang von Arbeiterbewegung und Arbeiterbildung zu reden und ich habe Ihnen willfahrt, einmal, um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen, sodann, weil die Sache selbst mich aufs stärkste

[1]) Dieser Vortrag wurde diesen Winter in der Arbeiterunion Winterthur und der sozialdemokratischen Mitgliedschaft Zürich Ober- und Unterstraß gehalten.

interessiert und für mich Gegenstand vielen Nachdenkens gewesen ist. Nachträglich aber sind mir allerlei Bedenken gekommen, die ich zuerst aussprechen muß, um für meine Rede die nötige innere Freiheit zu bekommen. Ich muß es umsomehr tun, als ich annehme, daß diese Bedenken auch bei Ihnen vorhanden sind. Sie fragen wohl wie ich selbst: „Wer bist du, daß du über diese Sache sprechen willst? Kennst du denn den Arbeiter genügend? Bist du neben ihm einmal als Mitarbeiter in der Werkstatt gestanden? Hast du als sein Berater täglich mit ihm verkehrt, seine Bedürfnisse, seine Fehler, seine Vorzüge kennen gelernt? Weißt du, wie es in seiner Seele aussieht, was dort gärt an Not und Sehnsucht? Wenn das nicht der Fall ist, dann weißt du auch nicht, wo seine Bildung einzusetzen hat. Denn alle Arbeit muß doch zuerst den Stoff kennen, womit sie zu tun hat."

Was antworte ich Ihnen und mir auf diese Frage?

Ich antworte: Sie müssen von mir nicht verlangen, was ich nicht geben kann und dafür das, was ich geben kann, freundlich annehmen. Ich kenne den Arbeiter nicht so, wie ihn der Mitarbeiter oder Gewerkschaftsbeamte kennt. Darum will ich auch nicht zu bieten versuchen, was nur dieser bieten könnte, sondern das, was in meinem eigenen Garten gewachsen ist: einige allgemeine Gedanken über Arbeiterbewegung und Arbeiterbildung, wie sie mir aus jahrzehntelangem Ringen mit dem sozialen Problem und innigstem Zusammenhang mit der Arbeitersache erwachsen sind. Ein wenig Vollmacht mag mir dazu der Umstand geben, daß Erziehungsarbeit mein Beruf stets vorwiegend gewesen und heute ganz und gar geworden ist. Wollen Sie mich in diesem Sinne freundlich hören und auch scharf klingende Worte und ketzerische Gedanken nur aus der Liebe und Sorge für unsere große gemeinsame Sache erklären, nicht aus irgend welcher Parteistellung oder aus irgend welchen Hintergedanken, was beides mir ganz ferne liegt.

1.

Wenn wir heute von Arbeiterbildung reden, so hat das einen ganz besonderen Sinn. Das Thema gehört zu der ganzen Krise, worin die Arbeiterbewegung, ja sogar der Sozialismus selbst geraten ist. Nur im Zusammenhang damit kann es recht verstanden und behandelt werden. Auch die Arbeiterbildung ist in einer schweren Krise begriffen. Wenn wir diese verstehen wollen, müssen wir einen Blick werfen auf das, was bisher darin getan und erlebt worden ist.

Das ist nun zunächst die Geschichte einer ungeheuren Leistung, ein Stück, und zwar ein besonders wichtiges, der Erlösungsgeschichte des modernen Proletariats. Zwei oder drei Stadien, scheint mir, hat diese Geschichte bisher ganz oder teilweise durchgemacht.

Das erste Stadium möchte ich das der Verkündigung nennen. In kirchlichen Kreisen würde man dafür das Wort „Evangelisation" brauchen. Es zogen die Apostel des Sozialismus aus und

verkündigten dem Volk, das im Dunkel saß, die Botschaft vom nahen Heil. Dieses Volk war eben das moderne Proletariat. Es war das Volk der Enterbten. Enterbt war es in jedem Sinn, vom materiellsten bis zum geistigsten. Es hatte nicht nur kein Eigentum mehr, kein Land, kein Haus, kein Werkzeug und keine eigene Arbeit, es hatte auch keine Kultur mehr. Denn die in der übrigen Gesellschaft — der bürgerlichen und bis zu einem gewissen Grade der bäuerlichen — vorhandene wirkliche oder scheinbare Kultur war für es nicht vorhanden, oder, was das Gleiche bedeutet, nicht brauchbar; Kunst, Sittlichkeit, Religion waren ihm verloren gegangen. Dazu die Arbeit, das heißt, eine solche Arbeit, die wirklich die eigene ist, die Seele hat, weil man die Seele hineinlegen kann, die die gesunde und Segen ausströmende Grundlage unseres Lebens ist. Ja, es war ganz enterbt, es war grenzenlos arm geworden. Eine seltsame, furchtbare, tragische Erscheinung: mitten in einer Zeit, die sich in ihrem Kulturreichtum spiegelte, die wirklich auch in vieler Hinsicht reich war, dieses große Volk, das plötzlich in die Anfänge der Kultur zurückgeworfen war, dieses Volk der Barbaren, aber nicht ein Volk mit der Freiheit und Naturfrische der Barbaren, vielmehr ein müdes und stumpfes Volk, ein Volk ohne Hoffnung, ein Volk, das in der Betäubung der ihm zugänglichen rohen Formen des Genusses oder etwa in einer dumpfen Religiosität einen Ersatz suchte für sein verlorenes Erbe an Lebensreichtum und Lebensschönheit, ein Volk, das, soweit es seelisch lebte, von einigen Brosamen lebte, die ihm vom Tisch der Gesellschaft fielen und die nur dazu dienten, es in seiner stumpfen Zufriedenheit festzuhalten.

Zu diesem Volke kam die sozialistische Verkündigung, die Botschaft von seiner Erlösung. Es wurde ihm gezeigt, wie ganz nahe neben seiner Welt, dieser Welt der Not und Sklaverei, eine andere Welt liege, die Welt des Menschen, eine Welt, wo ihm die geraubte Lebensschönheit reicher zurückgegeben würde, wo die große Wende der Not der Jahrtausende eingetreten wäre. Das Volk der Enterbten lauschte auf. Nicht sofort wurde es wach, aber doch nach und nach. Nicht sofort glaubte es, aber als es zu glauben anfing, da leuchtete eine große Freude und ein neues Leben auf. Es war Hoffnung da. Das war es, was das Proletariat brauchte. Es brauchte einen Lebenshauch, eine Seele. Dies bekam es mit der Hoffnung. Und nun bestand die Hauptarbeit darin, ihm das Wesen dieser Hoffnung klar zu machen. Das war das, was man in unseren Kreisen die Aufklärungsarbeit nennt. Der Proletarier mußte die Lage seiner Klasse begreifen lernen. Er mußte seine Gedankenlosigkeit aufgeben, er mußte, was fast noch schwerer war, die Vorurteile aufgeben, die von der bestehenden Gesellschaft her seinen Geist beherrschten. Er mußte lernen, mit neuen Augen zu sehen und mit einem neuen Herzen zu empfinden. Er mußte, wenn ich in dem Bilde bleiben darf, von dem ich ausgegangen bin, eine völlige Bekehrung durchmachen. Er

mußte begreifen lernen, was der Kapitalismus sei und was der Sozialismus und welches der Weg vom Kapitalismus zum Sozialismus. Auf diese Weise wurde er zum Kämpfer ausgerüstet. Er sollte fähig und willig sein, den weltgeschichtlichen Kampf zu kämpfen, der nun einmal seiner Klasse aufgetragen war, jenen Klassenkampf, dessen Ziel ist, mit der Aufhebung aller Klassenherrschaft auch alle Klassenkämpfe unnötig zu machen und das Reich des freien Menschen und einer wahrhaft menschlichen Kultur herbeizuführen.

Das war das erste Stadium der Bewegung. Es war ihr herrlicher Frühling, ihre berauschende Jugend. Der Sozialismus wirkte noch im Wesentlichen wie eine Religion, im besten Sinne des Wortes. Daß diese Religion im Gewande der strengen Wissenschaft auftrat, raubte ihr nichts von ihrer Glut, verstärkte aber ihre Ueberzeugungskraft. Die Verbreitung dieser Religion war die Hauptarbeit dieser Periode. Sie vollzog sich durch das dem Arbeitsgenossen in der Werkstatt oder auf dem Heimwege leise zugeflüsterte Wort und durch die flammende Volksversammlungsrede, durch die beim schwelenden Licht in einer Mansarde von einigen Männern und Frauen gemeinsam gelesene Schrift und die auf dem Marktplatz redende Zeitung; sie drang zu den Ohren und Herzen wie Luft und Sonnenschein, allgegenwärtig und allmächtig, durch keine weltliche und geistliche Polizei aufzuhalten.

Das Ergebnis war großartig; es war eines der schönsten Wunder der Geschichte: die Auferstehung des Proletariates.

Aber die Jugend, die schwärmerisch nach den Sternen greift, will doch zugleich erobernd in die Welt hinaus ziehen. So begehrte das erwachte Proletariat nach dem ihm vorenthaltenen Erbe. Es wollte sich zunächst möglichst viel von der vorhandenen Kultur aneignen. Es sehnte sich vor allem nach Wissen. Dieses Wissen schien ihm ein Märchenland voller Wunder und Geheimnisse zu sein. Wer es besaß, der mußte doch wohl ein ganz anderer Mensch sein, als wer davon ausgeschlossen war. Wenn der Bourgeois, dem dieser Schatz zufiel, ohne daß er sich darum zu bemühen brauchte, ja oft fast gegen seinen Willen zufiel, damit nichts Rechtes anzufangen wisse, so würde das bei ihm, dem Proletarier, ganz anders sein; er würde ihn zu brauchen wissen; denn er habe darnach gehungert und er habe ein Ideal! So begann denn die Bildungsarbeit im engern Sinne des Wortes. Es wurden Arbeiterbibliotheken gegründet; es wurden Vorträge über Naturwissenschaft und Geschichte, Kunst und Literatur gehalten. Man erfuhr von Darwin und Feuerbach, von Ibsen, Zola, Tolstoj und Nietzsche. Man drang auch tiefer in den Marxismus und die nach seiner Anleitung verstandene Geschichte ein. Es war ein ungeheures Mühen, von Seite der Gebenden und Empfangenden, eine Entdeckungsfreude, eine Freude des Armen, der ein großes Erbe antritt, freilich eine oft unendlich schwer erstrittene Freude.

Das Ergebnis ist weniger augenfällig als das der ersten Periode. Es ist auch weniger begeisternd. Derjenige Arbeiter, der die Frucht dieser Bewegung erntete, war weniger Proletarier als vorher. Er bekam, wenn ich so sagen darf, eine gewisse Salonfähigkeit im Haus der Kultur. Es wurde ihm der gröbste Kulturhunger gestillt; er konnte ein Kulturkleid anziehen, mit dem er sich zur Not auf der Promenade zeigen durfte.

Darf ich wohl behaupten, daß auch diese Periode vorüber sei und eine dritte begonnen habe? Die Arbeiterbewegung sah zwar die ersten glänzenden Hoffnungen nicht erfüllt, aber sie hatte doch im ersten Ansturm ein Stück dieser kapitalistischen Welt erobert. Ihr Kampf hatte ihr eine gewisse materielle Besserstellung und ein Stück politische Macht eingetragen. Was nun? Nun galt es, sich in dieser Welt einzurichten und zugleich sie weiter zu erobern, gleichsam im Schützengrabenkampf auszuhalten. Es kam neben der politischen immer mehr die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung auf. Während die politische Bewegung lange Zeit vorherrschte und diese besonders der Propaganda der sozialistischen Ideen diente, so wurde nun die praktische Arbeit an der Umgestaltung der Gesellschaft immer wichtiger. Jetzt mußte der Arbeiter dafür geschult werden. Er mußte die ökonomischen Vorgänge mehr im Einzelnen kennen lernen, mußte sein Gewerkschaftsblatt lesen können und mußte zu diesem Zwecke eine bestimmte geistige Ausbildung bekommen, die er nicht von vorneherein hatte. Der Sozialismus gewann genauere Gestalt und dementsprechend verlangte auch das Bildungsziel größere Bestimmtheit. So trat eine gewisse Ernüchterung ein. Mit der Ernüchterung ging eine gewisse Enttäuschung Hand in Hand. Das übliche Vortrags- und Bibliothekswesen befriedigte viele nicht mehr; gerade die Wertvollsten unter den Arbeitern fanden darin nicht mehr, was sie suchten.

Im Zusammenhang mit dieser Ernüchterung und Enttäuschung ist aber vor allem eine Frage groß und größer vor uns hingetreten: Was ists mit dem Sozialismus? Worin besteht eigentlich sein Wesen? Kann man wirklich noch mit ganzer Seele an ihn glauben? Welches ist der Weg, der zu ihm führt? Wie müßten sozialistische Menschen aussehen? Wie steht es mit dem Sozialimus der Sozialisten? Diese Fragen hatten Viele mehr und mehr beunruhigt. Es schien ihnen, als ob die landläufigen Antworten darauf nicht genügten und noch weniger war die Gedankenlosigkeit, die nicht einmal die Frage stellte, geeignet, die Zuversicht zu der Sache des Sozialismus zu heben. Wir hatten leidenschaftlich nach Macht gestrebt, auch ein Stück Macht erlangt, und nun — wo war die neue Welt? Wo war eigentlich jener Sozialismus, der die Freude einer neuen Menschheit sein sollte?

Als wir so fragten, kam die Weltkatastrophe des Krieges und damit auch eine Katastrophe der Sozialdemokratie. Ich hoffe, daß niemand unter uns sei, der sich aufrege, wenn ich so rede. Wären wir eine alte, satte Partei, dann müßten wir uns freilich fürchten,

so zu reden; denn eine solche ginge an einer Katastrophe zu Grunde. Aber wir sind jung; uns gehört die Zukunft — jetzt erst recht! — wir brauchen keine Angst zu haben. Uns kann eine Katastrophe zum allergrößten Gewinn werden. Worin besteht denn die Katastrophe? Etwa darin, daß die Sozialdemokratie den Weltkrieg nicht verhindert hat? Das konnte niemand von ihr verlangen. Ihre Katastrophe besteht vielmehr darin, daß ihr Ideal eine unerhörte Fahnenflucht erlebte, daß der Sturm der Geschichte sie nicht bloß äußerlich zu Boden warf, sondern sie innerlich verwirrte; *ihre Katastrophe besteht*, kurz gesagt, *darin, daß heute ihre besten Freunde über sie trauern und ihre schlimmsten Feinde sie loben.*

Ich möchte davon nicht mehr sagen; denn wir wissen ja Alle, worum es sich handelt. Aber wenn es wahr ist, daß wir eine Katastrophe erlebt haben, dann muß wohl auch unsere bisherige Bildungsarbeit darin irgendwie verwickelt sein und muß unsere künftige von dieser Tatsache lernen.

2.

Was ist von unserer Bildungsarbeit, wie sie sich bisher entwickelt hat, zu halten?

Daß sie in mancher Hinsicht eine großartige Leistung darstellt, haben wir schon gezeigt. Eine unendliche Masse von treuer und eifriger Arbeit ist daran gewendet worden. Wenn sie doch mit einem gewissen Fiasko geendet hat, wo liegt denn wohl der Fehler? Es ist, wie wir schon angedeutet haben, anzunehmen, daß er in dem ihr zu Grunde liegende Prinzip, in der angewendeten Methode liege. Wir wollen versuchen, diesen Fehler aufzufinden.

Ein Mangel dieser Arbeit, der Vielen von uns schon lange aufgefallen ist und den zu beseitigen die Leiter unseres Bildungswesens sich seit Jahren bemühen, besteht in dem Fehlen einer *inneren Einheit*. Wenn man die Titel dieser Vorträge anschaut, wie sie landauf, landab in unseren Organisationen gehalten werden, so bieten sie ein äußerst buntes Bild, ein wahres Potpourri. Ich greife, um ein Beispiel anzuführen, zu dem Bildungsprogramm, das meine eigene Mitgliedschaft für diesen Winter aufgestellt hat. Ein gewisses Streben nach Gründlichkeit läßt sich darin nicht verkennen. Und doch finden wir hier neben einander Themen wie: „Pestalozzi und Erziehungsfragen," „Die ersten Siedelungen der Schweiz," „Pompeji," neben „Australien, Land und Leute," „Gebirgswanderungen in Graubünden", und dazwischen dann „Persönliche Pflichten eines Sozialdemokraten" und „Der Genossenschaftsgedanke". Hier waltet immerhin, wie gesagt, ein deutliches Einheitsstreben. In den meisten Fällen aber ist der einzige Anordner eines solchen Programms der Zufall. Man hört von einem interessanten Thema, das irgendwo behandelt worden ist und flugs bittet man den Redner, es auch bei uns zu behandeln. Oder man hat von einem Referenten gehört, daß er seine Sache gut

gemacht habe und setzt sich hin und schreibt ihm einen Brief mit der Aufforderung, sich auch bei uns hören zu lassen. Das Thema stellt man ihm frei. Vorträge müssen ja gehalten sein und da nimmt man sie, wo man sie bekommt. Es werden Vorträge gehalten, einfach weil man nun einmal Vorträge haben muß, wie in den Kirchen gepredigt wird, weil es eben Sonntag ist und die Glocken geläutet haben. Was soll dabei herauskommen? Man könnte vielleicht sagen, es gäbe so doch eine gewisse geistige Anregung oder doch angenehme Unterhaltung; einen solchen Vortrag zu hören, sei immerhin noch besser, als „einen Faß zu klopfen", oder ins Kino zu gehen. Das mag wohl sein, aber sollen wir uns damit zufrieden geben? Man darf den Wert einer solchen unterhaltenden Anregung nicht hoch einschätzen. Sie bedeutet vielfach nur eine Zerstreuung und ist nichts besseres als eine gewisse Art von Roman- oder Zeitungsleserei. Das wahre geistige Interesse wird dadurch zuletzt nur abgestumpft, womit wir schon eine Erklärung für die Tatsache haben, daß unsere Vorträge so oft vor leeren Stühlen stattfinden, während irgend ein sensationeller Schund mit Sicherheit Massen anzieht. Ein buntes Vielerlei von Tatsachen und Eindrücken, das der Einheit entbehrt, kann den Geist nicht bilden, sondern nur verbilden. Er verliert darob selbst seine Einheit. Bilden kann den Menschen nur, was ihn in seinem Lebenszentrum berührt, was ihm zu einer organischen Entfaltung seines Wesens verhilft, was den notwendigen Forderungen seiner Natur und Lage entgegenkommt. Die geschilderte Bildungsmethode aber hat etwas Unorganisches. Sie führt nur zu einer Verdrehung der Natur des Menschen. Die so zustande gekommene Bildung ist ein armseliges Flickwerk: da ein Stückchen und dort ein Lappen, alles nur dürftig oder gar nicht miteinander verbunden. Echte Bildung ist ein Kleid von einem Schnitt und Stil und wär's nur ein Leinwandkittel, der mit dieser Flickwerkbildung Versehene dagegen gleich dem Manne, der einen feinen Zylinder trägt, aber keinen Kragen am zerrissenen Hemd, dazu einen Gehrock aus kostbarem Tuch, aber mit Löchern, und so fort. Es ist zwar immer noch besser, so gekleidet sein, als nackt gehen, aber ein Leinwandkittel und Hosen aus Zwilch wäre schöner und besser. Man dürfte darin stolz seinen Weg gehen. Aber durch ein zusammengeflicktes Bildungsgewand wird der Arbeiter nicht aus dem geistigen Proletariertum herausgehoben, im Gegenteil: seine Armut wird dadurch erst recht deutlich.

Es ist nur eine Weiterführung dieses Gedankens, wenn wir als zweiten Mangel dieser Bildungsarbeit bezeichnen, daß sie so wenig mit dem Arbeiter als Arbeiter zu tun hat. Oder was haben diese Dinge mit seinem täglichen Leben, im Besonderen seiner Arbeit, zu tun? Sie führen ihn in eine Welt, die nicht die seinige ist; es ist zwischen beiden kaum eine Verbindung. Der Arbeiter wird dadurch zu einem doppelten Leben angeleitet: auf der einen Seite steht sein Arbeitsleben, meistens ein Leben grau in grau, ohne Seele, ohne Freude, auf der andern Seite die lichte Welt des Geistes mit ihrem

Reiz und Reichtum. Nun ist Bildung aber Harmonie und nicht Zwiespalt. Es ist eine der Grundwahrheiten aller Erziehungskunst, daß ein Mensch gebildet wird durch seine Arbeit, daß namentlich alles Wissen keinen Wert hat, wenn ich es nicht unmittelbar brauchen kann, wenn es mir nicht hilft, mein Werk besser zu tun, meinem Leben mehr Einheit, Kraft und Klarheit zu geben. Alle großen Weisen und Menschenbildner sind darin einig, Sokrates und Plato so gut wie Pestalozzi und Goethe. Besonders ist es Goethe, der diese Wahrheit immer wieder verkündigt, und in Bildungsfragen gibt es wohl Keinen, der mehr Vollmacht besäße, als er. In seinem noch viel zu wenig verstandenen großen Erziehungsroman von „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren", wo er auf seine Weise gelegentlich auch schon das Problem der Arbeiterbildung behandelt, wird im Wesentlichen diese Ueberzeugung von der erzieherischen Macht der rechten Arbeit ausgestaltet. Ich meine, daß wir daraus auch für unsere Aufgabe mehr lernen können, als aus vielen Zeitungsartikeln. Man kann freilich hier einwenden, daß der Arbeiter nicht nur Arbeiter, sondern in erster Linie Mensch sei und daß man ihm, wenn er in der Fabrik und auf dem Werkplatz nicht Mensch sein könne, wenigstens daneben die Welt des Menschentums erschließen müsse. Darauf antworte ich, daß dies gewiß richtig ist, aber deswegen doch ein großer Uebelstand. Denn deswegen bleibt doch bestehen, daß da, wo die Bildung eines Menschen nicht ihr Lebenszentrum an seinem Werke hat, diese Bildung etwas Unorganisches und Unsicheres haben wird, deswegen bedeutet dieses doppelte Leben doch eine tiefe Tragik.

Auch hier möchte ich sagen: Der Proletarier wird dadurch nur erst recht Proletarier. Dies meine ich nicht nur in dem Sinne, daß er, je mehr er zu höherer menschlicher Bildung aufsteigt, desto mehr sein sonstiges Proletarierelend empfinden wird, sondern so, daß er dadurch erst recht abhängig wird. Denn zu dieser Bildung besitzt er keinen rechten Zutritt. Sie ist in den Händen einer Kaste, eben der sog. Gebildeten. Er hat da kein eigenes Urteil; er muß auf Treu und Glauben annehmen, was man ihm bietet. Er ist dieser Welt gegenüber so verlegen, wie wenn er in seinem Arbeitskleid einen feinen Salon voll eleganter Herren und Damen betreten sollte. Es ist ein unsäglich mühsamer Weg, dieser Aufstieg aus der Tiefe des geistigen Proletariats zu den wirklichen oder geträumten Höhen des Geistes. Es hat einmal Einer dieser Emporklimmenden gesagt, es sei, wie wenn Einer an einer Wand hinaufklettern sollte, die mit nach unten gekehrten Widerhacken besetzt sei. Die Wand ist glatt und zugleich halten ihn doch jeden Augenblick die Widerhacken fest. Und ist er, fragen wir, wenn er hinaufkommt, vor Enttäuschung sicher? Es ist doch Tatsache, daß die Kaste der Gebildeten sich zum allergrößten Teil aus der bürgerlichen Welt zusammensetzt. Könnte es nicht sein, daß das, was man Bildung nennt, von ihrem Geiste, also einem der Sache des Proletariats feindlichen Geiste, durchtränkt

und geprägt wäre? Dann könnte es geschehen, daß er in dem Augenblick, wo er sein altes Erbe erfassen wollte, einen untergeschobenen Besitz in der Hand hätte, der ihm nicht taugte, daß er, um das biblische Wort zu brauchen, statt einen Fisch eine Schlange bekäme.

Daß dies in der Tat sehr stark der Fall ist, soll sofort gezeigt werden. Ich glaube in der Tat, daß dies die höchste Tragik ist, die in dieser Sache waltet: Das Proletariat, indem es durch seine Bildungsarbeit die bürgerliche Welt vollends besiegen will, kommt zuletzt bei dieser an, ja, es kommt sogar erst dann dort an, wenn jene schon wieder weiter ist. Wie das gemeint ist, soll bald gezeigt werden.

Vorher aber müssen wir noch auf einen dritten Mangel dieser Methode aufmerksam machen, der mit den zwei bisher genannten zusammenhängt und mit ihnen ein Ganzes bildet. Unsere Bildungsarbeit hat sich bisher, soweit sie mündlich geschah, an die Form von gehaltenen und angehörten Vorträgen vollzogen. Wäre es aber nicht nahe gelegen, sich die Frage zu stellen, ob das eine gute Methode sei oder nicht? Ist der einfache Arbeiter, den wir doch als den Gegenstand unserer Bildungsbemühungen immer voraussetzen, geistig so geartet, daß das Anhören und allfällige Diskutieren von Vorträgen für ihn das passendste Bildungsmittel sein könnte? Wir haben sehr viel Grund, dies zu bezweifeln. Es ist dazu eine angespannte und ausdauernde Aufmerksamkeit nötig, die ein von schwerer körperlicher Arbeit kommender Mensch nicht leicht leisten kann. Was aber noch wichtiger ist: Weiß denn der Vortragende, wie es mit den geistigen Voraussetzungen des Hörers steht? Weiß er, ob er ihm folgen kann? Vermag er ihm entgegenzukommen und ihn dann weiterzuführen? Nein, er redet einfach aufs Geratewohl drauf los und redet in neunzig von hundert Fällen über die Köpfe weg. Das ist ein offenes Geheimnis. Nur Meister des Vortrags kommen um diese Klippe herum, diese sind aber so selten wie echte Meister überhaupt. Das ist übrigens nicht nur in Arbeiterversammlungen so. Diese Lehrweise ist bekanntlich von Alters her an den Universitäten zuhause. Aber auch hier ist man davon immer weniger erbaut. Man kann die Erfahrung machen, daß man ein halbes Jahr lang jede Woche einige Stunden über eine Sache geredet hat und dann bei Gelegenheit merken muß, daß regelmäßige Hörer mit Einem über die wichtigsten der vorgetragenen Dinge auf eine Weise reden, als ob wir darüber nie ein Wort gesagt hätten. Aehnliches erleben etwa die Prediger. Der Grund ist klar: Diese Methode rechnet eben nicht mit der pädagogischen Grundwahrheit, daß der Mensch nur das recht verstehen und sich zu eigen machen kann, was seinem Eigenen entgegengekommen ist. Alles andere rauscht an ihm vorüber. Man muß zuerst wissen, was in ihm ist, muß dieses aus ihm hervorlocken, muß ein Verlangen noch mehr wecken und dann dieses Verlangen stillen, aber eben so, daß man das neu Gebotene mit dem Vorhandenen verknüpft und es so in einen sicheren Besitz

verwandelt. Das alles aber leistet nur das Gespräch, nicht der Vortrag. Darum ist das Gespräch von Sokrates bis Pestalozzi das Hauptwerkzeug der großen Erzieher gewesen. Darum gehen auch die Hochschulen immer mehr vom Lehrvortrag zum Seminar über, d. h. zur gemeinsamen Arbeit, die im Gedankenaustausch durch das Lehrgespräch gipfelt. Dem Arbeiter aber wollen wir noch immer auf diese altakademische Weise begegnen? Wir ehren ihn damit scheinbar, in Wirklichkeit setzen wir ihn herab. Denn wir verkennen seine Selbständigkeit, die nicht einfach nur Gebotenes annehmen, die vielmehr fragen, Einwände machen, mitreden möchte. Wir muten ihm etwas Fremdes zu. Wieder sage ich: wir hängen ihm ein Kleid um, das ihm nicht paßt, einen wallenden Mantel vielleicht, der aber an seinen Gliedern schlottert.

Und nun lassen Sie mich noch auf eine bedauerliche Erscheinung aufmerksam machen, die in meinen Augen eben nur eine Folge der bisher gekennzeichneten Mängel unserer Bildungsarbeit und eine Bestätigung unserer Kritik ist. Ich denke hier an das, was ich kurz die sozialdemokratische Phrase nenne. Das ist eine Erscheinung, die wir Alle kennen. Phrase nennen wir jede Rede, die, ohne bewußt unwahr zu sein, doch nicht der Ausdruck der wirklichen Gedanken und Gefühle des Sprechenden ist, sondern unselbständig nachgeredete Gedanken und nachgemachte Gefühle und entsprechend unselbständig gebrauchte Worte zur Schau trägt. Phrasen sind Kleider aus dem Leihhause, während echte Rede sein soll wie ein Gewand, das dem eigenen Leib angemessen ist. Ein tüchtiger und ehrlicher Mensch prägt eigene Worte für eigene Gedanken, seiens auch schlichte Worte, und hat er keine eigenen Gedanken, so schweigt er. Wir wissen aber nur zu gut, was für eine Rolle die Phrase unter uns in Rede und Schrift spielt. Es ist eine verheerende Flut, eine Sintflut. Man meint, wenn man eine Rede halte, so müsse man auf einmal anders reden als sonst, müsse großartige Worte brauchen, schwungvoll tun. Wenn man dann gar noch ein paar Fremdwörter handhaben oder ein paar wissenschaftliche Lappen schwenken kann, dann ist man auf der Höhe der edlen Kunst der Beredsamkeit. Und nicht nur treibt man es selbst so, sondern liebt es auch an Andern. Unsere Arbeiterschaft läßt sich noch unglaublich leicht von der schönen oder doch schön erscheinenden Phrase begeistern, was immer wieder eine Machtquelle der Demagogie wird. Dafür meinen dann Andere, sie könnten nicht reden, weil sie nicht so großartige Worte machen können. Unsere sozialdemokratische Rede und Literatur aber verliert auf diese Art an Kredit. Es fehlt ihr vielfach an Realismus und damit an Wahrheit. Sie klingt zu oft etwas hohl.

Natürlich braucht nicht bewiesen zu werden, daß auch hier der Leinwandkittel schöner ist als der geflickte Gehrock. Wenn ein Mensch so redet, wie er ist, dann hat er immer gut geredet. Ganz besonders redet das einfache Volk gut, viel besser, als die Gebildeten, vorausgesetzt, daß es wirklich seine eigene Sprache spricht. Es redet viel

frischer, anschaulicher, realistischer, seelenkräftiger. Wenn ein Arbeiter, der den Mut hat, er selbst zu sein, in der Versammlung aufsteht und aus der Fülle seines Herzens und seiner Erfahrung redet, dann soll der Professor hübsch schweigen und lernen. Die Lebenserinnerungen der Arbeiter Fischer und Holek sind geradezu klassisch geschrieben, gerade weil diese Männer nicht mit einem fremden Stil prunken wollen, sondern in ihrer eigenen Sprache reden. Wie schade aber, wenn ein solcher Mann sein Gold fortwirft und dafür Flittergold kauft! Es muß aber ein Fehler an unserem Bildungssystem sein, wenn die Herrschaft der Phrase sich so breit macht. Das Fremde muß da eine zu große Rollen spielen; wir müssen uns selbst noch zu wenig gefunden haben.

Wir haben aber bisher bloß von der Art geredet, womit wir dem Arbeiter Bildung zu verschaffen versucht haben. Es bleibt noch eine andere Frage übrig: Wie war und ist diese Bildung selbst beschaffen? Vielleicht war das von uns Gebotene sehr gut und nur die Darbietung nicht gut, und dies im Grund ohne unsere Schuld? Denn wie konnten wir auf Grund der vorhandenen sozialen Verhältnisse etwas Anderes tun?

Ich glaube, daß wir auch in diesem Punkte zunächst zu einem unerfreulichen Ergebnis gelangen. Mir scheint, daß eine ehrliche und sachkundige Burteilung zu der Erklärung gelangen müsse, der von uns den Arbeitern dargebotene Bildungsstoff sei zum großen Teil geringwertig gewesen. Das klingt hart, ist aber nicht eine leicht hingeworfene Behauptung, auch nicht etwa die Frucht einer hochmütigen und lieblosen Kritiksucht, die mir fern liegt, sondern das Ergebnis langer, liebevoller, aber schmerzlicher Beobachtung und Erfahrung.

Ich will mit dem beginnen, was ich freudig anerkennen kann. Nicht geringwertig, sondern gut, ja ausgezeichnet ist die Belehrung über wirtschaftliche Dinge gewesen. Hier mag es höchstens etwa an der Methode gefehlt haben, insofern, als man eben wohl manchmal dem einfachen Mann diese Dinge zu sehr in gelehrt-professorenhafter Weise vorgetragen hat, in fremden Ausdrücken, nicht anschaulich und volkstümlich, dazu in langen Vorträgen statt im Lehrgespräch, aber der Stoff selbst war gut. Man bot hier etwas was über das, was man in der bürgerlichen Bildung haben konnte, weit hinausging. Der Arbeiter bekam hier ein Verständnis für einen wichtigen Teil der menschlichen Dinge, das anderwärts kaum zu haben war. Auch konnte er gerade diese Dinge am unmittelbarsten brauchen, für seinen Kampf, für die rechte Orientierung seines Lebens. Auch soweit die Einführung in die Gedankenwelt des Sozialismus über das bloß Wirtschaftliche hinausging und eine ganze Weltanschauung einschloß, bedeutete sie für denjenigen Arbeiter, der folgen konnte, etwas Großes. Er bekam einen weiten Blick, eine ganze Welt ging ihm auf. Daß diese Welt für ihn

Hoffnung bedeutete und wieder, was diese für ihn bedeutete, haben wir schon gezeigt, es muß nun aber hinzugefügt werden, daß er damit auch Bildung im engern Sinne gewonnen hatte. Der Arbeiter, der sich diesen Besitz wirklich persönlich angeeignet hatte, war damit dem Durchschnitt der heutigen sogenannten Gebildeten, deren Bildung sehr oft nur eine Anhäufung von Berufskenntnissen oder zufälligem Wissen ist, überlegen.

Dieses Stück unseres Bildungsstoffes war also an sich gut. Nicht das Gleiche ist vom Uebrigen zu sagen. Hier kommen wir rasch ins Oberflächliche und Minderwärtige hinein. Als oberflächlich und minderwertig muß ich einen sehr großen Teil von dem bezeichnen, was uns etwa an naturwissenschaftlicher Aufklärung geboten wird. Hier ist manchmal schon zweifelhaft, ob die Vortragenden auch nur ihren Stoff ordentlich beherrschen. Noch zweifelhafter ist die Art und Weise, wie sie ihn für gewisse agitatorische Zwecke zurechtrichten. Sie bieten dabei zum guten Teil gar nicht die Ergebnisse der wirklichen Wissenschaft, sondern eine bestimmte Naturphilosophie, d. h. sie wollen mit ihrer sogenannten Naturwissenschaft eine Weltanschauung, meistens das überkommene Christentum, widerlegen und eine andere, etwa das Freidenkertum, beweisen. Das ist aber nicht mehr Wissenschaft, sondern Agitation im Gewande der Wissenschaft. Diese Vorträge und Broschüren haben meistens keine Ahnung davon, welches die Methoden wirklicher Wissenschaft sind. Wenn ein wirklicher Fachmann sie hörte, würde er sich entsetzen. So können sie auch Andere nicht an die Natur heranführen, sondern bloß an ein Dogma. Das Gleiche ist sehr oft von den geschichtlichen Darbietungen zu sagen, falls es sich nicht etwa um Wirtschaftsgeschichte handelt. Es ist unglaublich, was für Leute sich da oft herausnehmen, als Lehrer aufzutreten. Noch schlimmer aber wird die Sache vollends, wenn wir in das Gebiet der Weltanschauung gelangen, in das Gebiet dessen, was man Philosophie nennt. Hier regiert im Allgemeinen die Unwissenheit und Flachheit. Wenn es nur Unwissenheit wäre! Das wäre zu entschuldigen. Aber man bildet sich ein, man habe eine überlegene Einsicht. Mit ein paar oberflächlichen Formeln, die vor einem tiefern Denken und Wissen nicht Stand halten, erledigt man die großen und schweren Fragen dieses geheimnisreichen Menschenwesens, die damit natürlich nicht in Wahrheit erledigt sind.

Besonders auf dem zentralsten und wichtigsten Gebiete des Menschenwesens macht sich diese Herrschaft der hochmütigen und gedankenlosen Phrase breit. Glauben Sie nicht, daß ich nun die Gelegenheit benütze, um hier das zu halten, was man eine oratio pro domo nennt, eine Werberede für meine besondern Ueberzeugungen, daß ich für Religion, Christentum, Kirche eine Lanze einlegen wolle. Ich rede hier wirklich nicht im Namen der Religion, sondern der Bildung. Nach meiner Auffassung sollte die

Sozialdemokratie als Partei freilich nicht von vorneherein gegen alles stehen, was man Religion nennt, aber ich begreife es nicht nur, sondern halte es auch für berechtigt, ja notwendig, wenn man sich verpflichtet fühlt, im Namen des Sozialismus gegen eine gewisse Art von Religion und Christentum Kampf zu führen. Ich führe diesen Kampf auch und zwar im Namen der Religion und des Christentums, oder, wie ich lieber sage: im Namen des Gottesreiches. *Aber es kommt darauf an, wie man ihn führt.* Und da fühle ich mich nun verpflichtet, zu sagen: das Meiste, was in unserer Presse und in unsern Versammlungen über Religion und Christentum gesagt wird, ist elend wertloses Zeug, das vor keiner tieferen Geschichtskenntnis, Psychologie und Philosophie Stand hält und den Gegner zwar verärgert, aber nicht schädigt. Es ist Quark. Ich werfe ihm nicht vor, daß es von Unglauben, wohl aber, daß es von Unbildung zeugt. Wenn es nur radikal klingt, dann ists schon gut.

Wenn es nur radikal klingt! Ja, damit berühren wir so recht einen Krebsschaden unserer Bildungsbestrebungen. Als die radikale moderne Arbeiterbewegung begann, da fand sich die geistige Bildung fast ganz in den Händen der gegnerischen Klasse, ihrer Todfeindin, der Bourgeoisie. Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Moral, Religion waren alle mehr oder weniger in den Dienst der herrschenden Zustände gestellt. Kein Wunder, daß der junge moderne Sozialismus vom tiefsten Mißtrauen gegen alles erfüllt war, was in Verbindung mit der Welt stand, die er stürzen wollte. In dieser Lage nun gewöhnte er sich, jede Denkweise, die *gegen* diese in Schule, Kirche und Staat geltenden Mächte stand, als seine Verbündete zu betrachten und nicht nur als seine Verbündete, sondern einfach als Wahrheit. Der *Materialismus* mußte Wahrheit sein, denn der Idealismus stand ja im Lager der Gegner. Der *Darwinismus* mußte Recht haben, denn er wurde von den konservativen Frommen bekämpft. Was die Autorität der *Bibel* herabsetzte, mußte Recht haben, denn die Bibel war das Buch der Könige und Reichen geworden. Der *Atheismus* mußte Recht haben, denn der Gottesglaube war eine Stütze der herrschenden Zustände. Kurz, alles hatte Recht, wenn es nur radikal war und wenns auch vor dem Forum wirklicher Wissenschaft noch so radikaler Unsinn war. Man verschlang allen Unrat, wenn er nur radikal war.

Ich begreife dies ganz und gar. Die Schuld liegt an einer Gesellschaft, die die höchsten Wahrheiten in den Dienst der politischen und wirtschaftlichen Interessen einer Klasse gestellt hatte. *Aber es war doch ein großer Irrtum, in den der Sozialismus damit geriet.* Es nämlich doch nicht im Ernste so, daß Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Religion in ihren wahrhaft großen Gestaltungen, in ihrem Kern und Wesen, mit der heute herrschenden

Gesellschaftsordnung verbunden oder gar dem Sozialismus feindlich wären. Sie stehen viel mehr *für* als gegen den Sozialismus, denn sie stehen alle für Höhe, Recht und Freiheit des *Menschen*. Ich möchte, statt Ihnen die Wahrheit dieser Behauptung ausführlich zu beweisen, wofür ich nicht die Zeit habe, an Stelle davon das persönliche Geständnis setzen, daß mich wenigstens der Verkehr mit diesem Großen der Vergangenheit und Gegenwart viel eher zum Sozialismus hin als von ihm weg gebracht hat. Es ist ganz und gar verkehrt, wenn wir von gewissen Denkweisen meinen, sie seien dem Sozialismus besonders wohlverwandt und besonders geeignet, sozialistische Ueberzeugung zu stützen. Sollte dies beim Materialismus wirklich der Fall sein, bei einer Lehre also, die, folgerichtig zu Ende gedacht, die Welt zu einer seelenlosen Maschinerie macht, die sich um den Menschen nicht kümmert und vor der der Mensch nichts ist? Sollte sie nicht vielmehr besser zum Kapitalismus passen, der ja auch den Menschen zur Maschine macht, ihn der Maschine nachsetzt? Sollte der Idealismus, der die schöpferische Macht und das Vorrecht des Geistes behauptet, wirklich dem Sozialismus feind sein? Geben nicht alle größten Vertreter des Idealismus: Plato, Kant, Fichte, Bergson dem Sozialismus recht? Sollte der Darwinismus, der den Kampf ums Dasein, worin der Stärkere siegt, zur Grundordnung der Naturentwicklung macht, nicht besser zu einer Philosophie der Ausbeutung passen als zum Sozialismus? Könnte die Bibel nicht das am meisten sozialistische Buch der Welt sein? Könnte es nicht einen Gottesglauben geben, der der tiefste und heißeste Quell sozialistischen Geistes wäre? Ich glaube, daß wir uns einfach selbst berauben, wenn wir all das Große, das eigentlich *für* uns ist, in der Hand des Gegners lassen. Ich sage: *dies Große ist im Grunde radikaler als das Andere, das radikal scheint*. Es schlummern in ihm gewaltige Kräfte der Weltumgestaltung, die nur gesehen und entfesselt werden müssen. Das alles ist für uns da, wir müssen es blos begreifen und dann zugreifen.

Der Irrtum, worin sich in Bezug auf diesen Punkt die Arbeitergesellschaft befindet, ist verhängnisvoll. *Denn sie wird dadurch rückständig*. Rückständig — das ist ein Vorwurf, der uns besonders übel in die Ohren tönt. Das ist ja doch unser Stolz, daß wir an der Spitze marschieren, der „verfaulenden Bourgeoisie" weit voraus, daß wir viel aufgeklärter sind als sie, daß unsere „proletarische" Wissenschaft der bürgerlichen himmelweit überlegen ist. Ja, das ist freilich unser Stolz, aber gerade er könnte zur Ursache unserer Rückständigkeit geworden sein. Wir haben die Sache des Sozialismus viel zu eng mit wissenschaftlichen und philosophischen Theorien verbunden, die nun zum guten Teil überwunden sind, von uns aber noch für neueste Weisheit gehalten werden. Nehmen wir wieder das Beispiel des Materialismus.

Heute ist der Materialismus eine Theorie, zu der kaum mehr ein ernsthafter Denker steht und der Idealismus im sieghaften Fortschreiten. Oder der Darwinismus? Heute ist von dieser Hypothese wenig mehr aufrecht, zum mindesten ist sie in der Naturwissenschaft selbst eine sehr bestrittene Sache. Aehnliches wäre in Bezug auf eine Reihe von andern Punkten zu zeigen, ja, es wäre in Bezug auf die ganze Philosophie zu zeigen, die so im Durchschnitt in unseren Kreisen gilt und als die einzig mögliche erscheint. Wir sind rückständig geworden, fast auf der ganzen Linie, und es ist höchste Zeit, daß wir dies bemerken, wenn wir nicht schweren Schaden leiden wollen; denn es wird sonst geschehen, daß wir meinen, in stolzen Herrengewändern zu gehen, während wir doch bloß die abgelegten Kleider der Bourgeoisie tragen.

Wenn wir aber vorwärts kommen wollen, so müssen wir dazu die nötige Freiheit und Weite des Geistes gewinnen. Daran aber fehlt es uns gar sehr. Ich habe am Anfang von einem „Evangelium" des Sozialismus geredet, das unendlich beglückend und aufweckend gewirkt habe. Aber wir müssen leider hinzufügen, daß auf diese Zeit der Evangeliumsverkündigung eine Zeit dogmatischer Erstarrung gefolgt ist. Wir haben uns auf bestimmte sozialistische Theorien so festgelegt, als ob sie ein ewig giltiger Ausdruck des Wesens in der Wahrheit des Sozialismus wären, ganz ähnlich wie die Kirche es auf ihrem Gebiete gemacht hat. Wir bewachen diese Dogmen so eifersüchtig, wie die Kirche die ihrigen; ja, wir haben auch schon unsere Päpste, Priester und Inquisitoren bekommen. Wir sind auf diesen Dogmen vielfach eingeschlafen. Alle Wahrheit, die nicht damit stimmte, haben wir gering geschätzt, übersehen, meistens gar nicht gekannt. Es ist vielfach ein enger Geist, ein unfreier Ton unter uns aufgekommen. Wir sind da und dort zu einer Sekte geworden, die einen Zaun um sich herum zog, der alles Leben abschloß, das nicht von vorneherein Sektenstempel trug. Unsere Bewegung geht nicht mehr so, wie sie sollte, mit dem vollen Strom der geistigen Entwicklung, sondern ist in einen stagnierenden Seitenarm geraten; sie ist nicht mehr so, wie sie sollte, durchweht von dem mächtigen Wind freien und kühnen Wahrheitssuchens, sondern athmet schwer in der geschlossenen Stubenluft des vermeintlichen Besitzes. Wir laufen Gefahr, daß die freien und vorwärtsstrebenden Geister sich von ihr abwenden.

Dieses Uebel hängt aber mit einem andern zusammen, das vielleicht den Ursprung aller bildet. Warum sind wir denn so dogmatisch geworden? Weil wir den Sozialismus viel zu sehr in ein Wissen verwandelt haben; gerade wie die Kirche dogmatisch wurde, weil sie die Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden in eine theologische Formel verwandelte. Ehre dem Wissen, dem recht verstandenen und recht angewendeten! Wir können

es nicht hoch genug schätzen. Aber der Sozialismus ist in letzter Instanz nicht ein Wissen, sondern eine Gesinnung, ein Glaube, ein Wille.

Wie das gemeint ist, soll in Bälde genauer gezeigt werden. Hier möchte ich nur noch erklären, daß ich auch diese Ueberschätzung der Wissenschaft durch den jungen Sozialismus sehr wohl begreifen kann. Er bedurfte eines festen Haltes für seine Ueberzeugung. Da nun alles, was auch nur von ferne nach „Glauben" aussah, aus guten Gründen in tiefsten Mißkredit geraten war, so griff man nach der Wissenschaft und machte sie zur festen Burg des Sozialismus. Man erkannte nicht, daß die Wissenschaft erst recht etwas äußerst Wechselndes und Schwankendes ist. Man machte ein Dogma daraus und suchte das Heil in seiner Verbreitung und Einprägung. Dabei übersah man die tiefsten Mächte, die das Menschenwesen beherrschen und als dann der Sturm der Geschichte plötzlich mit furchtbarer Wucht an dieses Gebäude stieß, da fiel es um. L. Ragaz.

(Der zweite Teil folgt.)

Ueber dem Schlachtgewoge.

(Romain Rolland.)

„Ainsi, l'amour de la patrie ne pourrait fleurir que dans la haine des autres patries et le massacre de ceux qui se livrent à leur défense? Il y a dans cette proposition une féroce absurdité et je ne sais quel dilettantisme néronien, qui me répugnent, jusqu'au fond de mon être. Non, l'amour de ma patrie ne veut pas que je haïsse et que je tue les âmes pieuses et fidèles qui aiment les autres patries. Il veut que je les honore et que je cherche à m'unir à elles pour notre bien commun."

Wir trauern alle um Verwandte, um Freunde, die auf dem Schlachtfeld gefallen sind, oder, zu Krüppeln geschossen, irgendwo ein kümmerliches Leben führen. Wir trauern um noch mehr. Wir haben noch andere, aber ebenso schmerzliche Verluste zu verzeichnen, als die Totentafeln. Die Verlustlisten des geistigen Todes sind nicht weniger schmerzlich und herzbeklemmend. Wie viele Menschen, die wir schätzten, an denen wir emporschauten, sind im Gewoge untergegangen! Sie sind dem Haß, dem Fanatismus erlegen. Bornierte Leidenschaft, fast tierische Gefühle haben sie zu geistigen Krüppeln ge-

macht. Ihre Zahl ist groß. In tiefer Trauer stehen wir an ihrem Grabe oder an ihrem Krankenlager. Wir urteilen nicht, wir kritisieren nicht, wir leiden, für uns und für sie.

Um so größer sind Dank und Freude beim Anblick derer, die noch leben und geistig gesund geblieben sind. Sie sind im Kampfe der gemeinen Leidenschaften nicht untergegangen. Sie haben sich überhaupt geweigert, daran teilzunehmen. Nicht aus Feigheit, sondern weil sie zu höheren Kämpfen ihre Waffen blank, ihren Sinn rein und heilig erhalten wollten. Die höchsten Kämpfe werden jetzt nicht im Schlachtengetümmel, sondern über demselben geführt.

Dieser Gruppe gehört der Verfasser der Aufsätze an, die nun in einem Sammelband erschienen sind und den Titel dieses Artikels veranlaßt haben.[1])

Mit ruhiger Entschlossenheit, mit der Bereitwilligkeit, zu leiden, hat sich Romain Rolland seit Beginn des Krieges der kleinen Schar angeschlossen, die noch andere Heiligtümer verteidigen wollte, als den heimatlichen Boden. „Ein großes Volk soll nicht nur seine Grenzen, sondern auch sein Denken verteidigen. Jedem sein Werk. Dem Heere der Schutz der Heimat, dem Denker der Schutz des Denkens."

Rolland hat dieser Gruppe nicht nur das Gewicht seiner Persönlichkeit gebracht. Er hat noch viel mehr in ihren Dienst gestellt: den unbeugsamen Willen zur Wahrheit, die Bereitwilligkeit, sich sogar beim eigenen Volk zu kompromittieren — nicht nur die Schmähungen der Feinde, sondern die Anklage auf Hochverrat von seiten der Freunde und Anhänger hinzunehmen. Darum nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, hier von ihm zu reden. Er ist durch die Stellung, die er im Weltkriege eingenommen und behauptet hat, einer der charaktervollsten Vertreter des Teiles der Menschheit, der heute leidet, ringt, und die Welt von neuem zur Höhe führen will.

1.

Man kann nicht erst beim Anbruch des Sturmes eine Stellung einnehmen, in der man vor dem Sturme sicher ist, über ihm steht. Lang, mühsam muß man gestiegen sein, bis man im Hochgebirge das Gewitter unter sich sieht.

Lang, unter Ringen und Not, ist Rolland gestiegen, bevor er die Stellung einnahm, die er während des Weltsturmes behauptet hat. „Ueber dem Schlachtgewoge" blieb er, weil er schon vorher drüber war.

Sein ganzes Werk[2]) ist ein stetes, unaufhaltsames Steigen. Schon früh hat er sich von der Niederung abgewendet. Er ist steile, einsame Wege gewandelt. Er liebt die rauhe, wilde Welt des Hoch-

[1]) Romain Rolland, „Au-dessus de la mêlée."

[2]) Eine vortreffliche Einführung in die Werke Romain Rollands bietet die Schrift von Prof. P. Seippel. „Romain Rolland, l'homme et l'oeuvre". Seippel ist der erste gewesen, der in der Schweiz auf die Bedeutung Rollands aufmerksam gemacht und das Verständnis für seine Bedeutung erschlossen hat.

gebirges, ihre Klüfte, ihre Tiefen, ihre großen Horizonte und klaren Fernsichten. Er liebt die Unendlichkeit, wie sie allein die Höhe bieten kann. Darum trieb es ihn schon früh zu denen, die, wie er, in schwerem Ringen, unter Hemmnissen und Leiden, zur Höhe streben. Er ist der Freund, der Darsteller der großen Sehnenden geworden. Er ist der Dichter der Unvollendeten — aus Sehnsucht Unvollendeten, denen, wie sein so geliebter Tolstoj sagt, „Ruhe seelische Gemeinheit bedeutet".

Der Weg, den er einschlug, und die Reisegesellen, die er sich auswählte, haben ihn zur Höhe gebracht. Die Höhe ist international, läßt international werden. Rollands Freunde sind die typischen Gestalten, in denen sich das Sehnen der Menschheit, ihr Suchen, ihr Wille, über sich selber hinaus zu gelangen, klassisch verkörpert hat. Er hat eine vortreffliche Biographie und Bewertung Tolstojs geschrieben. Er hat, soweit ich es beurteilen kann, Beethoven und Michelangelo auf eine Weise dargestellt, die nicht nur etwas ganz Originelles bedeutet, sondern an diesen Großen gerade das heraushebt, was sie in ihrem Suchen, in ihrer wilden Sehnsucht nach etwas Absolutem, Vollkommenem der Menschheit gewesen sind und haben sein können. Er hat selber einfach und bescheiden gesagt, was er ihnen verdankt,[1]) er hat uns angeregt bei ihnen zu suchen, was uns fehlt. Schon der ganze biographische Teil seines Schaffens ist eine Anleitung zum weiten Sehen.

Die äußeren Grenzen verschwinden. Was bedeuten Rasse, politische Abstammung? Es kommt auf die Größe des Strebens, auf die Intensität des Erlebens an.

2.

Ein guter Biograph ist selten ein sehr origineller, produktiver Schriftsteller. Man fühlt sich in die Schaffenden ein, oder man schafft selber. Rolland macht eine Ausnahme. Den Gründen können wir hier nicht im Einzelnen nachgehen. Nur einen will ich anführen, weil er besonders charakteristisch für sein ganzes Schaffen ist. Er ist in gewissem Sinn auch als Schriftsteller Biograph geblieben. Er hat die Geschichte seiner Zeit geschrieben. Freilich „Geschichte", wie er sie versteht. Geschichte im Sinn von Werden, Wachsen, Ringen, Notleiden und sehnsüchtig nach einer Lösung rufen, die der Not entspricht. „Jean-Christophe" ist die Geschichte unserer Zeit. Es ist unsere Biographie.

Die Zerrissenheit unserer Zeit, ihr tiefer Zerfall, alles, was sie entstellt, gemein, schmutzig macht, ihre Heuchelei, ihre verfehlten Ver-

[1]) . . . „Ihr wißt, wie sehr ich euer altes Deutschland liebe, und was ich ihm verdanke. Ich bin selber ein Sohn Beethovens, Goethes, Leibnitz'!"

An einer anderen Stelle redet er von „Tolstoj, Dostojewskij, diesen Kolossen durch ihr dichterisches Genie und ihre sittliche Größe. Sie haben meine Seele gebildet."

suche, sich wieder aufzuraffen, und der Wille, über diese verfehlten Versuche hinaus nochmals anzufangen — all das macht Jean-Christophe zu einem dieser seltenen und großen Menschheitsdokumente, in welchen die ganze Not einer Zeit und der Wille, diese Not zu überwinden, verkörpert sind. Man wird in späterer Zeit das Buch lesen und sagen: „Welche Zeit! So reich an Not und Schmutz, wie schwerlich eine andere. Aber einzigartig durch den Willen, aus dem Schmutze wieder heraus zu treten. Rolland hat es verstanden, die größten Disharmonien so zu verbinden, daß etwas Einheitliches daraus geworden ist. Gemeinheit und Heiligkeit, Verbrechen und Heroismus gehen in seinem Werk neben einander her. Sie teilen sich sogar in die Herrschaft der gleichen Seele. Und doch keine Disharmonie, weil die Seele leidet, und durch Hoffnung und Glauben aus der Zerrissenheit heraus will, weil sie durch die Wiedergeburt ihre Zerrissenheit überwindet.

Diese Einheit durchzieht das ganze Werk. Eine zerspaltene Welt, die selber vom unheimlichen Gedanken geplagt wird, sie stehe vor ungeheuren, blutigen Kämpfen. Nichts ist so packend in diesem Werk, wie die Ahnung, daß die Gegensätze sich noch mehr steigern werden, daß die Gewitterschwüle, die auf dem Ganzen lagert, zum verwüstenden Sturm, zum Völkermord, führen wird. Und doch Einheit. Einheit durch den Glauben, durch die Hoffnung. Einheit durch das Werden. Was im Streite liegt, wird sich einmal verstehen. Ganz Europa steht in Waffen und harrt des Augenblickes, da der Ruf erschallen soll „Los“. Aber es wird nicht das letzte Wort sein.

Damit ist das Werk Romain Rollands etwas Internationales, und sein Verfasser ist ein Vorkämpfer des internationalen Gedankens im höchsten Sinne des Wortes. Nicht einer starren, schematischen Internationale, einer Internationale der Abstumpfung der Gegensätze und der Ausmerzung aller eigenen, charaktervollen Originalität und Schroffheit. Die Menschheitssymphonie, wie er sich in seiner Musikersprache ausdrückt, vereinigt und verbindet die Seelen der verschiedenen Nationen.

Frankreich und Deutschland stehen im Mittelpunkt. Keiner hat aufrichtiger, als Rolland, den Gegensatz bedauert, der sie entzweit; keiner hat mehr getan, um ihn zu beseitigen. Jean-Christophe, ein deutscher Musiker, geht nach Paris. Es sei gleich gesagt, daß er dort sehr viel lernt, viel umlernt, sich dort sehr vieler Dinge bewußt wird, die ihm daheim nie in den Sinn gekommen wären. Wir wollen nicht verschweigen, daß er dort fest gerüttelt, geschüttelt wird, und daß sein naiver Glaube an sich und sein Volk ohne Erbarmen hergenommen wird und manche Einbuße erleidet. Sagen wir auch gerade heraus, daß das, was am deutschen Wesen Kritik und Widerspruch herausfordert, nicht verschwiegen bleibt. Das Buch wird immer auf dem Index des sich alleingenügenden und alleinseligmachenden Deutschtums stehen. Schon darum, weil es, wie vielleicht kein Buch, was Frankreich ist, will und der Welt zu geben vermag, was nur Frankreich

zu geben vermag, und neben Deutschland, zum Teil in direktem Gegensatz gegen gewisse Entartungen des deutschen Wesens, geben soll.

Aber Jean-Christophe verliert sich nicht in Paris. Er bleibt Deutscher. Er wird es vielleicht noch mehr, als er es war. Der Ballast wird weggeschleudert. Die Hüllen fallen. Das Wesen bleibt. Er wird sich der Gefahren, die seiner Rasse drohen, bewußt. Er wird bescheiden. „Kleine Franzosen, wie seid ihr doch stark und groß." Aber er wird sich auch dessen bewußt, was in seinem deutschen Wesen, in allem, was ihn mit seiner ganzen Rasse intim verbindet, für eine ursprüngliche, urwüchsige Gesundheit und Tiefe steckt. Er wird nicht nur bescheiden, sondern stolz. Man könnte sagen, er wird stolz in dem Maß, als er bescheiden wird. Was er von den Franzosen annimmt, das, worin er ihre Ueberlegenheit sieht und ehrlich anerkennt, das macht ihn froh, ein Deutscher zu sein. Mehr als einmal sagt er aus seinem deutschen Empfinden heraus den Franzosen Dinge, die nur ein Deutscher empfinden und so scharf und wahr sagen kann. Er lernt nicht nur, er lehrt. Und die Franzosen lernen auch von ihm. Sogar wenig schmeichelhafte Dinge kriegen sie zu hören. Ein oberflächliches Pariser Publikum hat ihn nicht verstehen wollen und auf seine tiefe Auffassung von Musik mit Pfeifen geantwortet. „Das braucht Ihr!" ruft er, und beginnt ein banales Lied zu spielen.

Die gleiche Luft, die Jean-Christophe seinen kindlichen Glauben an äußere Ordnung, an Mechanismus und Disziplin geraubt hat, stärkt in ihm auch den Glauben an die Tiefe und Wahrheit, an die Weltmission des deutschen Geistes. Wie dieser Geist mit Abscheu auf das, was in Frankreich dekadent ist, reagiert, gehört zu den ergreifendsten Zeugnissen der Anerkennung, die je ein Schriftsteller einer fremden Nation ausgestellt hat.

Die Franzosen, die Jean-Christophe verstehen und lieben, sind die, die am meisten Franzosen sind und bleiben wollen. Gerade sie anerkennen, was das deutsche Gemüt Einzigartiges, Unersetzliches hat. Sie schöpfen an dieser reinen Quelle und schämen sich nicht zu gestehen, daß sie dort ihren Durst gestillt haben. Und sie sind wiederum Vertreter des französischen Geistes, wie man es überhaupt nur sein kann. Ein Volk kann stolz sein, wenn einer seiner Besten ein solches Gemälde entwirft: Voller Kritik, Tadel, voll scheltender Töne und dabei so voller Vertrauen, Liebe, Hoffnung, Enthusiasmus und Glauben! Nicht einer der Besten hat da das Wort geführt, sondern das Volk selbst. Es sagt laut: Ich will an mich glauben, trotz Fehler, Mängeln, und ich darf es, weil der Wille da ist, diese Fehler zuzugeben und zu überwinden. Die echt französische Eigenschaft, sich aufs schärfste zu kritisieren, ohne den Glauben an sich zu verlieren, hat in Rolland einen klassischen Ausdruck gefunden. So ist sein Werk wie eine Präformation dessen, was sein könnte und, so Gott will, einmal sein wird. Zwei Nationen, durch Haß entzweit, beständig wieder zum Krieg gegeneinander aufgehetzt, treten in ein-

zelnen hervorragenden Vertretern einander näher, verstehen sich, ergänzen sich, werden sich, einer am Wesen des andern, klar bewußt, was sie sind, und was sie nicht sind.[1])

Das war Rolland vor dem Krieg. Es wird uns nun leichter fallen, zu verstehen, was er während des Krieges gewesen ist, und warum er es gewesen ist.

3.

Die Höhe ist nicht ein für allemal erreicht. Man muß sich auf ihr zu behaupten wissen. Wie hat uns hier der Krieg enttäuscht.

Wie viele sind gestürzt, von denen man geglaubt hätte, sie würden nie die geistige Höhe der Vornehmheit, der Vorurteilslosigkeit im Denken verlassen! Schwerfällig schleppen sie sich nun im Sumpf der Schlagwörter und des Hasses!

Romain Rolland hat sich auf der Höhe behauptet. Er hat es so sehr ohne Phrasen, mit einer solchen Selbstverständlichkeit getan, daß man meinen könnte, es sei für ihn das allernatürlichste gewesen, es habe ihn gar keinen Kampf, keine Mühe gekostet. Und gerade das scheint mir das Größte zu sein.

Daß sein leidenschaftlich geliebtes Volk nun in einen Krieg verwickelt ist, in dem seine Existenz auf dem Spiel steht, hat ihn nicht zum Aufgeben seiner Position veranlaßt. Er hat den weiten, scharfen Blick behalten, der viel weiter reicht, als Nationalkämpfe, und erst bei dem fernsten Horizont, beim Horizont der Menschheit Halt macht.

Rücksichtslos, unentwegt tritt er gegen Haß, Verbitterung, Roheit, gegen die Verleumdung der Gegner, gegen die Selbstvergötterung auf.[2])

Es gibt im Krieg noch anderes zu beschützen, als die Grenzen. Bewahren muß man die geistige Unabhängigkeit, Vornehmheit, die Weite des Blickes, die Würde der Gesinnung. Der Kampf gilt allen Götzen, die sich der Mensch selber macht, dem eigenen Größenwahn, der Anbetung der Macht, nicht nur dem feindlichen Heere.[3])

---

[1]) „Sein oder nicht sein, sagt Ihr. Nein, es genügt nicht. Das große Deutschland, das große Frankreich sein, die ihrer Vergangenheit würdig sind und sogar im Kampf sich gegenseitig achten können, das will ich."

[2]) „Wenn die Denker ihr Denken in den Dienst der nationalen Leidenschaften stellen, können Sie vielleicht sehr nützliche Werkzeuge dieser Leidenschaften werden, laufen aber Gefahr, am Geist Verrat zu üben, der nicht der geringere Teil des Erbbesitzes des Volkes ist."

„So sollte denn Vaterlandsliebe nur auf dem Boden des Hasses blühen! In dieser Annahme liegt ein grausamer Unsinn, ein neronischer Dilettantismus, die mir aufs äußerste widerstreben. Nein, die Liebe zu meinem Vaterland will nicht, daß ich die frommen und treuen Seelen hasse und morde, die die andern Vaterlande lieben."

[3]) „Ein Franzose richtet den Gegner nicht, ohne ihn gehört zu haben. Wenn er es tut, so richtet er sich selber. . . . Meine Aufgabe besteht darin, zu sagen, was ich für gerecht und menschlich halte. Ob es gefällt oder mißfällt, geht mich nichts mehr an."

Dieser „Franzose" hat eine seltsam tiefe Auffassung vom Weltkrieg. Es ist für ihn der Bankerott einer ganzen Kultur. Er faßt ihn nicht als reine Nationalangelegenheit auf. Er sieht voraus, daß ganz Europa sich daran verbluten wird, und, wie es auch herauskommen möge, der Besiegte sein wird. Er tritt mit welthistorischem Maßstab an ihn heran. Er sagt deutlich, was versagt hat, daß es vor allem Kirche und Sozialismus waren. Und weil er so sehr in die Tiefe geht, kann er wieder emporsteigen und in großer, freier Art den Blick auf die Zukunft richten. Er glaubt auch nicht, daß der Krieg ein Verhängnis ist. „Ich halte den Krieg nicht für ein Fatum. Ein Franzose glaubt nicht an das Fatum. Das Fatum ist die Entschuldigung willenloser Seelen."

Die Weite des Gesichtskreises zeigt sich vor allem an der Beurteilung der Deutschen und der Franzosen. Mehr als eine Stelle in „Au-dessus de la mêlée" sagt uns deutlich, daß der Verfasser von „La Foire sur la place" [1]) dem eigenen Volke gegenüber seinen kritischen Sinn und seinen scharfen Blick nicht verloren hat. Er ist so weit davon entfernt, sein Volk zu vergöttern, daß er auch ihm mit rücksichtsloser Wahrheit entgegentritt. Er tadelt, was zu tadeln ist; er rügt, was er zu rügen hat: die Schlagwörter, die Verkennung des Gegners, das Schüren des Hasses. Er mißbilligt die Haltung der Intellektuellen, er verurteilt, daß man die Völker Asiens und Afrikas zum Kampfe herbeizieht. Gerade dadurch bleibt er Franzose und rettet das beste Erbstück des französischen Geistes. Ein Franzose ist niemals so groß, als wenn er sich und die Seinen offen kritisiert und sie vor Selbstvergötterung warnt. Frankreich wird es einmal Rolland zu danken haben, daß es im ärgsten Sturm diese Größe nicht eingebüßt hat.

Ebensowenig hat sich der Schöpfer „Jean-Christophe's" verleugnet. Der französische Schriftsteller, der einen Deutschen zum Hauptheldeu seines Hauptwerkes gemacht hat, bewahrt Deutschland seine ganze Anerkennung.[2]) Ich will damit nicht sagen, daß er die Feinde nicht kritisiert. Deutsche und Deutschfreunde, denen der Krieg ein heiliger Krieg ist, werden das Buch schwerlich mit Vergnügen lesen.

---

[1]) Es ist der Band „Jean-Christophes", in dem er die Schwächen Frankreichs am schärfsten kritisiert.

[2]) „Ja, ich besitze Freunde in Deutschland, wie ich Freunde in Frankreich, in Italien, in England, bei allen Rassen habe. Es ist mein Reichtum, ich bin stolz darauf, ich bewahre und behalte ihn. Wenn man das Glück gehabt hat, in der Welt ehrliche, offene Seelen zu treffen, mit welchen man die intimsten Gedanken teilt, und mit denen man den Bruderbund geschlossen hat, so sind solche Bande heilig. Da zerreißt man sie nicht in der Stunde der Gefahr und der Not. Was für ein Feigling müßte man sein, um diese Beziehungen nicht mehr zu bekennen, um den anmaßenden Forderungen der öffentlichen Meinung, die doch kein Recht auf unser Herz hat, zu gehorchen.

„Ich gehöre nicht zu den Franzosen, welche Deutschland „barbarisch" nennen. Ich kenne die geistige und sittliche Größe eurer mächtigen Rasse." Brief an Gerhard Hauptmann.

Sie werden es überhaupt nicht lesen. Noch weniger gern werden es solche lesen, die im Sieg Deutschlands und in der sich daraus ergebenden Neugestaltung der Welt, den Sieg des Höheren über das Niedrige, den Anbruch des neuen Gottesreiches sehen.

Die Kritik, der Widerspruch, der Gegensatz sind da. Oft sehr temperamentvoll, leidenschaftlich. Und doch rein und hoch. Einmal, weil Rolland nicht ungerecht verallgemeinert. Für das, was er an einzelnen Gegnern verabscheut und geißelt, macht er nicht die ganze Nation verantwortlich. Der Kampf gilt dem Prinzip, dem Geist, den er verabscheut, nicht dem Volk, aus dem ihm Vertreter entstanden sind. Und dann, weil dieser Gegensatz nicht aus dem Haß entspringt. „Er sei bereit, viel von den Gegnern zu lernen, sagt er, etwas werde er nie lernen, den Haß."

Ich weiß nicht, ob wir in vielen Dokumenten der jetzigen Zeit eine solche Würde und Vornehmheit in der Polemik finden. Meine große Bewunderung für Rolland und meine tiefe Sympathie für seinen Charakter legt mir hier, wie überhaupt, eine gewisse Reserve auf. Ich will nicht übertreiben und Lobreden halten. Ich glaube aber, sagen zu dürfen, daß hier jedenfalls etwas in einer seltenen Größe vertreten ist. Das ist die Sorge um die Würde des Feindes. Er trauert selber um die Verluste, die er bei dem Gegner konstatieren muß. Mangel an Würde, Intoleranz, Verkennung der eigenen Grenzen, Geringschätzung der anderen, berühren ihn beim Gegner kaum weniger schmerzlich, als beim Freund. Er sagt es selber deutlich genug. Darum sucht er so eifrig nach allem, was beim Gegner freudige Anerkennung verdient. Es ist seltsam, in einer Zeit, die so emsig alles ausgräbt, was den Gegner geistig herunterreißen kann, was seine Minderwertigkeit und die eigene Ueberlegenheit erweisen kann, eine Gestalt zu sehen, die ein Suchen anderer Art kennt. Das Suchen nach allen Dokumenten, in denen sich beim Feind eine reine, große menschliche Gesinnung äußert. Und auch hier hat sich das Wort bewährt: „Wer sucht, der findet."

4.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn eine solche Stellungnahme nicht Widerspruch und Leiden mit sich gebracht hätte. Und wir leben nicht in der Zeit solcher Wunder. Es wäre auch ein geistiger Widerspruch gewesen, wenn der Dichter der großen Ketzer, als er selber seiner ganzen Zeit, Freunden wie Feinden, zum Ketzer wurde, weil er ihre Götzen zerschlug, von Leiden verschont geblieben wäre. Leiden blieb ihm nicht erspart. Aber erst das Leiden krönt ein solches Werk, gibt ihm seine letzte Vollendung, seine wahre Einheit.

Nicht zahlreich waren die unter den Feinden, die ihn verstanden und verstehen wollten. Ehre denen, die es taten. Aber der Menge genügte es nicht, daß ein Franzose sich bereit erklärte, das, was er Großes, Ewiges am deutschen Wesen fand, weiter zu schätzen und hochzuhalten.

Es genügte auch nicht, daß er bei den Deutschen wie bei den Seinen nach allen Symptomen suchte, daß ein neuer, freier, humaner Geist aus dem Chaos und der gegenseitigen Vernichtung empor taucht. Es genügte nicht einmal, daß er bei den Seinen zu tadeln und zu rügen wagte? Er hätte wohl noch mehr tun sollen. Er hätte an den „heiligen Krieg" glauben sollen. Er hätte den Geist, vor dem er sich bei Goethe, Kant, Beethoven verneigte, auch beim Kriegsrecht und beim Manifest der Intellektuellen spüren sollen. Er verwarf das Schlagwort des Krieges gegen die deutsche Barbarei. Hätte er wohl von der anderen Seite das Schlagwort des Krieges für höhere Kultur und Organisation annehmen sollen?

Von den Feinden abgewiesen, auch da, wo er in edler Weise die Hand zum gegenseitigen Verständnis bot, fand er bei den bisherigen Freunden nicht den Rückhalt, den er hätte finden sollen. Es fehlte an Verständnis, an Anerkennung. Es fehlte leider oft am Willen zu verstehen. Es ist ein eigentümliches, tragisches Verhängnis, daß Frankreich einen der Franzosen, die in dieser Krisenzeit das Große am französischen Geist so rein verkörpern, nicht genügend gewürdigt und geschätzt hat. Rolland lehrt uns, wie wenige seiner Nation, an Frankreich glauben, und gibt uns die Gewißheit, daß der französische Geist noch lebt und sich zu weiteren Kämpfen gegen seine Urfeinde, gegen Intoleranz, Kleinlichkeit, Gemeinheit, rüstet. Er gibt uns das Recht, an Frankreich zu glauben. Er macht es uns zur Pflicht. Frankreich beginnt erst einzusehen, was es ihm dafür schuldig ist.

Rolland hat auch in Frankreich tapfere Vertreter und charaktervolle Verteidiger gefunden. Wir müssen vor allem die Haltung der sozialistischen und namentlich der syndikalistischen Presse erwähnen. Auch scheint sich eine Wendung vorzubereiten. Rolland muß im eigenen Land neuerdings viele Anhänger zählen. Ein sehr charakteristisches Zeugnis wird mir zufällig mitgeteilt, im Augenblick, da ich dies schreibe. Ein Offizier schreibt aus dem Schützengraben, Rolland sei „Ihr Mann", er sei der geistige Führer der Zukunft, man werde ihm in späterer Zeit gewaltige Anerkennung zollen.

In dem Lande, das er sich als Zufluchtsort auserlesen hat, besteht die Pflicht, ihm volle Anerkennung zu zollen und ihm die Liebe nicht zu versagen, die wir Schweizer allen schuldig sind, welche ein höheres Menschheitsideal vertreten und es mit Leiden geweiht haben.

Rolland schreibt:

„Je vois autour de moi frémir la Suisse amie. Son coeur est partagé entre des sympathies de races différentes: elle gémit de ne pouvoir librement choisir entre elles, ni même les exprimer. Je comprends son tourment; mais il est bienfaisant; et j'espère que de là elle saura s'élever à la joie supérieure d'une harmonie de races, qui soit un haut exemple pour le reste de l'Europe. Il faut que dans la tempête elle se dresse comme une île de justice et de paix, où, tels les grands cou-

vents du premier moyen-âge, l'esprit trouve un asile contre la force effrénée, et où viennent aborder les nageurs fatigués de toutes les nations, tous ceux que lasse la haine et qui, malgré les crimes qu'ils ont vus et subis, persistent à aimer tous les hommes comme leurs frères."[1])

Wer von der Schweiz so viel erwartet und uns Dinge zutraut, die wir kaum selber von uns erwarten, hat wohl das Recht auf unsere Ehrfurcht und unsere Liebe.

5.

Die Geschichte des Geistes geht eigene Wege. Es kommt ihr nicht auf Zahl, sondern auf Charakter, nicht auf rasche Expansion, sondern auf die Vertretung an.

Die Ketzerei von Heute kann die Wahrheit von Morgen sein. Sogar die anerkannte Wahrheit.

Was er sage, sei noch nicht aktuell, sei verfrüht, hat Rolland mehr als einmal von früheren Freunden und auch von Gegnern hören müssen. Die Feinde fanden, die Zeit sei noch nicht da, einander die Hand zu reichen, und die Seinen fanden, man dürfe den Gegnern noch nicht die Hand reichen.

Ich wüßte nichts, was Romain Rollands Bedeutung besser kennzeichnete, als daß er sich diesen Vorwurf zugezogen, daß er ihn vollkommen verdient hat. Morgen ist ihm wichtiger als Heute. Er weiß, daß die Menschheit sich nicht ewig zerfleischen kann. Er weiß, daß nicht ein Volk, nicht eine Völkergruppe Sieger und Besiegte sein werden, er weiß, daß Europa besiegt ist und sich verblutet hat.

Und er ist schon jetzt der Vertreter — der leidenschaftliche und darum hinreißende Vertreter — der Menschheit von Morgen. Seine Stunde ist noch nicht gekommen. Die Menschen haben sich noch nicht genug schämen lernen, um ihn zu verstehen. Sein Ruf zur Buße ist unter stolze Pharisäer gefallen. Man glaubt noch zu sehr an die Nationalehre, an die Gewalt. Wir müssen offenbar noch tiefer in Schmutz und Schande hinein, bis wir solche Stimmen verstehen.

Aber gerade, daß er jetzt noch nicht verstanden wird, und die Gründe, die dem Verständnis entgegenwirken, sind die beste Garantie, daß man ihn einmal verstehen wird. Er würde nicht von allem, was jetzt kleinlich, roh, kurzsichtig ist, so stark angefeindet, wenn er nicht später von allem, was groß orientiert, weitsichtig sein möchte, vollauf anerkannt sein müßte. Der Haß würde ihn jetzt nicht so hassen, wenn die Liebe nicht dereinst in ihm einen ihren wärmsten Vertreter anerkennen müßte.

Ketzerlos ist Einsamkeit. Der Ketzer, der die Götzen des Fanatismus, der Intoleranz und des Hasses gestürzt hat, hat es reichlich er-

[1]) Ich gebe die Stelle im Text wieder, eine Uebersetzung würde sie zu sehr abschwächen.

fahren. Es wird einmal die Stunde kommen, da eine große Schar ihn umgibt. Man wird an ihn denken, wenn die Menschheit von ihrem blutigen Traum erwacht und sich nach denen sehnt, die sie wieder vereinigen können. „Ich weiß," sagt er, „daß die ausgesprochenen Gedanken von selbst ihren Weg finden. Ich säe sie auf den blutdurchtränkten Boden. Ich bin voller Vertrauen. Die Saat wird aufgehen."

Diese Einsamkeit wollen wir achten und sie nicht mit lautem Beifall stören. Es schadet aber nichts, wenn Romain Rolland weiß, daß er uns den Glauben an sein Volk lebendiger werden ließ, und daß er uns an ein „Morgen" der ganzen Menschheit glauben lehrt, das sonnig und rein aus dem trüben, grausigen „Heute" erstehen wird.

J. Matthieu.

Stimmen der Völker.

I. Aus Russland.

Aufruf russischer Tolstojaner.

Der folgende Aufruf wurde im Oktober 1914 vom Sekretär Tolstojs, Bulgakoff, verfaßt und von 21 Anhängern Tolstojs unterschrieben. Alle, welche unterzeichnet hatten, wurden sofort verhaftet. Das gleiche Los teilte eine Anzahl von Gesinnungsgenossen, welche in Verdacht standen, das Manifest verbreitet zu haben. Nach einer ca. einjährigen Haft wurden sie gegen Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie werden nächstens vor das Kriegsgericht kommen. Wegen der russischen Zensur konnte das Manifest erst vor einigen Wochen nach Westeuropa gelangen. Es gereicht uns zur Freude, daß Freunde und Anhänger Tolstojs uns dieses Dokument zur Veröffentlichung anvertraut haben.[1])

Ein weiterer Kommentar zu diesen so schlichten und in ihrer Einfachheit so ergreifenden Worten ist überflüssig. Der beste Kommentar sind die, welche Freiheit und Leben dafür aufs Spiel gesetzt haben.

J. M.

Aufruf an die Völker der kriegführenden Länder Europas.

„Kommt zur Besinnung, Brüder!

Es vollzieht sich jetzt etwas Furchtbares. Hunderttausende, Millionen von Menschen fallen über einander her. Sie werden von

[1]) Es erscheint zugleich in der Zeitschrift „Demain".

ihren Anführern aufgehetzt, deren Befehle in fast ganz Europa zu vollziehen. — Vergessen haben sie, daß sie Gottes Ebenbild sind. Sie stechen, sie schlachten einander; sie schießen aufeinander. Sie verwunden und töten ihre Brüder, Brüder, die, wie sie selber, mit der Begabung zur Liebe, mit Verstand und Güte ausgerüstet sind.

Die ganze zivilisierte Welt, an ihrer Spitze die Vertreter aller geistigen Strömungen und aller politischen Parteien, von der äußersten Rechten bis zur radikalsten Linken, bis zu den Sozialisten und Anarchisten, ist in unglaubliche Verblendung geraten. So sehr, daß sie dieses schreckliche Schlachten einen „heiligen, befreienden" Krieg nennt. So sehr, daß sie die Menschen aufruft, ihr Leben aufs Spiel zu setzen .... Und wofür? .... Für ein ganz falsches Ideal der Befreiung. Denn sie vergißt, daß die wahre Freiheit nur eine innere Freiheit ist, und daß schließlich niemand die Regierungen verhindert hat, vor dem Krieg, und auch ohne den Krieg, ihren unterjochten Untertanen eine äußere Freiheit zu verleihen, die Art von Freiheit, die man jetzt durch Verbrechen und durch einen Ozean von Blut zu erobern vermeint.

Sie träumen von einer Entwaffnung, die der Krieg herbeiführen müsse. Brüder, glaubt nicht daran. Die Völker entwaffnen — das heißt ja für die zeitgenössischen Regierungen dasselbe, wie sich selber vernichten. Diese Regierungen halten sich nur vermöge der staatlichen Gewalt. Dazu bedienen sie sich nicht des freien Vertrauens ihrer Untertanen. Wie könnten sie ihre einzige Stütze, das Bajonett, wegwerfen!

Entwaffnung kann es nicht geben, solange der innere Mensch sich nicht umwandelt. Es wird nicht sein können, solange er das tierische Trachten nicht aus seinem Herzen verjagt, das ihn dazu treibt, seine äußere Stellung in der Welt durch Gewalttaten zu befestigen und seinem Nächsten Brot, Erbteil und Arbeit zu entreißen. Unsere Feinde sind nicht die Deutschen, und die Feinde der Deutschen sind nicht die Russen und Franzosen. Der Feind — welcher Nationalität wir auch angehören mögen — das ist das wilde Tier in uns selber. Niemals hat sich diese Wahrheit so sehr bestätigt, wie jetzt, da die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in ihrem Rausch, in ihrem unmäßigen Stolz auf ihre unwahre Wissenschaft, ihre äußere Kultur und rein mechanische Zivilisation, plötzlich offenbaren, zu welcher Stufe sie ihr Aufschwung geführt hat. Diese Stufe ist nicht höher als die, auf der unsere Vorfahren standen zur Zeit Attilas und Dschingis-Chans.

Unendlich bitter ist es, bekennen zu müssen, daß zwei Jahrtausende Christentum fast ohne Folgen für die Menschen vergangen sind. Aber es ist leicht verständlich, weil das Christentum an seiner Wurzel verdorben ist, weil es seine Größe eingebüßt hat. Die Priester haben es seiner wahren, innigen Seele, seiner lebendigen Kraft beraubt. Es ist Gegenstand des Spottes geworden durch die Leute, die den Mord weihen, indem sie das Kreuz, das Bild Christi dazu schwenken.

Kommet zur Besinnung, Brüder, Söhne Gottes!

Aus der Tiefe unserer leidenden, durch die Schreckbilder der jetzigen Greuel tief erschütterten Herzen wenden wir uns an euch! Besinnt euch, daß ihr Brüder seid, reicht einander die Hand! Auf Gottes Erdboden findet sich Platz genug für alle, die ein friedliches, brüderliches Leben führen wollen, Platz genug zur Entfaltung der Liebe und des Friedens. Erinnert euch an das göttliche, heilige Gebot Christi, das sich an uns Russen, Franzosen, Deutsche, Engländer, Serben, Japaner, das sich an jeden wendet, der sein Bild im Herzen trägt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet."

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.

Indem wir diesen Aufruf unterschreiben, bekennen wir offen, daß unser Herz nicht auf seiten des Krieges, des Mordes und jeglicher Gewalt steht; wir stellen uns auf seiten der lebendigen Wahrheit, die darin besteht, dem christlichen Gebote der Liebe zu allen zu folgen, und die am wahrhaft göttlichen Gebot: ‚Du sollst nicht töten' festhält."

II. Aus Deutschland.

1. Gottes Liebe und der Krieg.[1])

Das in der letzten Nummer der Monatschrift für Pastoraltheologie (4. Heft, XII. Jahrgang) ausgeführte Thema: „Der Krieg und der Zweifel" gibt zu denken und reizt zum Widerspruch. In derselben Nummer befindet sich die Besprechung einer Sammlung von Feldpredigten des Schweizers Feldpredigers Heer. Dabei wird die in der Schweiz so verbreitete Auffassung vom Krieg als sinnlosem Morden als eine „billige" gegeißelt. Es sei mir gestattet, zu beiden das Wort zu ergreifen. Gleich vorweg will ich meine Meinung zum Ausdruck bringen: Wir Deutsche können in der Auffassung über „Krieg und Christentum" recht viel von der Schweiz lernen, ganz besonders auch in bezug auf das schwere Problem „Gottesliebe und Krieg".

Ich erhielt von einem jungen Theologen, vielleicht in gleichem Alter und Semester wie der, an den jener Brief D. Schoells gerichtet ist, zwei Feldpostgrüße. In dem ersten Brief stand der Satz: „Wir müssen nach dem Krieg ganz andere Menschen werden, etwa wie es Paulus empfand nach Damaskus: „Wir müssen in einem neuen Licht

[1]) Diese Aeußerungen hätten ihrer Natur nach in eine deutsche Zeitschrift gehört. Da sie aber keine solche fanden, die ihnen Aufnahme gewährt hätte, so veröffentlichen wir sie als Urkunde einer Gesinnung, die in Deutschland keineswegs so selten ist, wie man glauben möchte, und einer Gemeinschaft in dieser Gesinnung, die über den jetzigen Streit der Geister hinausreicht. Die Red.

wandeln." Auf der anderen Feldpostkarte standen die Worte, die ich die Feldgeistlichen zweimal zu lesen bitte: „Heute Morgen war Kirchgang. Ich bin nicht hingegangen, obwohl ich meinen Bruder hätte sehen können. Aber meiner Ansicht nach haben wir nicht mehr, oder wenigstens hier nicht, das Recht, Gottesdienst zu halten." Also bei unseren beiden jungen Theologen haben sich Zweifel und Fragen eingestellt. Denn ehe einer so schreibt, muß ihn innerlich stark die Frage bewegt haben nach Gott und dem Krieg. In letzterem Fall freilich ist der Zweifel einer klaren Erkenntnis gewichen: „Es muß ein Neues kommen, eine neue Auffassung von Gott, Gotteswesen, Gotteswirken." Im ersten Fall war das Ergebnis negativ: „Ich kann nicht mehr glauben an den Gott der Liebe", im zweiten uns hier beschäftigenden Fall insofern positiv: „Ich kann an den Gott der Liebe noch glauben, aber nicht hier im Krieg."

Wir haben in der ersten Zeit viel vernommen von „Gottesbegegnungen im Krieg." Zweifellos war es so, daß viele, die ihren Gott verloren hatten, draußen wieder eher vernahmen von seiner Macht und Größe — es war vornehmlich alttestamentliche Frömmigkeit, gepaart mit altgermanischer Religion (Gott geht in „Masken" einher). Weil nun aber der Krieg schon so lange dauert, mehren sich, so dünkt mich, die Stimmen, die, wie jene beiden Feldgrauen, zu fragen beginnen. Und wir in der Heimat? Unseren Gemeinden ist es bis jetzt im großen und ganzen noch nicht so gegangen wie denen, die das Erdbeben von Lissabon in ihrem Glauben an einen lebenden Vatergott erschütterte. Noch nicht! Aber wie lange wird's noch dauern? Mehren sich nicht schon jetzt die Anzeigen einer religiösen Skepsis? Dabei ist jene Frau, die in nächtlicher Stunde zu mir kam, mit dem Bild ihres gefallenen Gatten in der Hand, und mir ins Gesicht sagte: „Da kann man nicht mehr glauben an einen lieben Gott", nicht die schlechteste. So haben wir als Seelsorger schon jetzt die unabweisbare Pflicht, uns Waffen zu schmieden zur Ueberwindung der schon bestehenden oder kommenden Zweifel an Gottes Liebe. Neue Waffen?! Mir ist es klar, daß wir heute nicht mehr so sehr mit der Antwort vom Erziehungs- und Strafleiden auskommen; wer den Versuch gemacht, zweifelnden und verzweifelnden Seelen diese Lösung zu geben, der wird fast stets auf harten Stein gestoßen sein. Ob das nicht auch bei jenem „Studierenden im Felde" zutreffen wird? Vielleicht hören wir noch einmal von ihm.

Es liegt mir fern, das Problem des Leidens hier zu behandeln. Dazu scheinen mir andere berufen. In aller Bescheidenheit möchte ich nur auf jene von vielen deutschen Theologen so verachteten (oder nicht gekannten) unser religiöses Gewissen so schärfenden Schweizer „Religiös-sozialen" hinweisen. Vielleicht, daß sie uns doch Fingerzeichen geben können. Bitten muß man dringend, daß man sich reinige von dem Gedanken, als schaue der Schweizer als Neutraler gelassen von oben herab all dem Geschehen um ihn zu. Bitten muß man, daß man der

Auffassung den Abschied gibt, als ob jene es sich besonders leicht machten. Wer sie kennt, weiß, wie sie ringen, weiß, wieviel innere Kämpfe die Besten von ihnen durchgemacht haben, ehe sie zu jener extremen Stellungnahme zum Krieg als „sinnlosem Morden" kamen; weiß endlich auch, daß sie alle die gegen sie erhobenen Einwendungen gewissenhaft geprüft haben und immer wieder prüfen. Gerade jetzt sind sie wieder dabei, sich mit einer Streitschrift, die Prof. Wernle unter dem Titel „Militarismus und Evangelium" gegen sie verfaßt hat, auseinanderzusetzen.

Zur neuen Orientierung über Gottes Wesen, wie die Schweizer sie anstreben:

Zum Verständnis könnte man ausgehen von jener Empfindung, die so viele am Anfang des Krieges beseelte, als sei die Hölle losgelassen. Gar mancher machte doch „den Teufel verantwortlich für das Elend in der Welt." Diese Auffassung begegnet uns jetzt wieder besonders bei den Sektenleuten, die viel weniger den Krieg mit Gott zu harmonisieren pflegen als wir Theologen. Das erscheint mir das Unheil in unserer lutherischen Denkweise, daß wir um alles in der Welt Gott so sehr hineinziehen ins Getriebe dieser Welt. Nun ist es ja gewiß jedem frommen Menschen Gewißheit, daß er in eines Höheren Hand steht, die ihn führt und leitet. Aber wir tun in bezug auf den Krieg zum mindesten gut, wenn wir endlich auch einmal dies stärker betonen: Zunächst haben Gott und Krieg nichts miteinander zu tun. Auch wenn sich viele über diesen Satz ärgern, sprechen wir ihn aus, und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens wollen wir Menschen und Völker nicht von persönlicher Schuld an der Ursache des Weltkrieges freisprechen, auch das deutsche Volk nicht. Zum mindesten ist zu fordern, daß wir alle als religiöse Menschen uns unter die Gesamtschuld stellen und nicht etwa in die Pharisäergesinnung hineingeraten: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie die Russen, Franzosen . . . oder gar wie diese Engländer da." Wenn uns der Krieg nicht zur „Umkehr" (Buße) leitet, war er — religiös — vergeblich.

Der zweite Grund: Gott ist die Liebe, er ist der Geber alles Guten. Der Krieg ist ein Uebel (so mild ausgedrückt, kann der Satz wohl auf aller Zustimmung rechnen). Das Uebel nehmen wir zunächst nicht aus des Vaters Hand.

So kommen wir also zu dieser Betrachtungsweise um Gottes und des Menschen Willen. Machen wir Gott doch für den Krieg nicht ewig verantwortlich, auch nicht den Teufel, sondern uns selbst. Auf der Erde hatten sich die Dünste angesammelt und stiegen in die Höhe. Nun ist's Gewitter da, das sich entlädt, entladen muß.

Dadurch daß die Welt, aufgebaut auf Macht, Gewalt, noch nicht die Welt der Königeherrschaft Gottes ist, aufgebaut auf Liebe und Gerechtigkeit, ist der Krieg gekommen. Weltreich und Gottesreich stehen im Gegensatz zu einander.

Gott läßt allerdings den Krieg zu, weil er uns als freie Persönlichkeit, mit der Anlage zum Guten und Bösen, geschaffen hat.

Unter dem Gesichtspunkt der „Zulassung Gottes" finden wir uns mit dem widergöttlichen Krieg ab.

So gefaßt, kann auch der Krieg nicht an Gottes Liebe rütteln. Und noch eins kann man hieraus folgern: Der „liebe Gott" wird auch diesen Krieg zum besten kehren, wird das Unheil zum Heil wenden.

Worauf es mir ankam, habe ich in dieser Skizze absichtlich nicht ausgeführt, sondern nur angedeutet, um berufenere Männer das besser aussprechen zu lassen, was mich seit langem bewegt und worin ich gern weiterkommen möchte. Das Gefühl habe ich deutlich, daß mit dieser mehr reformierten schweizerischen Auffassung eine Lösung des Problems zwar nicht gefunden ist, aber wenigstens hier einmal „reine Wäsche" gemacht und all den verschiedenen Vermittlungsversuchen und Deuteleien vom Erziehungs- und Strafleiden ein Stoß versetzt wird.

Vielleicht dienen wir so am besten den neuen Zweiflern draußen und drinnen. Der Krieg läßt uns in manchem umlernen. Auch in unserem religiösen Empfindungsleben und theologischen Denken dürfte es nicht anders sein.

Pastor Starke, Kirchberg-Sachsen.

2. Lieder einer deutschen Pazifistin. 1915.[1])

Ich fühlt in meinem Lande
Die schwere Zeit der Not,
Die schwere Zeit des Hasses,
Der Menschenliebe Tod.

Wenn nun in andrer Seele
Ein Wort weckt gleichen Klang,
So war nicht ganz vergebens
Mein schlichter Klaggesang.

Die große Zeit.

Es scholl der Ruf durchs Land hin weit:
„Heil Deutschland, sei zum Kampf bereit!
Es kommt die große, herrliche Zeit;
Es kommt die Zeit, wo treu vereint
Wir gehen gegen Deutschlands Feind.
Viel Feind, viel Ehr!
Auf, auf, zur Wehr!
Auf, auf, zum Ruhm,
Zum Heldentum!"
Sie kam heran, die große Zeit.
In ihrem Schoße trägt sie Leid,

[1]) Wir möchten die Leser bitten, diese schlichten, uns aus Deutschland zugestellten Aeußerungen ja nicht als ästhetische Leistung, sondern als Schrei eines gequälten Herzens aufzufassen.

D. Red.

Mit ihren Händen blutigrot
Bringt sie Verderben, bringt sie Tod.

Die ganze Welt steckt sie in Brand,
Und Völker, die die Freundschaft band,
Die morden sich in Wut und Haß,
Die morden sich ohn' Unterlaß.
Und wie zerstampfet wird die Flur,
So wird zum Spott das Wort „Kultur".
Da nun der große Krieg entbrannt,
Da wird verwüstet Haus und Land,
Da irren Menschen, jung und grau,
Da wird geschändet Kind und Frau,
Da sterben Kranke ungelebt,
Da liegen Leiber arg zerfetzt,
Da wird vernichtet Lebensglück
Zu Hauf in jedem Augenblick.

Wohl seh ich auch in diesen Tagen
Die Menschen Schweres groß ertragen;
Ich seh das Opfer junger Leben.
Ich sehe Mütter alles geben,
Ich seh der Frauen rege Hand
Im Dienste für das Vaterland.
Doch niemals macht mich dies bereit,
Zu nennen sie die große Zeit.
Erst wenn der blut'ge Schleier fällt,
Der jetzt den Geist gefangen hält,
Erst wenn der Mensch einst, tief bewegt,
Fühlt, wie er sich im Bruder schlägt,
Erst wenn in heiliger Ungeduld
Er angstvoll frägt: „Wo meine Schuld?
Mein ist die größte, Bruder, nimm
Hier meine Hand, laß deinen Grimm" —
Wenn so das Ende von dem Streit
Dann ist sie da, die große Zeit.

Der deutsche Michel.

Christenglaube ward zum Spott,
Wieder herrscht der Judengott.
Aug um Auge, Zahn um Zahn!
Was du Böses mir getan,
Geb ich dreifach dir zurück,
Büßen mußt du Stück für Stück.

Deutscher Michel, schlecht beraten
Hat man dich in deinen Taten.

Warst bis jetzt im Völkerleben
Hilfreich gut in deinem Streben,
Treu und fest in deinem Glauben,
Den dir niemand konnte rauben,
Und die ganze Welt stand offen
Deinen Taten, deinem Hoffen.

Jetzt hat man dir eingehämmert:
„Deutscher Michel, sieh, es dämmert
Deine Zukunft. Träumen, Singen
Kann dir nicht die Welt erzwingen;
Werde hart, zeig deine Zähne,
Keinen deinen Freund mehr wähne.
Sieh, man neidet deine Stärke,
Böse Mächte sind am Werke,
Dir das Leben zu erdrücken,
Deine Heimat zu zerstücken."

Gut gelernt wird die Lektion;
Michel zeigt die Zähne schon,
Michel zeigt die harte Faust,
Daß es einem schmerzt und graust.
Unter seinem harten Tritt
Nimmt er alles Leben mit.
Was er greift mit seiner Hand,
Hält er fest als Unterpfand.

Deutscher Michel, merk die Not:
Du schlägst deine Seele tot,
Du trittst andrer Freiheit, Recht,
Du wirst böser Mächte Knecht;
Nie kannst so die Welt du zwingen,
Nie wird dich die Welt besingen.

Den gefangenen Brüdern in allen Ländern.

Brüder, die Ihr seid in Banden
Fern vom Heim, in fremden Landen,
Die Ihr schaut empor mit Grauen
Zu dem Firmament, dem blauen,
Wo ein lieber Vater thronen
Sollte über allen Zonen.

Nein, der Gott, den alle rufen
Zu der Schlacht, ist, den sie schufen
Sich nach ihrem eignen Bilde;
Gott ist gnädig, Gott ist milde.
Gott will nicht, daß Ihr verschmachtet,
Daß sich Euer Geist umnachtet;

Gott will nicht, daß man Euch knechtet,
Daß der Mensch den Bruder rechtet,
Brüder, die Euch dies getan,
Sind in einem bösen Wahn.

Alle, die Ihr heiß gestritten,
Alle, die Ihr tief gelitten!
Euer Leid ist nicht verloren,
Großes wird daraus geboren,
Ungeahntes muß sich lösen;
Durch die Kraft des Sündig-Bösen,
Durch die finstre Macht im Hassen
Strebt der Drang, die Welt zu fassen,
In der Welt, der liebearmen,
Klingt der Ruf nach mehr Erbarmen,
Und uns alle, die wir blieben,
Eint der Wunsch, nach größ'rem Lieben. H. J.

III. Aus Frankreich.

Eine wunderbare Seele.

(Schluß.)

2 février.

Chère mère, je continue cette lettre au cantonnement, alors que l'agitation extrême des corvées accumulées remplit le vide que la mélancolie voudrait désoler.

J'arrive aux jours sombres où le néant semble la fin de tout, alors que tout dans mon existence m'a certifié la plénitude de l'univers. Oui le dévouement non pas à des individus, mais à l'idéal social de solidarité me soutient encore. Ah! quel exemple magnifique que Jésus et les pauvres! Ce juste, aristocrate, marquant par une tâche rebutante l'illimité du devoir altruiste, et surtout enseignant à n'exiger en retour aucune reconnaissance . . . Je dois à mon expérience des choses et des gens cette tranquillité de n'attendre rien d'autrui. Et le devoir prend ainsi une forme abstraite, dépourvue d'objectif humain qui voile l'atroce de cette situation.

Aujourd'hui, lever de soleil inouï! Encore un printemps qui s'approche . . . Je veux te raconter nos trois jours de première ligne.

Neige et gel. Nous avons descendu des pentes conduisant à notre emplacement dans le village. A ce moment, la nuit était tellement belle que les soldats en furent émus. Je ne pourrais jamais te dire la finesse précise de ce pays. Comment expliquer cette ciselure s'alliant au rêve des brumes sur lesquelles planait la lune? Pendant trois jours mon service nocturne me conduisait au sein de cette pureté, de cette blancheur.

Orfèvrerie noircie des arbres. Et malgré le camaïeu, des teintes quand même, des teintes rousses et bleues.

Il est des heures de telle beauté où celui qui les embrasse ne saurait mourir alors. J'étais bien en avant des premières lignes et jamais je ne me suis senti plus protégé. Ce matin, au retour, lever de soleil rose et vert sur la neige rose et bleue : libre étendue marquetée de bois et de champs recouverts ; au loin, des fonds où meurent les argents de la Meuse. O beauté quand même !

9 février.

Encore une oasis où, prêt à défaillir, j'attends une fois de plus la minute qui console. Le petit souffle qui rafraîchit passe encore. J'ai eu le bonheur d'être désigné comme caporal de garde dans un endroit charmant où je suis le grand-chef. Temps exquis de printemps. Que dirai-je de cette nature dont jamais je n'ai senti si bien les amples vibrations ? Les heures et les saisons se succèdent avec une telle certitude — quelque chose d'inéluctable — une telle impossibilité d'ensemble que celui qui les guette y pressent l'enormité de l'énergie initiale.

J'avais bien souvent connu la joie de voir un printemps ou telle autre saison, mais jamais il ne m'avait été donné d'en vivre tous les instants. Comme on acquiert ainsi, sans le secours d'aucune science, une intuition vague, mais indiscutable d'un absolu.

Un pauvre homme, savant de génie peut-être, déclarait n'avoir pas trouvé Dieu sous son scalpel. Quel malentendu choquant chez une âme supérieure ! Pourquoi le besoin d'un scalpel quand la joie et le frémissement de nos sens suffisent à nous prévenir de l'ordre immuable commandant toute évolution. Le poète voit venir les saisons comme de grands vaisseaux dont il suppute le retour. Parfois la tempête les retarde, mais bientôt ils arrivent quand même, apportant les parfums des pays inconnus. Une saison qui revient semble ramener des voluptés apprises au cours d'un long voyage.

Ah ! chère mère, puissions-nous connaître encore l'isolement ! O la solitude pour ceux qui en sont dignes ! Comme elle est violée parfois !

22 février, premier jour de cantonnement.

Chère mère bien aimée, je vais te dire la bonté de Dieu et l'horreur des choses. La lourdeur d'âme que je traînais depuis un mois et demi, c'était l'angoisse de ce qui nous était réservé durant ces vingt derniers jours.

Nous sommes arrivés au lieu de l'action le 17 ; le décor ne m'interessait plus ; j'étais tout à l'attente de l'évènement. Cela s'est déchaîné à 3 heures ! explosion de sept galeries de mine sous les tranchées ennemies ; c'était comme un tonnerre

lointain. Puis, les cinq cents pièces de canon on fait l'enfer au milieu duquel nous nous sommes élancés.

La nuit venait quand nous nous sommes établis sur les positions conquises. Toute cette nuit, je me suis employé activement pour assurer la sécurité de nos troupes, jusqu'alors peu éprouvées. J'avais à parcourir de vastes espaces nocturnes sur lesquels je rencontrais les morts et les blessés des deux partis. Mon coeur s'épanchait sur tous, mais je ne pouvais avoir que des paroles pour leur détresse. Au matin, nous avons été chassés avec des pertes sérieuses jusqu'à nos emplacements précédents, mais, le soir, nous avons de nouveau recommencé: nous avons tout repris de notre avance, et là encore j'ai fait mon devoir.

Je me suis avancé et j'ai recueilli le sabre d'un officier qui se rendait, puis j'ai garni les emplacements à occuper. Le capitaine m'a gardé à sa disposition, et je lui ai fait le plan de notre emplacement. Il m'annonçait sa décision de me faire citer à l'ordre de l'armée, quand il a été tué sous mes yeux.

Enfin j'ai, sous le bombardement effroyable de trois jours, organisé et maintenu la corvée de ravitaillement en cartouches, au cours de laquelle j'ai eu cinq hommes blessés.

Nos pertes sont effroyables; celles de l'ennemi pires encore. Tu ne peux savoir, ma mère aimée, ce que l'homme peut faire contre l'homme. Voici cinq jours que mes souliers sont gras de cervelles humaines, que j'écrase des thorax, que je rencontre des entrailles. Les hommes mangent le peu qu'ils ont, accotés à des cadavres. Le régiment a été héroïque: nous n'avons plus d'officiers, tous sont morts en braves. Deux bons amis, dont un charmant môdèle à moi pour un de mes derniers portraits, sont tués. Cela a été une de mes effroyables rencontres du soir. Cadavre blanc et magnifique sous la lune. Je me suis reposé près de lui. Beauté des choses qui se réveillait en moi.

Enfin, après cinq jours d'horreur qui nous ont coûté douze cents victimes, nous avons été retirés de ce lieu d'abomination.

Le régiment est cité à l'ordre de l'armée.

Chère mère, qui dira l'inouï de ce que j'ai pu voir, mais qui dira les certitudes que fait découvrir cette tempête.

Devoir, effort.

5 mars, 6me journée de cantonnement.

J'aurais voulu retrouver en moi l'extrême sensibilité d'avant ces épreuves pour te dire les couleurs et les aspects du drame que nous avons vécu. Pour l'instant, je suis encore dans un état d'engourdissement assez voluptueux en soi, mais qui obstrue un peu ma vision des choses et mes pressenti-

ments de l'avenir. Je ne puis que faire effort pour me rattacher à la notion des choses éternelles et stables, et peut-être y parviendrai-je.

Pourtant, certains spectacles de ce champ dévasté contenaient un enseignement si beau, si noble et si concluant que je voudrais avec toi ressentir les admirables certitudes de ces jours-ci.

Comme la mort est harmonieuse dans la terre, et comme ce retour vers la substance maternelle se fait de façon admirable, si l'on compare la mesquinerie humaine des cérémonies funèbres! Hier encore, j'aurais pu croire que ces pauvres morts abandonnés étaient lésés, mais après avoir assisté à l'enterrement d'un officier à V. je trouve que la nature a bien plus de pitié que les hommes.

Oui vraiment, la mort du soldat est près des choses naturelles. C'est une horreur franche, et qui ne triche pas avec la violence universelle. J'ai passé maintes fois auprès de cadavres dont je pouvais observer le progressif enfouissement, et cette nouvelle vie était plus réconfortante que le froid et immuable aspect des tombes citadines.

Nous avons, de notre séjour en pleine air, gagné une liberté de conception, une amplitude dans le geste et la pensée qui feront trouver les villes horribles et artificielles pour les survivants.

Chère mère, je t'écris mal des choses que j'avais ressenties superbement. . . . Réfugions-nous dans la paix du printemps et le trésor de l'instant présent.

17 mars.

Matin charmant. Soleil blanc qui s'enveloppe de brumes, arbres en silhouette sur les hauteurs, et le vaste espace dans la lumière. Période privilégiée. L'autre jour lisant une vieille Revue des deux Mondes de 1880, je suis entré dans un bel article comme on entre dans un noble palais aux voûtes somptueuses, aux parois richement décorés. C'était sur l'Egypte et signé George Perrot.

Hier mon bataillon a quitté son cantonnement en alerte. Je suis obligé de rester pour mon instruction de sergent. Combien je suis reconnaissant de ce répit — laborieux d'ailleurs — qui me laisse retrouver ce à quoi je tiens le plus, c'est-à-dire un esprit lucide et un coeur ouvert à la nature.

J'ai oublié de te dire que, l'autre fois, pendant la tempête; j'ai vu dans le soir les grues revenir. Une accalmie permettait d'entendre leurs cris. Dire que voici déjà si longtemps que je les vis s'en aller! Je me rappelle leur départ au commencement de l'hiver, et ce fut plus triste ensuite. Cette fois-ci, c'était pour moi comme la colombe de l'arche, non point que

je me disimulasse les dangers restant, mais ces ambassadeurs de l'air me rapportaient l'assurance plus visible du calme universel devant nos agitations.

Hier, c'étaient les oies sauvages qui pointaient vers le nord. Elles prenaient dans le ciel de nombreuses formations, traçant ainsi des figures régulières; elles ont disparu à l'horizon comme un ruban flottant.

J'ai écrit à Madame L. C'est le dernier coup pour elle. Il est pour certaines destinées d'être la médaille où se frappent tous les signes de la douleur. L'adversité les a martelées de telle sorte qu'elles ne possèdent rien où puisse s'inscrire une joie.

Mais j'imagine que l'orientation si complète d'une vie vers la tristesse ne va pas sans la secrète compensation de sentir que l'on épuise tout le malheur; c'est quelque chose de marquer la limite de la détresse humaine. Ces destinées me font l'effet de sentinelles qui défendent les autres contre les entreprises d'un destin contraire.

Tous les jours je vois une croix nouvelle au petit cimetière militaire. Et le triomphant printemps sur tout cela.

25 mars.

Me voici de nouveau ramené à l'existence de terrier. J'ai trouvé l'emplacement que j'avais quitté le mois dernier . . .

. . . Ma compagnie a perdu beaucoup de monde du fait des torpilles aériennes. Ce sont des projectiles d'un mètre de haut et de vingt sept centimètres de diamètre, dont la course suit une trajectoire extrêmement élevée et qui retombent verticalement, ce qui leur permet d'éclater dans les creux les plus défilés. Aussi vivons-nous à plusieurs mètres sous terre. Temps clément. Nous sortons la nuit pour faire des corvées.

Je reprends ma lettre après un somme. Nous dormons tant que nous pouvons dans nos casemates. J'ai eu bien des pensées que la fatigue m'empêcha de formuler, mais je me souviens d'avoir évoqué Beethoven. J'ai juste son âge quand il fut atteint par la souffiance, et je pensais à l'exemple admirable de telles énergies s'employant malgré l'obstacle. Pour lui, l'entrave dut paraître aussi définitive que celle d'à présent. Mais il fut vainqueur.

Pour moi, Beethoven fut la plus magnifique traduction humaine de la puissance créatrice. Je t'écris mal car je dors encore . . .

. . . . . Comme tout fut aisé et adouci de bonté dans mon retour! Je quittai seul notre château et, passant devant une batterie d'artillerie, je fus de la part des sous-officiers l'objet de l'hospitalité la plus fraternelle. D'ailleurs l'artillerie aime le

106ième qui la défend et de façon générale, nous inspirons une vive pitié à ces gens qui ne sont pas même exposés à la pluie.

Je termine court, t'aimant pour ton courage qui me soutient. Quoi qu'il arrive, j'aurai retrouvé la joie. D'abord la nuit d'arrivée fut si belle.

27 mars.

... Ce que l'on peut demander comme grâce, c'est d'épuiser ce que l'instant peut offrir de beau. Voilà une nouvelle manière de «vivre sa vie» que la littérature n'avait point prévu.

... Rien de nouveau sur notre hauteur que l'on continue d'organiser. Le beau temps facilité notre tâche. De temps à autre la pioche rencontre un pauvre mort que la guerre tourmente jusque dans la terre.

4 avril, au soir. Dimanche de Pâques.

Chère mère, nous voici de nouveau sous la garde de Dieu, nous partons à 2 heures pour la tempête. Chérie, je pense à toi, je pense à vous. Je vous aime et je vous confie toutes trois à la Providence. Que tout évènement nous trouve prêts! En pleine force d'âme, c'est ma prière pour vous comme pour moi. Espoir quand même, avant tout, sagesse et amour.

Je vous embrasse sans rien formuler d'autre. Toute ma pensée se concentre vers un devoir laborieux.

6 avril midi.

Chère mère bien aimée, à midi nous voici sur l'extrême position d'attente. Je t'envoie tout mon amour. Quoi qu'il arrive, la vie aura eu de la beauté ...

Am folgenden Tage, am 7. April, fand ein Kampf ſtatt; ſeither wird der Urheber dieſer Briefe vermißt.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben in dieſem Heft für zwei Aeußerungen zu dem Aufſatz von Frau Staudinger über das Genoſſenſchaftsweſen leider nicht mehr Raum gefunden. Sie ſollen im nächſten Heft erſcheinen.

Vom letzten Heft ſind noch Exemplare vorhanden, die zur Propaganda verwendet werden können.

Verdankung.

Für die **Armenier** ſind bei der Redaktion neu eingegangen: Von Fam. M. in Z. 13 Fr.; von Frl. M. in Z. 10 Fr.

Druckfehler. In dem Aufſatz: „Der heilige Krieg" im letzten Heft muß es S. 28, Z. 19 von oben heißen: Moral, ſtatt Mord.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnaſiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Profeſſor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuſkripte und auf die Redaktion bezügliche Korreſpondenzen ſind an Herrn **Ragaz** zu ſenden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Baſel.

Können wir an eine sittliche Weltordnung glauben?[1]

Es ist noch nicht lange her, seit die Frage nach den Naturgesetzen die christliche Gemeinde stark beunruhigte. Dieselben erschienen zuerst wie selbständige Mächte, welche das freie Wirken Gottes einschränken. Dann lernten wir die Rede von den Naturgesetzen als den Versuch erkennen, aus dem Naturgeschehen die festen Ordnungen und Grundsätze des göttlichen Waltens zu entziffern; wir sahen ein, daß wir mit dieser Entzifferung erst beim Buchstabieren des ABC angekommen sind. Die Naturgesetze erscheinen uns jetzt viel mehr als Werkzeug und Offenbarung der Stetigkeit und Zuverlässigkeit der göttlichen Weltregierung, ohne die keine menschliche Arbeit und Lebenssicherheit möglich wäre. Sie sagen uns, daß die Macht, die in der Natur wirksam ist, nicht unberechenbare Willkür, sondern zuverlässige Treue ist.

Nur einen kleinen Teil der Wirklichkeit umfaßt die Naturwissenschaft und umspannen die von ihr entdeckten Naturgesetze. Bestehen auch für das viel weitere Gebiet des geistigen Lebens, des menschlichen Handelns, das wir kurz die Geschichte nennen, ebensolche ewigen Gesetze und Ordnungen? Merkwürdig, lange bevor jemand von Naturgesetzen redete, hat diese Frage nach einer geistigen und sittlichen Weltordnung die Gemüter beschäftigt; ja sie wurde stets als ein Stück Religion betrachtet; und während uns die Naturgesetze erschreckten, wurde hier jeder Fußbreit, den wir zur Klarheit vordrangen, als religiöser Gewinn begrüßt. Aber immer wieder hat neues Geschehen gewonnene Erkenntnisse in ihrer Sicherheit bedroht; je neuer, unerhörter das Geschehen ist, umso tiefer wühlen diese Fragen die Seele auf. So erhebt das Erlebnis dieses Krieges wieder die Frage, ob wir an eine sittliche Weltordnung glauben können, zum brennenden Problem. Daß es sich um eine eminent religiöse Frage und nicht um eine theologische Spitzfindigkeit handelt, mag uns auch die eine Tat-

[1]) Ein Vortrag.

sache bestätigen, daß um diese Frage noch kaum die rabies der Theologen entbrannt ist.

Es ist klar, daß diese Frage erst auf einer gewissen Stufe des religiösen Lebens entsteht, nämlich erst da, wo der Mensch die Stimme in der eigenen Brust mit den Mächten, die über sein Schicksal entscheiden, in Zusammenhang bringt, wo er in seinem Gewissen seinen Gott zu sich reden hört und in bestimmten geistigen Gütern und Idealen die Ziele erkennt, zu denen ihn die überlegenen Mächte berufen haben. Stimmt es wirklich, so fragt erst die irgendwie sittlich gefärbte Religion, daß die Macht, welche die Welt regiert, in ihr das zum Siege führt, was sie als das Sollende durch das Gewissen von uns fordert? Kommt Gott unserm sittlichen Streben zu Hilfe und bietet er ihm Bürgschaft des Gelingens? Wenn wir darauf nicht ja sagen können, so hat ja das, woran wir Kraft und Leben setzen, keinen Sinn; ohne die Möglichkeit und Gewißheit der Verwirklichung ist ja alle sittliche Arbeit sinnlose Verschwendung. Und ebenso steht hinter dieser Frage das Interesse daran, daß das, was ohne unser Zutun mit uns geschieht, das Schicksal, nicht Willkür und sinnlose Quälerei ist, sondern daß dahinter ein Wille steht, dessen Ziel mit dem tiefsten Bedürfnis und der Sehnsucht unserer Seele im Einklang steht. Der Sinn unseres Handelns und der Sinn unseres Leidens, das will sagen der Sinn unseres Lebens überhaupt steht und fällt mit einer sittlichen Weltordnung. Es steht auf dem Spiele, ob die Grundstimmung unseres Lebens Ruhe oder Angst sein soll, ob wir uns von der Wirklichkeit bedroht oder getragen fühlen dürfen. Wie ohne Naturordnung keine Kultur möglich wäre, so könnte es ohne sittliche Weltordnung auch kein grundsätzliches, sittliches Handeln geben.

Es ist mir unbekannt, ob schon jemand die Aufgabe angegriffen hat, eine Geschichte des Glaubens an eine sittliche Weltordnung zu schreiben. Es müßte jemand sein, der in der Religions- wie in der Philosophiegeschichte gleich heimisch wäre. Ich muß mich mit ein paar Bemerkungen über das Gebiet, das ich einigermaßen kenne, dasjenige der biblischen Religion, begnügen. Wir dürfen die Propheten Israels als die Schöpfer und klassischen Vertreter dieses Glaubens ansprechen.

„Suchet das Gute und nicht das Böse, so werdet ihr leben, und Gott wird mit euch sein, wie ihr rühmet. Hasset das Böse, liebet das Gute und stellt das Recht im Tore her; vielleicht ist dann der Herr der Heerscharen gnädig dem Reste Josephs." (Amos 5. 14 f.). Das ist die Summe der prophetischen Predigt. Die ganze Gerichtsdrohung entspringt dem Glauben, daß Gott ein heiliger Gott sei und das Volk vor ihm nur bestehen könne, wenn es das Gute in der schlichten Bedeutung des „recht tun, Liebe üben und demütig wandeln vor Gott", „Gerechtigkeit und nicht Opfer" verwirkliche. Und die prophetische Verheißung ist der Ausdruck des Glaubens, daß alle Ge-

richte nur dem letzten Ziele Gottes dienen, dem Sieg und der Alleinherrschaft von Gerechtigkeit und Wahrheit, von Liebe und Frieden. „Das Reich muß uns doch bleiben". Der Monotheismus der Propheten ruht auf dem Erlebnis der Tatsache, daß es nur ein Gutes gibt, daß das Gute etwas Einheitliches, Unbedingtes ist und die Weltherrschaft beansprucht.

Dieser Glaube der Propheten bezieht sich nicht auf das Schicksal des Einzelnen, sondern auf dasjenige des Volkes und letztlich der Menschheit. Und es ist ein Zukunftsglaube. Die Propheten sind beherrscht von der Ueberzeugung, daß die heil- und unheilvollen Ereignisse, die sie voraussehen, Offenbarungen des sittlichen Charakters Jahwes, seiner sittlichen Weltordnung sind. Aber diese Ereignisse und darum auch diese Offenbarungen liegen erst in der Zukunft. Für die spätere Generation nach der babylonischen Gefangenschaft hatte sich wohl das prophezeite Gericht vollzogen, aber das verheißene Heil ließ noch auf sich warten. Damit ist die sittliche Weltordnung zum Problem geworden. Ihre Offenbarung ist ein Gegenstand der Hoffnung, die man mit aller Zähigkeit festhält.

Wir wissen nicht, wie harte innere Kämpfe das Beharren in dieser Hoffnung die Frommen des Spätjudentums gekostet hat. Die vielen Apokalypsen jener Zeit mit ihrem Grübeln in der Zukunft lassen uns ahnen, daß es nicht immer leicht geworden ist. Bekannt sind uns bloß die Kämpfe um den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit im Einzelschicksal.

Der Gute wird belohnt mit Erfolg und Glück, der Böse bestraft mit Unglück und Schande, so lautete das Dogma des Spätjudentums, zu dem sich der Glaube an die sittliche Weltordnung verdichtet hatte. Hiobs Freunde sind seine klassischen Vertreter. Aber die Wirklichkeit wollte nicht damit stimmen. „Beides habe ich erlebt in meinem vergänglichen Leben: Der Gerechte geht zu Grunde in seiner Gerechtigkeit und der Gottlose hat ein langes Leben in seiner Bosheit" bekennt der Prediger Salomo und endet in der völligen Skepsis seines: „Alles ist eitel". Der Dichter des Hiob hätte wohl kaum diese Leidenschaft in sein Werk gelegt, wenn ihm das Schicksal seines Helden bloß ein unerhörter Ausnahmefall gewesen wäre, und auch den Dichter des 73. Psalms hat es gequält bis zur Verzweiflung.

Doch hier interessieren uns weniger die Zweifel als ihre Ueberwindung. Die einen flüchten sich einfach in die Zukunft. „Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesicht" ruft der Dichter von Psalm 42 seiner unruhigen Seele zu; er tröstet sich mit der Hoffnung, daß ihn Gott wieder nach seinem heiligen Berg wallen lasse. Hiob trifft mit dem Prediger zusammen im Verzicht auf eine Lösung. Aber der tiefe Unterschied liegt darin, daß der Unbekannte, der sich hinter der Maske Salomos verbirgt, bei einem ungläubigen Verzicht stehen bleibt, Hiob aber bei einem gläubigen. Ueberlaß es der Weisheit Gottes; wie willst du

kurzsichtiger Mensch dir ein Urteil anmaßen? Es erscheint ihm als Sünde, daß er jemals Gott schulmeistern wollte.

Der Dichter des 73. Psalms schreitet weiter zu der tiefen Erkenntnis, daß die Vergeltung nicht im äußeren Schicksal, im banalen Glück oder Unglück, Erfolg oder Mißerfolg liegt, sondern in innern unsichtbaren Gütern. Der Gottlose verliert eben den Wert seines Lebens, während der Fromme in der Gemeinschaft mit Gott eine Seligkeit besitzt, neben der er alles äußere Glück entbehren kann. „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist doch Du, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte." Das sind unüberbietbare Töne.

Es liegt nahe, mit dieser Erkenntnis die von der läuternden Wirkung des Leides zu verbinden, die wir im Brief Jeremias an die Verbannten klassisch, wenn auch nicht individuell gewendet, ausgesprochen finden: „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, Gedanken des Friedens und nicht des Leides. Wenn Ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen."

Eine andere Wendung gibt das Lied vom Gottesknecht in Jes. 53 der Frage. Es findet die Lösung im Gedanken der Stellvertretung. Die Frage wird dadurch gelöst, daß sie aus dem Umkreis des persönlichen Geschickes emporgehoben wird in denjenigen des göttlichen Heilsplanes. Das selbstische Glücksverlangen wird ausgelöscht durch das Verlangen, der Sache Gottes an den Mitmenschen zu dienen. Diese Dienstleistung trägt einen Wert und eine Seligkeit in sich, wovor die Klage über das persönliche Leid verstummt und dem erlittenen Unrecht der Stachel der Bitterkeit ausgebrochen wird.

Nur vereinzelt sind im alten Testament die Stellen, wo die Hoffnung eines jenseitigen Ausgleichs und einer Lösung der Rätsel im Lichte der Ewigkeit aufblitzt.

Alle diese im alten Testament mehr vereinzelt und gelegentlich auftauchenden Gedankenreihen finden wir zu herrlicher Harmonie vereinigt im Evangelium Jesu.

Es fällt uns auf, daß Jesus mit einer gewissen Erregung das jüdische Vergeltungsdogma zurückweist, wo ihm die Meinung begegnet, die, deren Blut Pilatus mit ihrem Opfer vermischt hatte, seien vor Andern Sünder gewesen. Ob diese Katastrophe für die davon Betroffenen ein Gericht war, geht die Verschonten gar nichts an, sondern nur, daß es für sie eine Warnung ist. Auch das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus richtet sich gegen das Dogma von der irdischen Vergeltung. Der Reiche lebte wohl herrlich und in Freuden, aber Gottes Zorn verstößt ihn an den Ort der Qual; Lazarus, obschon hier aus der menschlichen Gemeinschaft verstoßen in diejenige der unreinen Hunde, kommt in Abrahams Schoß. Der Glückliche war Gottes Feind, der Unglückliche sein Freund. Daß das Leiden um des Guten willen zum festen Bestand dieser Welt gehört, daß es

Regel und nicht bloß Ausnahme ist, gehört zu den Grundvoraussetzungen des Evangeliums; sie war auch eine Vorbedingung dafür, daß Jesus sein eigenes unschuldiges Leiden siegreich ertragen konnte.

Diese Ablehnung der landläufigen Vergeltungsrechnung fließt aus einem viel tieferen und stärkeren Glauben. Zunächst ist derselbe eine entschlossene Hoffnung über den Tod hinaus auf eine Ueberwindung des Leides und der Ungerechtigkeit des gegenwärtigen Daseins in dem höhern Leben eines vollendeten Gottesreichs. Diese Verlegung der Lösung in die Zukunft könnte erscheinen wie eine bequeme Flucht vor den Verlegenheiten, die der Weltlauf dem Glauben bereitet, wenn nicht die Verbindung der Hoffnung mit den Gedanken der Stellvertretung und des innern Wertes derselben eine neue Wucht und Tiefe verleihen würde. Schon das einfache Verstummen des menschlichen Räsonnierens vor der unergründlichen Weisheit des Vaters begegnet uns in dem Wort an Petrus: „Weiche von mir, Versucher! Du denkst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Sodann eignet sich Jesus das Motiv der Stellvertretung an: sein Unrechtleiden ist Dienst und Lösegeld, Aufopferung für die Andern. Es dient den weisen Plänen Gottes zum Heile der Vielen, und dieses „für Viele, für euch“ nimmt dem Leiden den Charakter des Aergernisses. Und gerade durch das bereitwillige, tapfere Leiden werden innere, unsichtbare und unvergängliche Werte geschaffen; das ist ausgesprochen in den Worten: „wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Durch die Verbindung mit diesen Gedanken wird von der Hoffnung Jesu jedes lohnsüchtige Schielen nach einer jenseitigen Entschädigung für die Nachteile des Diesseits ferngehalten. Ziel der Hoffnung ist die Verwirklichung der Liebespläne Gottes, die Vollendung seines Reiches in Herrlichkeit, und von diesem überpersönlichen Ziele werden alle persönlichen Rätsel und Leiden vollkommen verschlungen.

Alle diese Gedanken kehren bei Paulus wieder. Der zukünftige Ausgleich: „Die Leiden dieser Welt sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden.“ Die pädagogische Bedeutung des Leidens: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Die Stellvertretung: „Wir setzen die Leiden Christi fort an unserm Leibe; wir leiden, damit wir wieder trösten können mit dem Troste, womit wir getröstet wurden.“ Die innern Werte: „Unsere Trübsal schafft eine ewige, über alle Maße wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare.“

Dieser urchristliche Glaube an eine sittliche Weltordnung hat dem alten Christentum seine Leidens- und Sterbensfreudigkeit gegeben, daß es auch unter den Ungerechtigkeiten der Verfolgung durch den römischen Staat nicht zusammenbrach. Ist er auch für uns das sichere Eiland, auf dem wir allen Stürmen der Anfechtung trotzen können? Genügt die einfache Wiedergabe der Gedanken des Evan-

geliums, um alle aus unserer modernen Welterkenntnis und Lebenserfahrung aufsteigenden Zweifel zu verscheuchen? Wenn das der Fall wäre, könnte ich hier schließen. Aber neue Zeiten bringen neue Fragen, und die Antworten darauf müssen die alten Wahrheiten in neue Gestalt kleiden.

Wir fragen darum nach den ganz besondern Beunruhigungen, welche unsere jetzige geistige Lage über uns gebracht hat. Ich kann es dabei nicht vermeiden, Schwierigkeiten zu besprechen, die vielleicht Manchen von Ihnen noch nie schwer gemacht haben. Vielleicht hat umgekehrt Sie wieder dieses und jenes Problem geplagt, das mir nicht eingefallen ist.

Da begegnet uns zuerst einmal die Macht der Vererbung mit ihren unheimlichen Tatsachen. Es gab eine Zeit, wo man in seiner Aufklärung die alte Erbsündenlehre nur für ein Ueberbleibsel aus dem finstern Mittelalter ansah. Aber eine vorurteilsfreie Betrachtung zeigte, daß doch viel mehr Wahrheit darin steckte, als man geahnt hatte. Erbliche Belastung beobachtete man nicht nur auf dem Gebiet der Physiologie und Pathologie, sondern auch auf dem der Moral. Der Alkoholiker, die Prostituierte, der Wüstling, der Lügner, der Hochstapler, der moralisch Schwachsinnige stellen sich in vielen Fällen in hohem Grade dar als Opfer der Sünden ihrer Väter. Ich kenne einen Menschen, er steht auf der Schwelle des Wahnsinns, weil er mit furchtbarer Klarheit einen Fluch von seinen Vorfahren her — seine unehliche Geburt spielt eine wesentliche Rolle dabei — über sich hereinbrechen sieht. Er hat, um dem Verhängnis zu entfliehen, mancherlei Entsagung geübt und steht nun einsam, ohne Befriedigung in seinem Leben und vermag nirgends Früchte seiner Entsagung zu schauen. Er glaubt freilich an eine sittliche Weltordnung, dieselbe ist seine fixe Idee. Er kleidet sie in die Worte: „was der Mensch säet, das muß er ernten." Aber seine wirkliche Meinung lautet: was die Väter säen, das müssen die Kinder ernten. Das ist ihm ein unerbittliches Gesetz, an dessen Härte alle seelsorgerlichen Bemühungen abprallen. Fürwahr kein beglückender Glaube, sondern ein entsetzlicher Druck; ein Glaube an das Böse und nicht an das Gute. Erschütternd tritt mir aus den Worten und Briefen dieses Menschen die Tatsache der Vererbung entgegen. Wenn dieses Erdrücktwerden durch die Schuld der Vorfahren die Weltordnung ist, vor der es kein Entrinnen gibt, dann ist Moloch Gott und nicht der Vater Jesu Christi.

Zu der Macht der Vererbung kommt diejenige der sozialen Verhältnisse. Zu den Büchern, die meinem Glauben die stärkste Anfechtung gebracht haben, gehört eine Sammlung von Verbrecherbiographien, von den Verbrechern selbst im Zuchthaus aufgezeichnet. Fürwahr, mich wundert's nicht, daß die modernen Strafrechtler die Willensfreiheit leugnen. Was für ein furchtbares Gewebe von Schuld und Schicksal offenbart sich da, und wie überwiegt das Schicksal! Was für ein furchtbarer Zwang zum Bösen macht sich da manchmal geltend! Die per-

sönliche Schuld ist kaum größer als im Leben von uns sogenannten Ehrenmännern. Am entsetzlichsten war mir die Erzählung eines Mädchenhändlers, wie er mit List seine Opfer ins Garn lockte und mit Gewalt darin festhielt. Aehnlichen Eindruck machten mir die Memoiren der Stuttgarter Polizeiassistentin Henriette Arendt. Sie berichtet Fälle, wie Dienstmädchen vom Sohn oder Herrn des Hauses vergewaltigt und von der Herrin daraufhin sofort auf die Straße gestellt, unaufhaltsam der Prostitution in die Arme fielen. Die Leser von Wenzel Holeks Lebensgeschichte erinnern sich vielleicht der Beschreibung des unterviehischen Gesindels auf dem Abraum in Dux in Böhmen. Da erzählt er von einer anständigen Familie, die durch Unglück in jenes Milieu geraten ist und durch unverschuldete unaufhaltsame Verschuldung sich jeder Möglichkeit, wieder daraus loszukommen, beraubt sieht und so immer tiefer sinken muß. Aber auch sonst: Arbeits- und Wohnungsverhältnisse, unter denen die Menschen einfach demoralisieren müssen, die sie dem niedersten Genuß in die Arme treiben müssen, oder wo es mindestens zum Widerstand ein moralisches Heldentum braucht, das unter Tausend kaum einer aufbringt. Ja, wie Viele haben schon mit dem Harfner in Wilhelm Meister die himmlischen Mächte angeklagt:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überläßt ihr ihn der Pein.

Und nun der *Segen des Krieges*! Es ist ja noch nicht möglich, seine moralischen und religiösen Aktiven und Passiven gegen einander abzuwägen. Nach meinem Eindruck hat sich die Seite der Aktiven in der Zeit der ersten Begeisterung schnell gefüllt, aber seither werden die Einträge auf dieser Seite immer spärlicher und nehmen diejenigen auf der Seite der Passiven beständig zu. Je länger der Krieg dauert, umso mehr weicht bei den Kämpfenden die patriotische Begeisterung der patriotischen Verbitterung. Was für eine Verwilderung wird hier Platz greifen! Alle nationale Solidarität hindert nicht, daß ein schamloser Kriegswucher wuchern kann, und schafft keinen Ausgleich zwischen der Kriegsteuerung auf der einen, riesigen Kriegsgewinnen auf der andern Seite. Mars hat den Mammon keineswegs entthront, und die Venus ebensowenig. Oder denken Sie an die Wirkung der Verleumdung! Es haben wohl Verschiedene von Ihnen die Broschüre von Avenarius über das Bild als Verleumder zugeschickt erhalten. Welche krassen Beispiele! Und diese Lügen tun ihren Dienst.

Und ist etwa das Wort wahr von dem „frischen fröhlichen Krieg, der das skrophulöse Gesindel wegfegt?“ Nein, *dieser* Kampf ums Dasein bewirkt *keine Auslese der Tüchtigsten*; im Gegenteil, die Staatskrüppel bleiben übrig und pflanzen sich fort. Wie viel geistige und moralische Kraft fällt den modernen Mordwaffen zum Opfer, wie viele hohe Hoffnungen werden begraben, wie viele Keime und Ansätze zu herrlichsten Leistungen bleiben wertlose Fragmente! Die feinsten, edelsten Menschen erkranken an Kriegspsychosen, die ihr

moralisches Urteil, ihre Gesinnung und ihren Charakter verwüsten und sie unter die Herrschaft des ungerechtesten Hasses stellen. Oder werden wir die sittliche Entrüstung, von der die Menschheit gegenwärtig trieft, für eine starke moralische Potenz halten? Ich denke schwerlich, und da macht die Entrüstung über die Oberstenaffäre keine Ausnahme. Entrüstung ist nur dann schöpferisch, wenn sie sich gegen das eigene Selbst richtet. Hier aber sehen wir, wie jedes Volk sich in seiner Entrüstung eine Karrikatur seiner Gegner zurechtmacht, um dann dagegen zu kämpfen und so selbst auf das Niveau nicht des wirklichen Feindes, sondern seiner Karrikatur herunterzusteigen.

Ach, ich kann denen nicht Recht geben, welche den Krieg preisen als die Offenbarung des Gesunden und Starken, des höhern weltgeschichtlichen Rechtes. Jetzt hat der Teufel das Wort, nicht bloß in den Schützengräben, sondern noch mehr in den Redaktionsstuben der politischen und religiösen Blätter. Auch beim Siegesfest nach diesem Kriege werden die heutigen Helden mit den trojanischen klagen müssen:

Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben
Und Thersites kommt zurück.

Nein, ein Belegstück für die sittliche Weltordnung ist der Krieg keineswegs.

Sie mögen mich mahnen, die Grenzen des Individuellen zu überschreiten und aufs Ganze zu sehen. Es handelt sich doch um große weltgeschichtliche Bewegungen, um die Schicksale von Völkern und Kulturkreisen, um die Sache Gottes in der Menschheit. Da muß die Betrachtung großzügiger sein. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Aber wenn nur die Wahrheit dieses Satzes klarer wäre! Wenn ich etwa Auslassungen begegnete, welche die These verfochten: wir müssen siegen, weil unsere Sache die absolut gerechte ist — und solche Stimmen ertönten aus beiden Lagern — da bin ich jedesmal erschrocken und ist mir um den Glauben derer, die so schrieben, bange geworden. Wenn auch das absolute Recht der eigenen Sache ebenso sicher wäre, wie es in Wirklichkeit unsicher ist, so wäre damit die Gewißheit des Sieges doch noch lange nicht erwiesen. Der Untergang der Burenrepubliken ist noch in frischer Erinnerung. Oder denken wir an die Religionskriege der Reformationszeit. Finden wir nicht vielleicht die edelste Blüte der Reformation bei den französischen Hugenotten, und gerade sie sind unterlegen. Sind etwa die aufständischen Niederländer so viel erfolgreicher gewesen, weil sie besser waren? Oder wenn man etwa den Niedergang der ehemaligen Großmacht Spanien als die weltgeschichtliche Rache für seine Inquisition erklärt, so vergißt man, daß auch Schweden einmal Großmacht gewesen und von seiner Höhe gesunken ist, obschon es keine Auto-da-fés abgehalten hat. Kurz, die Regel des Gamaliel wird durch die Erfahrung keineswegs immer

bestätigt, die eiserne Nemesis der Geschichte ist viel mehr Konstruktion als Wirklichkeit. Wer vermöchte den frivolen Satz zu widerlegen, daß Gott immer mit den stärksten Bataillonen sei? Oder wer vermöchte die gescheidte Skepsis Jakob Burckhardts mit seiner Behauptung: „es ist tatsächlich noch gar nie eine Macht ohne Verbrechen gegründet worden" des Unrechts überführen?

Ist nicht das der Gang aller großen Bewegungen auf Erden: Mit hohen Idealen und reinsten Motiven treten sie in die Welt ein. Ihre ersten Vertreter verzehren sich für die Sache, sie nehmen ihr Kreuz auf sich und vergießen ihr Blut dafür. Aber reine Freude können wir nur so lange an der Bewegung haben, als sie in einer hoffnungslosen Minderheit und im Stadium der Verfolgung steht. Aber sobald die Wasser in die Breite gehen, werden sie seicht. Großen geistigen und sittlichen Bewegungen kann kein größeres Unglück widerfahren als der Erfolg. Da hören sie auf, in den Mitteln wählerisch zu sein, und haben sie die Herrschaft, so geht das geschichtliche Recht zur Opposition über, wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen. Das ist die schauerliche Tragik der Weltgeschichte.

Wo liegt überhaupt der Fortschritt der Menschheit? Unsere Justiz braucht ja wohl keine Daumenschraube oder eiserne Jungfrau mehr, sie mutet den Nerven lange nicht mehr so viel zu wie früher. Aber sind wir wirklich so viel gerechter und gelingt es uns besser, die Verbrecher zu bessern? Die Fortschritte der Medizin und Chirurgie sind unverkennbar. Seuchen wie in früheren Jahrhunderten sind für unsere Kulturwelt so gut wie ausgeschlossen. Aber ist die Menschheit gesünder? Sind wir dafür heute nicht alle mehr oder weniger nervös? Wir haben mehr Respekt vor der persönlichen Freiheit, wir finden es nicht mehr in der Ordnung, wenn der Vater seinem Sohn Beruf und Frau wählt, und die Frau macht dem Mann gegenüber ihre Rechte geltend. Das ist besser, aber sind deshalb die Ehen heute glücklicher und finden die Menschen mehr Befriedigung in ihrem Beruf? Und alle die enormen Fortschritte unserer Technik? Machen sie uns nicht bloß anspruchsvoller und darum unglücklicher, sobald wir einmal den gewohnten Confort entbehren? Hat nicht am Ende der alte Diogenes Recht gegenüber uns Kulturmenschen?

Ich könnte noch lange so fortfahren. „Die Menschheit schreitet fort, aber der einzelne Mensch bleibt immer derselbe", sagt Goethe. Es sind immer dieselben Konflikte und Spannungen, in denen er steht und durch die er sich mit mehr oder weniger Erfolg hindurchwindet. Und hat er wirklich einmal etwas errungen, so heißt es sofort: wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert; die Verantwortung wächst. Je mehr das Gute vorwärts kommt, umso schlimmer, verwerflicher wird das Böse. „Wir brauchen das Christentum, sagt der Christ gewordene Japaner Utschimura, damit

PACIFIC

unser Böses böser und unser Gutes besser erscheine." Das ist auch die Wirkung des Fortschritts der Zeiten: Gutes und Böses wird gesteigert; das erleben wir ja auch im Krieg. Die Spannung nimmt nicht ab, die Kämpfe werden vielleicht gerade heftiger. Jeder Sieg des Guten veranlaßt das Böse zu neuen Kraftanstrengungen, und umgekehrt. Diese Ansicht hat mehr Wahrheit als der rosenrote Fortschrittsoptimismus, in den wir geraten waren.

Doch es ist Ihnen bei diesen Erörterungen wohl schon schwül geworden. Aber ich durfte sie Ihnen nicht ersparen. Es müßte sich rächen, wenn wir uns die Antwort zu leicht machten. Doch ist es Zeit, uns der Antwort zuzuwenden.

Wir sind vielleicht versucht, es mit allerlei Anekdoten zu versuchen, wo die Tugend gesiegt und das Laster sich selbst das Grab geschaufelt hat. Von solchen Anekdoten ist ja die Erbauungsliteratur voll. Und dem, der sie erlebt hat, bedeuten sie mit Recht ein Erlebnis göttlicher Güte. Nur wolle man damit nichts beweisen. Denn jeder freundlichen Anekdote kann man eine mißliche entgegenstellen. Wir suchen ja nicht bloß einzelne Fälle. Daß sie vorkommen, hat noch kein Mensch bezweifelt. Aber wir möchten eben Regeln, Ordnungen, Gesetze herausfinden, die uns zeigen, daß die Welt auf das Gute angelegt ist und die Macht über die Welt die gerechte Sache zum Sieg führt. Wir möchten eben auf die Geltung solcher Ordnungen uns verlassen können und sicher sein, daß das Erstreben des Guten Sinn hat und nicht bloß eine liebenswürdige Torheit ist. Lassen wir darum das Gebiet der Anekdoten hinter uns!

Ernsthafter schon ist die Ueberlegung, daß ja unserer Erkenntnis nur ein verschwindend kleiner Teil der Wirklichkeit zugänglich ist. Wie verkehrt ist es, wenn wir ein einzelnes Schicksal eines Einzelnen isolieren und entscheiden wollen, ob hier Recht oder Unrecht sich durchgesetzt habe. Was uns, isoliert betrachtet, wie ein schreiendes Unrecht vorkommt, ist vielleicht ein Glied einer Kette, durch die das höchste Recht verwirklicht wird. Unser Erkennen ist Stückwerk, wir schauen nicht hinein in das ganze Gewebe der Folgen eines Ereignisses und der Wirkungen, die es in verborgenen Tiefen einer Seele hervorruft. Es mag uns mit Jakob Burckhardt scheinen, daß die Geschichte, um relativ nur Weniges zu erreichen, ganz enorme Veranstaltungen und einen ganz unverhältnismäßigen Lärm brauche. Aber dürfen wir nun hinter dem relativ Wenigen, das wir als Ergebnis schauen, einen Strich machen? Kann es nicht etwas ungeheuer Großes in seinem Schoße bergen? Wir müssen hier mit dem Gedanken der Stellvertretung ernstmachen. Das tragische Einzelschicksal kann der Kraftquell einer neuen Welt werden, das schlechthin Böse muß vielleicht dem schlechthin Guten dienstbar werden. Ich

brauche Ihnen das größte Beispiel dafür nur zu nennen: das Kreuz. Weiter, ist für irgend eine Sache der Erfolg immer das Glück und die Niederlage das Unglück? Wir haben die gegenteilige Ueberzeugung schon ausgesprochen. Hüten wir uns vor dem Götzendienste des Erfolges! Endlich aber: wenn wirklich, wie wir glauben, das unserm Erkennen offene Erdendasein nur eine Episode unserer ganzen Existenz ist, tun wir da nicht Unrecht, ein Urteil zu fällen? Dürfen wir nicht hoffen, daß die Opfer der Vererbung, des Milieus u. s. w. vor Gott mehr Gnade finden als vor einem menschlichen Tribunal? Ein vorschnelles Urteil darüber ist so verkehrt, wie wenn wir ein Buch nach dem ersten Satze weglegen oder mit einem Menschen nach der ersten Begegnung fertig sind. Diese Erinnerung, daß unser Erkennen Stückwerk ist, wird immer ein vornehmstes Motiv unserer Seelsorge sein, wo Menschen über eigenes oder fremdes Geschick räsonnieren.

Und doch, auch diese Erwägungen führen uns nicht ans Ziel. Verbietet die Berufung auf unsere Kurzsichtigkeit nicht jegliches Urteil, auch ein positives? Ehe wir dem Stückwerk, das uns zugänglich ist, mit unserer Phantasie eine jenseitige Ergänzung anfügen, sei's nun mit einer Seelenwanderungslehre oder der Annahme eines Purgatoriums, sei's mit vertrauten christlichen Gedanken, ehe wir das tun, möchten wir doch wissen, daß es mehr als ein Spiel der Phantasie ist, daß wir dazu einen Rechtsgrund besitzen. Kurz, wir suchen eine Erfahrung, auf die sich ein auf das Jenseits unserer Erkenntnis gerichtetes Vertrauen gründen kann. Unsere Hoffnung darf nicht bloß eine Hilfskonstruktion des Denkens sein, sie muß in erfahrener Gewißheit wurzeln.

Verfügen wir über solche Erfahrungen? Wir lehnten Beweise aus Einzelfällen ab. Aber wenn wir auch eine geschlossene, das Weltganze umspannende sittliche Weltordnung nicht nachweisen können, so kann uns doch die bloß streckenweise Entdeckung einer Gesetzmäßigkeit das Vertrauen zur durchgehenden Herrschaft einer Ordnung erwecken. Gerade wie der Forscher aus gefundenen Fragmenten rekonstruiert. Findet man im Sande Aegyptens einen Papyrusfetzen, so zerlöchert, daß meist nur einzelne Buchstaben entziffert werden können, aber an einer Stelle kann man ein paar zum Sinn gefügte Wörter lesen, so ist der Schluß erlaubt, daß wir nicht bloß das Uebungsblatt eines Schreibschülers, sondern ein Schriftstück mit Sinn vor uns haben, und aus dem Verständlichen findet der geübte Forscher den Schlüssel zu manchem für sich allein Unverständlichen.

Ein solches Papyrusblatt ist für uns die Wirklichkeit, die wir schauen. Ich möchte Ihnen zeigen, was ich entziffern kann und werde Ihnen für jede Ergänzung dankbar sein. Da sehe ich zuerst die eine Tatsache, daß die Welt auf die Wahrheit hin angelegt ist. Was auf unwahre Voraussetzungen aufgebaut ist, ist

wie ein Haus, das man auf die Decke eines zugefrorenen Sees errichten würde. Es ist ein Naturgesetz, daß das Eis schmilzt und der darauf gestellte Bau in die Fluten sinkt. So ist es auch ein Weltgesetz, daß jedes Lügengebäude an seiner eigenen Unwahrheit zu Grunde gehen muß. Carlyle ist es gewesen, der uns als echter Prophet an dieser Stelle die Welt deutet und das Ergebnis seines tiefern Schauens mitteilt:

„Wer da glaubt, daß Betrug, Zwang, Ungerechtigkeit, überhaupt etwas Unwahres, und wäre es noch so bemäntelt und beschönigt, jemals die Grundlage menschlicher Beziehungen und Gemeinschaft war oder sein könne, ist in einem großen, ja im allergrößten Irrtum befangen. Das ist der Irrtum des Unglaubens, in dem die Wahrheit nicht ist. Ein Irrtum, der nur neuen Irrtum und neues Elend erzeugt; ein verhängnisvoller, beklagenswerter Irrtum, von dem alle Menschen sich lossagen müssen."

„Die Natur ist wahr und ohne Falsch und doch groß und gerecht und mütterlich in ihrer Wahrheit. Sie verlangt nur, daß ein Ding im Grunde echt ist. Dann schützt sie es, nur dann. Wahrheit ist die Seele alles dessen, was sie jemals in ihre Obhut nahm. . . . . Das innerste Wesen der Wahrheit stirbt niemals. Daß es nur echt sei, eine Stimme aus der großen Tiefe der Natur, darauf kommt es vor der Natur Richterstuhl an."

Lassen Sie mich auch daran erinnern, wie Ibsen sich als der Herold der von ihm, allerdings bloß in ihrem negativen Teil, entdeckten Weltordnung gefühlt hat, daß die Lebenslüge, auf der die Menschen ihre Existenz aufbauen wollen, unfehlbar zusammenbricht. Hier haben wir es tatsächlich mit einem Weltgesetz zu tun.

Ein zweites Weltgesetz fasse ich am liebsten in die Bibelworte: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht." Oder, wenn Sie lieber wollen, in die Dichterworte:

„Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Es wäre allerdings eine trostlose Wahrheit ohne die positive Ergänzung: Wer Gutes tut, des wird das Gute Herr, und jeder Sieg birgt Segen in seinem Schoße. Hat eine Tat auch wenig Wirkung nach außen, so wirkt sie doch zurück nach innen. Unsere Entschlüsse sind die Bausteine unseres Charakters, mit jedem Schritt auf dem verhängnisvollen Pfade wächst in uns die Gewalt der Macht, der wir uns ergaben. Kann man es nicht immer wieder erleben, daß eine erste Lüge einen Menschen in ein ganzes Lügengewebe unaufhaltsam verstrickt? Auch hier haben die Dichter sich zu Interpreten des Weltgesetzes gemacht. Ich erinnere, um nur ein Beispiel herauszugreifen, an C. F. Meyers Jenatsch, an die Decadence des Helden vom Moment seines Treubruchs an. Freilich, wir dürfen auch die Korrektur dieses Gesetzes durch die heitere Möglichkeit einer Buße und die düstere eines Sündenfalls nicht

übersehen. Aber auch die Naturgesetze sind ja keine starren Fatalitäten, sondern stehen zu einander im Verhältnis der gegenseitigen Einschränkung und Ergänzung.

Ein weiteres Weltgesetz, das uns der Krieg mit furchtbarer Wucht einhämmert, lautet: Selbstsucht zerstört, Liebe baut auf. Die Politik hatte die rücksichtsloseste Kollektiv-Selbstsucht zum Prinzip erhoben — Realpolitik nannte man das — man hatte, was man dem Einzelnen als Sünde anrechnet, für die Staaten zur höchsten Tugend gemacht und Mißtrauen, Täuschung, Neid, Haß bis zum entschlossenen Zernichtungswillen, die ganze Hölle dieses Krieges mußte daraus hervorgehen. Der einzelne Egoist mag wohl auf seine Rechnung kommen; das ändert nichts an der Tatsache, daß er Unheil, Bitterkeit, Streit anrichten, Schwierigkeiten und Verderben anhäufen muß. Wo aber altruistische Triebe wirksam werden, da entsteht Wohltat und Gemeinschaft. Auch hier kostet lange nicht immer der Täter die Folgen seiner Tat selbst, es gibt ja genug Opfer der Liebe; auch hier wieder tritt die Stellvertretung in ihr Recht. Aber Selbstsucht mindert, Liebe mehrt die Summe des Segens in der Welt.

Das sind Gesetze des Geschehens im Bereiche der Menschengeschichte, ewige Ordnungen, in denen wir den Ausdruck eines stetigen sittlichen Willens, der über die Welt gebietet, finden dürfen. Aber auch eine ganz bestimmte Richtung der Entwicklung dürfen wir beobachten. Wir haben es auf dem Gebiet des geistigen Lebens nicht mit einem ewigen Werden und Vergehen zu tun, sondern mit einem Werden und Bleiben, mit der Sammlung eines unvergänglichen Schatzes von Wahrheiten und Grundsätzen. Der Chor der Toten darf singen:

„Und was wir von giltigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden."

Das Reich der menschlichen Kultur im edelsten Sinn, dem von tiefinnerster Bildung, nicht bloß von äußerer Technik, es gleicht nicht dem Gewand der Penelope, die Nachts wieder auflöst was sie des Tags gewoben, sondern es gleicht dem Bau, wo jede Generation auf dem, was die vorhergehende hinterlassen, neue Steine einfügt. Wohl gibt es ein Auf und Ab, Niederlagen und Rückschläge, es geht langsam, wie der Gang des Uhrzeigers oder das Wachstum der Pflanze: man sieht die Bewegung selbst nicht, erst wenn man eine Zeit lang weggeblickt hat, kann man beim Ueberblick den Fortschritt gewahren.

Und der Geltungsbereich des Errungenen erweitert sich. Es gab eine Zeit der Anfänge der Kultur, wo nur die Höhlengenossen unter sich die Pflicht der Wahrheit, Treue und solidarischen Hilfe anerkannten — ich sage anerkannten, nicht erfüllten. Gegen die Bewohner der Nachbarhöhle, die ihnen die Jagdgründe streitig machten, galt jede Tücke und Gewalt-

tat für ein Heldenstück. Aber mit dem Aufstieg der Kultur erweiterte sich der Kreis, innerhalb dessen diese Pflichten galten, zum Stamm, zur Gaugenossenschaft, zum Volk, zum Reich, zur Rasse, zum Kulturkreis, zur Menschheit. Doch halt! So weit sind wir noch nicht, oder vielmehr: unserer geistigen und sittlichen Erkenntnis nach sind wir es, unserer politischen und rechtlichen Verfassung nach noch nicht. Das eben ist die Tragik des gegenwärtigen Konflikts, deshalb leiden wir seelisch so viel mehr darunter als frühere Geschlechter, und daraus entspringt die Leidenschaftlichkeit des Völkerhasses, daß im Grund alle diesen Kriegszustand als etwas Unnatürliches empfinden. Am Zielpunkt ist diese Entwicklung noch nicht, aber in der Richtung darauf hin.

Ebenso steht es mit dem Recht. Es ist ursprünglich rein Recht des Stärkern, beruhend auf Zwang und Gewalt. Aber darin besteht seine Tendenz, daß es sich immer mehr zum Recht des Schwächern wandelt und die Gewalt zu Gunsten des freien Rechtswillens einschränken will. Es ist auch noch längst nicht am Ziele, und es liegt in seiner Natur, daß es stets ein beträchtliches Stück hinter der erreichten sittlichen Erkenntnis zurückbleibt und selbst immer ein Zankapfel ist; und die Kämpfe darum sind gleich denen um die Religion, darum so heftig, weil es immer ein Uebergangsstadium, ein Kompromißprodukt ist und doch absolute Geltung beansprucht. Deshalb gehört es doch zu den geistigen Potenzen, die an der Ueberwindnng des Kampfes Aller gegen Alle mitarbeiten.

Das sind in der Hauptsache die paar Fragmente einer sittlichen Weltordnung, die wir beobachten können. Vergessen wir aber nicht die vielen Sinnlosigkeiten, Niederlagen des Guten, Katastrophen, die wir sonst finden. Wir möchten nicht bloß Fragmente, wir möchten eine unverbrüchliche Herrschaft der sittlichen Weltordnung konstatieren; erst das kann unserm Herzen Ruhe geben. Die Erwägung, daß in einer vom blinden Zufall beherrschten Welt nicht plötzlich zufällig Ordnung erscheinen könnte, daß es aber sehr nahe liegt, aus einer partiellen Ordnung zu schließen, daß sie auch da vorhanden sei, wo wir sie nicht nachweisen können, auch diese Erwägung genügt noch nicht. Sie ist ein bloßer Wahrscheinlichkeitsschluß. Wir suchen aber einen festen Boden, auf den wir unser Leben stellen können; wir suchen eine Gewißheit, welche Voraussetzung unseres Handelns sein soll.

Wir müssen die Antwort auf einem andern Boden als dem des erfahrungsmäßigen Nachweises suchen. Die sittliche Weltordnung ist gar nicht Ergebnis der Erfahrung, sondern Gegenstand des Glaubens.

Lassen Sie mich anknüpfen an Ihre Wertschätzung des Martyriums. Sie sehen den tragischen Helden untergehen durch seine Treue gegen seine Grundsätze und Ideale, sein Gegner trium-

phiert durch seine Gewissenlosigkeit. Scheinbar ein Faustschlag ins Gesicht der moralischen Weltordnung. Aber Sie wissen: hundertmal lieber ein Untergang in Ehren als ein Triumph in Unehren. Das untergegangene Leben hat einen unendlich viel höhern Wert. Denn seinen Wert erhält es nicht durch seinen sichtbaren Erfolg, sondern durch seinen Zusammenhang mit den Grundsätzen, den sittlichen Gütern oder Idealen, von denen es beherrscht ist: Wahrheit, Gerechtigkeit, Güte. Diese Ideale aber sind nicht aus der Erfahrung abgelesen. Sie haben ihre Geltung unabhängig von der Erfahrung. Sie wurzeln in einer ewigen, unsichtbaren Welt. Sie grüßen uns aus ihr her; sie gehören nicht diesem vergänglichen Dasein an, sie sind nicht, sie sollen erst werden; von ihnen, nicht nur von den Schöpfungen der Phantasie gilt: Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie; sie sind die göttliche Feuersäule, die uns den Weg durch die Wüste weist. Ihre Geltung wird nicht erschüttert, wenn auch sie mit Füßen getreten werden. Dem, der sich an sie hingibt, für sie aufopfert, verleihen sie einen unvergänglichen Wert, auch wenn kein Mensch von ihm Kunde bekäme. Und dieser Wert ist nicht ein bloßes Gedankending, er ist allerwirksamste Kraft, er ist ein Magnet, der alles Verwandte anzieht, er schafft wieder neue Werte. Und daß Werte entstehen und nicht untergehen, daran allein hängt unser Interesse, darin besteht die sittliche Weltordnung. Es war elender Götzendienst, als wir den Wert des Lebens messen wollten am äußern, sichtbaren Erfolg. Es war Unglaube, als wir verzweifeln wollten, sobald wir das Gute nicht siegen sahen in dieser sichtbaren Wirklichkeit. Und nun ist es nicht mehr Flucht aus der Verlegenheit, wenn wir den Ausgleich der Disharmonien und die Auflösung der Rätsel suchten in der Ergänzung dieses Lebens durch eine höhere, unsichtbare, zukünftige Wirklichkeit; denn diese Wirklichkeit ragt hinein in unser Leben durch die ewigen sittlichen Güter und die von ihnen geweckten Werte.

Jetzt erinnern wir uns wieder jenes alttestamentlichen Wortes: „wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde", und des neutestamentlichen: „wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden." Vor Allem aber ist uns das Kreuz Jesu das erhabenste Beispiel und die stärkste Bürgschaft dieser Wahrheiten. Der Gekreuzigte lebt und regiert. Nebenbei gesagt: ich glaube, daß auch mit der antiken Wertschätzung des unsterblichen Ruhmes im tiefsten Grunde dieser Glaube an die Unvergänglichkeit der Werte ausgesprochen ist. In diesem Zusammenhang gewinnt auch die Stellvertretung ihre große Bedeutung. Solange wir die Welt daraufhin ansehen, ob sie unserer falschen, selbstsüchtigen Persönlichkeitskultur dient, bleibt uns die Stellvertretung das große Aergernis. Wenn wir aber einsehen, daß die Werte nicht um der Persönlichkeit willen da sind, sondern die

Persönlichkeit um der Werte willen und nur im Dienst der Werte sich selbst findet und der Werte teilhaft wird, dann bekommt Alles ein anderes Gesicht. Wir werden mit Leid und Untergang der Persönlichkeit versöhnt, weil sie gerade da, wo ihr die Ideale schwer gemacht werden und sie alle ihre Organe anspannen muß, um den unsichtbaren Gütern treu zu bleiben, auch ihre größte Macht entfaltet und ihren reichsten Segen ausbreitet. Gerade das Leiden des Gerechten schafft die höchsten Werte. Darum: „Welche der Herr lieb hat, die züchtigt er."

Aber die letzte Frage ist noch nicht beantwortet. Die Ideale gelten, das heißt: sie suchen Verwirklichung. Das Wort will immer wieder Fleisch werden. Die Geschichte soll kein leeres Spiel sein, sie soll Ziel und Abschluß haben. Die Sache Gottes muß siegen. Erst wenn wir dessen gewiß sind, können wir von einer sittlichen Weltordnung reden. Was bietet uns dafür Gewähr?

Wir sind auf dem falschen Wege, wenn wir zuerst die Garantie für den Sieg der Sache Gottes haben wollen, ehe wir als Kämpfer in seine Reihen treten. Wir achten jetzt die Völker auch nicht, die sich erst Partei zu nehmen vorbehalten, wenn sie sicher sehen, wohin sich der Sieg neigt. Wir sind auf dem falschen Weg, wenn wir Gott nur suchen in dem, was da ist. Seine Offenbarung ist noch nicht abgeschlossen. „Ich bin das A und O, der da war und der da ist und der da kommt." Er redet nicht nur zu uns durch das, was wir erfahren, sondern durch unser Unbefriedigtsein vom Seienden und unsere Sehnsucht nach dem Sollenden. Sein Geist streckt sich in uns aus nach dem, was vorne ist. Freilich, das alles haben wir als Geschenk von dem, in dem Gottes Wort Fleisch geworden ist. Sein Geist und Sinn redet zu unserm Gewissen und läßt es nicht mehr los. Hier begegnet uns das schlechthin Wertvolle, der Sinn und das Ziel des Daseins. Unser Wille muß ja dazu sagen. Wenn er nein sagt, so geben wir unser Letztes preis, so begehen wir den schlimmsten Selbstmord. Wir können nicht beweisen, daß das Ja allein das Rechte ist. Es ist nicht ein Erkenntnis aus der Erfahrung. Es ist eine Stimme aus dem tiefsten Grund unserer Seele, etwas Verwandtes in uns, das dem Ruf Jesu antwortet. Es ist deshalb nicht weniger sicher. Im Gegenteil, es ist viel sicherer.

Wenn aber das, was durch Jesus uns ergreifen will, Geltung hat, dann muß es auch Sinn haben. Und hat es Sinn, so muß es auch Wirklichkeit werden, muß sich durchsetzen und das Sinnlose überwinden. Würde es sich nicht verwirklichen, bliebe es nur ein Schaum auf den Wogen des Zufalls, ein Einfall, ein Spiel, dann hätte es gar keinen Sinn und dann könnte es auch keine Geltung beanspruchen. Das ist freilich keine gelöste Rechnung. Es ist kein Schauen. Es ist ein Glaube, Vertrauen, Wagnis, Trotz. Wir können nicht anders handeln, als ob es eine sittliche Weltordnung gäbe. Und weil wir so handeln müssen, so muß es auch eine solche

Weltordnung geben. Freilich, nicht wir allein handeln so. Hunderte tun es, beschämen uns damit, die sich dieses Glaubens gar nicht bewußt sind. Aber in unbewußtem Christentum handeln sie so, als ob die Welt auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Güte angelegt wäre. Für uns ist es ein herrliches, aber auch verantwortungsvolles Vorrecht, daß wir uns dieses Glaubens bewußt werden dürfen. Was wir von Jesu empfangen haben, ist uns Bürgschaft der Vollendung. Wir dürfen uns mit seiner Forderung auch seine Hoffnung und Verheißung aneignen. Ihm werden sich noch alle Knie beugen und alle Zungen bekennen, daß er der Herr sei.

Wo dieser Glaube aufgewacht ist, da sind wohl die Rätsel nicht geschwunden und gelöst. Sie können sich immer noch quälend auf die Herzen legen. Aber sie können sie nicht mehr dauernd verfinstern. Mit dem Kreuz in der Hand kann sie der Gläubige beschwören. Er kennt die Lösung nicht, aber er vertraut, daß sie vorhanden ist, und deshalb kann er schweigen. Er braucht über die Niederlagen nicht zu verzweifeln; er vertraut auf Gottes schöpferische Macht. In seinem Glauben hat er nun den Schlüssel dazu, daß ihn allenthalben aus Natur und Geschichte Offenbarungen des lebendigen Gottes grüßen, der durch seine sittliche Weltordnung die Welt zum Heil seiner Kinder leitet.

R. Liechtenhan.

Bismarck oder Tolstoi?[1])

Bismarck oder Tolstoi? Es dürfte nicht schwer fallen zu erraten, warum gerade diese beiden Namen gegenwärtig nebeneinander oder vielmehr einander gegenüber gestellt werden. Wir vermuten wohl mit Recht in denselben die Vertreter oder vielleicht Urheber von zwei weitauseinandergehenden Weltanschauungen, die Verkörperung zweier Ideenkreise, die heutzutage gegen einander im Kampf liegen und um die Herrschaft in der Menschheit ringen.

Es liegt mir schließlich nicht so sehr an den beiden Namen als eben an den verschiedenen Geistesrichtungen, die hier in Betracht kommen. Man könnte auch diese beiden Namen

---

[1]) Dieser Vortrag wurde im Januar in Winterthur und im Februar in Zürich gehalten und wird nun auf mehrfachen Wunsch veröffentlicht. Seither ist die Schrift: „Der Christ und der Staat," von Gustav Benz, in Basel, erschienen, die dieselbe Frage etwas eingehender behandelt. Ich kann auf die darin enthaltenen Ausführungen keinerlei Bezug mehr nehmen, um darauf zu erwidern. Das würde eine weitere Abhandlung erfordern. Mir lag es vor allem einmal daran, das Problem, das im Verhältnis von Staat und Christentum liegt, recht scharf in den Vordergrund zu stellen als eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Frage der Gegenwart.

Der Verfasser.

Bismarck und Tolstoi ganz weglassen und nur von Ideen reden, aber es ist sicher viel leichter und anschaulicher, diese Ideen gerade an den beiden weltgeschichtlich berühmten Trägern derselben kennen zu lernen und zur Darstellung zu bringen. In diesem Sinn möchte ich von den beiden Namen ausgehen, nicht um eine Charakteristik der Persönlichkeit oder gar ein Lebensbild zu geben, sondern eben um die Gedankenwelt, die sie vertreten und zur Geltung bringen, zu kennzeichnen, keinem Menschen und keiner Partei zu Lieb oder zu Leid, nur um an Hand von geschichtlichen Erscheinungen die Wahrheit zu suchen, die uns heute wichtig ist.

Was die beiden Persönlichkeiten selbst anbetrifft, so finden wir z. T. viele Aehnlichkeiten heraus, beide gehören durch ihre Abstammung dem hohen Stand des Adels an, sind Großgrundbesitzer und betrachten die Bewirtschaftung ihrer Güter als angenehme Erholung neben dem als Beruf erwählten Fach der Staatswissenschaft und Staatsverwaltung. Beide durchleben ihre Jugend- und Studentenzeit in einer robusten Zügellosigkeit, verfallen in einen ausgeprägten Skeptizismus, in welchem alle überlieferten religiösen Vorstellungen untergehen, bis jeder von den Beiden auf seine Weise seine Bekehrung erlebt und auf Grund davon bewußt und entschieden sich zum Christentum bekennt. Beide haben bei all ihrer erstaunlichen Energie und Intelligenz ein recht warmes und tiefes Gemüt, so daß alle, die mit ihnen in Berührung kommen, von ihrem hohen Sinn und edlen Geist ergriffen werden. Bismarck wie Tolstoi führten ein tadelloses, vorbildliches Familienleben: „Es ist rührend, schreibt Motley an seine Frau, die innige Zuneigung Bismarcks zu seiner Frau und den Kindern zu beobachten, und du kannst dir denken, daß sie ihn vergöttern.“ Auch eine persönliche Liebe zum „gemeinen Mann“ war beiden eigen. Bismarck betrieb in ausgedehntem Maße seine Privatarmenpflege gegen jeden, der sich bittend an ihn wandte. Einmal rettete er auch seinem Reitknecht unter Todesgefahr das Leben, erwarb sich dabei seine erste Ehrenmedaille, die ihm wichtiger war als mancher Orden. Es steht außer allem Zweifel, daß beide Männer ein tiefreligiöses Leben führten. Es mag vielleicht als fromme Redensart erscheinen, wenn Bismarck auf „Gottes Hilfe“ und „Gottes Wille“ sich beruft, aber zu seinem übrigen ehrlichen und derben, allen weit überlegenen Wesen würde ein solch heuchlerisches Gebahen schlecht passen. Er hat sich gelegentlich sehr ausführlich über seine religiösen Anschauungen ausgesprochen. Einen noch unerträglicheren Blick in sein Inneres gewährt es, wenn Moritz Busch erzählt, daß er nach einem plötzlichen Aufbruch Bismarcks in Donchery unter den am Boden herumliegenden Sachen das Losungsbüchlein der Brüdergemeinde 1870 und ein anderes Andachtsbuch gefunden habe, in dem der Kanzler nachts zu lesen pflegte.

Jeder der beiden großen Männer war in seiner Art ein aufrichtiger Christ. Aber gerade darin liegt das scheinbar unlösbare Problem: Wie kommt es, daß nun Beide trotzdem zu so ganz himmelweit verschiedenen, diametral entgegengesetzten Auffassungen kommen konnten, wie wir sehen werden?

Für uns ist diese Frage deshalb so wichtig, ja brennend, weil heutzutage jene beiden Lebensauffassungen durch den gegenwärtigen Krieg verschärft sich leidenschaftlich gegenüber stehen und deshalb so große Verwirrung anrichten, weil beide sich auf das Christentum berufen und sich darauf stützen, so daß wir zwe Arten Christentum vor uns auftauchen sehen, die sich rundweg ausschließen und darum mit aller Macht und Wucht sich bekämpfen.

1.

Wir wollen zuerst einmal an Hand von Aeußerungen Bismarcks die eine Auffassung uns vergegenwärtigen:

Es scheint vielleicht naiv und kleinlich, bei einer weltgeschichtlichen Größe wie Bismarck es war, an den Konfirmationsspruch anzuknüpfen, und doch scheint mir jener ahnungslos gegebene Spruch charakteristisch, ja providentiell zu sein, er heißt: „Alles was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen.“ Letzteres fällt besonders schwer ins Gewicht; ein Menschendiener war Bismarck sicherlich nicht, nicht einmal gegenüber einer königl. oder kaiserl. Majestät. Er ist vielmehr so recht der Typus eines allezeit furchtlosen, unabhängigen Germanen. Wir kennen ja das bekannte Wort: „Wir Deutsche fürchten Niemand als Gott.“ Es war ihm damit wirklich Ernst, auch mit dem „Gott fürchten“! Die Gottesfurcht ist bei Bismarck keine Phrase. Sie zeigt sich darin, daß er, was er tat, mit einer unbestechlichen Gewissenhaftigkeit und mit stahlhartem Pflichtgefühl getan hat. „Mir ist niemand Dank schuldig und wer von mir behauptet, ich erwarte ihn, der verleumdet mich — ich habe meine Pflicht getan, weiter nichts! . . Meine Herren, was fesselt mich denn überhaupt noch an diesen Platz, wenn es nicht das Gefühl der Dienstreue ist?“ Und dies Pflichtbewußtsein war religiös begründet, wie er selbst ausdrücklich erklärt: „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem König keine Stunde mehr. . . Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und übler Behandlung aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit tun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Titel und Orden reizen mich nicht“ . . . Auf eine seelsorgerliche Ermahnung des Oberpräs. Senft von Pilsach schreibt Bis-

marck: „In ehrlicher Buße tue ich mein Tagewerk ohne Ew. Excellenz Ermahnung; aber wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten König in Treue und mit erschöpfender Arbeit diene, so wird mich dabei . . . in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst nichts irre machen. In dem Schreiben wird auf den Schluß des 3. Psalms hingewiesen, wo es heißt: „Ich fürchte mich nicht vor viel Hunderttausenden, die sich auch wider mich legen. Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott; denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne! Bei dem Herrn findet man Hilfe." Das ist Bismarcks Gottvertrauen! Gemäß jenem Segensspruch: Was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn nicht den Menschen.

Alles, was ihr tut! Das Wort Pauli läßt dahingestellt, was wir tun. Was aber sollen wir tun, was ist Ziel und Zweck unseres Tuns, was ist Pflicht? In dieser Frage hat Bismarck wohl kaum das Christentum so gründlich zu Rate gezogen als da, wo es sich um pünktliche und energische Ausführung, um den Erfolg handelt. Die Pflicht und Aufgabe war für ihn durch seinen Beruf im „christlichen Staat" vorgezeichnet, da gab es für ihn kein hin- und herbesinnen, sondern einfach gehorchen und handeln. Am 23. September 1862 wurde Bismarck durch König Wilhelm I. zum Staatsminister von Preußen und am 14. Juli 1867 zum Bundeskanzler ernannt. Nun geht er geradewegs auf das gegebene Ziel los: die Macht und Ehre des preußischen Staates und die Einigkeit Deutschlands; ihm zu der Macht zu verhelfen, die ihm gebührt. „Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allen sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung." Durch Preußen soll Deutschland die Einigkeit wieder erlangen und zwar von oben her durch Autorität und Gewalt. Acht Tage nach der Ernennung zum Ministerpräsidenten erklärte er in einer Rede: „Nicht auf Preußens Liberalismus sieht jetzt Deutschland, sondern auf seine Macht . . . Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut"! Machtstellung durch Gewalt! Moltke erklärt kaltblütig: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr entsprungen; er war ein im Kabinet als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht um Ländererwerb und materiellen Gewinn — sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung." In Verfolgung dieser Ziele ist der Politiker und Staatsmann Bismarck kühl berechnend, hart und rücksichtslos, man könnte fast sagen: aus Pflichtgefühl und Berufstreue. Als es ihm mit der Einnahme von Paris nicht rasch genug ging, rief er ärgerlich aus: Ja wenn man Landgraf wäre! das Hartsein traue ich mir zu, aber Landgraf bin ich nicht.

(Er meint damit Moltke). Er heißt nicht umsonst der „eiserne Kanzler."

Allerdings er begehrt auch für sich nichts anderes als schließlich ein Opfer des harten Kampfes zu sein: „Für unsern König und das Vaterland das Leben zu lassen, ob auf dem Schlachtfeld oder auf dem Straßenpflaster, halte ich für ein hohes Glück und erflehe von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei. Für jetzt hat er's anders gewollt." — Bismarck war sich der Härte bewußt: „Wir sind gegen Sonderrechte und Vorurteile einzelner Regierungen und Stämme mit Härte verfahren, weil wir unverrückt unser nationales Ziel im Auge behalten." „Wir werden die Quelle, aus der wir die Berechtigung schöpften, hart zu sein und mit eisernem Schritt zu zermalmen, was der Herstellung der deutschen Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegenstand," — (nicht preisgeben?) — Ohorufe unterbrachen Bismarck. König Wilhelm aber sagt vom Kanzler: „Ihre Excellenz ist mit der Geschichte Preußens, Deutschlands, Europas zu eng verbunden, als daß Sie sich vom Schauplatz zurückziehen dürfen." — In der Tat:

Ein riesenhafter Schmid am Ambos stand
Und hob den Hammer mit berußter Hand.

so C. F. Meyer.

Bevor wir uns selbst ein Wort darüber erlauben, laßt uns zunächst einen Blick auf Tolstoi werfen.

2.

Neben dem kühnen Recken im Sachsenwalde der stille Philosoph von Jasnaja Poljana!

Nicht als ob Tolstoi nicht auch ein bewegtes und wahrhaftig tapferes Leben hinter sich habe. Er war nicht weniger ein adeliger Weltmann und kühner Soldat als Bismarck und hat sich im Kampf gegen die Franzosen bei Sebastopol die Verdienstmedaille für Tapferkeit geholt. — Aber freilich: Tolstoi's Bedeutung liegt nicht wie bei Bismarck auf dem Gebiet weltgeschichtlicher Ereignisse, sondern vielmehr im großen Geisteskampf der Menschheit, er ist neben dem erfolgreichen Realpolitiker Bismarck der entsagungsvolle Mystiker und Idealist.

Es ist natürlich im gegenwärtigen Augenblick nicht möglich, sich gründlicher in Tolstois Gedankenwelt umsehen, wir können nur in Kürze auf die Gefahr hin, schon Bekanntes zu sagen, die Hauptrichtung seiner Gedanken andeuten und auf ihren Ausgangspunkt hinweisen.

Da ist es nun überaus wichtig zu beobachten, wie Tolstoi, da wo Bismarck mit aller Selbstverständlichkeit und Energie zufährt, vor allem die große Frage aufwirft: Was muß ich tun? Er begnügt sich nicht mit der Parole: Was ihr tut, das tut dem Herrn,

sondern setzt gerade bei dem Was mit seiner Kritik ein: Was ist Ziel und Zweck meines Lebens, was ist der Sinn des Lebens überhaupt? Von allen Herrlichkeiten und Höhen der Kultur unbefriedigt gelangt Tolstoi zu der Selbstbesinnung: Wo bin ich und was soll ich?

1. Indem er sich zu orientieren sucht, erblickt er in der Entwicklung der Menschheit drei Stufen: die erste Stufe ist die individuelle des Einzellebens ohne Kultur, die zweite ist die gesellschaftliche (soziale) mit ihrer Kultur, die dritte ist die universelle der göttlichen Gemeinschaft mit einer neuen Kultur. Leben heißt, an diese Bestimmung der Menschheit glauben, dadurch bekommt auch der einzelne Mensch als Teil des Unendlichen eine göttliche Bedeutung; der Mensch soll Gott ähnlich werden, so nur läßt sich das Leben ertragen. Wir leben nun seit Christus im Kampf zwischen der zweiten und dritten Stufe. Jede der Stufen hat ihre besonderen charakteristischen Grundsätze; das Grundgesetz der zweiten Stufe ist das Recht der Vergeltung: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Das Grundgesetz der neuen Stufe ist die Liebe, die das Böse mit Gutem vergilt, Segen für Fluch spendet und Liebe für Haß. Auf diesem Weg allein kann die Menschheit vorwärts schreiten und ihr Ziel erreichen. Dazu gehört auch der von Tolstoi besonders betonte Satz der Bergpredigt: Ihr sollt dem Uebel nicht widerstreben, d. h. dem Uebeltäter nicht mit Gewalt begegnen, ihn auch nicht töten.

Diese Lehren Christi nimmt Tolstoi praktisch und wörtlich und nicht etwa nur so cum grano salis, so zum Schein. Die welche behaupten, man könne jene Worte nicht wirklich erfüllen, weist er darauf hin, daß das Ideal, das Christus uns gegeben hat, ein unendliches ist. Die absolute Vollkommenheit wird nie erreicht, aber das Streben darnach vermehrt unaufhörlich das Glück des Menschen ins Unendliche.

Das Ideal herabsetzen, heißt es zerstören. Das Ideal, das uns anzieht, ist nicht von jemand erdacht worden, jeder Mensch trägt es in seiner Seele. Damit ist aber nicht etwa als Erweiterung des Horizonts über Familie und Staat hinaus die allgemeine Menschenliebe gemeint. Eine solche Liebe kann es in Wirklichkeit nicht geben, es fehlt ihr das Motiv und sie ist ohne Gefühl. Das Motiv der christlichen Liebe ist und bleibt Gott; sie geht hervor aus der christlichen Lebensauffassung, nach welcher der Sinn des Lebens in der Liebe und dem Dienste Gottes steht, des Gottes in dir. Du liebst, nicht weil es dir vorteilhaft ist, diesen oder jenen zu lieben, sondern weil die Liebe das Wesen deiner Seele ist, weil du nicht anders kannst, weil Gott in dir ist. — Das ist der die Welt trotz all ihren Uebeln bejahende kühne Optimismus eines Tolstoi. „Es wird die Zeit kommen, sagt Tolstoi, und sie kommt bereits, wo die christlichen Grundlagen des Lebens, die Gleichheit, die Brüder-

lichkeit der Menschen, die Gemeinsamkeit der Güter, der Nichtwiderstand gegen das Böse durch Gewalt — ganz so natürlich und einfach erscheinen werden, wie uns jetzt die Grundlage des Familienlebens, des (sozialen) staatlichen Lebens erscheinen.

Die Menschheit ist ihrer gesellschaftlichen, staatlichen Altersstufe entwachsen und betritt eine neue, aber aus Trägheit hält sie sich immer noch an die früheren Lebensformen.

2. Zu diesen gehört auch und vor allem der Patriotismus! Er besteht nicht in den Besonderheiten der Volksindividualität (das ist eine faktische Eigentümlichkeit, nicht aber ein Gefühl), sondern der Patriotismus ist das ausgesprochene Gefühl der Bevorzugung des eigenen Volkes oder Staates vor allen andern Völkern oder Staaten und der Wunsch, dem eigenen Volke und Staate den größten Wohlstand und die größte Macht zu verschaffen, was immer nur auf Kosten des andern geschehen kann. Es ist aber einleuchtend, daß dieser Patriotismus als Gefühl schlecht und als Lehre dumm ist, denn wenn jedes Volk und jeder Staat sich für besser halten als die anderen, so müssen sie sich alle in einer rohen und verderblichen Verirrung befinden. Aber, wie gesagt, aus Trägheit hält sich die Menschheit noch an diese herkömmlichen Lebensformen und verwickelt sich dadurch in eine Reihe von Widersprüchen und Leiden, welche unser Leben vergiften, Widersprüche in wirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten, namentlich auf internationalem Verkehr: Wir, welche ganz einfach die Menschen fremder Nationalität lieben, nicht nur ihre Fähigkeiten achten, sondern auch uns freuen, wenn wir ihnen begegnen und ihnen freundlich zulächeln und nur mit Entsetzen daran denken, daß zwischen diesen Menschen und uns Beziehungen entstehen könnten, welche nur durch gegenseitigen Mord gelöst werden könnten, wir alle sind berufen zur Teilnahme an diesem Mord, welcher heute oder morgen unvermeidlich geschehen soll. Und diese Möglichkeit sät allgemeines Mißtrauen, zwingt zu übermenschlichen Rüstungen, um die Macht anderer Reiche zu überholen, und diese Spannung nennt man Frieden! Tolstoi erinnert daran, daß Montesquieu schon vor 150 Jahren gesagt hat: „Frankreich geht zu Grunde durch den Militarismus. In Europa hat sich eine neue Krankheit ausgebreitet, sie hat die Kaiser und Könige erreicht und nötigt sie, Heere von unmöglicher Stärke zu halten. Und die Folge wird der allgemeine Untergang sein." Sollte etwa diese Weissagung heutzutage sich erfüllen? Tolstoi fährt fort und sagt: Abgesehen von den anderen Widersprüchen zwischen unserem Leben und unserem Gewissen, von welchen unsere Zeit erfüllt ist, genügt schon der Kontrast der kriegerischen Lage Europas mit dem christlichen Bekenntnis, den Menschen in Verzweiflung zu bringen über die Unsinnigkeit der menschlichen Natur, so daß er sein Leben in dieser unsinnigen, barbarischen Welt beendigt. Dieser Widerspruch

zwischen dem christlichen Gebote der Brüderlichkeit und der Notwendigkeit, in welche alle Menschen durch die allgemeine Wehrpflicht geraten, die Verpflichtung zugleich Christ und Gladiator zu sein, dieser Widerspruch, welcher zugleich alle anderen Widersprüche der menschlichen Natur enthält, ist so schrecklich, daß man nur dann darin weiterleben kann, wenn man nicht daran denkt und ihn vergessen kann. —

3. Die Lösung der Widersprüche von Leben und Gewissen ist nur auf zwei Wegen möglich: entweder durch Aenderung des Lebens oder durch Aenderung des Gewissens.

Die Wahl kann nicht zweifelhaft sein: Der Mensch kann aufhören zu tun, was er für böse hält, aber er kann nicht aufhören, das Böse für bös zu halten: also muß er das erstere wählen, d. h. aufhören, das Böse zu tun. Aber es geschieht nicht, warum? Weil dann alles und alle sich änderen müßten. Tolstoi macht das an folgendem Gleichnis anschaulich. Es brennt in einem Zirkus; alle drücken und pressen einander und drängen sich an die Tür, die sich aber nach innen öffnet. Es erscheint der Erlöser und sagt: Tretet zurück von der Tür, kehret um. Besinnet euch, kommt zur Besinnung, sonst werdet ihr alle umkommen; je mehr ihr dränget, um so weniger Hoffnung habt ihr auf Rettung. Kehret um und ihr werdet einen Ausgang finden und euch retten.

Nun was kann ich anderes tun, als umkehren und alle aufrufen, der Stimme des Erlösers zu folgen; denn in der Welt brennt es auch und Christus kam und rief: Kehret um, vergeltet nicht Böses mit Bösem, tut wohl denen, die euch hassen. Widerstrebet dem Uebel nicht mit Gewalt. So ihr euch nicht besinnet, umkehret, werdet ihr alle umkommen. Es war Christus bitter Ernst. Er faßte seine Worte nicht als müßige Erbauung oder als schwärmerische, poetische Phantasie, mit der er die einfältigen Einwohner von Galiläa bezaubern wollte, nein er faßte seine Lehre auf als ein Werk, das die Menschen erlösen sollte und er schwärmte nicht am Kreuz, sondern er schrie, und starb für seine Lehre. Und so starben und sterben noch viele Menschen, eine solche Lehre kann man nicht einen „Wahn" nennen. Und doch, wir fallen immer wieder in unsere irrtümliche Ueberzeugung zurück, ein Leben ohne gewaltsame Sicherung sei zum vornherein verloren und dann merken wir gar nicht, was wir alles durch die beständige Sicherung verlieren, wir haben Kriegsheere, Festungen, Vorräte, Reichtümer, die ganze Zeit wird von der Sorge um die Sicherung des Lebens ausgefüllt und von den Vorbereitungen dazu verschlungen, sodaß vom Leben selbst nichts mehr übrig bleibt. Ist das kein Wahn, daß die Menschen, statt Mitleid und Liebe nur Angst und Mißtrauen haben, darum zu Foltern, Ketten, Galgen, Galeeren, Erschießungen, Zuchthäuser, Kriegen und Revolutionen mit all ihren Schrecknissen Zuflucht nehmen und solche Leiden entweder verüben

oder erleiden oder rächen. Ist das kein Wahn? Ja der schrecklichste Wahn, der Traum eines Verrückten, aus dem man nur einmal zu erwachen braucht, um nie wieder seinen Schrecken zu verfallen.

4. Wie aber diesen Wahn brechen? Das ist heute noch die große Frage. Tolstoi hat nach einer Antwort gesucht. In dem älteren Werk: „Worin besteht mein Glaube?" hat er sich die Sache noch ziemlich einfach gedacht: Sich vom Krieg lossagen und Gutes tun allen Menschen ohne Unterschied, dem Feind wie den Seinigen.

In dem späteren Werk: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch" geht er der Frage tiefer nach. Dabei kommt er zu dem Schluß: Der Staat und die Regierungen können nicht abrüsten und Frieden machen, der Staat ist in seinem Wesen immer auf Gewalt aufgebaut von Cäsar bis zu Bismarck, und darum wird der Staat logischer Weise nie abrüsten, im Gegenteil, für den Staat ist der Krieg heilige Stütze, eine göttliche Einrichtung, eine Weltordnung. Dabei geht das Streben der gebildeten Klassen, die dem Staat den Schutz verdanken, darauf, anstatt ihr Leben ihrem Gewissen entsprechend zu ändern, ihr Gewissen zu verdunkeln und zu betäuben. Dabei aber dauern die Gewalttaten fort und werden sogar unterstützt durch dieselben Menschen, welche ihre Nutzlosigkeit, Unsinnigkeit und Grausamkeit einsehen und darunter leiden.

Die Leute unserer Zeit verstellen sich nicht, wenn sie die Unterdrückung, Ungleichheit, die Zwietracht der Menschen verabscheuen, sowie die Grausamkeiten aller Art nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen die Tiere, sie verabscheuen alles das wirklich, aber sie wissen nicht, wie sie das beseitigen sollen, oder sie können sich nicht entschließen, sich von dem zu trennen, was alles das stützt, was ihnen notwendig erscheint.

Nichts zeigt mit so erstaunlicher Klarheit die Größe des Widerspruchs, zu der das Leben der Menschen unserer Zeit gelangt ist, als jene selbe Erscheinung, welche das letzte Mittel und den letzten Ausdruck der Gewalt bilden — die allgemeine Wehrpflicht! Diesen Widerspruch sehen wir nur deshalb nicht, weil dieser Zustand allgemeiner Bewaffnung stufenweise unmerklich gekommen ist, und weil die Regierungen alle Mittel der Einschüchterung, der Korruption und Gewalttat anwenden, um ihn aufrecht zu erhalten.

Aber die Organisation der Gesellschaft auf Grundlage der Gewalt, welche das Wohl des Einzelnen, der Familie und der Gesamtheit zum Zweck hatte, hat die Menschen zur vollkommenen Verneinung und Vernichtung dieses Wohles geführt. Die Lage erscheint hoffnungslos zu sein und sie wäre es auch, wenn dem Menschen nicht die Möglichkeit einer anderen, höheren Lebensauffassung verliehen wäre, welche ihn sogleich von allen jenen Banden befreit.

Und diese Lebensauffassung ist die des Christentums und wurde den Menschen vor 1800 Jahren geoffenbart.

Der Christ befreit sich von jeder Menschengewalt dadurch, daß er für sein Leben und das Leben anderer das göttliche Gesetz der Liebe als einzigen Leitfaden ansieht, welcher in die Seele jedes Menschen gelegt ist und durch Christus zum Bewußtsein gebracht wurde.

Und diese Befreiung erfolgt ohne Kampf, ohne Zerstörung, der Christ streitet mit niemanden, greift niemanden an, wendet gegen niemand Gewalt an. Das gebrochene Rohr wird er nicht durchbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen, bis er dem Gericht den Sieg verschafft. Er erträgt Gewalt mit Ergebung, befreit dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch die ganze Welt von jeder äußeren Gewalt.

Es geht wie bei einem Bienenschwarm, der an einem Zweige hängt und sich lösen will. Eine Biene macht den Anfang, andere folgen nach — oder wie bei einem leeren Gefäß, das in einen Brunnentrog getaucht wird, je mehr es Wasser faßt, desto tiefer sinkt es und füllt sich immer rascher. —

Tolstoi glaubt an eine Umstimmung der öffentlichen Meinung im Sinne des echten Christentums und sieht die Zeit schon kommen, da die Regierungen ihre Ohnmacht und Schwäche fühlen, und die Leute des christlichen Bekenntnisses aus ihrer Betäubung erwachen und ihre Kraft zu fühlen beginnen. Die Umwandlung der jetzigen staatlichen Organisation in eine höhere Lebensform geschieht von innen heraus durch die Kraft des neuen Lebens. Der Zeitpunkt gibt sich von selbst durch die Reife der Menschen. Wenn der Mensch infolge seiner höheren Erkenntnis, die in ihm erstarkt ist, die Anforderungen des gegenwärtigen Staates nicht mehr erfüllen kann und nicht mehr in demselben Platz findet und zugleich des Schutzes der staatlichen Organisation nicht mehr bedarf, so wird die Frage, ob die Menschen zu einem Wechsel der Staatsform reif sind oder nicht, von einer ganz anderen Seite aus gelöst, und zwar ganz ebenso endgültig wie die Lebensweise für das junge Vögelchen geregelt wird, das aus dem Ei gekrochen ist, so daß keine Gewalt der Erde mehr es in dasselbe zurückführen kann — nämlich durch die Menschen selbst, welche dem Staat entwachsen sind und durch keine Gewalt mehr in denselben zurückgeführt werden können.

Das ist Tolstois Anschauung, ja Tolstois Leben. Ich habe seine Gedanken durchweg mit seinen eigenen Worten wiedergegeben, ihn selbst reden lassen; noch deutlicher redet sein Leben, sein entsagungsvolles Ringen um Verwirklichung der Wahrheit bis zu seiner freiwilligen Verbannung, die er seinem bequemen Heim vorzog. Es blieb also bei Tolstoi so wenig als bei Bismarck bei der tatenlosen Theorie.

3.

Bismarck oder Tolstoi? Kann man sich einen schärferen Kontrast denken als der „eiserne Kanzler" und der Prediger vom „Nichtwiderstand"; dort der klug und sicher rechnende Staatsmann, hier der in unbekannte Zukunft schauende und bauende Phrophet einer neuen Lebensauffassung; dort der treue Staatsbeamte und Staatengründer, hier der Feind des Staates und aller Staatsgewalt; dort der tapfere Haudegen und Verfechter der Kriege und hier der konsequenteste Antimilitarist.

Und doch berufen sich beide dabei auf Christus, wie wir sahen. Wer hat nun die Wahrheit, wer hat Christus auf seiner Seite, oder wem stand Christus näher? Wir müssen so fragen, nicht um zu richten, sondern weil unsere Zeit auf's Neue uns selbst vor eine solche Entscheidung stellt.

Wir werden am ehesten Klarheit bekommen, wenn wir uns fragen, wo denn die Wege auseinander gehen. Nach den gegebenen Darstellungen ist es offenbar der Punkt, wo Bismarck mit rückhaltloser Aufopferung sein Leben samt seinem Christentum dem Staatswohl weiht, während Tolstoi, wohl unter dem Eindruck einer unerbittlichen und absoluten Herrschaft des Staates, dessen Widerspruch mit dem Christentum scharf erfaßt und sich darum vom Staat mit allen seinen weltlichen und geistlichen Organen und Kompetenzen lossagt.

Dort muß das Christentum dem Staat dienen, die Frömmigkeit steht vollständig unter dem Zeichen des Staatswohles. Hier wird das Christentum in seiner Absolutheit erkannt und gewahrt, es gerät in unauflöslichen Widerspruch mit den Grundsätzen des Staates, wirkt auf denselben zersetzend und stellt an seine Stelle eine neue Ordnung, die Ordnung des Reiches Gottes; denn die auf den Grundsätzen der versöhnlichen, brüderlichen Liebe sich aufbauende Gemeinschaft, wie sie Christus im Auge hatte, kann das von dem Standpunkt der Ehre, Macht und Gewalt geleitete Verhalten der Staaten wie des einzelnen Menschen zu einander nie und nimmer gutheißen. Andererseits ist nicht zu erwarten, daß die Staaten oder besser die Inhaber staatlicher Macht auf die über die bloße Selbsterhaltung weit hinausgehenden Machterweiterungstendenzen, noch weniger auf die dazu notwendigen Gewaltmittel freiwillig verzichten werden.

Der gegenwärtige Krieg der europäischen Staaten untereinander offenbart mit aller Schärfe den ungeheuren Widerspruch, in den die bisherige Entwicklung der Staaten gegenüber dem Christentum geraten ist. Die offenkundige und unleugbare Tatsache führt unwillkürlich zu der Erkenntnis, daß die Organisation der Gewalt immer mehr zu einer Gefahr für die Gesellschaft geworden ist, statt sie zu schützen. Der Staat hat Formen angenommen, welche die

natürliche Lebensgemeinschaft stören, statt sie zu fördern, sowohl nach innen wie nach außen. Die Staaten unter sich stehen auf dem Standpunkt des krassen Egoismus. Selbst ihre Bündnisse bedeuten trotz der Verbrüderungsfeste keine Gemeinschaft, sondern nur ein Geschäft. Je mehr wir uns das Wesen des Staates vergegenwärtigen, desto mehr gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß es den „christlichen Staat", von dem Bismarck redet und für den er sich zu opfern bereit erklärt, gar nicht gibt und nicht geben kann, daß vielmehr der Staat in seiner Tendenz und Methode antichristlich und das Christentum im letzten Grund staatswidrig ist. Die Staaten trennen da, wo das Christentum verbinden und zusammenführen möchte, sie gehen prinzipiell von Oben und Außen her vor, während das Christentum von Innen und von Unten ausgeht. Die Staaten sehen sich gezwungen immer mehr Gewalt und Zwang anzuwenden, während das Christentum umgekehrt auf dem Weg vom Zwang zur Freiheit vorschreiten möchte. Wir lernen trotz dem Chaos der Gegenwart einige scharfe Umrisse und Richtlinien erkennen, die uns andeuten, daß die staatliche und die christliche Lebensform zwei exzentrische Kreise sind, die sich nur zum kleineren Teil decken, es sind zwei verschiedene Stufen, von denen die eine die andere überbietet. Soll es für uns noch fraglich sein, wo wir der Wahrheit, dem Ziel der Menschheit, der Gerechtigkeit und dem Frieden näher kommen, was uns mehr am Herzen liegen soll: die staatliche Organisation oder die christliche Gemeinschaft, die Freiheit und Erhaltung eines Staates oder die Befreiung der Menschheit, die Parole „Bismarck" oder die Parole „Tolstoi"? Wir können uns im Ernste nur die eine Frage vorlegen: Ist es überhaupt möglich, auf dieser Welt eine christliche Lebensgemeinschaft zu etablieren? Hat es einen Sinn über den jetzigen Zustand hinaus zu wollen, etwas zu erwarten, das besser und der jetzigen Staatsraison überlegen ist und sie ersetzen kann?

Die Antwort auf das Wie? müssen wir der Geschichte, müssen wir Gott überlassen, aber das Daß bejahen wir jetzt schon unzweideutig in dem Sinn, daß wir nicht zugeben, daß das Christentum sich nach den Bedürfnissen und Ansprüchen des Staates zu richten habe, sondern daß der Staat sich dem Geist des Christentums fügen und beugen soll. Denn wir können unmöglich in dem modernen Staatengebilde eine den natürlichen Lebensbedürfnissen oder gar dem höchsten ethischen Ideal entsprechende Ausprägung menschlicher Gemeinschaft erblicken. Andererseits trauen wir dem christlichen Geist die Macht zu, Gemeinschaft bildend zu wirken, nicht nur innerhalb des Staates unter einzelnen Individuen, sondern unter den großen Volkskörpern selbst außerhalb der Grenzen eines Staates. Wenn wir nur den Mut finden, einmal dem Christentum seine volle Kraft und Bedeutung einzuräumen, wenn wir es nicht bloß als dekorativen Anhängsel an unser Weltleben betrachten,

sondern als Maßstab aller Dinge auch des Staaten- und Völkerlebens wirken lassen, nach dem Wort Jesu: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Er will die Welt durchdringen und wird sie überwinden.

Als Bismarck einmal mit einem Abgeordneten im Parlament in einen Wortstreit geriet, forderte er seinen Gegner zum Duell. Der Hofprediger Büchsel hat ihm am Tag vorher das Abendmahl gereicht. Das hinderte aber Bismarck nicht am Kampf, er wollte nur seine Seele in Sicherheit bringen für den Fall eines tötlichen Ausgangs. Die Duellforderung blieb in Kraft. Vor dem ersten Schuß aber sprach Büchsel aus freiem Antrieb ein Gebet, das soll auf den Abgeordneten Vincke, der den ersten Schuß abgeben konnte, Eindruck gemacht haben, und er schoß in die Luft, Bismarck tat daraufhin desgleichen. Die Waffen verloren ihre Kraft, ihre Bedeutung unter der Macht eines höheren Geistes und Bismarck wurde für jene Stunde zum Tolstojaner!

Das ist's, was wir ersehnen und hoffen, daß jener Geist der Versöhnung, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn von innen heraus nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Völker ergreife und entwaffne und die Staaten umwandle und so die Menschen von ihrem Wahn erlöse.

L. Stückelberger.

Zur Diskussion über das Genossenschaftswesen.

I. Der kapitalistische Geist und der Genossenschaftsgeist.

Wer doch führet den Krieg? Die Völker? Jawohl, wie die Meute
Die von den Jägern gehetzt, wild auf einander sich wirft.
Nur wer die Jäger, die hetzenden, sind, die der Meute gebieten,
Wäre des menschlichen Geists forschender Frage ein Ziel.

Wer doch führet den Krieg? Der Geist, der die Herren regieret?
Doch ist's wirklich der Herrn eigengeborener Geist?
Sind sie nicht selber gelenkt von dunklen Geschickes Gewalten,
Die in den magischen Kreis sie mit den Völkern gebannt?

Zauber bannet die Herren und Zauber bannet die Völker,
Die in dem dunklen Gewirr eigene Fessel verstrickt.
Kettender Zauber! Die Nacht in den Geistern erzeugte die Herrschaft,
Und die Herrschaft bewahrt gern in den Geistern die Nacht.

Franz Staudinger.

1.

In allen Berichten des neuen Testamentes lesen wir, daß Jesus, der allzeit zum Verzeihen Geneigte, allzeit gegen den Sünder

Barmherzige, sein unnachsichtiges Verdammungsurteil ausgesprochen habe gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, gegen diejenigen Machthaber jener Zeit, deren einziges glühendes Bestreben es war, ihre Herrschaft in dieser Welt zu behaupten, sei es auch, indem sie falsches Zeugnis ablegten gegen den Geist, den zu bekennen und dem zu dienen ihre heilige Aufgabe war. Was konnte ihnen unwillkommener sein, als einer, der gekommen war, um ein Licht anzuzünden, während die Erhaltung ihrer Macht es erheischte, die Geister der unterworfenen Massen in der Nacht zu erhalten, das göttliche Licht auszulöschen, noch ehe seine Strahlen die Abgründe des Aberglaubens und der Mißordnung erhellten? Ja, sie wußten besser, sie begingen die unvergebbare Sünde gegen den heiligen Geist!

So war es immer, so ist es noch heute, wenn auch, man darf das wohl sagen, die Geister sich gemehrt haben, in denen das Licht der Erkenntnis und die Flamme des Wollens brennt. Wäre es nicht so, wie hätte das Menschengeschlecht wachsen und auch hie und da ein wenig gedeihen können? Wie dürften wir Hoffnung hegen auf kommende bessere Zeiten? Und doch herrschen noch heute jene Mächte, die schon Jesus kein Plätzchen auf dieser schönen Erde finden ließen, wohin er sein Haupt in Ruhe und Frieden legen konnte. Suchend und forschend sind zu allen Zeiten jene erleuchteten Geister umhergegangen, forschend nach jenen dunkeln Mächten, welche ohne Unterlaß Leid und Qual, Schuld und Sünde über die Menschen bringen, die doch auf dieser Erde daheim sein sollen, alle, nicht nur die vom sogenannten Glücke begünstigten. Manche glaubten das Uebel gefunden, ertappt zu haben, sie riefen: es ist der physische Niedergang des Menschengeschlechts, die Degeneration der Rassen, es ist der Alkoholismus mit allen seinen nebenhergehenden „-ismen", es ist die Gottlosigkeit, der Unglaube, der Aberglaube, die Gewinnsucht u. s. w. und ein jeder errichtete ein System, das von ihm erkannte Grundübel seinem Wesen entsprechend zu bekämpfen. Aber es wurde nicht besser trotz dieser vielgestaltigen und vielseitigen Kulturarbeit, sondern es wurde schlimmer, das Uebel erreichte ein Höchststadium, das die Menschheit an den Rand des Abgrunds geführt hat. Oder will man diesen Krieg nicht gelten lassen als den Gipfel aller Uebel? Ja, sie haben wohl recht, alle, die ihren Feldruf ertönen ließen gegen die Uebel der Zeiten, nur darin hatten sie nicht recht, daß ein jeder Führer einer Bewegung sich einbildete, die Wurzel des Weltunheils gefunden und bekämpft zu haben. Diese Uebel alle, mögen ihrer einige noch so verbreitet sein, noch so zerstörend wirken und so tief eingreifen in das Weltleben, ein Geist liegt ihnen allen zugrunde, ein Geist, dessen Fluch es ist, fortzeugend Böses gebären zu müssen, der kapitalistische Geist. Der kapitalistische Geist! Das sagt sich so leicht hin, ein Kind weiß heute schon, daß es einen kapi-

talistischen Geist gibt, und daß es ein böser Geist ist; ihn aber als die Grundlage aller verkehrten und üblen Menschenzustände, als Grundlage aller katastrophalen Weltgeschehnisse aufgefunden und bloßgelegt zu haben, dies war erst der letzten Zeit vor Ausbruch unseres gegenwärtigen Kultureinsturzes vorbehalten. Wenn man das Werk von Franz Staudinger „Kulturgrundlagen der Politik" zur Zeit seines Erscheines 1914 auch wirklich allgemein gelesen hätte, so würde man es wohl vielfach zwar beeindruckt mit einem Seufzer beiseite gelegt und gesagt haben: „viel, sehr viel wahres steht darin, aber es scheint mir doch kühn, den Kapitalismus für alles verantwortlich zu machen, auch sogar für Folter, Hexenprozesse und Krieg, und auf den Genossenschaftsgeist das Heil der Menschheit zu gründen!" Jetzt aber, zwei Jahre später — was sind diese beiden Jahre, zwei Jahrhunderte an furchtbarem Schwergewicht des Weltleids — ich sage, jetzt erst wird das Buch lebendig, indem jedes der darin ausgesprochenen Argumente, jede aufgezählte Tatsache und Behauptung aus der Menschheitsgeschichte wie in einem Spiegel zusammengedrängt auf der jetzigen Weltbühne vor uns erscheint. Da steht der kapitalistische Geist in seiner Nacktheit mit dem Feldrufe: „Nieder mit euch, die ihr reich werden wollt auf unsere Kosten! Nieder in den Staub mit euch, die ihr Macht haben wollt, hinweg mit eurer Herrschaft auf dem handelfördernden Weltmeer! Her mit dem Stück eures Gebietes, das uns zukommt u. s. f." Und in etwas zageren Tönen sagt der kapitalistische Geist: „Wir müssen ihn ausfechten, diesen Streit, für uns kann er gut sein, denn er schafft Konjunkturen!" Ja, er entblödet sich nicht zu sagen: „Er kann uns Vorteile bringen, denn er räumt auf unter den Menschen, er schafft Platz und Bewegungsfreiheit, säubert den Markt und eröffnet neue Gewinnmöglichkeiten . . . ." Wer wollte jetzt noch bestreiten, daß wir in eben diesem kapitalistischen Geiste die Grundlage aller Verkehrtheit im menschlichen Zusammenleben erkannt haben?

„Wer doch führet den Krieg?" Der kapitalistische Geist! Darüber sind wir nun wohl einig. Der Handwerker, der Arbeiter auf der Straße, das Fabrikmädchen und die Ladentochter, sie alle sagen: „Ja, es ist der kapitalistische Geist." Einer sprichts dem anderen nach, aber wer begreifts? Hat sich nicht der leidenschaftliche Haß der sozialdemokratischen Massen schon seit Jahrzehnten gegen „die Reichen und Wohlhabenden" gerichtet und in ihnen die Schuldigen, die Träger des kapitalistischen Geistes verfolgt? Haben sie dabei bedacht, daß, sobald man jene ihres Gutes beraubte und es ihnen gäbe, daß sie selbst dann die mit dem Fluch des Volkes Beladenen und die Beraubten die Fluchenden wären? Daß dies nur Verschiebungen innerhalb der unveränderten Mißordnung wären? Das sind Dinge, die wir alle schon oft bedacht, oft besprochen haben; aber man sehe sich um, wo man will, freilich

ohne die Brille der Gewohnheit: nirgends, nirgends findet man im menschlichen Gemeinschaftsleben Zustände, welche vor dem strengen Blick der Ethik bestehen können. Wie sieht es aus in der Zeitung, die an jedem Morgen auf unserem Tische liegt? Von der Lüge, dem Haßgesang, dem Trug, der List unserer politisch bewegten Zeit, wie sie sich in diesen Blättern spiegelt, wollen wir garnicht reden; aber z. B. die Reklamen, die Anpreisungen, die Raffinements der Vergnügungs- u. a. Anzeigen, die unverschämten Lobgesänge der eigenen Leistungen auf Kosten der Mitbewerber, und gar der Miet- und Geldmarkt .... O, welch eine unendliche Fülle von Dokumenten moralischen Elends. Alle diese Millionen von Giftblüten, der kapitalistische Geist treibt sie hervor. Er hat unser ganzes Leben in Fesseln geschlagen, er verschließt uns den Mund, wo wir reden sollen, er läßt uns sprechen, wo es etwas zu verschweigen, zu verdecken gibt, er macht gemeinnützige Unternehmungen zu Konkurrenzinstituten für diejenigen, die sich dadurch geschädigt fühlen, er füllt die Kirchen und die Gefängnisse, er fabriziert Gifte, preist sie als Hilfsmittel an gegen Uebel, die er erst geschaffen hat und fabriziert sie weiter, auch wenn ihre Heilwirkung schon als Irrtum erkannt wurde. Er entblödet sich nicht, Leben- und Gesundheitzerstörer (Alkohol u. s. w.) als Stärkungsmittel und Wohlfahrtsförderer auszugeben, Gift statt Brot zu geben. Das ist alles verkappter Raub; aber der kapitalistische Geist ist auch ein ungestrafter, offener Räuber. Er befiehlt dem Plantagenbesitzer und seinen Genossen, tausende von Kaffee-, Reis- oder Teesäcken ins Meer zu versenken, wenn einmal die Ernte zu segensvoll gewesen ist, zur Hochhaltung der Preise. Warum, heißt es, müssen diese Plantagenbesitzer, diese Petroleumkönige und Kornmonopolisten solchen Befehlen gehorchen? Weil sie nicht einzelne sind, die einen individuellen Willen, ein Gewissen haben, weil sie zu organisierten Gruppen und Massen verschmolzen sind und die Gesetze ihrer Organisation zu befolgen haben, weil sie noch weniger sich und ihre Genossen als die außenstehende Käuferwelt schädigen und betrügen, weil sie sich nicht selbst vernichten wollen. „Behaupte dich selbst!" so heißt ja das erste Gebot des kapitalistischen Geistes, das ist soviel wie: „liebe dich in erster Linie, liebe dich am meisten und dann erst deinen Nächsten."

Kann ein Mensch, ein einzelner Mensch heute unter der Herrschaft des kapitalistischen Geistes in vollem Maße und in jeder Hinsicht ernst machen mit dem Gebot, gut zu sein, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen? Große Dichter haben solche Helden dargestellt, und die Konsequenz der Zustände ließ sie tragisch zugrunde gehen, nicht ohne Spuren in einigen tiefen Menschenherzen hinterlassen zu haben, aber nicht mit einem nennenswerten Erfolg für den Kampf um das Gottesreich auf Erden. Ich darf hier die Worte D. Staudingers aus dem im letzten Heft der „Neuen Wege" ver-

öffentlichten Rede über den Genossenschaftsgedanken, wiederholen: „Ich glaube, daß von einem solchen Menschen, der mit seinem Glauben Ernst machen wollte, und sich nicht fürchtete, als „Narr" durch die Welt zu wandern, was manchmal schlimmer sein mag als der Tod, ein tiefer Segen ausgehen muß. Aber ich glaube auch, daß sein Weg immer der eines Einsamen sein muß, daß wir auf ihm unseren Genossenschaftsgedanken nicht verwirklichen können."

Es gibt viele, die erklären den kapitalistischen Geist für den Urheber dessen, was man fälschlich Kultur nennt. Sie sagen, er mit seiner Stärke und seiner Macht habe die Intelligenz und die Geschicklichkeit in den Dienst genommen und habe Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, wie überhaupt alle industriellen Wunderwerke geschaffen (auch die herrlichen soundsoviel Centimetergeschosse u. s. w. setzen jetzt die Patrioten hinzu) und er fabriziere tausend und abertausend schöner und brauchbarer Gegenstände in Hülle und Fülle, deren Besitz uns das Leben so bequem und behaglich gestaltet, so angenehm, daß es unendlich schwer für Millionen ist, sich von dieser schön ausstaffierten Welt einmal zu trennen. Auf diese von dem kapitalistischen Geiste geschaffene Kultur sind die meisten Menschen so stolz, daß ich wohl fürchten müßte, verachtet und gescholten zu werden, wenn ich die Bemerkung wagte, daß sich auch *ohne* die meisten dieser schönen Dinge selig, ja vielleicht sogar seliger werden läßt. Doch diesen Ketzergedanken will ich nicht weiter spinnen. Er ruft aber eine andere für die Charakteristik unserer Zustände höchst wichtige Vorstellung hervor: Ein junger Bauer aus irgend einem Hinterland kommt mit seinem Mädchen in die große Stadt. Sie wollen nächstens heiraten und in der Stadt bekommt man ja alles für den Haushalt erforderliche fix und fertig und in allen Formen zu kaufen. Schwindel ergreift sie beim Anblick all der Herrlichkeiten, welche die glänzenden Läden bieten. Und alles ist so billig. Und doch ist bald das Geld verschwunden, obwohl kaum der Anfang gemacht wurde mit dem Einkauf dessen, was man nach des gebildeten Kaufmannes Ansicht unbedingt haben *muß*. *Die Menge* ist es, die das Geld verschlingt. Man kauft und kauft weit, weit hinaus über die vorhandenen Mittel, der Kaufmann ist so sehr entgegenkommend und borgt und borgt weit, weit hinaus über die gegenwärtigen und zukünftigen Zahlungsmöglichkeiten. Man beladet sein Lebensschifflein weit, weit hinaus über die Tragfähigkeit, und es *muß* sinken, wird sinken. Warum? Weil der kapitalistische Geist fabriziert *ehe* die Käufer mit ihren Bestellungen da sind. Er stellt sich eben die Aufgabe, Konsumenten zu *schaffen*. Die Ware ist da, sie *muß* verkauft werden. Bauernfängerei geht ihre Wege auch unter dem Schutz der Gesetze. Wie sollte es anders sein, da der allmächtige kapitalistische Geist auch über allen grünen Tischen waltet und die Gesetze *macht*. Er macht Gesetze, errichtet die Zölle, schließt Verträge, setzt Monarchen ab und erhebt andere auf den

Thron. Und wie souverän herrscht er über Katheder und Kanzel! Hat er nicht genug Irrlehrer verbannt und verbrannt, zu allen Zeiten? Wer war es, der alle Lichter wieder ausblies, wenn sie aufgeflammt waren und ihre Strahlen in das Dunkel des Volkslebens gesandt hatten? Die Reaktion! Jawohl, sie muß ja kommen, wenn die Menschen versucht haben, ihre Ketten zu sprengen. Glaubt jemand, daß jener Königsberger Prophet Julius Rupp um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts von Kanzel und Katheder verbannt worden und mit seiner Familie dem Nichts preisgegeben worden wäre, nachdem er seine Rede vom „Christlichen Staat", vom wahren christlichen Staat gehalten, um den König damit zu ehren, und gegen das athanasianische Glaubensbekenntnis gepredigt hatte, — glaubt jemand, daß ihm dies geschehen wäre, wenn der kapitalistische Geist nicht die Macht, die Herrschaft und alle Gewalten dieser Welt in seinen Händen hielte?

Genug der Beispiele aus Geschichte und Leben! Ich glaube ein dadurch wachgerufenes Vorstellungsvermögen wird jetzt schon die Wege finden durch das schwer durchdringliche Dickicht der Verkettungen im Leben dieser Welt bis zur falschen Grundlage einer falschen Weltordnung.

2.

Während ich dieses schreibe braust stundenlang, ohne Unterlaß der Donner aus den Schlünden der soundsoviel Centimetergeschosse über die friedliche Stadt Basel hin. Es ist gleich einer grauenvollen Bestätigung dessen, was oben zu lesen steht. Aber, da fühlt man die Ohnmacht des Einzelnen! Die Ströme von Blut, die da aus tausend Wunden junger Menschen fließen, Menschen, die wie wir Christen, Menschen, die unsere Nächsten sind, und denen wir wohltun sollen, — diese Ströme von Blut, ach, schrieen sie doch zum Himmel mit Millionen Anklagen, teilten sie diese doch allen Winden mit und sprächen zu allen Menschen: „Kommt herbei, daß wir uns erlösen von dieser Herrschaft des Bösen!" Wie und wodurch? unser aller Lehrer und Führer, der allein gut sein konnte in einer so argen Welt, hat es uns gesagt. Wir haben seine Lehre vernommen zweitausend Jahre lang, und es gibt deren genug unter uns Menschen, die sie auch verstanden haben, die dazu fähig sind, das Wort in die Praxis umzusetzen.

Diese Erde soll unsere Heimat werden, sie soll für jeden alles tragen, dessen er bedarf, sie soll eine Ruhestatt bieten allen Erdgeborenen. Ihr Reichtum soll uns nicht zu erbitterten Gegnern, er soll uns zu Genossen machen. Was ist denn der Genossenschaftsgeist anders als die brüderliche Verteilung (brüderlich heißt gerecht und liebevoll) der irdischen Güter (das himmlische Gut muß sich jeder selbst erringen nach seines Herzens Vermögen). Der Genossenschaftsgeist, den wir dem kapitalistischen Geiste entgegenstellen

wollen, hat es also in seiner Praxis nur mit dem ganz irdischen, dem sogenannten materiellen Leben und dessen Regelung zu tun, und das ist nicht banal, nicht klein und unbedeutend, es ist die Grundlage des leiblichen Lebens überhaupt, und es ist auch die ethisch praktische Ausübung der christlichen Lehre. Hören wir die Worte eines ebenso klugen, wie frommen und hochgesinnten Arztes, der vor beinahe hundert Jahren in England lebte und den Genossenschaftsgedanken lehrte. Er sagt in seiner zu dem Zwecke herausgegebenen Zeitschrift einmal:

„.... es ist klar ersichtlich, daß die Grundlage einer Genossenschaft darin besteht, unseren Nächsten wie uns selbst zu lieben. Dies ist die große soziale Lehre unseres Heilands, und sie ist ebenfalls die Hauptquelle des Handelns einer solchen Gemeinschaft ..... Im alltäglichen Leben ist es unmöglich, nach diesem Grundsatz zu handeln, hier müssen wir in erster Linie uns selbst lieben, erst in zweiter unseren Nächsten. Aber in einer Gemeinschaft ist unser eigenes Interesse, in dem der Gemeinschaft, weit besser gewahrt, als wir es möglicherweise selbst tun könnten. Deshalb gehen hier unsere Interessen und unsere Pflicht Hand in Hand!"

Dieser Arzt, Dr. William King, hat bereits das völlig geschlossene Genossenschaftsideal, wie wir es heute nach praktischer Erfahrung bilden können, im Sinn. Wir können bis zu den letzten Konsequenzen noch von ihm lernen oder unsere heute Wirklichkeit gewordenen Zustände (die Konsumgenossenschaften) hinsichtlich ihres Wertes an seiner Idee messen. Daß wir wohl dabei noch sehr den kürzeren ziehen, darf uns nicht dazu verführen anzunehmen, daß die Erreichung des Zieles nur ein schöner Traum sein könne. O nein, der Genossenschaftsgeist trägt seine Wahrheit in sich, er enthält das absolute Gesetz menschlichen Gemeinschaftslebens. Die Natur in ihrer Fruchtbarkeit predigt ihn, das Lebensbedürfnis aller Wesen bedingt ihn und der Wille Gottes gebietet ihn. Das alles wissen wir längst, nur die rechte Art seiner praktischen Betätigung mußten wir erst lernen durch bittere Not.

Die größten Ideen oder vielmehr ihre Verwirklichung auf Erden, pflegen in den Hütten der Armen und Unterdrückten zu beginnen. Von hieraus wachsen sie in die Höhe und Weite. Ich brauche das nicht mit Beispielen zu belegen. So auch die moderne Genossenschaftsidee. Sie geht zu den Schwachen und sagt: was ihr nicht einzeln vollbringen könnt, das schafft ihr gemeinsam. Tut eure paar Heller zusammen, kauft Mehl und Brot dafür, verteilt das unter euch, den Ueberschuß laßt die gemeinsame Kasse füllen, er wird größer mit der Zeit, er kann euch nicht nur Lebensmittel, er kann euch Land kaufen, freies Land, auf dem ein jeder durch eigenen Fleiß soviel gewinnt, daß er frei wird von Bedrückung und Tribut. Legt den Ueberschuß wieder in die Genossenschaftskasse,

schafft euch gemeinsame Betriebsanstalten aller Art und ruft eure Kameraden herbei aus dem Dienst des kapitalistischen Geistes, macht sie zu Genossen und laßt sie im eigenen Betriebe für sich selbst arbeiten, für sich und für euch, einer für alle, alle für einen. Und kauft mehr und immer mehr Land unbelastetes Land, auf dem ihr lebt als „ein freies Volk, auf freiem Boden". Euer Geld sei Tauschmittel, niemals Zweck! Eure Wirtschaftsinteressen, also die Verteilung der Güter dieser Erde, seien gemeinsam, gemeinsam Sorgen und Lasten, wenn noch von solchen zu reden ist!

Vorurteile und irrtümliche Voraussetzungen mögen sich gar leicht regen im Gemüt derer, die den Genossenschaftsgedanken verfolgen. Die Scheu, einander zu nahe zu rücken (wie es im letzten Heft der „Neuen Wege" heißt) wird vielen Zurückhaltung auferlegen. Aber das ist ganz und gar unbegründet. Man sehe doch unsere Konsumgenossenschaften darauf hin an, sind da die Mitglieder gezwungen worden, ihr Privatleben aufzugeben? Sind sie in ihren eigenen Lebensformen beschränkt worden? Haben ihrer viele nicht vielmehr erst als Konsumvereinsmitglieder Ordnung in ihre Verhältnisse bringen gelernt, bringen können? Ist ihr wirtschaftliches Leben nicht frei geworden von List und Betrug, der dem kapitalistischen System (ich sage nicht den Vertretern des Handels) inne wohnt! So ein vages Gefühl von Besserbestelltsein als Genossenschaftsmitglied haben wohl schon die meisten, und zwar trotzdem unsere gegenwärtigen Konsumgenossenschaften keineswegs schon das sind, was sie sein sollen; was sie sein werden, wenn — ja, wenn erst einmal die Masse der Mitglieder die Idee erfaßt hat, anstatt den Dividenden nachzulaufen, also im echt kapitalistischen Geiste weiterzuleben. Ist aber die Genossenschaft in ihrem überwiegenden Teile wirklich vom Geiste erfaßt, dann wird jeder bestrebt sein, mitzuwirken am Webstuhl des neuen Gewandes für das Wirtschaftsleben der Menschheit, mitzuwirken an der immer verbesserten Organisation seiner lokalen Gruppe, an ihrem immer besseren Betriebe, an ihren sich mehrenden Aufgaben und am Zusammenwirken der Gesamt-, der Volks-, der Weltkonsumgenossenschaft. Welch eine Fülle geistigen Erwachens für die bisher auf die kleinlichsten und elementarsten Lebensformen gerichteten Gemüter, welch eine fortgesetzte Berührung mit den Ideen der Solidarität, der Gerechtigkeit, der Ordnung! Welch eine Erkenntnis neuer Werte, wie der Arbeit, der Sparsamkeit, der Ehrlichkeit! Welch eine moralische Sphäre für Millionen, die nie höhere Lebensaufgaben kennen lernten! Wollte man den Genossenschaftsgeist noch weiter auslegen, so würde so ein Aufsatz kein Ende haben; denn wie alles Gute größer, tiefer, reicher ist als sein Gegenteil, so übertrifft auch der Genossenschaftsgeist an Kraft und unendlicher Weite nach der positiven Seite hin seinen Widersacher, den kapitalistischen Geist, in seiner negativen Bedeutung.

3.

Nur freier Wille, freie Einsicht der Massen kann das Werk schaffen. Werden diese Massen wollen? Werden wir sie zum Wollen erwecken können? Wir, die wir das Problem verstehen gelernt, die Aufgabe erfassen gelernt haben, glauben ja an ihre Verwirklichungsmöglichkeit, und wir freuen uns, wenn erfahrene Männer, welche ein Leben der Arbeit auf sozialem Gebiete verbracht haben, in der Weisheit ihres höheren Alters sich uns zugesellen, wie außer Franz Staudinger z. B. neuerdings Franz Oppenheimer, der seine neueste Schrift über die „Wurzel des Krieges" mit den Worten schließt: . . . . „daß im feindlichen Wettkampf der städtischen Unternehmer (Träger des kapitalistischen Geistes) eine Hauptwurzel des Krieges steckt, wird niemand bestreiten können und diese Hauptwurzel können wir ausroden!"

Ein furchtbarer Kampf wird sich nach diesem Kriege zwischen zwei Welten entspinnen, auch die „Genossenschaften" sind nach den Worten von Prof. Ragaz („Neue Wege" S. 13): „Narren und Träumer, sind Geschmähte und Gehöhnte; aber hinter uns kommt die mächtige Flut einer Bewegung, die die ganze Christenheit und die ganze Welt erfassen und verändern wird . . ." Das walte Gott!

Elsbeth Friedrichs, Basel.[1])

Arbeiterbewegung und Arbeiterbildung.

II.

Nach solcher Schärfe der Kritik an dem bisher Geleisteten werden Sie mich mit Recht fragen, welches denn nach meinem Dafürhalten der bessere Weg wäre. Ich bin verpflichtet, darüber einige klare Gedanken zu haben; denn das Vorhandene darf nur der angreifen, der etwas Besseres zu kennen glaubt, das an seine Stelle treten kann. Freilich dürften Sie von mir noch nicht ein bis ins Einzelste ausgeführtes Programm erwarten. Denn wenn wir, wie ich glaube, mit unserer Bildung einen neuen Weg einschlagen müßten, so ist klar, daß dieser nicht sofort fertig ausgebaut vor uns läge, sondern daß wir ihn erst aushauen und ausbauen müßten, daß wir nur tastend und kämpfend vorwärts kämen, unter Schweiß und Gefahr. Aber die allgemeine Richtung dieses Weges können wir vielleicht doch angeben, dazu einige seiner Hauptstationen und Hauptwendungen, und vor allem das Ziel.

Vor allem das Ziel? Sollte das Ziel nicht klar sein? Das Ziel ist doch Bildung des Arbeiters und zwar in dem Sinne,

[1]) Weitere Beiträge folgen.

daß er ein tüchtiger Kämpfer für die neue soziale Ordnung und neue Menschheit und, wenn sie erkämpft sind oder soweit sie erkämpft wären, ein tüchtiger Träger dieses Neuen würde. Aber diese Klarheit des Zieles besteht nur der Form, nicht der Sache nach. Denn da erhebt sich sofort die große Frage, *was denn Bildung sei?* Diese Frage ist von unserer Bildungsarbeit viel zu wenig energisch gestellt worden. Man hat viel zu rasch angenommen, daß sie schon beantwortet und alles klar sei. Dabei ist es geschehen, daß man einfach dasjenige Bildungsideal übernahm, das die ganze Zeit beherrschte. Der Arbeiter, und auch manche seiner Führer, größtenteils ausgeschlossen von den höhern Bildungsstätten und Bildungsmitteln unserer Zeit, wie sie waren, kamen gar nicht darauf, zu fragen, wie viel diese Bildung eigentlich wert sei und ob sie nicht an schweren Mängeln leide. Sie überschätzten das, was sie nicht kannten, staunten die Herrlichkeit dieser Bildung an und ihr ganzes Sehnen war darauf gerichtet, in ihren Besitz zu gelangen. Nun ist es aber wieder ein offenes Geheimnis, daß in dieser Bildung schon lange der Wurm saß. Es war ein oberflächliches, auf den Schein berechnetes, ein schlechtes Bildungsideal. Schon lange ist man daran, dieses Ideal durch ein besseres zu ersetzen. Bildung erschien im Lichte dieses Ideals als etwas, was man haben kann, wie man Banknoten und Aktienpapiere hat, als etwas, das man sozusagen kaufen kann, und zwar in beliebiger Menge, bald in Sekundarschul-, bald in Mittelschul-, bald in Hochschulmenge. Das war nur möglich, wenn man Bildung mit *Wissen* gleichsetzte. Denn Wissen ist freilich bis zu einem gewissen Grade etwas, das man kaufen kann, sozusagen in unbegrenztem Quantum. So verwechselte man denn einen Gebildeten ohne weiteres mit einem Geschulten und verwunderte sich dann wohl, wie wenig gebildet eigentlich die Geschultesten oft sind. Man erfand dann ganz richtig für diese Art von Leuten den Namen „Intellektuelle", was ungefähr „Gehirnmenschen", „Intellektmenschen" bedeutet. Daneben diente unsere Bildung, darin ebenfalls dem Charakter der ganzen Zeit entsprechend, dem möglichst frühen, möglichst raschen und möglichst ausgiebigen Gelderwerb. Und was war das Ende? Die Katastrophe der Kultur, die wir heute erleben und an der unsere Gebildeten, die sogenannten Intellektuellen, vor allem beteiligt und schuldig sind. Es ist auch eine Katastrophe der *Bildung*. Diese war entartet, war seelenlos geworden. Sie hatte vergessen, was alle großen geistigen Führer der Menschen über das Wesen der Menschenbildung gesagt haben. Bildung ist nicht ein Haben, sondern ein Sein; sie ist nicht ein Sachenbesitz, sondern eine persönliche Eigenschaft. Gebildet sind wir in dem Maße, als das, was in uns ist, ausgestaltet wird, als wir heranwachsen zu dem, was wir werden können und sollen, als wir in unserem ganzen Wesen einheitlicher, kräftiger, reicher, tiefer, klarer werden, reifer im Urteil, reiner im Gefühl, sicherer in der Tat. Darin ist eingeschlossen, daß echte Bildung nicht nur einen *Teil* des

Menschen, sondern den ganzen Menschen umfassen muß. Wenn nur ein Teil des Menschen entwickelt wird, nur seine Intelligenz, dann ist die Folge eine Einseitigkeit, die zur Verkrüppelung führt und das Ende nicht Bildung, sondern Verbildung. Dabei ist es eine Tatsache, die heute ziemlich allgemein anerkannt wird, daß der Mensch nicht in erster Linie ein Denkapparat, sondern ein wollendes und fühlendes Wesen ist. Eine echte Bildung muß ihn an diesem Punkte fassen. Sie muß vor allem seinen Willen erziehen, muß ihm ein klares und hohes Ziel setzen, muß ihn für den Kampf um dieses Ziel üben, sie muß Charakterbildung sein. Das Wissen aber muß dann diesem Zwecke untergeordnet sein; es hat nicht für sich Wert, sondern nur als Stoff und Werkzeug des sittlichen Willens. Wir können dies alles in einem Satz zusammenfassen: alle Bildung soll Bildung des Menschen sein und zwar des ganzen Menschen. Ihr Ziel muß sein, ein möglichst reiches, geschlossenes, hohes Menschentum aus jedem Menschen herauszuarbeiten. Das ist die einstimmige Lehre aller großen Menschenbildner. Keiner von ihnen hat sie so mächtig und leidenschaftlich gepredigt wie Pestalozzi.

Aber er hat, wie alle Anderen, zu diesem Hauptsatz den zweiten gefügt, daß es gelte, diese Bildung dem Menschen nicht gleichsam von außen her wie einen Mantel umzuhängen, wobei sie ihm doch immer etwas Fremdes bliebe, sondern sie aus ihm organisch zu entwickeln, daß sie sein Eigenstes würde. Nicht der allgemeine (abstrakte) Mensch soll gebildet werden, sondern der besondere (konkrete) Mensch in seiner Eigenart. Gerade in seiner Eigenart soll er ein Ausdruck des Menschentums werden, eine besondere Offenbarung des Menschen. Wenn das aber geschehen soll, dann muß der Menschenbildner dem zu bildenden Menschen nachgehen in seine Besonderheit, in seine Natur, seine Lage, seine Arbeit. Besonders seine Arbeit! Denn wieder sagen wir: ein Mensch wird vor allem gebildet in seiner Arbeit und durch seine Arbeit.

Wenn das alles richtig ist — und ich wüßte nicht, wie man es leugnen könnte — was ergiebt sich dann daraus für die Arbeiterbildung? Zunächst einmal wohl dies, daß Arbeiterbildung — Arbeiterbildung sein soll, das will heißen, daß wir für unsere Arbeit das Ziel nicht von außen her borgen sollen, von der bürgerlichen Welt mit ihrer Kastengliederung her, sondern, daß wir uns ein eigenes Ideal schaffen, aus unserem Eigensten heraus, ein echtes, gesundes, organisches Ideal. Wir wollen keine Nachahmung, sondern ein Original; wir wollen, daß der Sozialismus nicht länger in den abgelegten Kleidern der „Bourgeoisie" gehe, sondern ein ihm auf den Leib gemessenes, neues Kleid bekomme, ein vielleicht einfacheres, aber tragsames und stilvolles Kleid.

Doch das ist nur etwas Negatives; wir wollen ein positives Ziel haben. Suchen wir dieses in seinen einfachen Hauptzügen kräftig zu kennzeichnen.

1. Das Erste, was wir nötig haben, ist, daß wir die rechte Grundlage für alle sozialistische Bildung bekommen. Das aber ist eine

rechte sozialistische Gesinnung. Ich betone stark, daß es heißt: Gesinnung, nicht Wissenschaft. Das war der Grundfehler der bisherigen Arbeit, daß sie, im Schlepptau des allgemein-bürgerlichen Ideals, die Arbeiterbildung vor allem in einer Mitteilung von Wissen suchte. Dieser Fehler aber hing mit dem andern zusammen, daß der Sozialismus überhaupt viel zu sehr als eine Wissenschaft verstanden wurde. Gewiß ist er mit einem Wissen verbunden. Das Wissen soll ihm dienen, ihm den Weg bahnen helfen, ihm Werkzeug und Waffe sein, aber in erster Linie und letzten Endes ist der Sozialismus wie schon gesagt worden ist, ein Ziel des Willens, ein sittliches Ideal und ein sittlicher Glaube: er ist der Glaube an Recht und Notwendigkeit einer wahrhaft menschlichen und sittlichen Ordnung der menschlichen Dinge, aufgebaut auf einer wirtschaftlichen Ordnung, die an Stelle der Knechtung und Ausbeutung des Menschen die gegenseitige Hilfe im Kampf um ein volles, echtes, freies Menschentum setzt, er ist der Wille, dieses Ziel zu verwirklichen und er ist die Gesinnung, die diesem Ziel entspricht und alles Tun eines richtigen Sozialisten regelt. Diesem Glauben, dieser Gesinnung, diesem Willen kommt dann die Wissenschaft zu Hilfe; aber er ist der Herr und sie die Dienerin, nicht umgekehrt.

Wir kehren also die sonst unter uns übliche Ordnung um: zuerst die Gesinnung, dann die Wissenschaft. Das ist von großer Bedeutung. Zweierlei namentlich folgt daraus. Erstens: wir werden vom Dogmatismus erlöst, jenem Dogmatismus, der auch unsere Bildungsarbeit im Kern schädigte, wie er unsere ganze Bewegung verheert. Denn wenn man den Sozialismus vor allem in einer Wissenschaft erblickt, dann legt man sich leicht auf eine bestimmte Wissenschaft fest. Man erhebt bestimmte Sätze zu Dogmen, man bekommt eben eine Orthodoxie, eine Kirche des Sozialismus mit allem Zubehör, man schließt sich von dem Strom der geistigen Entwicklung ab und verzehrt sich in innerem Krieg und Kampf gegen die Ketzer. Natürlich: wenn das die Wahrheit des Sozialismus ist, eine bestimmte Wissenschaft, dann wäre man ja verloren, falls diese Wissenschaft nichts mehr gölte und muß sie verteidigen bis aufs Blut. Anders aber, wenn der Sozialismus vor allem eine Gesinnung ist, ein Willensziel, ein sittlicher Glaube. Dann ist man seiner auf alle Fälle gewiß, mag die Wissenschaft noch so sehr hin und her schwanken. Er ist so gewiß, wie es gewiß ist, daß der Mensch ist und als Mensch nicht aufhören kann, nach einer Verwirklichung vollen Menschentums zu streben; er ist so gewiß als der Glaube an das Gute ist, nicht gewisser, aber ebenso gewiß, das heißt: gerade gewiß genug für den strebenden und kämpfenden Menschen. Er steht jedenfalls hoch über aller Gewißheit, die die Wissenschaft gibt. Er kann in froher Ruhe zusehen, wie gewisse Theorien zerbrechen, die er lange für ewige Stützen hielt, weil er weiß, daß der Sozialismus schließlich sich selbst trägt. Er weiß dazu übrigens, daß aller Fortschritt der Wissenschaft und Philosophie schließlich die Wahrheit des

Sozialismus nur bestätigen wird, auch dann, wenn sie lange das Gegenteil zu tun scheinen. Er schreitet als Führer voran, statt in eine Sackgasse zu leiten. Er vertraut sich froh dem weiten Strom des geistigen Werdens an. Er weiß, daß alles Große ihm dient, daß alle Wahrheit zuletzt für ihn ist und alle Flüsse in sein Meer münden. Er ist seiner Sache unbedingt sicher, soweit es Menschen überhaupt geschenkt und gut ist, einer Sache völlig sicher zu sein, er ist König, nicht Sklave und darum macht er frei statt zu knechten.

Dazu kommt aber als Zweites, daß ein solcher Sozialismus wirkliche Bildung gibt. Denn er faßt den Menschen in seinem Innersten an. Er gibt ihm von seinem Zentrum her, vom Willen, vom Herzen und Gewissen her, einen Antrieb, der sein ganzes Wesen durchdringt, der eine Gährung in ihm bewirkt, alle Kräfte in Bewegung setzt und ihm eine heilige Unruhe mitteilt; er pflanzt in den Menschen einen Keim, der sich organisch entfalten kann. Es ist eine alte Erfahrung, daß nichts den Menschen so stark aufrüttelt, vorwärts treibt, in die Höhe lockt, nichts so sehr alle guten Kräfte in ihm aufruft und alle schlimmen zur Ruhe bringt, als ein rechtes Ideal. Ohne dieses kannst du ihn lange mahnen und plagen, ihm predigen und Kenntnisse beibringen, er bleibt träg und matt, aber wo dies kommt, die große Liebe zu etwas, das mehr ist als er, da faßt ihn der Geist und freudig geht er seinen Weg, ja, er bekommt Schwingen zum Flug. Wo das Ideal ist, da treffen wir wahrhaft gebildete Menschen und wärs im Bettlerkleid. Das sozialistische Ideal ist's gewesen, das das Wunder der Auferstehung des Proletariats bewirkt, das aus dem Proletariat eine solche unglaubliche Fülle Geist und Leben hervorgezaubert hat, eine ganze neue Welt. Darum, wenn wir nach der heutigen Katastrophe uns wieder aufrichten wollen zu neuem, schönerem Leben, so ist zuerst und vor allem Anderen dies Eine nötig: daß wir das sozialistische Ideal in neuer Klarheit und Größe herausarbeiten, daß wir dieses Ideal zugleich weit machen und streng, daß wir es mit neuer Liebe umfassen, daß wir es nicht nur zum Besitz des Kopfes, sondern zum Kleinod des Herzens und zur Kraft der Hand machen und uns so neu aufmachen zur Eroberung der Welt.

2. Das Zweite, was ich für wesentlich halte, ist, daß der Arbeiter seine Bildung finde in seiner Arbeit. Das entspricht dem großen Grundsatz aller Bildung, auf den wir wiederholt gestoßen sind. Ein Mensch kann nur wahrhaft gebildet werden, wenn er ein Werk hat, womit er ringen kann, in das er sich selbst legen kann und das ihn dafür über sich selbst hinaushebt. Wo dieses fehlt, da fehlt einem Leben der kräftige Stamm. Aus diesem Grundsatz heraus fordert die beste Pädagogik unserer Tage, im Zusammenhang mit der besten pädagogischen Weisheit aller Zeiten, die Arbeitsschule, d. h. eine Schule, die den jungen Menschen bildet von dem organischen Mittelpunkt seiner künftigen Arbeit aus, so daß er nichts an Kenntnissen und Fertigkeiten lernt, als was er dafür sofort brauchen kann.

Was aber soll dieses Prinzip, angewendet auf die Arbeiterbildung? Was heißt: der Arbeiter soll gebildet werden an seiner Arbeit? Klingt das nicht wie Hohn? Wie soll diese heutige Arbeit, diese Frohnarbeit, diese Bedienung der Maschine, diese unendlich spezialisierte Arbeit, die den Arbeiter selbst zur Maschine macht, den Arbeiter bilden? Sie verbildet ihn ja, sie ist seine Feindin. Er muß suchen, neben ihr und trotz ihr Mensch zu sein. Wie kann sie der Ausgangspunkt seiner Bildung sein?

Hier stoßen wir freilich wieder auf die tiefste Schwierigkeit unseres Problems und auf die tiefste Tragik des Arbeiterdaseins. Hier zeigt sich, wie das Problem der Arbeiterbildung ganz und gar verwurzelt ist mit dem sozialen Gesamtproblem. Wir müssen hier den Satz aussprechen: es gibt keine ganz echte, gesunde, organische Arbeiterbildung ohne eine vorherige Umwälzung unserer Wirtschaftsordnung. Erst durch eine solche wird die Arbeit wieder das, was eine rechte Arbeit dem Menschen sein soll und kann: Freude, Erquickung, Erziehung, Lebensmittelpunkt. Erst dann wird sie wieder seine Arbeit, erst dann kann sie wieder Seele bekommen. Aber wie sollen wir den Bildungsarbeit tun, bevor diese Umwälzung da ist?

Zugleich ist ja klar, daß diese Umwälzung nur in dem Maße kommen kann, als wir Menschen haben, die sie durchzuführen und zu erhalten imstande sind, also gebildete Arbeiter. Wie kommen wir aus dieser Zwickmühle heraus?

Ich glaube doch, daß es einen Ausweg gibt. Einmal muß die Bildung des Arbeiters vorläufig zum großen Teil Schulung für den Kampf um eine neue Ordnung sein. Das ist nun sein Werk. Alles, was er lernt, soll an diesem Zweck orientiert sein. Das ist's, was man schon bisher mehr oder weniger folgerichtig getan hat.

Aber es blieb das doppelte Leben, das wir geschildert haben, die Kluft zwischen der Lohnarbeit und der menschlichen Bestimmung, zwischen dem Tag und dem Abend, dem Werktag und Sonntag. Diese Kluft muß überbrückt werden. Ist das schon heute möglich?

Ich glaube, daß es doch schon heute bis zu einem gewissen Grade möglich sei. Wir müssen bedenken, daß wir ja wenigstens ein Stück Sozialismus schon erstritten haben. Dies Stück sozialistischen Landes sollte der Boden sein, auf den wir den Samen einer sozialistischen Bildung durch die Arbeit pflanzen. Und da denke ich nun in erster Linie an die Gewerkschaft und die Genossenschaft, diese Urzellen einer sozialistischen Gesellschaft.

Die Gewerkschaft ist bis jetzt in der Hauptsache ein Kampforgan gewesen. Als solches hat es natürlich auch im höchsten Maße erziehend gewirkt. Wäre es nun nicht möglich, diese erzieherische Rolle der Gewerkschaft noch weiter auszugestalten? Sie müßte dabei ganz und gar bei dem Prinzip verharren, aus dem sie entsprungen ist, der Ueberzeugung, daß der Arbeiter etwas zu sagen habe zu seiner Arbeit,

daß er nicht Sklave sei, sondern zum mindesten gleichberechtigtes Glied — wenn nicht mehr! — im Arbeitsprozeß. Von diesem Prinzip aus müßten die Gewerkschaften die Arbeit auch geistig, erzieherisch in die Hand nehmen, als ihre Arbeit. Sie müßten für ihre Mitglieder eine gewisse Schulung in dieser Arbeit bieten, soweit sie nicht schon durch andere Organe geboten ist. Sie müßten über die Aufgaben, die Schwierigkeiten und Möglichkeiten dieser Arbeit verhandeln, müßten darauf aus sein, sie möglichst richtig, gediegen, schön und wertvoll zu gestalten. Sie würden so etwas von den Aufgaben der alten Handwerkergilden wieder aufnehmen, ohne, hoffen wir, in deren Fehler zu verfallen. Sie würden so nach und nach Pflanzstätten einer neuen Arbeitskultur, eines neuen Stolzes und einer neuen Schönheit der Arbeit. Ihre Kampfbestimmung würde dadurch nicht geschädigt, sondern gefördert. Sie bekämen mehr Seele und Kraft.

Natürlich kann diese Seite der Gewerkschaft nur in dem Maße hervortreten, als die soziale Umgestaltung vor sich geht. Es gibt aber einen Boden, wo der Sozialismus schon da ist. Damit kommen wir zu der andern Zelle einer sozialistischen Gesellschaft, der Genossenschaft. Ich denke dabei an die Konsum- und Produktionsgenossenschaft, soweit der Arbeiter darin entweder die Leitung hat oder doch entscheidend mitwirkt. Hier haben wir dem Prinzip nach ein Stück Sozialismus. Freilich sind unsere Genossenschaften noch bei weitem keine idealen sozialistischen Gebilde. Aber es wäre nun gerade die Aufgabe, sie zu solchen zu machen und das wäre wieder eine erzieherische Arbeit. Hier würde sozialistische Gesinnung und sozialistische Praxis geschaffen und geübt. Namentlich wäre hier die Stätte für die weibliche Arbeiterschaft, die ledige Arbeiterin und die Arbeiterfrau. Hier würde das Wesen der Gemeinschaft theoretisch und praktisch nach allen Seiten hin entwickelt und im Zusammenhang damit das sozialistische Ideal, das ja im letzten Grunde mit dem genossenschaftlichen zusammenfällt. Ich meine, hier liege ein gewaltiges, unermeßlich fruchtbares Neuland vor uns, zu dessen Bearbeitung wir noch kaum herangetreten sind.

Aber ich will noch bemerken, daß mir Gewerkschaft und Genossenschaft nur zwei der wichtigsten Beispiele sind, wie ich mir eine sozialistische Bildung durch die Arbeit denke. Das Feld ist noch viel größer und soll immer größer werden. Ich wollte nur den Grundsatz aufstellen und erläutern.

3. Auf diese Grundlage: sozialistische Gesinnung und sozialistische Arbeitskultur müßte nun die ganze übrige Bildung aufgebaut worden. Es müßte sich darüber erheben, was wir sozialische Kultur nennen können. Und hier ist nun der Ort, wo wir dem Drange, der in unsern Bildungsbestrebungen vielfach einen falschen Ausdruck gefunden hat, sein volles Recht sichern können, dem Drang nämlich nach einer vollen Menschenbildung, nach einer Besitznahme alles dessen, was an unserer Kultur irgend wertvoll ist, durch das sein Erbe antretende

Proletariat. Hier soll aber noch einmal betont werden, daß es auch alles brauchen kann, was der Menschengeist je Bedeutsames geschaffen hat. Es braucht mit dem sozialen Problem und dem Sozialismus durchaus nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang zu stehen, kann davon sogar weit abliegen. Wenn der Sozialismus der Ausdruck des wahren Menschentums sein soll, dann ist nichts Menschliches ihm fremd und soll nichts Menschlich-Großes ihm fremd bleiben. Nicht nur Goethe und Schiller, Kant und Hegel, auch Aeschylus und Sophokles, Sokrates und Plato, Jesajas und Augustinus, Zwingli und Calvin, ja sogar Luther haben ihm etwas zu sagen. Auch wenn eine Persönlichkeit oder Denkweise ganz antisozialistisch zu sein scheint, so kann uns eine Auseinandersetzung mit ihr vom größten Wert sein. Wir haben, wenn wir den Sozialismus recht verstanden haben, die Freiheit gewonnen, auch den Gegner zu ehren und ihm dankbar sein zu können.

Alles Große und Schöne nehmen wir in Anspruch. Aber freilich mit einigen Vorbehalten.

Einmal müssen wir sorgen, daß all das abgestreift wird, was an der bisherigen geistigen Kultur der Menschheit von der einseitigen Benutzung für die herrschenden Klassen hängen geblieben ist. Wir müssen diese Kultur überall mit neuen Augen ansehen, müssen herausholen, was darin auch an sozialistischer Wahrheit ist, natürlich ohne ihr Gewalt anzutun. Das wird eine große Arbeit kosten, woran manches Geschlecht zu tun haben wird. Es wird herrliche Entdeckerarbeit sein.

Sodann muß nun in die Darbietung dieses Schatzes Einheit hinein. Der bunte Zufall, der, wie wir gesehen, bisher diese Arbeit beherrscht hat, muß aufhören und ein organisches Prinzip an seine Stelle treten. Dieses Prinzip wird eben darin bestehen, daß diese höhere Kultur dem Arbeiter so dargeboten wird, wie es für ihn, für seine Natur, sein Werk, sein Ziel paßt. Das ist eine Arbeit, die wir kaum begonnen haben. Um es mit andern Worten zu sagen: was wir brauchen, ist die freie Arbeiterhochschule. Ich bitte Sie, nicht vor dem etwas großartig klingenden Worte zu erschrecken. Ich denke dabei nicht an einen weit ins Land hineinschimmernden Millionenbau und feierliche Professoren mit akademischen Titeln und Zöpfen. Diese Arbeiterhochschule braucht zunächst keinen besonderen Bau: sie kann da und dort im Hinterstübchen eines Wirtshauses ihren Hörsaal haben; sie braucht auch keine gelehrte Kaste, sondern Männer und Frauen von selbstlosem Wollen und begeistertem Herzen, die, was sie wissen und können, dem großen Ziel zur Verfügung stellen, eine höhere Kultur zu schaffen und besonders den Enterbten ihr Erbe wiederzugeben. Es braucht Geist, Tatkraft, Idealismus und dazu eine einfache und praktische Organisation. Das Uebrige wird sich finden, auch das nötige Geld. Wir werden diese Aufgabe bald an die Hand nehmen und bescheiden anfangen müssen. In vielen Dingen werden wir dabei Geduld haben müssen, aber eins werden wir mit aller Zähigkeit er-

streben: dem Arbeiter das Allerbeste zu geben und nur das Allerbeste.

Wir werden es ihm endlich so mitteilen, wie es ihm angemessen ist. Der akademische Vortrag wird nur eine bescheidene Rolle spielen, die Hauptsache wird die Uebungsschule sein. Wir werden dem Arbeiter, der im Durchschnitt als reifer Mann zu uns kommt, die Ehre antun, daß wir ihn von Anfang an zum Mitarbeiter machen, zum selbständig Mitsuchenden, Mitforschenden; wir werden ihm Gelegenheit verschaffen, auch zu geben, nicht nur zu empfangen, Lehrer zu sein, nicht nur Schüler. Diese Volkshochschule soll eine sozialistische Demokratie, eine sozialistische Arbeitsgemeinschaft sein. Wer weiß, ob von ihr nicht eine Verjüngung all unserer Bildungsarbeit ausgehen wird? Das letzte Ziel unseres Strebens ist übrigens auch nicht die freie Arbeiterhochschule, sondern eine ganze Volksgemeinschaft, die von sozialistischem Geist beherrscht ist in ihrem ganzen Leben, wo alle Bildung von diesem Mittelpunkt aus Einheit und Leben gewonnen hat. Das Andere ist Pionierarbeit.

Hier breche ich diese Skizze eines neuen Programms für diese Arbeit ab. Sie werden mir wohl glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß ich es sehr gut noch viel weiter ausführen könnte. Aber abgesehen davon, daß die Zeit es nicht mehr erlaubte, wäre dies vielleicht nicht einmal vom Guten. Es würde damit der Schein erweckt, daß es auf ein solches Programm ankomme, während es doch auf etwas ganz Anderes ankommt; nämlich auf eine tiefe und ehrliche Besinnung, eine tapfere Selbstkritik, ein neues Prinzip, einen neuen Geist.

Ein neuer Geist! — das ist die Losung, mit der ich schließen möchte. Wollen Sie diese Losung nicht mißverstehen. Es soll nicht etwa ein ganz anderer Geist sein, als er bisher die Seele des Sozialismus gewesen ist. Im Gegenteil: wir wollen mehr von diesem Geiste. Wir sind ja ausgegangen von der wundervollen geistigen Erhebung, die der Sozialismus einst der stumpfen und hoffnungslosen Masse des Proletariats gebracht hat. Unsere Not ist, daß das Wehen jenes Geistes zwar nicht ganz und gar aufgehört hat, aber doch matter geworden ist. Wir sind nüchterner, praktischer, realistischer geworden. Das wollen wir an sich nicht beklagen, es mußte wohl sein. Wir konnten nicht immer in jenem ersten Enthusiasmus verharren, wir mußten in die nüchterne, staubige, geduldige Arbeit hinein. Aber schlimm wäre, wenn wir darob satt und müde würden, schlimm, wenn wir im dogmatischen Wesen verknöcherten, schlimm, wenn wir den Fortschritt des Sozialismus einseitig in gewissen politischen Erfolgen suchten und leidenschaftlich nach Macht begehrten, ohne zu fragen, ob wir auch die Macht richtig zu benutzen verstünden. Darum hat die schwere Katastrophe, die wir erlebt haben, uns doch auch gut getan. Eine Warnung war uns vielleicht heilsam. Wir spüren wieder, daß wir mehr als Macht

Geist nötig haben, Geist, der zuletzt auch die stärkste Macht wird, während Macht ohne entsprechenden Geist plötzlich als klägliche Ohnmacht dastehen kann. Darum müssen wir, wenn wir verstehen, was die Stunde bedeutet, vor allem nach den Quellen des Geistes graben. Wir dürfen nicht meinen, eine stärkere Betonung alter Dogmen sei das, was wir am meisten nötig hätten. Die sind stark genug betont worden. Wir brauchen Besseres. Auch das könnte uns nicht genügen, bloß eine vorhandene geistige Kultur dem Arbeiter mitzuteilen; wir müssen Kultur schaffen. Namentlich Eines dürfen wir nicht vergessen, das ich gerne ausführlich behandelt hätte, das ich nun aber, da ich es nur streifen kann, besonders nachdrücklich hervorheben will: Zu der Einheit, nach dem alles Wissen, wie alles Tun des Menschen überhaupt strebt, gehört auch besonders dies, daß es sich zuletzt zusammenfüge zu einem Gesamtbild der Welt und des Lebens, worin der Mensch seine Ruhe, Harmonie und Kraft findet. Wir müssen Stellung nehmen zu der Frage nach dem obersten Sinn der Welt und des Lebens. Das wird schließlich die Hauptsache, das ist viel wichtiger als alle Einzelheiten des Wissens und Handelns. Hier erst findet der Mensch sein Zentrum, seinen tiefsten Grund. Hier erst vollendet sich wahre Bildung. Wir müssen die Vielgestaltigkeit des Wissens und Tuns einer Weltanschauung und Lebenshaltung eingliedern können. Unser ganzer Sozialismus muß darin seine tiefste Begründung und Kraftquelle finden. Darum werden wir uns wieder viel mehr als seit langem mit den letzten Welt- und Lebensfragen beschäftigen müssen, werden ringen müssen um die Wahrheit. Wir werden das tun müssen mit freier Seele, ohne Engigkeit und ohne Angst, in einem frohen Glauben, daß dem Siege des Sozialismus gerade durch die ungeheure Krise der heutigen Welt der Weg geöffnet sei. Es ist die Stunde der Besinnung, Vertiefung, Kraftsammlung. Je besser wir sie benützen, desto bälder kommt der Tag des äußeren Sieges. Der Kampf braucht aber wohl mehr als je ganze, starke, tiefgegründete Menschen — denn es wird noch ein schwerer Kampf sein — und der Siegestag muß erst recht solche Menschen in genügender Zahl auf dem Plan finden. In diesem Sinne ist die Sache des Sozialismus zuerst und zuletzt eine Sache der Erziehung.

L. Ragaz.

Rundschau.

Zur Fordschen Friedensmission, über die wir bald ausführlicher berichten werden, schreibt uns eine Teilnehmerin an der Zürcher Versammlung folgendes Gedicht:

Das Friedensschiff.

Ein Friedensschiff, wie wunderlich!
Auf blutigen Gewässern;
Was wollte es, was sollte es?
Den Sinn der Zeit verbessern.

Ein Friedensschiff, wie wunderlich!
Aus fernen weiten Ländern;
Was suchte es, was möchte es?
Den Haß zum Guten ändern.

Ein Friedensschiff, ein Friedensschiff
Der Not zur Hilf' ein Rettungsschiff
Aus fernen, weiten Ländern:
Nun wird die Zeit sich ändern.

R. L.

Büchertisch.

Zwei Predigtserien aus dem Jahre 1915.

1. Ein „Unser Vater" im Kriegsjahr 1915. Sieben Predigten von Pfr. Schmid in Tablat. Verlag von W. Schneider & Cie., St. Gallen.
2. Arbeiten und nicht verzagen! Sechs Predigten von Pfr. A. Mousson, Zürich. Verlag der evang. Gesellschaft Zürich.

Es ist eine ganz eigenartige Freude, wenn man in kritischen Zeiten unvermutet einen neuen Bundesgenossen entdeckt. Diese Freude bereiteten mir die Predigten des nun nach Zürich-Oberstraß berufenen Pfr. E. Schmid; und es ist mir daran gelegen, auch anderen diese Freude zu verschaffen, indem ich mit einigen Worten auf diese „Stimme in der Wüste" aufmerksam mache. O wäre dies doch die einmütige, kräftige Stimme der Kirche in ihrer Gesamtheit, die von allen Kanzeln gegebene Parole, die deutliche Richtschnur in unserer Zeit der Verwirrung und Verzagtheit! „Gottes Wille ist der Friede, ist das Gottesreich .... Für Gottes Sache müssen wir so gut wie für des Vaterlandes Sache als ganze Völker etwas wagen, als Völker aufstehen, in Massen uns wehren; ... Es komme dein Reich, das muß einmal noch zur Weltlosung werden, dann erst kommt der Sieg ... Wenn wir als Christen den Reichsgottesgedanken nicht ernst nehmen und an seiner Erfüllung verzweifeln, dann müssen wir Christus für einen Schwärmer halten, einen frommen Narren, zum allermindesten für einen überspannten Idealisten, denn der Reichsgottesgedanke steht im Zentrum seiner Verkündigung."

Es sind keine ermüdenden Reflexionen, sondern einfache, kraftvolle Wahrheiten, welche auf dem dunkeln Hintergrund des Zeitbildes sich wohltuend und ermutigend abheben; in faßlicher, packender Form wird das gesagt, was jetzt not tut. Wir möchten das tapfere Zeugnis nicht kritisieren, sondern in seiner Weise wirken lassen. —

Gewissermaßen den entgegengesetzten Eindruck erweckte bei mir die zweitgenannte Predigtserie: Obwohl Worte eines alten Freundes klingen sie mir wie fremd. Man muß sich wenigstens, vielleicht irregeführt durch den Titel und diese und jene einleitenden Worte erst von dem Gedanken losmachen, als wolle der Prediger einen kecken Griff ins volle wirkliche, tägliche Leben tun und den Menschen auf seinem Weg zum Tagwerk begleiten. Es sind vielmehr tiefgehende Ausführungen über die Arbeit der „Heiligung", die Arbeit am inwendigen Menschen. Besonders anziehend ist in dieser Hinsicht die Predigt über die Quelle der Arbeitsfreudigkeit unter dem Text: „Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch".

Es mag ja wohl vieles zutreffen, was da gesagt wird, aber von Predigten, die nun im Druck unter dem Thema: „Eine Arbeiterstimme", „der Dienst an den Arbeitslosen", „der Arbeitslohn" erscheinen, darf man doch etwas mehr als nur Betrachtungen über das inwendige Leben erwarten, das wir zudem lieber unter dem

Stichwort „Wachsen“ als unter dem Titel „Arbeiten“ behandeln würden. Es ist nun einmal eine typische Einseitigkeit, alles auf den inwendigen Menschen abstellen zu wollen, ohne nur mit einem Finger an den drückenden Verhältnissen zu rühren. Die gelegentlichen Seitenblicke auf das tägliche Erwerbsleben wirken wie gesagt, eher irreführend und unbefriedigend, weil es den Schein erweckt, als wolle der Verfasser einmal soziale Fragen behandeln. Wir freuen uns über das Wort: Arbeitgeben armet nicht. Aber einem Arbeitslosen das Herz stärken und den Geist stählen und ihm dazu verhelfen, mit diesem Uebel der Arbeitslosigkeit innerlich fertig zu werden, das ist nicht der größte Dienst, den wir einem Arbeitslosen erweisen können. Es mag ja solche Ausnahmefälle von christlichen Helden geben, die das können. In dieser Sache halten wir es aber lieber mit den Worten des erstgenannten Predigers: „In der Tat, ob einer sein genügendes Brot habe oder nicht, das entscheidet unter Umständen über sein religiös-sittliches Verhalten, so daß die Lösung der Brotfrage, d. h. die Besserung der äußeren Verhältnisse in der Welt so wichtig ist, wie die des inwendigen Menschen, und damit Hand in Hand zu gehen hat.“ L. St.

Redaktionelle Bemerkungen.

In der „Christlichen Welt“ beschwert sich Rade wieder über uns, und zwar über das letzte Heft, den Aufsatz über Romain Rolland und die Stimmen aus Deutschland. Wir bemerken dazu folgendes: Wir finden in dem Aufsatz über Romain Rolland nichts, das gegen Deutschland unfreundlich wäre. Was darin an Kritik enthalten ist, geht gleichmäßig gegen Frankreich und Deutschland und beide werden auch gleichmäßig geehrt. Die „Stimmen“ aber sind in unseren Augen eine Ehre für Deutschland und haben uns als Zeichen von seltener Seelengröße tief ergriffen. Nach unserem Gefühl und unserer Erfahrung werden solche Dokumente für Deutschland. Selbstkritik ist in unseren Augen für ein Volk immer ein gutes Zeichen.

Im übrigen müssen wir, zu unserem Leidwesen, gegen den Ton, in dem Rade mit uns redet, Einspruch erheben. Wir wissen schließlich, was wir tun und müssen uns die deutsche, wie jede andere Zensur verbitten. Wir lassen die „Christliche Welt“ auch ungeschoren, obschon Vieles darin gestanden ist, was uns auch ein Aergernis war.

Wenn Rade vollends von einer Schwenkung zum Nationalismus redet, die Ragaz vollzogen hätte, so ist das ein schlechter Scherz. Es tut uns leid, Rade nun auch noch in diesen Stil verfallen zu sehen.

Manche Leser werden sich gefragt haben, warum die Neuen Wege zur Krisis der Schweiz noch nicht das Wort ergriffen haben. Darauf antworten wir, daß wir seit langem schon ein Heft rüsten, das diesem Problem gewidmet ist. Darum haben wir einen schon gesetzten für das letzte Heft bestimmten Aufsatz auf die Seite gelegt. Daß wir schön und gut finden, was während der Kriegszeit in der Schweiz geschehen ist, wird uns wenigstens von unseren älteren Lesern niemand zutrauen. Wir haben noch über kein Volk auch nur annähernd so scharfe Dinge gesagt, wie über das eigene. Gerade weil wir unsere Lage für so schlimm halten, daß gegenwärtig schwer darüber zu reden ist, haben wir so lange geschwiegen, dazu freilich auch, weil wir in dieser Zeit der nationalistischen Ueberflutung gern einseitig die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit wollen zu Worte kommen lassen. Doch werden wir nun in Bälde reden.

Verdankung.

Von Ungenannt für die **Serben** Fr. 10. — Von N. N. für **Armenien** Fr. 5. —

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Leben aus Tod.

„Durch seine Wunden sind wir geheilet."
Jes. 53, 5.

Der Karfreitag führt uns auf die Nachtseite des Erdenlebens: die helle Sonne freud- und friedvollen gottgeschaffenen Daseins ist verfinstert. Die ganze Luft ist erfüllt von Leid und trostloser Trauer, ringsum toben alle bösen Geister der Hölle und im Hintergrund lauert auf seine Beute ihr König, der Tod. Was uns dabei am meisten Grauen einflößt — es vollzieht sich alles mit einer scheinbar allgewaltigen Folgerichtigkeit, die kein Entrinnen zuläßt; wie ein eiserner Ring legt sich's um das auserlesene Opfer, Jesus. Und doch triumphiert nicht der Tod, sondern — Jesus! Das Ende ist nicht grauenvolle Nacht, sondern neues, starkes Leben.

Wir können das tiefe Geheimnis dieser wunderbaren, aber unwiderleglichen Tatsache nie ganz ergründen. Sie läßt uns vor den uns verschlossenen Türen der verborgenen Werkstatt des Schöpfers stehen, der aus der Finsternis das Licht hervorgehen hieß, der in die wirbelnde Menge der Atome Ordnung brachte und aus der starren Masse lebende Wesen hervorrief, der aber auch das, was die Menschen gedachten böse zu machen, gut zu machen weiß, der durch alle Widerstände und Wandlungen des Werdens hindurch Gedanken des Friedens hat und nicht des Leids. Wohl dem, der an diese unbesiegbare, ewige Macht des Guten glauben kann, die auch in Jesus und in ihm besonders stark hervorgetreten und offenbar geworden ist, so daß er sagen konnte: „Wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr auch meinen Vater."

Die Ueberlegenheit dieser geheimnisvollen, unergründlichen Macht zeigt sich manchmal gerade darin, daß schwere Katastrophen und scheinbar vernichtende Schläge unter Umständen dazu dienen, neues Leben zu wecken und zu pflanzen. Es ist eine Wahrheit, die schon jener alttestamentliche Prophet beim Untergang seines Volkes in der babylonischen Gefangenschaft entdeckt und mit den Worten ausgedrückt hat: „Durch seine Wunden sind wir geheilt." Ein Wort, das ganz zweifellos in Christi Tod seine ganz besonders deutliche, drastische und wirkungsvolle Erfüllung gefunden hat, so sehr, daß viele es auf Jesus

einzig und allein angewendet wissen wollen. In der Tat, in Jesu Tod ist die Wahrheit jenes Wortes zur vollen Geltung gekommen, weil noch nie wie in ihm die Spannung von Leben und Tod eine so große war. Noch keiner hat so wie er die göttliche Fülle des Lebens in sich getragen, darum überstrahlt auch die Kraft des Sieges über das beispiellose Verbrechen des Ansturms auf sein Leben alles Große und Herrliche in der Welt und durchleuchtet alle Tiefen der Menschheit, so daß auch wir es erfahren können, durch seine Wunden geheilt zu werden.

Es hat keinen großen Wert, darüber zu streiten, auf welche Weise jene heilsame Wirkung zu Stande komme. Ob man sich dieselbe mystisch oder psychologisch, juristisch oder geschichtsphilosophisch zurechtlegt, ist Geschmacksache und im Grund genommen gleichgültig. Die Hauptsache für uns ist, daß die Wirkung überhaupt zu Stande kommt, die Hauptfrage ist: sind wir geheilt, haben wir etwas von Heilung in unserm Innern erfahren und in der Menschheit, insbesondere in unserem Geschlecht erlebt?

Ein Blick in unsere Zeit, vielleicht auch in unser eigenes Leben, will uns beinahe zu dem Urteil verleiten: Irreparabilis — unheilbar! Die alten, bösen Schäden des Menschen: Neid, Machttrieb, Habsucht, Gewalttat, Lüge und wie sie alle heißen, tauchen immer wieder hydraartig auf; woher hätten wir denn sonst den heillosen, endlosen Krieg, der so gewaltig tobt, als hätte es nie einen „Heiland" auf Erden gegeben? Die Menschen haben den Gekreuzigten als Amulett mit sich herumgetragen, als Götzenbild in den Kirchen verehrt, ja selbst in alle Himmel erhoben, aber es war ein toter Christus, die Wunden schmerzten nicht mehr und können darum auch nicht mehr heilend wirken.

Das Wort des Propheten gilt nur von echten, brennenden, und nicht von den gemalten Wunden Jesu. Brennend können sie für uns allerdings werden, und zwar auf zweierlei Weise. Entweder: Wir stellen uns mit der innigen Andacht eines Franz von Assisi oder eines Paul Gerhardt unmittelbar unter das Kreuz Christi und erleben in geistiger Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten all das Schauerliche, Beschämende, Erhebende von Golgatha innerlich mit, als wären wir ihm nahe stehende Zeitgenossen — oder aber — und das wird vielleicht Manchem eher gelingen — wir bleiben zunächst in der Gegenwart stehen und erfassen mit unseren fünf Sinnen etwas von den furchtbaren Leiden unserer Mitmenschen, tun einen Blick in die Sorgenkammern und Krankenzimmer, womöglich in Lazarette und Schlachtfelder und betrachten die zahllosen, armen, schmerzentstellten Opfer menschlicher Ausschweifung und Ausbeutung, menschlicher Torheit und Roheit — und dann laßt uns an das Wort Jesu denken: Was ihr an einem dieser geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Ist es nicht, als ob das Kreuz Christi, das Holz, an dem das Leben mit kaltem Eisen festgenagelt ist, in tausend- und millionenfacher Spiegelung vor uns erscheine? Dieser leidende Teil des Volkes oder vielmehr der Völker ist auch heute wieder

der Knecht Gottes, von dem der Prophet redete. Man verhüllt das Angesicht vor ihm und achtet seiner nicht, aber im Anblick seiner Wunden, seiner unsäglichen Leiden könnte die ganze Welt genesen, könnte die übrige Menschheit in sich gehen, an ihre Brust schlagen und bekennen: „wir, wir haben gesündigt und sind ungehorsam gewesen."

Was haben die ihr Leben lang auf dem Feld oder in der Fabrik arbeitenden Väter und Söhne verschuldet, daß man sie nun haufenweise in einen grauenvollen Tod schickt, was jene armen flüchtigen Frauen und Kinder, daß man sie heimatlos in der Welt herum irren läßt, was die vielen auf Meeresgründen schlummernden Menschenkinder? Sind sie nicht die Opfer der in der Welt, der in uns allen herrschenden Sünde? Leiden sie nicht für uns, an unserer Stelle als unsere Brüder und Schwestern? Wenn etwas uns heilen kann, so sind es diese frischen blutenden Wunden, die freilich vom Kreuze Jesu her ihren tieferen Sinn, ihre heilende Wirkung erhalten.

Wie, wenn diese Wirkung jetzt ausbleiben sollte? Das wäre das Entsetzlichste an dem ganzen entsetzlichen Kriege, dann wären Millionen umsonst elend umgekommen, dann wäre — dürfen wir es aussprechen? — auch Christus umsonst am Kreuz verblutet! Das kann nicht sein, wir glauben noch nicht an das „Irreparabilis", wir hoffen zuversichtlich eben um Jesu willen, daß gerade unter Todeswehen neues Leben aufkeime, daß das ganze Leid der Gegenwart einen neuen Sieg Gottes in der Welt vorbereite und daß das prophetische Wort auch heute in Erfüllung gehe: durch seine Wunden sind wir geheilt.

L. Stückelberger.

Die Gerechtigkeit Gottes.[1]

Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott! Alle Tale sollen erhöhet werden und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden und was ungleich ist, soll eben und was höckericht ist, soll schlicht werden, denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden! — Diese Stimme ist die Stimme unseres Gewissens. Sie sagt uns, daß Gott gerecht ist. Die Gerechtigkeit Gottes ist keine Frage, kein Rätsel, kein Problem. Sie ist eine Tatsache. Die tiefste innerste sicherste Tatsache unseres Lebens. Denn es gibt nichts Sicheres als das, was das Gewissen uns zu wissen gibt. Aber das ist die Frage, wie wir uns zu dieser Tatsache stellen.

Du mußt nicht mit der rechnenden Vernunft an diese Tatsache herangehen wollen. Die Vernunft sieht was klein und was größer

[1] Ein Vortrag, gehalten am 16. Januar 1916 in der Stadtkirche in Aarau. Vgl. in Nr. 3 den Aufsatz: „Können wir u. s. w." von Liechtenhan. Die Red.

ist, aber nicht das Große. Sie sieht das Vorläufige, aber nicht das Endgiltige, das Abgeleitete, aber nicht das Ursprüngliche, das Komplizierte, aber nicht das Einfache. Sie sieht, was menschlich, nicht aber was göttlich ist.

Du mußt dich nicht durch die Menschen über diese Tatsache belehren lassen wollen. Es kann ein Mensch dem Andern wohl das Wort sagen von der Gerechtigkeit Gottes. Es kann ein Mensch den Andern vielleicht zum Nachdenken über dieses Wort veranlassen. Es kann es aber kein Mensch dem andern zur eigenen, unmittelbaren, durchschlagenden Gewißheit machen, was hinter dem Worte steht. Wir Menschen müssen es erst wieder lernen, mit Vollmacht miteinander zu reden und nicht wie die Schriftgelehrten. Vorläufig sind wir Alle noch viel zu künstlich und unkindlich, als daß wir einander wirklich helfen könnten.

Du mußt das Gewissen reden lassen. Es redet dir schon von Gottes Gerechtigkeit und so, daß sie dir zur Gewißheit wird. Das Gewissen kann zwar bis zur fast völligen Lautlosigkeit beschwichtigt und zu Boden getreten, es kann bis zur Narrheit und bis zum Verbrechen irregeführt werden, immer bleibt es die Stelle, die einzige Stelle zwischen Himmel und Erde, an der uns Gottes Gerechtigkeit offenbar wird. Es unterbricht wie mit Posaunenschall aus einer andern Welt dein Nachdenken über dich selbst und über das Leben, deine Pflichterfüllung in Familie, Beruf und Staat, auch die Pflege deiner religiösen Gedanken und Gefühle. Es kommt mit seiner Botschaft über dich jetzt als bittere drängende Anklage, jetzt als ruhige feste Behauptung, jetzt als gebieterische Aufgabe für deinen Willen, jetzt als ein Hindernis, das dir ein unerbittliches Nein entgegensetzt, jetzt als Fluch und Verdammnis, die dich zu Boden drücken, jetzt als selige Freude, die dich über dich selbst und Alles, was ist, hinaushebt — aber im tiefsten Grunde immer im gleichen Sinne dich weckend und beunruhigend, in der gleichen Richtung dir Wege weisend. In allem Wechsel und Wandel deiner Erfahrungen bezeugt es dir, daß all dein Leben und Erfahren ein Ziel hat. In allem Hin und Her freudiger und schmerzlicher Empfindungen redet es dir von einem Sinn deines Daseins, der höher ist als die Freude und tiefer als der Schmerz. In allem Auf und Ab auch in der Wahrhaftigkeit, Stärke und Reinheit unseres Willens redet uns das Gewissen von einem Willen, der sich selbst treu bleibt. Und das ist die Gerechtigkeit Gottes.

Wir freuen uns über Gerechtigkeit, da wo wir einen Willen wahrzunehmen meinen, der in sich selber klar und beständig, frei von Willkür und Wankelmut ist, einen Willen, der in sich selber eine Ordnung hat, die gilt und nicht gebogen werden kann. Und nun sagt uns das Gewissen, daß das Letzte und Tiefste in Allem ein solcher Wille ist, daß Gott gerecht ist. Wir leben davon, daß wir das wissen. Wir vergessen es zwar sehr oft, wir gehen darüber hinweg, wir treten

es mit Füßen. Und wir könnten es doch gar nicht aushalten im Leben, wenn wir das nicht wüßten im tiefsten Grund: Gott ist gerecht!

Denn wir leiden unter der Ungerechtigkeit. Es graut uns vor ihr. Alles in uns empört sich gegen sie. Wir wissen zwar mehr von ihr als von der Gerechtigkeit. Wir haben beständig, in den kleinen und großen Vorgängen des Lebens, in unserm eigenen Verhalten und in dem der Anderen und je schärfer wir zusehen, umso deutlicher, eine andere Art Willen vor uns, einen Willen, der keine giltige und unbeugbare Ordnung kennt, sondern der auf Willkür, Laune und Selbstsucht gegründet ist, einen Willen ohne Treue, in sich selbst uneinig und zerrissen, einen Willen ohne Logik und Zusammenhang. So sind wir, so ist das Leben, so ist die Welt. Und die rechnende Vernunft will kommen und uns beweisen, daß es immer so gewesen sei und immer so sein müsse. Aber wir haben auch die Folgen dieses ungerechten Willens vor Augen. Sie heißen Unruhe, Unordnung, Unheil in feinern und gröbern, verhüllten und offenen Gestalten. Wir haben die Leidenschaft vor uns und das Verbrechen, die Teufeleien der geschäftlichen Konkurrenz und den Völkerkrieg, den Klassengegensatz und die sittliche Verlotterung in allen Klassen, die ökonomische Zwingherrschaft oben und den Sklavengeist unten. Wir können über diese Dinge wohl räsonnieren und schließlich uns selbst und Andern ganz gescheit beweisen, daß das alles seine notwendigen Gründe habe. Wir können uns einbilden, wir könnten sie damit innerlich los werden. Wir kommen aber doch nicht um die einfache Tatsache herum, daß wir darunter leiden. Wie eine schwere Last liegt das Alles auf uns und kann nicht ertragen werden. Es verteufelt uns das Leben ob wirs gelten lassen oder nicht. Wir leben im Schatten. Das Leben will uns zur Sinnlosigkeit werden durch den ungerechten Willen, der es erfüllt und beherrscht. Wir mögen uns zeitweilig darüber hinwegtäuschen. Wir mögen uns zeitweilig damit abfinden. Natürlich und selbstverständlich wird er uns nie. Denn der ungerechte Weltwille ist das von Haus aus Unerträgliche, das Unmögliche. Wir leben davon, daß wir wissen: es gibt eigentlich etwas Anderes als Ungerechtigkeit. — Und das ist die furchtbarste Angst, die uns manchmal erfaßt, es könnte am Ende doch die Ungerechtigkeit das letzte Wort haben. Der entsetzliche Gedanke legt sich uns nahe, es könnte der ungerechte Wille, der uns jetzt jagt und rädert, der einzige, der tiefste Wille im Leben sein. Und der unmögliche Entschluß tut sich auf: mach deinen Frieden mit der Ungerechtigkeit! Ergib dich drein, daß die Welt eine Hölle ist und richte dich danach! Es ist einmal so.

Und nun in diese Not und Angst mitten hinein, unbeirrbar und konsequent wie das Thema einer Bachischen Fuge die Versicherung des Gewissens: nein, das ist nicht wahr! es gibt über deinem und meinem krummen und lahmen Willen, über dem absurden wahnwitzigen Weltwillen einen andern, der ist gerade und lauter und der muß, wenn er einmal zur Geltung kommt, auch andere, ganz

andere Folgen haben als das, was uns jetzt vor Augen steht. Aus diesem Willen, wenn er zur Anerkennung kommt, muß ein anderes Leben wachsen. Aus diesem Willen, wenn er durchbricht, auferbaut sich eine neue Welt. Wo dieser Wille gilt, da ist unsere Heimat; wir haben sie verloren, aber wir können sie wieder finden. Es gibt einen Gotteswillen, der gerecht ist. — Und wie ein Ertrinkender sich an einen Strohhalm klammert, so streckt sich Alles in uns, was lebendig ist, aus nach dieser Versicherung, die uns das Gewissen gibt. Wir möchten doch diesem Andern, das da vor uns aufleuchtet, nicht unsicher gegenüberstehen, sondern mit Gewißheit. Wir möchten es nicht bloß ahnen als Hoffende und Wünschende, wir möchten es ruhig sehen, uns seiner freuen können. Wir möchten ihm nicht fern und fremd bleiben, sondern wir möchten es zu eigen haben. Aus der tiefsten Not in uns wird die tiefste Sehnsucht geboren: ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab! Das ist das Gewaltigste im Menschen, in jedem Menschen, wenn er bedrängt und bedrückt von eigener und fremder Ungerechtigkeit nach Gerechtigkeit, nach der Gerechtigkeit Gottes schreit. Wer ihn hier versteht, der versteht ihn ganz. Wer ihm hier die Hand reichen kann, der kann ihm helfen. Darum sind ein Mose, ein Jeremia, ein Johannes der Täufer unvergeßliche Gestalten in der Erinnerung der Menschheit. Sie haben den Menschen ihre tiefste Not aufgedeckt, sie haben das Gewissen in ihnen zum Reden gebracht, sie haben die Sehnsucht nach der Gerechtigkeit Gottes in ihnen geweckt und wach gehalten. Sie haben dem Herrn den Weg bereitet.

* * *

Aber nun kommt eine merkwürdige Wendung in unsern Erfahrungen mit der Gerechtigkeit Gottes. Die Posaune des Gewissens ist ertönt, wir fahren zusammen, wir fühlen uns heilig betroffen — aber zunächst denken wir gar nicht daran, uns aus unserer Not und Angst wirklich helfen zu lassen. Sondern nun geschieht etwas ganz Anderes. Sie sprachen zu einander: wohlauf laßt uns Ziegel streichen und brennen! wohlauf laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder! — So helfen wir uns selber und bauen den Turm von Babel. O wir haben es sehr eilig, das stürmische Verlangen nach der Gerechtigkeit Gottes, das in uns ist, zu befriedigen. Und befriedigen heißt leider im Geheimen: zum Schweigen bringen. Es ist, als ob wir unser eigenes Schreien aus tiefster Not nicht lange ertragen könnten. Es ist, als ob wir uns fürchteten vor einer allzu realen und vollen Erfüllung unserer Sehnsucht. Das Gewissen redet, wir hören: es muß etwas gehen! aber wir lassen das Gewissen nicht zu Ende reden. Wir sind alarmiert worden, aber schlaftrunken stürmen wir davon, bevor wir gemerkt haben, um was es sich denn eigentlich handelt und was geschehen müßte, damit wirklich etwas geschehe. Wir stehen

hier vor dem tiefsten, dem eigentlich tragischen Irrtum der Menschheit. Wir verlangen nach der Gerechtigkeit Gottes und wir lassen sie doch nicht herein in unser Leben, in unsere Welt, können sie nicht herein lassen, weil der Zugang längst verstopft ist. Wir wissen, was uns eigentlich not täte und doch wird uns nicht geholfen, denn wir haben das Eine Notwendige längst auf die Seite geschoben oder auf spätere „bessere Zeiten" vertagt, um uns unterdessen mit Ersatzmitteln krank und kränker zu machen. Wir gehen hin und erbauen den jämmerlichen Turm zu Babel unsrer Menschengerechtigkeiten, Menschenwichtigkeiten, Menschenernsthaftigkeiten. Unsere Antwort auf den Ruf des Gewissens ist ein großes über das ganze Leben sich erstreckendes Surrogat, ein einziges gigantisches „Als ob"! Und weil und solange wir denken, reden und tun wollen „als ob" — als ob es Ernst sei, als ob etwas geschehe, als ob wir etwas täten im Gehorsam gegen das Gewissen — darum und solange entgeht uns die Realität der Gerechtigkeit, nach der wir hungern und dürsten.

Sollen wir's Hochmut nennen, daß wir's so machen? Es ist tatsächlich etwas von Hochmut dabei. Es widerstrebt uns innerlich, daß die Gerechtigkeit, nach der wir lechzen, Gottes Sache ist, und nur von Gott her zu uns kommen kann. Wir würden ums Leben gern diese große Sache an die Hand und in Betrieb nehmen, wie wir so manches Andere in Betrieb haben. Es erscheint uns als höchst wünschenswert, daß die Gerechtigkeit, ohne die wir ja nicht sein können, einfach von unserm Willen ins Programm genommen werde, unbesehen, was das eigentlich für ein Wille sei. Wir nehmen uns ungefragt das Recht, die tumultuarische Frage: was sollen wir tun? aufzuwerfen, als ob das so wie so die erste und dringendste wäre. Nur möglichst schnell Hand angelegt an Reformen, Sanierungen, Methoden, Kultur- und Religionsbestrebungen von allen Sorten! Nur möglichst schnell „positive Arbeit" geleistet! Und siehe da, der Trompetenstoß des Gewissens hat eigentlich recht bald nichts Beunruhigendes mehr an sich. Die Angst, in der wir uns befanden angesichts des übermächtigen Weltwillens, verwandelt sich sachte in jenes beglückende Gefühl des Normalen, wenn wir wieder beim Reflektieren, Kritisieren, Konstruieren und Organisieren angelangt sind. Die Sehnsucht nach einer neuen Welt hat alle Bitterkeit, Schärfe und Unrast verloren, ist zur Fortschrittsfreude geworden und entladet sich sanft und sicher in Festreden, Donatorentafeln, Kommissionssitzungen, Rezensionen, Jahresberichten, 25jährigen Jubiläen und unzähligen gegenseitigen Verbeugungen. Die Gerechtigkeit Gottes selber hat sich aus der sichersten Tatsache gemächlich in das höchste von verschiedenen hohen Idealen verwandelt und ist nun allerdings ganz und gar unsre eigene Sache geworden. Das zeigt sich schon darin, wie wir dies Ideal jetzt fröhlich zum Fenster hinaushängen und jetzt wieder zusammenrollen können, etwa wie eine Schützenfahne. Eritis sicut Deus! Ihr könnt tun, „als ob" ihr Gott wäret, ihr könnt seine

Gerechtigkeit ohne Mühe in eigenen Betrieb nehmen. Ja, das ist freilich Hochmut.

Man könnte es aber ebenso gut Verzagtheit nennen. Und es ist sonderbar, wie in unserm Verhältnis zu Gott diese beiden Gegensätze eigentlich immer beieinander sind. Wir haben eben im Grunde Angst vor dem Strom der Gerechtigkeit Gottes, der in unser Leben und unsre Welt herein will. Der sichere Bürger fährt wohl zusammen, wenn er von Tuberkulose, Generalstreik und Krieg hört, aber noch ganz anders peinlich ist es ihm, an die radikale Umkehrung des Lebens von Gott her zu denken, die kommen und solchen Folgen der Ungerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit selbst ein Ende machen könnte. Der gleiche heitere Kulturmensch, der heute so mutig in seinem Fortschrittswägelein einherkutschiert und so fröhlich die Fähnlein seiner verschiedenen Ideale schwenkt, wird euch morgen, wenns drauf ankäme, ängstlich daran erinnern, daß die Menschen klein und unvollkommen sind und daß man ja nicht zu viel von ihnen verlangen und erwarten, ja nicht zu „einseitig" sein darf, sobald er einmal begriffen oder geahnt hat, daß es gegenüber der Gerechtigkeit Gottes nichts zu reflektieren, zu reformieren, zu erzielen gibt, daß da alle gescheiten Zeitungsartikel und gut besuchten Delegiertenversammlungen vollkommen belanglos sind — daß es sich da um ein sehr einseitiges Ja oder Nein gegenüber einer ganzen neuen Lebenswelt handelt. Wir haben Angst vor der Gerechtigkeit Gottes, weil wir uns für viel zu klein und zu menschlich halten, als daß wirklich etwas Anderes und Neues in uns und unter uns anfangen könnte. Das ist unsere Verzagtheit.

Und weil wir so hochmütig und so verzagt sind, darum bauen wir den Turm zu Babel. Darum wandelt sich die Gerechtigkeit Gottes, die wir schon gesehen und berührt hatten, unter unsern täppischen Händen in allerhand Menschengerechtigkeiten.

Ich denke an die Gerechtigkeit unserer Moral, an den guten Willen, den wir hoffentlich Alle in gewissen tüchtigen Grundsätzen und Tugenden entwickeln und betätigen. O die Welt ist voll Moral, aber wohin sind wir eigentlich mit ihr gekommen? Unsre Moral ist immer ein Ausnahmezustand, fast hätte ich gesagt: eine künstliche Verrenkung unseres Willens, kein neuer Wille. Du erhebst dich durch deine Moral, sagen wir einmal Sparsamkeit, Familiensinn, Berufstüchtigkeit, Vaterlandsliebe — ab und zu oder in bestimmter Hinsicht vielleicht anhaltend über dein eigenes Niveau und über das deiner Mitmenschen. Du kannst dich von der allgemeinen Ungerechtigkeit losreißen und dir ein freundliches Gartenhäuslein abseits — scheinbar abseits! — errichten. Aber was ist eigentlich damit geschehen? Wird eigentlich der ungerechte, selbstsüchtige, willkürliche Weltwille damit getroffen, geschweige denn überwunden, daß du dich mit deiner Moral — scheinbar — ein wenig auf die Seite rettest? Hindert dich nicht gerade deine Moral an der Einsicht, daß du an hundert andern Punkten umso fester an ihn gefesselt bist? Macht sie dich nicht blind und

verstockt gegen die wirklichen tiefen Nöte des Daseins? Ist es nicht merkwürdig, daß gerade die größten Scheußlichkeiten des Lebens, ich denke an die kapitalistische Gesellschaftsordnung und an den Krieg, sich mit lauter moralischen Grundsätzen rechtfertigen können? Der Teufel kann die Moral auch brauchen und lacht über den Turm von Babel, den wir ihm da errichten.

Die Gerechtigkeit des Staates und der Juristen. Ein wundervoller Turm! Ein höchst nötiges und nützliches Ersatzmittel, um uns vor gewissen unangenehmen Folgen unseres ungerechten Willens einigermaßen zu schützen! Sehr geeignet zur Beruhigung des Gewissens! Aber was leistet der Staat uns eigentlich? Er kann die Laune und Willkür und Selbstsucht des menschlichen Willens ordnen und organisieren. Er kann ihm durch seine Reglemente und Drohungen gewisse Hemmungen entgegensetzen. Er kann gewisse Einrichtungen, Schulen z. B. aufstellen zu seiner Verfeinerung und Veredlung. Eine Unsumme von respektabler Arbeit steckt in alledem, Millionen von wertvollen Existenzen wurden und werden einzig für diesen Turmbau des Staates innerlich verbraucht und geopfert, wozu? Denn auch die Gerechtigkeit des Staates in allen ihren Formen rührt die innere Art des Weltwillens mit keinem Finger an. Ja sie wird vom Weltwillen beherrscht. Der Krieg ist da wieder das schlagende Beispiel dafür: weit entfernt, daß der Staat es auch nur versuchte, aus dem wilden Tier einen Menschen zu machen, muß er umgekehrt den Menschen mit tausend Künsten zwingen zum wilden Tier zu werden. Der Teufel kann auch über diesen Turm von Babel lachen.

Die religiöse Gerechtigkeit! Es gibt leider Gottes kein sichereres Mittel, uns vor dem Alarmruf des Gewissens in Sicherheit zu bringen als Religion und Christentum. Ein wundervolles Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit stellt sich ein gegenüber der Ungerechtigkeit, deren Macht wir überall wittern, wenn die Religion uns die Möglichkeit gibt, neben und über den Widrigkeiten des Verkehrs mit uns selbst und den Mitmenschen, des Geschäfts und der Politik auch noch weihevolle Stunden der Andacht zu feiern, uns zum Christentum zu flüchten, als auf die ewiggrüne Insel im grauen Meere des Alltags. Es ist eine wundervolle Illusion, wenn wir uns damit trösten können, daß in unserm Europa neben Kapitalismus, Prostitution, Häuserspekulation, Alkoholismus, Steuerbetrug und Militarismus auch die kirchliche Verkündigung und Sitte, das „religiöse Leben" ihren unaufhaltsamen Gang gehen. Noch sind wir Christen! Noch ist unser Volk ein christliches Volk! Eine wundervolle Illusion, aber eine Illusion, ein Selbstbetrug! Wir sollten hier zu allererst ehrlich werden und uns noch ganz anders offen fragen: was haben wir eigentlich davon? Cui bono? Was soll all das Predigen, Taufen, Konfirmieren, Läuten und Orgeln? all die religiösen Stimmungen und Erbauungen, all die „sittlich-religiösen" Ratschläge „den Eheleuten zum Geleite", die Gemeindehäuser mit und ohne Projektionsapparat,

die Anstrengungen zur Belebung des Kirchengesanges, unsere unsäglich zahmen und nichtssagenden kirchlichen Monatsblättlein und was sonst noch zu dem Apparat moderner Kirchlichkeit gehören mag! Wird denn dadurch etwas anders in unserm Verhältnis zur Gerechtigkeit Gottes? Erwarten wir auch nur, daß dadurch etwas anderes werde? Wollen wir, daß damit etwas geschehe oder wollen wir nicht vielmehr gerade damit aufs Raffinierteste verhüllen, daß das Entscheidende, das geschehen müßte, noch nicht geschehen ist und wahrscheinlich nie geschehen wird? Tun wir nicht auch mit unserer religiösen Gerechtigkeit, „als ob" — um das Reale nicht tun zu müssen? Ist nicht auch unsere religiöse Gerechtigkeit ein Produkt unseres Hochmuts und unserer Verzagtheit, ein Turm von Babel, über den der Teufel lauter lacht als über alles Andere?! — Wir stecken tief, sehr tief in den Menschengerechtigkeiten drin. Wir sind alarmiert durch den Ruf des Gewissens, aber wir haben es nicht weiter gebracht als bis zu einem schlaftrunkenen Spiel mit den Schattenbildern der göttlichen Gerechtigkeit. Sie selber ist uns zu groß und zu hoch. Und darum sind auch die Not und die Angst, die wir um der Ungerechtigkeit willen leiden müssen, noch da. Das Gewissen in uns schreit weiter. Unsere tiefste Sehnsucht ist ungestillt.

* * *

Und das ist nun die innere Lage, in der wir auf die völlig sinnlose Frage kommen, ob Gott gerecht sei, in der uns die Gerechtigkeit Gottes gänzlich ungereimterweise zu einem Problem und Diskussionsgegenstand wird. Durch den Krieg ist ja diese sinnlose Frage wieder einmal „aktuell" geworden. Es wird jetzt kaum eine Gemeinde geben im Land herum, in der nicht laut oder leise, grob oder fein diese Frage rumort und sie rumort im Grunde in uns Allen, die Frage: wenn Gott gerecht wäre, könnte er dann Alles das „zulassen", was jetzt in der Welt geschieht?

Eine sinnlose Frage? Ja allerdings sinnlos, wenn dabei Gott, der lebendige Gott gemeint ist. Denn der lebendige Gott offenbart sich uns in unserm Gewissen keinen Augenblick anders denn als ein gerechter Gott. Und es ist sinnlos, ihn zu fragen: bist du gerecht? Wo wir ihn sehen können, wie er ist und wo er uns fragt, ob wir ihn anerkennen und haben wollen, wie er ist. Aber eine sehr sinnreiche und richtige und gewichtige Frage ist das, wenn wir sie an den Gott richten, dem wir in unserm Hochmut und in unserer Verzagtheit den Turm von Babel errichtet haben, an den großen persönlichen oder unpersönlichen, mystischen, philosophischen oder naiven Hintergrund und Schutzpatron unserer Menschengerechtigkeiten, unserer Moral, unseres Staates, unserer Kultur, unserer Religion. Ja, wenn wir den meinen, dann haben wir sehr recht, zu fragen: ist Gott gerecht? dann ist die Antwort bald gegeben. Das ist unser Elend, ein Elend ohne Ausweg und Erlösung, daß wir uns mit tausend Künsten einen Gott gemacht haben nach unserem Bilde und daß wir

diesen Gott nun haben müssen, einen Gott, an den man so trostlose Fragen stellen kann und muß, auf die es nur so trostlose Antworten gibt. In dieser Frage: ist Gott gerecht? bricht unser ganzer Turm von Babel zusammen. In dieser Frage, die uns jetzt wieder einmal brennt, wird es offenkundig, daß wir eine Gerechtigkeit haben möchten ohne Gott, ja daß wir Gott haben möchten ohne Gott und gegen Gott — und daß das eben nicht geht. Es zeigt sich, daß dieser Gott kein Gott ist. Er ist ja nicht einmal gerecht. Er kann es nicht einmal verhindern, daß seine Gläubigen, all die ausgezeichneten europäischen und amerikanischen Kultur- und Wohlfahrts- und Fortschrittsmenschen, all die wackern beflissenen Staatsbürger und frommen Christen mit Brand und Mord übereinander herfallen müssen zur Verwunderung und zum Spott der armen Heiden in Indien und Afrika. Dieser Gott ist wirklich ein ungerechter Gott und es ist hohe Zeit, diesem Gott gegenüber einmal gründlich Zweifler, Skeptiker, Spötter und schließlich Atheist zu werden. Es ist hohe Zeit, uns offen und fröhlich zu gestehen: dieser Gott, dem wir den Turm von Babel gebaut haben, ist kein Gott. Er ist ein Götze. Er ist tot.

Gott selber, der wirkliche, der lebendige Gott und seine Liebe, die zu Ehren kommt. Das ist die Lösung. Wir haben ja noch gar nicht angefangen, ruhig auf das zu hören, was das Gewissen von uns will, wenn es uns in unserer Not und Angst an die Gerechtigkeit Gottes erinnert. Wir waren viel zu gierig darauf, selber gleich etwas machen zu wollen. Wir machten es uns viel zu schnell behaglich in allerhand Notbauten. Wir verwechselten das Zelt mit der Heimat, das Moratorium mit dem normalen Lauf der Dinge. Wir beteten: dein Wille geschehe! und meinten damit schließlich: dein Wille geschehe vorläufig nicht! Wir glaubten an ein ewiges Leben, aber das wirklich Ewige, in dem wir lebten und von dem wir uns sättigten, war das Provisorische Und darüber blieben wir die Gleichen, die wir waren. Und die Gerechtigkeit blieb. Und die Gerechtigkeit Gottes verschwand wieder vor unseren Augen. Und Gott selber wurde uns zweifelhaft, weil an seiner Stelle ja das fragwürdige Gemächte unserer Gedanken stand. Es gibt einen grundsätzlich andern Weg, um zu der Gerechtigkeit Gottes in ein Verhältnis zu kommen.

Diesen anderen Weg betreten wir damit, daß wir statt zu reden, zu reflektieren, zu räsonnieren, stille werden und dafür das Gewissen nicht stillschweigen heißen, nachdem wir seine Stimme kaum erst gehört haben. Wenn wir das Gewissen zu Ende reden lassen, dann sagt es uns nämlich nicht nur, daß es etwas Anderes gibt, eine Gerechtigkeit über der Ungerechtigkeit, sonderen das noch viel Wichtigere, daß dies Andere, nach dem wir uns sehnen und das wir nötig haben, Gottes Sache ist. Gott hat recht und nicht wir! Gottes Gerechtigkeit ist eine ewige Gerechtigkeit! Das ists, was wir so leicht überhören. Es braucht etwas, bis wir so weit sind, das wieder zu

hören. Wir machen gar ein Getöse mit unserer Moral und Kultur und Religion. Aber es kann dazu kommen, daß wir zum Schweigen gebracht werden und damit fängt dann unsere wirkliche Erlösung an.

Es wird sich dann vor allem darum handeln, daß wir Gott überhaupt wieder als Gott anerkennen. Das ist schnell gesagt: anerkennen. Aber das ist eine Sache, die nur in heißem persönlichem innerem Kampf erstritten und gewonnen wird. Das ist eine Aufgabe, neben der alle kulturellen, sozialen und patriotischen Aufgaben, alle „sittlich-religiösen" Bemühungen Kinderspiel sind. Denn es handelt sich dabei darum, daß wir uns selbst aufgeben, um uns Gott zu übergeben und seinen Willen zu tun. Gottes Willen tun, heißt aber mit Gott neu anfangen. Gottes Wille ist keine bessere Fortsetzung unseres Willens. Er steht unserem Willen gegenüber als ein gänzlich anderer. Ihm gegenüber gibt es für unseren Willen nur ein radikales Neuwerden. Kein Reformieren, ein Neuwachsen und Neuwerden. Denn der Wille, der uns im Gewissen offenbar wird, ist Reinheit, Güte, Wahrheit, Gemeinschaft als vollkommener Gotteswille. Es ist ein Wille, der keine Ausreden und Vorbehalte und vorläufige Kompromisse kennt. Es ist ein durch und durch einseitiger Wille, ein von innen, von Grund aus heiliger und seliger Wille. Das ist die Gerechtigkeit Gottes. Ihr gegenüber muß Demut das Erste sein. Haben wir in dieser Richtung etwa schon genug getan? Können wir diese Demut etwa als eine selbstverständliche Voraussetzung behandeln und über sie hinweg zu allerhand Turmbauten übergehen? Haben wir nur auch schon angefangen mit der Schaffung dieser Voraussetzung?

Und dann das zweite: an Stelle aller Verzagtheit wird eine kindliche Freudigkeit treten: Freude darüber, daß Gott so viel größer ist, als wir es uns dachten. Freude darüber, daß seine Gerechtigkeit, eine ganz andere Tiefe und Bedeutung hat, als wir es uns träumen ließen. Freude darüber, daß von Gott für unser armes verworrenes belastetes Leben viel mehr zu erwarten ist, als wir mit unseren Grundsätzen, mit unserm Idealismus, mit unserm Christentum es uns träumen ließen. Mehr zu erwarten! Wir sollten unsere Gefühle nicht so zerstreuen nach allen Seiten. Wir sollten uns das Herz nicht immer wieder so töricht in Verwirrung bringen lassen durch immer neue Turm von Babel-Bauten. Wir sollten unseren Glauben nicht daran verschwenden, uns und andere von unserem Unglauben zu überzeugen. Wir sollten nicht immer wieder die fruchtbarsten Augenblicke deshalb ungenützt verstreichen lassen, weil wir es jedesmal für frömmer und weiser halten, menschlich als göttlich zu denken. Wir sollten uns dafür mit aller Kraft darauf legen, mehr von Gott zu erwarten, wachsen zu lassen, was von ihm her tatsächlich in uns wachsen will, anzunehmen, was er uns zu ja beständig anbietet, wachend und betend seinem Schaffen zu folgen. Wie die Kinder uns über den großen Gott und seine Gerechtigkeit zu

freuen und ihm Alles zuzutrauen. Haben wir etwa in dieser Richtung schon genug getan? Fließen denn etwa die Quellen so reichlich, die da fließen könnten? Stehen wir nicht auch in der rechten schöpferischen Freudigkeit Gott gegenüber noch ganz in den Anfängen?

In der Bibel heißt diese Demut und diese Freudigkeit Glauben. Wenn wir glauben, so heißt das, daß wir statt alles Rumors still werden und Gott mit uns reden lassen, den gerechten Gott, denn es gibt keinen anderen. Und dann wirkt Gott in uns. Dann fängt in uns das radikal Neue an, keimhaft aber wahrhaft, das die Ungerechtigkeit überwindet. Wo geglaubt wird, da fängt mitten in der alten Kriegswelt und Geldwelt und Todeswelt der neue Geist an, aus dem eine neue Welt, die Welt der Gerechtigkeit Gottes wächst. Die Not und Angst, in denen wir jetzt sind, sind gebrochen, wo dieser neue Anfang ist. Die alten Fesseln wollen zerreißen, die falschen Götzen beginnen zu wanken. Denn jetzt ist etwas Reales geschehen, das einzige Reale, das geschehen kann: Gott selbst hat nun seine Sache an die Hand genommen. „Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz." Das Leben bekommt seinen Sinn wieder, das Leben des Einzelnen und das Leben im Ganzen. Lichter Gottes gehen auf im Dunkeln und Kräfte Gottes werden wirksam in der Schwachheit. Wirkliche Liebe, wirkliche Wahrhaftigkeit, wirklicher Fortschritt werden möglich, ja Moral und Kultur, Staat und Vaterland, sogar Religion und Kirche werden jetzt möglich, jetzt, erst jetzt! Eine weite Aussicht tut sich auf für die Zukunft auf ein Leben, ja auf eine Welt hier auf der Erde, in der der gerechte Gotteswille hervorbricht und gilt und geschieht wie er im Himmel geschieht. So wird die Gerechtigkeit Gottes, die ferne, fremde, hohe, unser Eigentum und unsere große Hoffnung.

Diesen inneren Weg, den Weg des einfachen Glaubens, ist Jesus gegangen. Hier ist mehr als Mose und mehr als Johannes der Täufer. Hier steht die Liebe Gottes ursprünglich und neu in Ehren. Man kann nicht sagen, daß die Menschheit die Möglichkeiten dieses Weges schon erschöpft hat. Wir haben aus Jesus schon vielerlei gemacht. Aber wir haben das Einfachste noch am wenigsten begriffen, daß er der Sohn Gottes war und daß wir mit ihm den Weg gehen dürfen, auf dem man nichts tut, als glaubt, daß des Vaters Wille die Wahrheit ist und geschehen muß. Man kann entgegenhalten, daß diese Auflösung der Quadratur des Zirkels kindlich und dürftig ist. Ich lasse es mir gefallen. Es wird doch in dieser kindlichen und dürftigen Auflösung ein Programm stecken, groß genug, um ein Menschenleben reich und schön zu machen und mehr als das. Es wird sich zeigen, ob die Erschütterung des Turmes von Babel, die wir jetzt durchmachen, stark genug ist, um uns diesem inneren Weg des Glaubens ein klein wenig näher zu bringen. Eine Gelegenheit dazu ist jetzt da. Es kann sein, daß es geschieht. Es kann aber

auch sein, daß es nicht geschieht. Früher oder später wird es geschehen. Einen anderen Weg giebt es nicht. Karl Barth.

Der Zöllner und Sünder Geselle.

Wie weich und süß ist uns doch immer das Wort der Bibel eingegangen: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ Wie wohl haben wir uns gefühlt unter den Fittigen des Sünderfreunds. Wie sinnlich schön waren die Züge des Heilands, der die schmachtenden Seelen erquickte, wie zärtlich blickte er im Bild herab auf die Reuigen und Gnadesuchenden, die ihn umgaben. Wie ließ es sich doch bei diesem Evangelium so angenehm träumen im Gefühl der milden Heilandsliebe, in dem tröstlichen Bewußtsein, mit allen Unvollkommenheiten und Ungesetzlichkeiten doch unter den Flügeln der sorgenden Liebe geborgen zu sein. Es kommt mir nicht in den Sinn, den müden Seelen den Trost der vergebenden göttlichen Liebe verkümmern zu wollen; aber haben sich die weichen Seelen, die Jesus gerade als Sünderfreund vergötterten, schon klar gemacht, wieviel es ihn gekostet hat, der Zöllner und Sünder Geselle zu werden? Mit Zöllnern und Sündern verkehren, das hieß in der Sprache der Zeit Jesu, zu den Ausgestoßenen und Enterbten, zu den vaterlandslosen Gesellen sich halten, das hieß darauf verzichten, von den Besitzenden und Herrschenden, den staatserhaltenden und staatsverwaltenden Parteien gehört zu werden. Das hieß, von den anständigen Leuten geboykottet, in Verruf erklärt und stigmatisiert zu werden.

Wie es dahin kam? Die Evangelien erzählen es auf allen Seiten. Die ganze Tragik der Geschichte Jesu erklärt sich aus dem Kampf, den das neue aus dem schaffenden und zeugenden Gottes- und Menschengeist geborene Prinzip mit einer stumpfsinnigen, allem Neuen abholden, im alten Schlendrian sich gefallenden Umwelt zu führen hatte. Diejenigen aber, deren Interesse mit der Erhaltung der morschen und wurmstichigen Zustände identisch war, mußten mit eiserner Notwendigkeit zu Gegnern dessen werden, der ein Feuer anzünden wollte, in dessen Flammen die Standarten angemaßter Selbstherrlichkeit verbrennen müßten. Es ist kaum anzunehmen, daß sich Pharisäer und Schriftgelehrte, geistliche und weltliche Obrigkeit von Anfang an über die Tragweite der den jüdischen Nationalismus zersprengenden Gedanken Jesu klar waren, aber das scharfe Wehen des Geistes, der das Morgenrot einer neuen Zeit kündete, hat sicher eine Ahnung in den Köpfen derer geweckt, die den Holzwurm im Gebälke wohl hörten, aber die Risse zu übertünchen sich bemühten. Sind doch die Usurpatoren zu allen Zeiten von Furcht vor den Wahrheitszeugen geschüttelt worden; sind doch gerade die

Verblendeten, die dem Untergang zutaumeln, oft genug gleichzeitig mit der Betäubung, der sie sich ergeben, von merkwürdig scharfsichtigen Ahnungen geplagt!

Die Reaktion, die nach allem Gesagten unvermeidlich war, hat Jesus, obwohl er sich von Anfang an auf herben Kampf gefaßt gemacht hatte, schwer genug getroffen. Er war sich bewußt, in der unbedingten Hingebung an das göttliche Gesetz den Weg des Friedens und der Erlösung gefunden zu haben. Zugleich aber mußte er sich darüber klar sein, daß das jüdische National- und Sonderbewußtsein, das sich zum Dienst Gottes nur in Hoffnung auf die Gegengabe irdischer Macht und Größe entschließen wollte, sich heftig genug gegen die neue Wahrheit auflehnen werde. Dennoch war er wohl überrascht über die Heftigkeit der Opposition. Die Menschenliebe, die ihn trieb, die sonnenklare Wahrheit, in deren Besitz er sich wußte, hatte ihn Besseres erwarten lassen. Der Haß, mit dem er begrüßt wurde, mußte ihn wie eine Offenbarung abgrundtiefer Finsternis anmuten. Etwas von der schmerzlichen Ueberraschung, die seine Seele durchzitterte, klingt in den bekannten Sprüchen nach: „Wie oft habe ich euch versammeln wollen . . . , und ihr habt nicht gewollt." Und „Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida"; und auch dem Dankgebet, in dem er Gott preist, daß er das Evangelium den Weisen und Klugen, den herrschenden und besitzenden Klassen verborgen hat, fühlt mans an, daß es erst nach heißem Kampf aus der Quelltiefe seines Geistes geboren ward. Welcher Reformator hätte nicht zunächst seine Hoffnung auf die Scharen der sogenannten Intelligenten, der Leiter und Leithämmel gesetzt, denen die Herde blindlings zu folgen pflegt. Aber nach einer Reihe vergeblicher Versuche, auch Pharisäer und Schriftgelehrte für seine Lehre zu interessieren, erkannte er, daß die Pfahlbürger über ihre Parteipfähle doch nicht hinausgehen konnten, das Evangelium doch nur als Vorspann für ihre eigennützigen Zwecke mißbraucht hätten, daher sein Dank dafür, daß sie nicht fähig waren, es zu erfassen. Von nun an wandte er sich rein und ohne weiteres Besinnen an die Armen im Geist, die Unmündigen, die Gesetzlosen, die Zöllner und Sünder. Er wußte, daß er damit sein Evangelium in den Augen der oberen Zehntausend vollends in Mißkredit brachte. Aber für sie galt ihm das Wort: „Lasset sie fahren, sie sind blinde Blindenleiter!" Die Zöllner und Sünder aber, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten, die bildeten die rechte Gefolgschaft für den Bettlerkönig, als der er sich bisweilen fühlen mochte. . . . .

Möglich, daß sich auch ihm das Gesetz schon ankündigte, das Nietzsche in seiner zugespitzten Redeweise in die Worte faßte: „Der böse Mensch ist der bessere Mensch", d. h. doch wohl, der unregelmäßig angelegte Erdenbürger ist eher dazu imstand, dem Rad der Entwickelung einen kräftigen Stoß nach vorwärts zu geben als der brave Philister, der immer nur das Hergebrachte konservieren will,

weil er damit seine eigene Stellung und den ererbten und erworbenen Besitz konserviert. Und ob Christus auch Edelsteine in unreine Hände legte, er glaubte eher, daß die Edelsteine oder Perlen die Hände reinigten, als daß er die Verunreinigung der Perlen durch die Hände gefürchtet hätte; Hunde und Säue wären ja seine Zöllner und Sünder, trotz aller Schmach, die auf sie gehäuft war, noch lange nicht. Sie irrten aus Liebe und Sehnsucht, aber sie liebten und sehnten sich doch. Er wußte, daß sie ihn nicht retten konnten, aber es genügte ihm, ihnen den Weg zur Rettung gezeigt zu haben.

Weichlichkeit also ist es sicher nicht gewesen, wenn Jesus der Zöllner und Sünder Geselle wurde, und sicher hat keiner seiner Zeitgenossen das Verhältnis von der sentimentalen Seite aufgefaßt. Es war ein herbes Geschick, das ihn aus der Gesellschaft der anständigen Leute hinaustrieb. Er hat es männlich auf sich genommen und der neuen Lage, in die er hineingezwungen wurde, die beste Seite abgewonnen.

Und nun ist wieder eine Zeit der Entscheidung. Wieder pocht der Kern ewiger menschlicher Bestimmung an die harte Schale altgewordener Vorurteile und verknöcherter Unsitten. Pharisäer und Schriftgelehrte halten zäh an dem Hergebrachten fest, fürchtend, daß ihnen die angemaßte Macht unter den Händen weggleiten könnte, Menschenopfer müssen bluten, Menschenopfer ohne Zahl um sogenannte Interessensphären zu schützen, und neue hinzuzuerwerben. Der Gedanke, daß Macht vor Recht gehe, ist dem heutigen Geschlecht so eingehämmert worden, daß es verlernt hat, sich der Anwendung der Gewalt und ihrer rücksichtslosen Ausnützung zu schämen, ja daß es längst kein Arges mehr darin sieht, das gute Schwert mit dem guten Recht gleichzusetzen, ohne Ahnung davon, daß die Schwertentscheidung das Gegenteil von der Rechtsentscheidung ist. Diesem Irrwahn stellt sich mit Sonnenklarheit die neue und doch uralte Wahrheit gegenüber, daß Recht doch Recht bleiben muß, daß ein Reich der Liebe und der Ordnung kommen muß trotz Mord und Grauen; und daß der mächtigste und solideste Staat nicht das letzte Wort der Weltgeschichte sein kann, ja daß der Staat in Gefahr ist, wenn er sich zum Selbstzweck macht, und kein höheres Ziel kennt als die Durchsetzung der eigenen Interessen, zur Verkörperung des Bösen zu werden, daß er es also aufgeben muß, sich als souverän oder unverantwortlich zu fühlen, und daß er schließlich nur die Wahl haben wird zwischen der Selbstvernichtung durch Krieg oder der Einfügung in eine höhere Ordnung. Und diese Wahrheit stößt heute wieder bei Pharisäer und Schriftgelehrten auf taube Ohren, ja auf fanatischen Haß . . . . . Was bleibt unter solchen Umständen den Verfechtern der Wahrheit anderes übrig, als aus dem Lager der anständigen Menschen hinauszugehen, und sich zu den Zöllnern und Sündern, d. h. zu den Enterbten und Ausgestoßenen zu gesellen, die durch das Unrecht, das sie erlitten

haben, lernten nach dem Recht zu fragen und aus der trostlosen Gegenwart gläubig und hoffend hinauszuschauen in eine bessere Zukunft. Ein neuer Glaube muß durch die Lande gehen; ob die Gläubigen nun inner- oder außerhalb der Kirche sich befinden, tut nichts zur Sache. Die Kirche ist eine Dienerin in der Hand des Höchsten. Wenn sie lieber dem Staat anstatt dem Gott dienen will, so wird Gott seine Knechte und Mägde anderswo finden.

Ich habe es oft gesagt, und muß es hier wiederholen: die Kirche ist zu konservativ, zu individualistisch, zu transzendent und zu pessimistisch geworden als daß sie fähig wäre, dem Fortschritt mit der Geisteswaffe, die ihr zur Verfügung steht, in ausgiebiger Weise zu dienen. Es zeugt nicht eben von tiefem Eindringen in den Geist der Bibel, wenn man sich, um die konservative Staatsgesinnung der heutigen Kirche zu rechtfertigen, auf Stellen beruft wie diejenige, in der Johannes der Täufer von den Soldaten keine Fahnenflucht, sondern nur Vermeidung von Gewalt und Unrecht fordert, oder darauf, daß Jesus den Knecht des Hauptmanns von Kapernaum heilt, ohne den Offizier wegen seines Standes zu tadeln. Derartige Stellen zeigen allerdings, wenn auch nur gleichsam im Vorübergleiten, daß das Urchristentum sich der Probleme, wie sie mit der Existenz des Staats und dem damit zusammenhängenden Kriegsdienst gegeben waren, noch gar nicht bewußt geworden ist. Andere Stellen wie das Paulinische „Seid untertan der Obrigkeit" erklären sich aus der sehr begreiflichen Scheu, mit der Staatsgewalt, welche das aufstrebende Christentum im Fall der Widersetzlichkeit sofort erbarmungslos zermalmt hätte, nicht in Konflikt zu geraten. Aber heut, da sich zur Evidenz gezeigt hat, wie die moderne Entwicklung des Staates das wahre Christentum unmöglich macht, ist es einfach Pflicht, die konservative Gesinnung durch eine fortschrittlich orientierte Anschauung zu ersetzen, wenn man nicht Gefahr laufen will, die Kirche zur Sklavin des Staats zu degradieren.

Man mag Dinge erhalten, die des Konservierens wert sind, die Kainskeule aber ist nicht zu erhalten, sondern zu verbrennen. Aber die Kirche unserer Tage ist wie der hinkende Bote: sie ist hinter der sozialen Entwicklung hergehinkt, statt eine Führerrolle zu übernehmen, sie wird auch hinter der Friedensbewegung herhinken, und sich erst zu ihr bekennen, wenn es Kaiser und Könige tun. Offene Türen einzurennen ist aber weder ein Verdienst noch eine Kunst. Die Nachfolge Christi ist nicht anders durchzuführen als in der Konsequenz des Gedankens, daß das Christentum eine Religion des Fortschritts ist, ein Hebel, der, richtig angefaßt, imstand sein müßte, die Welt aus den Angeln zu heben.

Zum andern: die Kirche denkt zu individualistisch. Sie vergißt über den einzelnen Seelen die Welt. Sie lehrt ihre Anhänger fragen: was soll ich tun, damit ich gerettet werde? Die Menschheit mag darüber zugrunde gehen. Die Kirche mag sich dabei auf das

Urchristentum berufen, das, selbst noch ein zu zartes Pflänzchen, die Welt im Ganzen nicht fassen konnte, und sich an die Einzelnen wenden mußte; sie sollte aber nicht vergessen, daß Christus, mit einem starken Tropfen sozialen Oels gesalbt, das Reich Gottes, d. h. die umfassendste soziale Einrichtung, die man sich denken kann, verkündigt hat. Es heißt aber die Einseitigkeit des Urchristentums ins Extrem steigern, wenn man den unendlichen Reichtum der Bergpredigt — wie Johannes Müller tut — in den einzigen Gedanken der Originalitätssucht, der tatsächlich gar nicht darin liegt, zusammenschrumpfen läßt. Das Christentum ist überhaupt nichts für die individualistischen Geistesaristokraten, sondern es wendet sich an die vielen Einzelnen, an die Masse der geistlich Armen, d. h. es ist im Grund seines Wesens sozial.

Zum dritten: die Kirche denkt zu transzendent, nicht nur in dem Sinn, daß sie das Jenseits erstrebt und darüber oft das Diesseits vergißt, nein auch darum, weil sie immer noch eine Art von Weltflucht übt, sich in ihre Mauern zurückzieht, sich dabei in den Weinberg Gottes eingemeindet fühlt, statt daß sie in der Welt die Reben göttlichen Lebens pflanzte. Sie läßt die Welt im Argen liegen. Sie tröstet zwar die Verwundeten, aber sie rührt keinen Finger, um das Schlagen der Wunden zu verhindern. Sie verbindet den zum Krüppel Geschossenen, aber sie ist unfähig, die tötende Machtgebärde durch eine segnende Friedensgeste aufzuhalten. Sie läßt die Väter sterben und sie weiht die Söhne zu neuem, blutigem Opfer. Wenn nur der Himmel gewonnen wird, so mag die Erde das Schicksal von Sodom erleiden. Ich fürchte, daß bei dieser Gesinnung die geträumte Himmelfahrt zur Höllenfahrt werden könnte.

Daß übrigens die Geschichte des Christentums selbst eine Richtung zur Immanenz hin genommen hat, dafür ließen sich zahlreiche Beispiele anführen. Ganz abgesehen von dem bei aller Anfechtbarkeit großartigen Versuch des Katholizismus, die himmlische Welt des Wunders auf Erden in süßen Bildern und himmelanstrebenden Domen, in glänzender Hierarchie und sinnenabtötender Möncherei zu vergegenwärtigen, — so hat in unseren Tagen die Kunst, die ja stets der Entwicklung voranzueilen und ihr die Bahn zu weisen pflegt, Wege eingeschlagen, die zur Immanisierung des Christentums führen müssen. Man denke an den das Charfreitagsmysterium vermenschlichenden Zauber der Wagner'schen Parsivaldichtung, an die Bilder Uhdes, die Christus unter unsere heutigen Bauern oder in die Kinderstube hineinsetzen; die ihn das Abendmahl im Armeleutespital halten lassen, und aus Maria und Joseph ein Proletarierehepaar machen. Oder auch an den „Immanuel Quint" von Gerhard Hauptmann. Man hat die Schrift schon ein gequältes Buch genannt und doch ist es ein kühner Versuch, Christus im Geist wieder kommen zu lassen und in unsere Zeit hereinzustellen.

Die Meinung, daß die Welt nicht nur im Argen liegt, sondern daß sie auch darin liegen bleiben müsse, bis Christi übernatürliche Wiederkunft dem ganzen Jammer ein Ende mache, ist gleichbedeutend mit dem christlichen Pessimismus, den ich als vierten Fehler der heute herrschenden kirchlichen Anschauung bezeichnet habe. Die Erfahrung, daß sich die Einzelsünde in tausend Fällen nicht überwinden läßt, hat zu der Annahme geführt, daß sich die Gesamtsünden, soziale Ungerechtigkeit und Krieg noch weniger eliminieren lassen, da sie, wie man gewöhnlich annimmt, direkt aus den Einzelsünden, Habsucht, Ehrsucht und Rachsucht hervorgehen. Man übersieht dabei, daß mächtige Organisationen trotz des radikalen Bösen, das die Menschheit auf ihrem ganzen Wege mit sich schleppen wird, möglich waren, und daß dadurch das ethische oder vielmehr unethische Chaos zurückgedrängt wurde zugunsten höherer Ordnung, daß sie also, da die Arbeit des Ordnungsschaffens gleichbedeutend mit Reichsgottesarbeit ist, nichts anderes bedeuten als das Werden und Wachsen des Himmelreichs. Der Pessimismus aber lähmt, nur der Optimismus gibt dem Geiste Flügel, durch alle Lande zu fliegen, als flöge er nach Haus. Fest daran halten, daß der Christusgeist heute noch die Macht hat, eherne Türen zu zerschlagen und eiserne Riegel zu zerbrechen, auch Riegelwände der Vorurteile einzuwerfen, das heißt glauben und ohne Glauben ist's unmöglich, zu siegen.

Finden wir für diesen Glauben kein Gehör mehr in der Kirche, kein Verständnis bei der Gesellschaft der Hochmögenden, so steigen wir damit herunter zu den Zöllnern und Sündern, den Gebeugten und Gedrückten, und wenn wir dann als „Zöllner- und Sündergesellen" verschrieen, ja unter die Uebeltäter gerechnet werden, so wird das bei aller Herbheit doch selig sein, werden wir uns doch der Gemeinschaft Christi trösten können.

Otto Umfried.

Unsterblichkeitsgedanke und Todesopfer.

Es ist eine eigentümliche Erfahrung, die gewiß mancher von uns machte: Wir gehen Jahre lang durch endlos viele Gedanken anderer hindurch, lesen Naturforscher, Psychologen und Philosophen, hören hundertfach, bald im Ton selbstsichern trivialen Autoritätsdünkels, bald in dem froher Daseinsfreude, bald in dem gelassener Beschaulichkeit, bald auch in dem dunkler Resignation oder stiller Verzweiflung, es sei nichts mit der Unsterblichkeit. Sie sei nur eine Zuflucht- und Ausflucht schwacher Seelen, sei eine naive Idee wissenschaftlich ungeschulter trunkener Phantasten, sie sei nur der Ausfluß wilder Negerphantasien, käme sie nun von wirklichen Negern, oder von indischen Grüblern oder deutschen Philosophen, sie sei nur der Aus-

druck kindischer Lebensbrunst, die vor dem Tod Angst und Furcht habe, sie sei für den Erkennenden bestenfalls eine ganz willkürliche und deshalb auch völlig bedeutungslose Annahme u. s. w.

Und doch — und doch: Es ist ein Winkel in uns, der von all dem unberührt bleibt. Hier spricht ein Gefühl, das all jene Sicherheiten wie etwas Falsches, Halbes ablehnt, als Aussprüche, die doch etwas und zwar etwas Wesentliches übersehen hätten. Alles Tiefste in uns sträubt sich dagegen, Leben und Welt als etwas restlos Verstandenes, Begriffenes, Klares und — Nüchternes aufzufassen. Je länger und schärfer wir forschen und nachdenken, umso rätselhafter, geheimnisvoller, unverstandener und fragwürdiger wird alles um uns. Das Alltäglichste wird zum Geheimnis, zum Problem. Die handfesten Realitäten des Lebens werden uns zu Seichtheiten. Von der ahnenden Phantasie glauben wir dann, daß sie uns näher an die eigentliche Lebenswirklichkeit heranführe, als alle Wissenschaft, als alle Theologie, als alle Dogmatik, überhaupt als alle staatlichen, kirchlichen und sonstigen autoritativen Wegweiser. Wir spüren bei jeder Weltanschauung, sei sie buddhistisch, christlich, materialistisch, theistisch, pantheistisch oder atheistisch, wie beim Versuch sich in ihre letzten Konsequezen einzufühlen und einzuleben, sie überhaupt uns zusammenhängend auszudenken, wir ein verschleiertes Dämmerland betreten. Das gibt uns Mut zum eigenen Weg. Wer die Entwicklung des Lebens sich zurechtlegen möchte, und wer so das Darlegungsbedürfnis seiner Weltgedanken oft und oft wie eine kategorische Forderung in sich erlebt, schreckt bei ungewohnten Gedankengängen deshalb auch nicht mehr vor dem stereotypen Vorwurf der Verschwommenheit zurück. Wer glaubt eine Weltanschauung zu besitzen, die nichts Verschwommenes in sich berge, hat nur nie versucht, sie zu Ende zu denken.

Der Gedanke an einen verborgenen Zusammenhang aller Dinge und das Gefühl im Ewigen verankert zu sein, brechen sich oft mit elementarer Gewalt Bahn. Wie sich dann beim Einzelnen sein Weltbild formt, hängt von seiner seelischen Unabhängigkeit und Freiheit und überhaupt von seiner ganzen geistigen Entwicklung und Vorbereitung ab. Das zudringliche Beweisenwollen haben wir uns seit Kant so ziemlich abgewöhnt. Es handelt sich ja für uns vor allem darum, ob wir das Leben uns überhaupt zusammenhängend ausdenken können in einer Weise, die weder mit den Erfahrungstatsachen, noch mit unsern auch sehr realen Gemütsbedürfnissen im Widerspruch steht. Ich denke, mit den gelösten Welträtseln können wir nicht hausieren, so lange man doch zugeben muß, daß hinter der Urenergie, die das Weltall zur Formendifferenzierung treibt, ein rätselhaftes Unbekanntes steckt. Und das dürfen wir, unbeschadet allen Mechanikern, Physikern und Chemikern ruhig behaupten, daß wir die Idee der Aktivität, des Willens nicht aus sinnlicher Wahrnehmung geschöpft, sondern unmittelbar aus unserer Selbstbeobachtung. Bei der Selbstbeobachtung aber gehen wir, und das dürfte nicht so unangebracht sein, immer

vom Bekanntesten aus. Worte und Gedanken werden in der Darlegung ja sicher von Mensch zu Mensch verschieden sein.

Mir z. B. waren es vor allem die Erscheinungen der Güte, die doch auch einmal im Laufe der Entwicklung entstanden sein mußte, und der Form, jenes seltsamen, alle anorganische und organische Natur durchdringenden Strebens nach regelmäßiger Gestaltung, nach Schönheit, welche mir am lebhaftesten die Tendenzen des Seins nahe brachten. Der Wille zur Form schien mir alles Körper- und Seelenleben zu durchdringen, als der eigentliche Lichtstrahl aus dem Daseinsdunkel zu leuchten. Und wie mir die Güte als die provisorisch erreichte von innen geschaute, die Schönheit als die provisorisch erreichte von außen gesehene Harmonie im weiten Chaos erschien, so brachte mir der Gedanke an einen alles verbindenden Willen die gesuchte Einheit für beide. Die Formel „Wille zur Harmonie" wurde mir zum eigentlichen Lebensereignis. Ich kann und will in diesem kurzen Essay nicht alle Gründe für und alle Einwände gegen meine Hypothesen weiter besprechen. Nur will ich noch sagen, daß im Zusammenhang damit mir der uralte Gedanke der Wiederverkörperung, also der weltwesenhaften Bedeutung des Seelischen, so von Neuem aufging. Und gleich Lessing fragte ich mich, ob diese Hypothese nur deshalb als lächerlich gelte, weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel. Dabei ist es unwesentlich, ob man sich ein Weiterleben mit oder ohne Erinnerung an die irdische Existenz vorstelle. Das Wesentliche ist, daß das Leben einen über die irdische Existenz hinausreichenden Sinn habe.

Ich will gleich noch beifügen, daß der Unsterblichkeitsgedanke mich ungleich tiefer erfaßte als der Gottesgedanke, mir kurzweg als das eigentlich Unmittelbare erschien. Gott war mir so vieldeutig: Als Symbol der unpersönlichen, weltdurchdringenden, weltüberwindenden, nur potentiell allmächtigen Liebe eine durchaus annehmbare Vorstellung; als dogmatischer Kirchengott, als persönlicher Gott der Güte und der Allmacht etwas unfaßlich Absurdes, das wohl nur deshalb so verbreitet war, weil der landesübliche bequeme Ausweg des unerforschlichen Ratschlusses alles weitere Denken abzuschneiden pflegte. Ein persönlicher Gott der Güte (oder auch mehrere) erschien mir wohl möglich, aber dann konnte angesichts des Elends der Welt nicht Allmacht seine Eigenschaft sein. Ein persönlicher allmächtiger Gott erschien mir schließlich auch noch einigermaßen denkbar, aber dann konnte nicht Güte seine dominierende Eigenschaft sein, sondern Grausamkeit.

Jeder legt sich die Welt für sein Gemütsbedürfnis selbst zurecht, und daß die viel bespöttelte Rücksichtnahme auf die Gemütsbedürfnisse nicht ein Einwand gegen eine Erkenntnis ist, sondern, wenn wenigstens kein Widerspruch mit den übrigen Erfahrungstatsachen besteht, eine Stütze für sie, sollte dem Nachdenklichen nicht so unfaßlich sein. Denn klar erkannte Gemütsbedürfnisse sind schließlich etwas vom Realsten und Kontrollierbarsten, was uns im Leben begegnen kann. Vor-

stellungen hingegen, die unsere Sehnsucht nach seelischem und gedanklichem Welterfassen nicht befriedigen, etwa deshalb weiterzupflegen, weil sie in der umgebenden Gesellschaft herrschende sind, kann nichts Verlockendes an sich haben.

Mit dem Bisherigen wollte ich nur kurz skizzieren, wie auch heute noch in einzelnen Menschen der Unsterblichkeitsgedanke zu einem dominierenden werden kann. Auf was es mir aber hier nur wesentlich ankommt, ist folgendes: Ich möchte untersuchen, wie derjenige, dem der Wiederverkörperungsgedanke, der ewige Zielgedanke ins Herz gedrungen, sich zum Krieg stellt.

Bevor ich aber darauf eine Antwort suchen kann, muß ich der Vollständigkeit halber noch ein Intermezzo einschieben und den immer noch populären Heine'schen Vers hinsetzen: „Sie sangen das alte Entsagungslied, das Eia popeia vom Himmel, womit man ködert, wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel." Das ist der klassische Ausdruck der Opposition des Vulgärverstandes gegen den Unsterblichkeitsbegriff, allerdings gegen einen sehr primitiven, aber doch immerhin gegen den, wie er von vielen Kanzeln allsonntäglich und bei jedem Todesfall verkündigt wird. Und hier ist jene Opposition ohne weiteres berechtigt, denn die Verkündigung, die ganz von einer lebensvollen Entwicklung absieht, und einfach die Toten in einen ereignis-, kampf- und tatenlosen Seligkeitshimmel versetzt, die ein tiefes, aufrüttelndes Geheimnis in eine triviale Glaubensformel umschweißt, die ist allerdings sehr zu bekämpfen. Ich dachte also bei der obigen Entwicklung nur an jene, die beim Unsterblichkeitsgedanken an eine unmittelbare Fortsetzung des diesseitigen seelischen Zustandes denken, allerdings unter wohl völlig andern Verhältnissen. Die sehen im Jenseits keinen prinzipiellen Gegensatz zum Diesseits, sondern nur ein Jenseits der Empfindungsschranke, im Diesseits nur den uns eben wahrnehmbaren Ausschnitt aus einer unendlichen, dramatisch bewegten Entwicklung einem ewigen Ziel entgegen, auch wenn man mit dem Zielgedanken den Gedanken an cyklische Weltperioden verbinden müßte. Die „Welt" tritt so in keinen prinzipiellen Gegensatz zum „Geist", etwa so, daß alles irdische belanglos wäre, sondern sie ist das eigentliche Arbeitsfeld des Geistes, soweit er sich nun eben auf der Erde manifestiert.

Es handelt sich also wohl bei einem tiefer gefaßten Unsterblichkeitsgedanken durchaus nicht um einen Betrugs- und Beruhigungsköder für das Volk und für alle auf irgend eine Weise in ihren Wünschen und Bestrebungen zu kurz gekommenen, sondern um einen aufpeitschenden Gedanken, der allem Tun und Streben, das dem Geiste im irdischen Getriebe Geltung verschaffen möchte, erst die große revolutionäre Wucht verleiht. Ohne Ewigkeitsgedanken ist man allzuleicht veranlaßt, die Dinge aus der Perspektive seines persönlichen Einzellebens zu betrachten und findet den Antrieb nicht, für Dinge einzutreten, die Jahrhunderte brauchen um auszureifen. Ich glaube: Gerade das hat vielen Gesellschaftsumgestaltern gefehlt, daß sie kein

Verhältnis zu irgend einer transzendentalen Orientierung fanden und diese nur spöttisch belächelt hatten. So hat sich mancher, der sich in Weltanschauungsfragen auf einer sterilen Allerweltsskepsis festgebissen, oder auch einem herrschenden Trivialaufkläricht folgte, dafür einem blinden Glauben an den Fortschritt verschrieben. Auch der Sozialismus krankt leider in vielen seiner Hauptvertreter an einem nur materialistisch gemeinten Chiliasmus. Nun meine ich aber: Der Glaube an einen Fortschritt in der Menschheit ohne weltdurchdringendes Daseinsziel ist für Nachdenkliche wirklich etwas Unbefriedigendes; denn man fragt sich, was ein bloß irdischer Fortschritt soll, da doch zweifellos der Existenz der Erde ihr Ziel gesetzt ist und so der ganze Kulturaufschwung erbenlos im Sande verlaufen würde. Für denjenigen, der an kein transzendentales Daseinsziel glaubt, muß in letzter Linie wirklich alles egal und alles erlaubt sein. Das ist der einzige konsequente Pessimismus, von dem aus gesehen wirklich jeder bloß irdische Fortschrittsgedanke als Oberflächlichkeit erscheint. Sieht man aber im Leben ein mystisches Ziel, so wird wiederum die Annahme des Fortschrittsbegriffes fast eine Selbstverständlichkeit, nur läßt sich der Fortschritt dann nicht mehr etwa nach Art der Hegelschen Schule in historischen irdischen Geschichtsbildern aufrollen. Da dann das meiste, was geschieht, jenseits der unmittelbaren Wahrnehmung geschieht, so wäre der Ausblick auf das irdische Getümmel nur dem nach beiden Seiten begrenzten Blick auf ein Stromstück zu vergleichen, auf dem unzählige Wesen einhertreiben. Nimmt man den Fortschrittsbegriff also in durchaus mystischem Sinn, so hat es auch nichts zu sagen, daß wahrscheinlich vor Jahrtausenden in Indien, Griechenland und Palästina Menschen von größerer Geistesmacht gelebt haben, als wir sie heute finden.

Für unser Leben käme nur der wohl unserem Gemütsbedürfnis angepaßte, aber auch durchaus nicht mit der Erfahrung in Widerspruch stehende Gedanke in Betracht, daß das Leben einen tiefen Sinn hat, daß dieser Sinn geistiger Art ist und daß seine höchste Aeußerungsform erkennende, energetische Liebe ist.

Bis dahin mußte ich die Einleitung führen, um das, was ich zu sagen hätte, zu begründen. Versuchen wir uns nun mit aller Energie in die Seele eines Menschen zu versetzen, der derart von dem Unsterblichkeitsgedanken erfüllt ist. Es gibt zweifellos auch heute Unzählige, die in irgend einer oder der andern Form an einen Zusammenhang mit dem Ewigen glauben. Nun stehen sie alle plötzlich vor der aufregenden, brutalen Tatsache des Weltkriegs, in dessen Gefolge das Nationale, Völkische u. s. w. als das eigentlich Heilige im Leben ausgegeben wurde. Aber ich frage: Kann einem klarsehenden Menschen, der in sich die oben skizzierte Orientierung trägt, der also seinen letzten Halt nicht in etwas Vergänglichem sucht, all das ekstatische Rassen-, Nationen-, Staats- und Volksgetue etwas mehr sein als ein furchtbarer, verhängnisvoller Irrtum, als ein großenteils unbewußter oder einsuggerierter geistiger Ueberbau in den Massen aller Länder über

der anarchisch kapitalistischen Weltherrschaft und der nur rückwärtsschauend interpretierten Menschheitsgeschichte? Das wittern ja auch einige feinere Köpfe, die zwar auch dem nationalen Rausch erlegen sind, aber trotzdem ihr Weltempfinden und ihr Menschheitsbewußtsein nicht aufgeben wollen; und die geben sich nun alle Mühe zu beweisen, daß gerade ihr Volk am geeignetsten sei, das mystische, teleologische Menschheitsbewußtsein zu tragen, daß der mystische Fortschritt des Geistes gerade an den Sieg ihres Volkes geknüpft sei. Man spürt aber den Notanker dieser Erklärungsweise zu deutlich heraus, als daß sie sehr starken Eindruck machen könnte. Der im Ewigen verankerte Geistesmensch kann durchaus nur im Ungeistigen und Brutalen den Feind sehen, aber nicht in einem andern Volk, von dem er bei nur einiger Kenntnis doch ganz genau weiß, daß die Geisteswogen dort ebenso hoch gingen und gehen als in seinem eigenen Volk. Auch der ganz einfache, schlichte Mann des Volkes, sofern nur transzendentale Gedanken in seinem Leben irgend eine Rolle spielen, muß sich doch angesichts der plötzlich kategorisch befohlenen Todfeindschaft fragen: Kann denn dieser Haß und diese Feindschaft wirklich einen tiefern Sinn haben? Sind wir beide, ich, dessen heilige Pflicht es sein soll dich zu morden, und du, dessen heilige Pflicht es sein soll mich zu morden, nicht vielleicht zwei suchende Wesen, die möglicherweise tiefste geistige Beziehungen gemeinsam haben? Und wenn etwas Ewiges an uns ist, merkt man diesem Ewigen es denn nach dem Tode noch an, ob es auf Erden in Frankreich oder in Deutschland sich manifestiert hatte? All diese Gedanken, Kämpfe, Fragen und qualvollen inneren Zerwürfnisse sind uralt. Ich bringe ein Beispiel. Vielfach wird in der letzten Zeit wieder ein Buch erwähnt, das trotz seines mehr als zweitausendjährigen Bestehens in seinem inneren Gehalt ewig modern ist, ein Buch, das in seiner philosophisch-dichterischen Gewalt zu den seltensten Werken der menschlichen Geistesgeschichte gehört: Die Bhagavad Gita. Dort steht der Held bewaffnet gegenüber seinen Freunden, Lehrern und Verwandten, und bittere Zweifel peinigen ihn. Er will nicht kämpfen; das Leben erscheine ihm nicht mehr lebenswert, wenn er die von ihm Verehrten getötet hätte. Er begehre weder Sieg, noch Herrschaft, noch Freuden, nur solle man ihn nicht zu diesem ihm widerstrebenden Mord zwingen. Er fragt sich, ob es ihm nicht besser frommen würde, Besiegter statt Sieger zu sein. — Nun kommt die interessante Antwort, die vom Dichter der größeren Wirkung halber, dem erhabensten Gott in den Mund gelegt wird. Der Erhabene belehrt den Helden, es sei unrühmlich, unwürdig, unmännlich, erbärmlich, nicht zu kämpfen und zu töten. Es seien übrigens ja nur die Leiber vergänglich. Der ewige Geist sei unvergänglich, unbegrenzt, der Geist lasse sich nicht töten. Also brauche man auch die im Kampf Getöteten nicht zu beklagen, und es sei nicht weise, um sie zu trauern. Er solle nur ohne Leidenschaft, ohne Haß und Zorn töten, als eigentlich Unbeteiligter nur seine Pflicht tun. Die in uns wohnende Natur zwinge jeden etwas zu

tun. Nur solle man nicht die Frucht seiner Taten begehren, dann nehme die Seele keinen Schaden, selber wenn man noch so viele getötet habe. Man müsse sich dabei nur von aller Selbstsucht frei halten.

Jahrtausende alte Dichtung, die springend voll tiefer Gedanken ist, wirkt merkwürdig auf die Menschen. Ehrfurcht drängt oft genug jeden Gedanken an Kritik zurück, besonders wenn in den Dichtungen Gott und Götter mit größter Sicherheit sprechen. Es sind mir schon eine ganze Anzahl Menschen begegnet, die auf dieser merkwürdigen Dichtung fußend, das Töten und den Krieg verteidigt haben. Immerhin darf man nicht vergessen, daß bei den alten Indern Könige und Heerführer oft auch selbst Sänger und Philosophen waren, oder wenigstens solche immer um sich hatten. Als Könige hatten sie aber ein lebendigstes Interesse daran, daß ihre so seltsam nachdenklichen, philosophischen Inder nicht aus religiösen Gründen dem Kampf auswichen. Was liegt näher, als auch hier bei dieser Beruhigung der uns so sehr verwandt anmutenden Zweifel des grübelnden Helden philosophische Königskasuistik herauszuhören. Dies umsomehr, als der schwächste Teil der Dichtung offenbar der ist, worin ausgeführt wird, was geschehe, wenn er nicht kämpfe. Der erhabene Gott sagt dem Helden, er werde Schande auf sich häufen, er werde verachtet und beschimpft werden „und was ist schmerzlicher als dies?“ Kann aber, frage ich, für einen aufrechten Menschen die Möglichkeit für Ueberzeugungstaten Schimpf und Schande zu ernten, ausschlaggebend sein? Gehört nicht das zweifellos vorausgesehene Ernten von Schimpf und Schande und Todesstrafe zu den ergreifendsten Seiten der Christuserzählung, ist jedenfalls eine Seite, die wir nicht missen möchten? Christus fühlte sich zweifellos auch im Ewigen verankert und war, im Gegensatz zu Moses und den meisten tonangebenden alten Juden, auch voll Unsterblichkeitsglaube. Aus dieser Gegenüberstellung zweier Menschen, die dem Ewigen leben wollten, ergibt sich die Frage: Wer wirkte nachhaltiger? So paradox zweifellos viele der christlichen Forderungen auch erscheinen mögen, so unmeßbar geistige Wirkungen auch sind, so dürfte es doch gewiß sein, daß Unzählige in schwersten innern Kämpfen sich an dem bis in den Tod Getreuen, Liebevollen und Makellosen aufrichteten, ihr ewiges Selbst an ihm stärkten. Auch der Sänger des Bhagavad Gita mag viele beruhigt haben. Aber die Konsequenz seiner Beruhigung liegt doch im Aufnehmen des Todeskampfes, wenn die „Umstände“ es eben gebieten. Die „Umstände“ sind aber doch meist staatliche, militärische, also durchaus ungeistige Mächte. Seine Rethorik ist ein sehr geschicktes Anpassen und Unterordnen unter diese und seine Wirkung eben das Wecken von Leidenschaft, Gier und Zorn in Unzähligen, also das Wecken von dem, was er selbst als den eigentlichen Feind des Geistes bezeichnet. Dies zum mindesten ist die Wirkung, auch das sehr Unwahrscheinliche vorausgesetzt, daß der Held selbst im Kampfgetümmel sich von jeder sinnlosen Erregung freihalten könnte,

daß seine Seele beim Mordhandwerk auf dem Feld der Menschheitsschande nicht verrohe.

Wie nun, kann der an Unsterblichkeit glaubende Geistesmensch wirklich kühl vor dem ungeheuren Todesopfer des Krieges stehn, sich einfach dabei beruhigend, der Geist des Getöteten werde doch nicht von Mord und Tod getroffen, und solche Kriegskatastrophen seien eben bei der Unentwickeltheit der Menschheit noch nötig um neuen fruchtbaren Gestaltungen zum Durchbruch zu verhelfen?

Ist es wirklich nur Weltfremdheit, schwächliche Sentimentalität, Todesfurcht, oder eigensinnige Schwärmerei, eigensinniges Festhalten an einer fixen Idee, wenn das Grauen vor dem gegen unsere Ueberzeugung gehenden, befohlenen Mordzwang stärker ist als jene Ueberlegung? Ist jenes Grauen nicht vielleicht gerade der instinktive Widerstand des Ewigen in uns? Ist jene Ueberlegung nicht am Ende nur nachträgliche Rechtfertigung des sonst Unerträglichen? Handelt es sich nicht vielleicht dabei um ein auf dem Bauch liegen vor unfaßbaren Tatsachen?

Und dann: Ist's nicht auffallend, so erdrückend und ungeheuer die Wucht der Kriegsereignisse auch ist, wie unmeßbar ihre Quantität, wie unsäglich arm dagegen an wirklich fruchtbaren Gedanken, wie eintönig, kurzsichtig, hohl, leer, widersinnig, entstellend und fälschend das weitaus meiste Geistige ist, das der Krieg hervorgebracht, wie gering im Grunde seine Qualität?

Und noch eins: Warum erlebt man von allen Mächtigen, von all denen, die einen wirklichen Einfluß auf den Lauf der Ereignisse haben könnten, die uns auch dem Frieden näher bringen könnten, nie etwas Außergewöhnliches, nie etwas Ewiges, keine befreiende Menschheitstat? Warum weiß man bei all diesen Staatsmännern, Kaisern, Königen, Präsidenten, Ministern, Bundesräten, Diplomaten und Kriegsbankiers immer schon zum voraus, wie sie ungefähr reden und handeln werden? Warum wird nie einer von ihnen von dem ungeheuren Geschehen zu etwas Außergewöhnlichem hingerissen? Und wenn es auch scheinbar naiv und lächerlich in ungewohntem Stammeln herauskäme, würde es nicht viel wohltuender und befreiender wirken, als alle die unheilvolle, gerissene Diplomatengeschwätzigkeit? Warum machen all jene, die es doch nicht nötig hätten, meist nur den Eindruck von Hampelmännern, die im Netz blindwütender Ereignisse zappeln?

Ich will nun nicht meinerseits mit Sicherheiten schließen. Jeder muß am Ende im Chaos sich selbst zurechtfinden. Aber es ist doch eine etwas starke Zumutung zu glauben, daß aus dem Massenmord das Ewige wachse. Und selbst wenn Gutes kommt, so kommt es eben nur aus Opposition gegen ihn, aus Opposition gegen alles, was ihn letzten Endes verursachte, seien die Ursachen nun mehr äußerlicher Art, wie die unbeherrschte, zügellose Weltwirtschaft, oder mehr innerlicher Art, wie die unbeherrschte, zügellose Menschenseele.

U. W. Züricher.

Glaube.[1]

Röm. 8. 38, 39.

Liebe Freunde! Was ist das für eine Glaubenszuversicht, die aus diesem Worte spricht! Ja, wenn wir auch wieder so glauben könnten, es wären alle Rätsel und Schwierigkeiten des Lebens gelöst. Aber wir haben uns auf Grübeleien eingelassen, zerbrechen uns den Kopf über all die Fragen, die unser Leben beschweren, kommen über seine Härten nicht hinaus und bleiben daran kleben. Wir drehen zum hundersten Mal Gedanken, wie diese in unserm Kopf herum, wie reimt sich denn alles Elend, alle Armut, alle Krankheit, die Schrecken des Krieges mit dem Dasein eines liebenden und gerechten Gottes. Wenn Gott leben würde, so dürfte es doch keine solchen Ungerechtigkeiten und keine derartig entsetzlichen Dinge, wie diesen Krieg geben! Und was sollen all die Kranken? Predigen sie etwa ergreifend die Güte und Liebe Gottes? Oder sind sie nicht viel mehr ein Beweis, daß Güte und Liebe nur leere Einbildungen unserer Phantasie sind, denen in Tat und Wahrheit nichts entspricht? Wahrlich nur ein oberflächlicher Mensch kennt solche Gedanken nicht! Aber nun, Freunde, kommen sie, die meinen sie wollten Gott noch einen Gefallen erweisen, indem sie den armen geplagten Menschen sagen, seht, Gott schickt euch Leid und Krankheit, Not und Sorge. Er will euch damit etwas zeigen. Und ihr sollt anstatt aufzumurren in seiner Schule stille halten und Gott noch dafür danken, daß er euch erziehen und läutern will. Ach, Freunde, wenn wir nur spürten, was für eine furchtbare Gotteslästerung wir damit aussprechen! So will also Gott tatsächlich Ungerechtigkeit, Leid, Krankheit, Krieg? Will er das Schlechte, das Uebel im Dienst unserer Erziehung verwenden, oder uns gar strafen, uns elenden, kleinen Menschen, er der so hoch erhaben und so unendlich groß und weit ist. Was müßten wir von einem solchen Gott denken? Ich muß gestehen, einem solchen willkürlichen Gott, wollte ich keine Stunde länger dienen. Meine Freunde, dieses entsetzliche wollen wir nicht mehr glauben. Wir lehnen uns auf dagegen. Nicht aus Gründen des Verstandes, nicht aus Sentimentalität, sondern einzig und allein darum, weil uns in Jesus ein anderer Gott entgegentritt und es ist immer ein Abfall vom Christentum, wenn man Unglück, Leid, Krankheit, Krieg, den Willen Gottes nennt. Wer so redet, für den hat Jesus umsonst gelebt. Wir wollen uns darum heute fragen, wie uns denn Jesus von Gott denken lehren möchte.

Liebe Freunde! Was sollen denn Unglück und Leid, die uns Menschen so plagen und heimsuchen, die uns quälen und martern und zur Verzweiflung bringen? Was soll all das Mißverstehen im Leben, was soll der Kampf ums Dasein? Woher kommt es, daß Tausende im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen müssen, während

[1] Predigt, gehalten am 15. August in Dießbach bei Büren.

einige wenige in frevlem Leichtsinn und in Genußsucht verprassen dürfen, was ihnen andere erworben haben. Woher kommt es, daß Ungezählte in düstern, ungesunden, feuchten Wohnungen ein elendes Dasein führen müssen, während wenige Schritte davon entfernt eine Villa mit modernstem Komfort steht? Woher kommt es, daß so namenloses Leid und Unglück über die Menschen kommt, daß Krankheiten sie heimsuchen? Warum müssen nun in diesem Krieg zahllose, unschuldige Opfer verbluten und millionenfaches Elend über die Häuser und Familien und ganze Völker kommen? Ja Freunde, woher, wozu, wieso muß das alles sein? Schwere Fragen, drückende Fragen und für den frommen Menschen besonders drückend und schwer. Und nun lacht man über uns, spottet über uns: Wo ist denn nun da euer Gott? Wie könnt ihr ihm noch weiter dienen? Was seid ihr auch für Narren. Wer wollte auch einem solchen Gott gehorsam sein? Und haben sie denn nicht recht, die, die so reden? Es ist allerdings eine recht bequeme Sache, die Lösung all der Rätsel in einem Gott, dessen Wesen Willkür ist, zu suchen. Aber seht ihr es denn nicht, was für Grausamkeiten, was für Greuel ihr damit Gott zuschreibt. O auch ich kann es nicht mehr mitanhören, wenn wir Gott so entehren und verleumden! Wer Gott solche Willkür zuschreiben kann, der spielt mit Gott und macht nicht ernst mit ihm. Was hat denn Jesus von all den Leiden, dem Unglück, den Krankheiten gesagt? Auch damals schon war das Menschengeschlecht von ihnen geplagt. Da kann sich doch Jesus ihnen verschlossen haben. Er hat wenig gesagt! Seine einzige Rede war immer, wenn ihr Glauben hättet, so würdet ihr frei davon sein. Und umso mehr hat er geholfen, geheilt und seine Mitmenschen nicht mit schwächlichen Trostworten für ein paar Stunden aufgerichtet, sondern er hat ihnen den großen Gott gezeigt. Wie manchen unter ihnen hat er so von Leid und Trübsinn befreit, weil er einsehen lernte, Gott ist so groß und so herrlich, was hat daneben mein bischen Unglück zu bedeuten. Die Hauptsache in meinem Leben ist doch nicht, daß ich leiden muß, sondern daß Gott lebt, wirklich tatsächlich lebt. Und wenn er lebt, dann ist es ja gar nicht wahr, nur scheinbar wirklich, daß ich leide. Gott lebt, das ist die einzige Wahrheit, die es gibt. Sein Wesen ist Güte, Gnade, Liebe, nicht Ungerechtigkeit und Willkür, Zorn und Tyrannei. Darum ist alle Ungerechtigkeit, alles Leid, alle gekünstelte Ungleichheit unter den Menschen nicht sein Wille. Er will keine kranken, leiden, ungesunden Menschen, keine die in feuchten Wohnungen dahinsiechen, sondern eben nur solche Menschen, die als fröhliche und selige, freie und frohe Brüder seine Kinder sind. Er will auch keine sündigen schlechten, sondern gute, sich liebende und dienende Menschen. Das hat uns Jesus gezeigt!

Aber wo erblicken wir etwas davon? Wo ist etwas zu sehen von diesem Gotteswillen. Da hat uns nun eben Jesus gesagt: Es regiert allerdings die Sünde, das Böse, das Geld, ihr lebt jetzt in einer Welt, wo man sagt, das gehört mir und jenes dir, aber ihr seid

nicht darin eigentlich zu Hause, das ist gar nicht eure Heimat, sondern tief in euch allen schlummert die Sehnsucht, aus all dem Schlechten, von all dem Geld, dem Unrecht erlöst und befreit zu werden: Das Reich Gottes ist inwendig in euch. Und was ihr in euren besten Augenblicken in der Tiefe eures Herzens ersteht und schaut, das ist wahr. Gott lebt und Gnade und Güte und Liebe, Gerechtigkeit und Frieden, Wahrheit und Recht leben darin, sind die Wirklichkeit und was euch jetzt gefangen hält, Leid, Sünde, Unrecht, Tod und wie ihr es alles nennt, gehört einer Welt an, die aus Gott herausgefallen ist, die gottlos, finster und elend ist, die aber, weil Gott lebt, von euch gar nicht beachtet zu werden braucht. So ist eigentlich die frohe Botschaft Jesu, die eine und einzige Wahrheit, daß Gott lebt und daß unsere Welt von ihm abgefallen ist, daß er sich aber der elenden, sündigen Menschheit erbarmt hat und ihr in Jesus hat verkündigen lassen, ich lebe und mein Wesen ist Liebe und Güte und die gefallene Welt, samt Sünde und Tod wird vergehen, aber ihr seid meine Kinder, die ich aus all dem Jammer, dem Elend, der Ungerechtigkeit herausreißen will, daß ihr über sie erhaben seid. So sehen wir denn nun auf einmal, wie wir frei werden können, von Krankheit, Not und Tod, von Sünde, Mammon und Unrecht. Nicht dadurch, daß wir uns darein ergeben, als in den Willen Gottes, sondern nur dadurch, daß wir wieder an den Gott des Evangeliums Jesu, der lauter Güte, Gnade, Friede, Gerechtigkeit und Liebe war, ist und sein wird, glauben lernen. Denn jetzt glauben wir eigentlich alle, du und ich, nicht mehr an diesen Gott, sonst könnten wir nie mehr so etwas entsetzliches sagen, Gott sende uns Leid und Unglück, um uns zu prüfen und zu läutern. Allerdings bedürfen wir der Läuterung und Erlösung, aber sie liegen nur darin, daß wir, was wir tief in uns selber tragen und was uns Jesus zum Bewußtsein gebracht hat, glauben, daß der Vater mit seiner herrlichen Welt lebt und wir darum seine frohen und seligen Kinder sind. Ach daß wir es wieder glauben könnten mit der Wucht und mit der Kraft, die uns aus unserem Textwort entgegentritt, wahrlich wir wären nicht die schwächlichen, feigen, mutlosen, verzagenden, ängstlichen Menschen, wir wären Helden, wie Paulus selber einer war, die mit einer königlichen Verachtung an Leid und Unglück, an Geld und Tod vorübergingen, weil das alles ja nichts bedeutet neben Gott!

Aber indem wir so reden, müssen wir uns doch fragen, woher kommt denn all das Leid, das Unglück, die Ungerechtigkeit und Krankheit, wenn sie doch nicht von Gott kommen und sein Wille sind. Eine alte Frage und die Antwort, die wir zu geben haben, wird manchem bequem und veraltet vorkommen. Mir ist es eine sichere Tatsache. Gerade weil wir — wir alle — im tiefsten Herzensgrund unzufrieden und unglücklich sind in der jetzigen Welt, weil wir uns in ihr nicht heimisch fühlen können, darum braucht es wahrlich nicht viel Scharfsinn um sich zu sagen, daß wir in einer verdorbenen, unsern wahren

und tiefsten Bedürfnissen widersprechenden Welt leben. Was ist doch das für ein Unsinn im Grunde, daß wir um das goldene Mammonskalb tanzen und tanzen müssen, daß Menschen aufeinander schießen, daß so viele leiden müssen und oft ein ganzes Leben lang eine Krankheit herumtragen. Tief in uns spüren wir, daß das nicht richtig ist, daß auch alles Schlechte an uns etwas ist, das sich wie eine Zwischenwand zwischen uns und das, was wir eigentlich im tiefsten Grunde alle glauben müssen und hoffen eingedrängt hat. Es ist eine gefallene, in ihrem Kern verdorbene Welt, in der wir leben. Sie ist aus Gottes Vaterhand herausgefallen und eine andere Macht, das Böse — sagen wir es nur deutlich und derb, wer den Mut hat, darf ja über uns lächeln — der Satan hält unsere Welt in seinen Klauen. Darum ist alles so schlecht, so krank, so sündig, so heillos. Darum ist auch alle Arbeit an ihr so unnütz und vergeblich und kommt nie an ein Ziel. Wir begreifen, wenn es Menschen gibt, die an allem verzweifeln und alles Schwarz in Schwarz sehen. Und wer zur „schönen" Natur seine Zuflucht nehmen wollte, der muß bald einmal erfahren, daß auch sie uns keinen dauernden Trost zu gewähren vermag. Warum muß sich der Rabe von den Augen des jungen Hasen nähren, warum leben die Vögel von den harmlosen Mücken und preisen etwa die Würmlein, die sich in ihren Schnäbeln winden, die Güte und Liebe Gottes? Auch da wieder die großen Fragezeichen, die qualvollen, beängstigenden Dinge, die uns auch in der Menschenwelt begegnen und unter der schillernden Decke schlummert die alte Frage, das alte „wozu denn?", dasselbe „warum?". So ist hier auf dieser gefallenen, schlechten Welt kein Licht zu finden, das uns die dunkle Nacht erleuchten könnte? Es gibt ein Licht und das ist nun eben Jesus, der uns helfen will an Gott zu glauben, daß wir die alte Satanswelt verlachen können. Wohl sehen wir Gott und Welt in furchtbarem Kampf, im Entscheidungskampf liegen. Wir sehen, wie gerade jetzt die Hölle ihren ganzen Troß aufgeboten hat, um Gott aus dem Feld zu schlagen — denn woher kämen sonst die entsetzlichen Mordwerkzeuge, woher kämen all die unheimlichen Mächte, die uns immer wieder aufs neue in die schlauesten und bestberechneten Fesseln zu schlagen vermögen, wenn nicht dorther? Woher kämen Neid und Selbstsucht, Sünde, Unrecht, Krankheit und Tod? Alles aus derselben Wurzel, aus der Macht des Bösen, die diese Welt nun regiert. Aber das möchte uns nun eben Jesus glauben lehren, daß Gott Sieger bleibt über die Welt und alles Böse, und daß die, die wirklich an Gott glauben, schon jetzt von der Finsternis und all den Mächten befreit sind, damit gar nichts mehr zu tun haben und sie verachten können.

Ich glaube, das ist der tiefste und beste Trost, den man Menschen verkündigen kann. Oder meint ihr, es sei den Menschen geholfen, wenn wir sie damit trösten, daß wir ihnen sagen: Ihr müßt nun eben euer Leid und eure Krankheit aus Gottes Hand annehmen und auch den Krieg mit seinem Leid ertragen? Seid geduldig und ergebt

euch in euer Geschick! Machen wir ihnen damit nicht ihre Last und ihr Leid nur viel, viel schwerer. Sie bleiben doch darin stecken und müssen es hin und her drehen und in ihrem Innersten, da bäumen sie sich doch dagegen auf, daß das nun der Wille Gottes sei. Und sollen sie ihrer innersten Stimme nicht Glauben schenken dürfen? Sollen sie es Jesus, der alle Krankheit und alles Leid überwand, nicht glauben dürfen, daß Gott nichts damit zu tun hat und daß es nur das Wesen der verdorbenen Welt ist, die es erzeugte? Dann erst sind sie erlöst und befreit mit ihrer Qual, wenn sie wissen, Gott will nur Liebe und Güte über seine Kinder ausgießen, er ist viel größer und wahrer als alles Uebel und alles Schlechte, er lebt und baut sein Reich auch jetzt aller Sünde und allem Bösen, aller Krankheit zum Trotz, wenn sie wissen, wir dürfen schon jetzt seine Kinder sein, was vermöchte uns von seiner Liebe zu scheiden, die uns Jesus gebracht. Jedenfalls nichts von all dem furchtbaren und entsetzlichen, das die jetzige aus Gott gefallene Welt uns antun kann. Dann wird es wirklich Wahrheit, was im Johannesbrief geschrieben steht, unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Aber wie halten wir's denn? Wir glauben doch an Gott, nicht wahr? Aber selbstverständlich, so sagt ihr gewiß. Aber warum rennen wir denn dem kalten, harten Gelde nach, in einer Gier, die niemals ihre Sättigung findet? Warum krallen wir die Hände über unserem Besitz zusammen und wollen ihn alljährlich noch vermehren, warum dürfen in der Erntezeit mancherorts die Kinder der Armen die Resten von den Stoppelfeldern nicht einmal mehr auflesen, warum jammern und klagen wir über die böse Zeit, warum treiben wir unsern Wucher mit Lebensmitteln, warum verzagen wir, wenn uns eine Krankheit anfällt, warum wehren wir uns so verzweifelt für unser Recht? Warum denn das alles und noch viel mehr? Etwa, weil wir an Gott glauben? Nein, weil wir nicht an ihn glauben, weil wir mit Gott unser Spiel treiben und seine Verheißungen nicht ernst nehmen. Darum ist hier alles so verkehrt und schlecht. Es fehlt uns der Mut der Entscheidung. Ganz Gott oder ganz Welt. Wir halten's lieber mit beiden. Ein wenig Himmel und ein wenig Hölle, ein wenig Liebe und ein wenig Haß, ein wenig Recht und ein wenig Unrecht. 's ist schlauer und bequemer so, nicht? Oder ist nicht gerade das der Grund, daß wir so unsicher, so lau und lendenlahm, so ängstlich sind, daß wir so rasch verzagen und an allem verzweifeln? Seht seit neunzehnhundert Jahren wartet nun Gott darauf, daß wir die frohe Botschaft, daß er lebt und ist, glauben, er wartet darauf, daß wir uns erlösen und befreien lassen wollen, aber es ist, wie wenn uns eine unselige Kette an diese Welt binden würde und sie hindert uns daran, es einmal nur mit Gott zu wagen. Wir haben dann sofort wieder Angst fürs Geld und für unsern Besitz, wir lassen uns von Krankheit und Leid darniederhalten, anstatt daß wir sagen, was geht mich das alles an, Gott lebt und wird darum auch mich in seine Welt ziehen

und zu seinem Kind machen. Mir ist wichtiger ein Gotteskind zu sein, als alles was die Welt mir bietet oder mir in den Weg legt und mir nimmt.

Ja, Freunde, das ist es, was uns Jesus lehren möchte, diese eine einzige Wahrheit, daß unser Vater wirklich lebt. Würden wir es tatsächlich glauben, die alte Welt müßte daran vergehen und das gewaltige Pauluswort würde auch unser Bekenntnis: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserem Herrn.

Ja, Herr, hilf uns zu diesem großen Glauben! L.

Zur Diskussion über das Genossenschaftswesen.

II. Produktivgenossenschaft.

Die Ausführungen von Staudinger im Januarheft der „Neuen Wege" über das Thema „Der Genossenschaftsgedanke", worin angeregt wird, die Konsumgenossenschaften sollten allmählich zur Produktion übergehen, geben mir Veranlassung, mich speziell über diesen Punkt zu äußern.

Im Frühjahr 1915 demonstrierten die Arbeiter wegen Lebensmittelteuerung. Kurz vorher hatte die Großschlächterei Bell A.-G. in Basel, deren Hauptaktionär der Verband schweizerischer Konsumvereine ist, in landwirtschaftlichen Zeitungen Futterkuchen zum Kaufe angeboten und die Stadtmühle Zürich, die der Mühlengenossenschaft des genannten Verbandes gehört, verkauft, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, den größten Teil ihrer Futtermittel an landwirtschaftliche Genossenschaften. Wie reimen sich solche Tatsachen zusammen? Weiß man in Konsumentenkreisen nicht, daß es eine industrielle Lebensmittelproduktion gibt, die nur in beschränktem Maße an den bei uns teuern Boden gebunden ist, und deshalb auch von Konsumgenossenschaften ganz wohl an die Hand genommen werden könnte.

Frägt man die Bauern, ob es rentieren würde, mit lauter gekauften Futtermitteln Schweine zu mästen, so sagen sie durchweg nein. Tatsache ist jedoch, daß die Zahl der Schweine in der Schweiz innert 50 Jahren sich um rund 87% vermehrt hat. Es sind aber in der Hauptsache nicht die Bauern, die eigene Futtermittel haben,

welche die Vermehrung hervorbrachten, sondern die Sennen, die gar keinen Boden haben und alles Futter kaufen müssen. Daß die Schweinemastbetriebe der Sennereien zum mindesten rentieren können und sogar sehr gut rentieren können, beweisen die Jahresrechnungen der Molkereischule Rütti bei Zollikofen. Man sagt zwar, das Hauptfuttermittel, die Molke, sei ein landwirtschaftliches Abfallprodukt und die Rentabilität der Schweinemast beruhe darin, daß die Molke im Verhältnis zur Nährwirkung billig sei. Was den letzteren Punkt betrifft, so gehen die Ansichten der Praktiker auseinander. Dem Nährstoffgehalte nach ist sie in normalen Zeiten nicht billiger als andere Futtermittel.[1]) Die Schweinebestände haben sich in den Sennereien in den letzten Jahren in stärkerem Maße vermehrt als die Molkereiabfälle, doch offenbar deshalb, weil die Sennen herausfanden, daß es ihnen rentiere, Futtermittel zu kaufen. Der wahre Grund der Rentabilität der Schweinemastbetriebe in den Sennereien wird uns wieder durch die Zahlen der Molkereischule Rütti verraten; er heißt: gutgeleiteter Großbetrieb.

Da stehen wir also vor einem Gebiete, das ganz wohl auch von Arbeiterkonsumgenossenschaften betreten werden könnte. Meines Erachtens wäre es vorab Sache der Mühlengenossenschaft der Schweizerischen Konsumgenossenschaftsverbandes, die Sache an Hand zu nehmen. Der Landwirtschaft würde dadurch kein Schaden zugefügt. Soweit die Schweinemast Nebenzweig der Landwirtschaft ist, bleibt sie immer konkurrenzfähig, weil sie Abfälle verwertet, die nicht einmal einen Verkehrswert haben. Bei der industriellen Mast ist es für die Rentabilität ganz gleichgültig, ob der Geschäftsinhaber Bauer oder Senn oder Arbeiterkonsumgenossenschaft oder landwirtschaftliche Genossenschaft heißt. Sie hängt in allen Fällen von den gleichen Faktoren, hauptsächlich aber vom Verhältnis zwischen Futtermittelpreis und Fleischpreis ab. Uebrigens hat die Stadt Winterthur einen solchen Betrieb eingerichtet und, wie man hört, mit Erfolg.

Wie mit der Schweinefleischproduktion wäre es auch mit der Eierproduktion; industriell betrieben, wäre sie lohnend. Zwar behaupten die Autoritäten auf dem Gebiete der Geflügelzucht mit wenig Ausnahmen das Gegenteil.

Manches kleine Heimwesen in etwas abgelegener Gegend, immerhin noch an guter Landstraße und nicht gar weit von Bahnstationen entfernt, wäre billig erhältlich, weil das jetzige Einkommen, nachdem frühere Nebeneinnahmen verschwunden sind, zu einem

---

[1]) Vor dem Kriege wurde die Molke, die aus 100 Kilo Milch entsteht mit Fr. 1—1.20 berechnet d. h. um diesen Betrag wurde die Milch teurer bezahlt als da, wo unter sonst gleichen Verhältnissen die Molke von den Bauern zurückgenommen wird. In der Molke kam das Kilo Stärkewert (eine Einheit, nach der der Wert der Futtermittel berechnet wird) auf 27—30 Rp., im Gerstenschrot auf 25 Rp. und im Maisschrot auf 23 Rp.

menschenwürdigen Dasein nicht mehr hinreicht. Dem Besitzer wäre eine Arbeiterkonsumgenossenschaft als Käufer ebenso lieb wie der „Heimenhändler". Er will nicht in die Fabrikgegend ziehen, weil er dort ein Paradies erwartet, sondern weil er keinen andern Ausweg sieht. Er bliebe recht gern am bisherigen Orte, wenn ihm ein sicherer Minimallohn, Arbeit mit Interessenbeteiligung und Mitgliedschaft an einer Genossenschaft in Aussicht stünde. Für industriellen Betrieb der Schweine- und Geflügelhaltung würden solche Heimwesen Bodenfläche genug bieten.

Man hat Beispiele, wo jene Arbeiter, die etwas Grundbesitz haben, sich auf das Gebiet der gemeinsamen Produktion wagten. Das waren von vorneherein verfehlte Unternehmungen. Das mit 10- bis 50-fränkigen Anteilscheinen zusammengebrachte Kapital war viel zu klein, um etwas Rechtes damit anzufangen. Aber gut fondierte Konsumgenossenschaften können mit Erfolg ins Gebiet der Produktion hinübergreifen. Nach und nach könnten sie sich auch an Landerwerb und an den Betrieb eigentlicher Landwirtschaft wagen. Wenn auch für den Anfang nicht viel zu erreichen wäre, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß Genossenschaften die einmal erworbenen Produktionsmittel nicht immer aufs Neue zu immer höhern Preisen kaufen müssen. Dies sicherte ihnen in der Folge den Vorsprung über die Privatbetriebe. R. Rüegg.

Deutsche Stimmen.

1.

Sehr geehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie bitte, wenn ich den Ihnen vor längerer Zeit bereits angekündigten Brief lange hinausschieben mußte. Die Möglichkeiten zum ruhigen Schreiben sind hier recht gering.

Einige Monate bin ich jetzt draußen an der Front — anfänglich Beteiligung an der großen Offensive, jetzt im Stellungskrieg. Aber mitten im Kanonendonner und Gewehrgeknatter werde ich ein Bild nicht los, dem meine ganze Arbeit bereits in Friedenszeiten gehörte: ein Kreis reifer Männer in feierlich gestimmtem weitem Raum, Harmonium oder Orgel begleitet den volltönenden Gesang von „Brüder, reicht die Hand zum Bunde", „Freude, schöner Götterfunken" und „In diesen heiligen Hallen". Ein weltliches Ideal, aber getragen von der Anerkennung der inneren Menschenwürde, von der Bruder-, Freundes- und Feindesliebe (weil man dem Feind vergibt, Mozart). Solche Feier und gegenseitiges Gelöbnis zu edlem Tun und Handeln, Arbeit an sich und anderen. Sie hat die tiefsten Wurzeln ebenfalls in

der Religion. Dieses Freimaurer-Ideal als einen konkreten Ausdruck einer idealen Menschheitszukunft werde ich hier draußen nicht los. Und ich muß sagen, ich persönlich habe hier mitten im Kampfgetöse wie auch im Frieden keine Feinde. Ich bin mir nicht bewußt, jemals mit einem Menschen einen persönlichen Streit gehabt zu haben, der in irgend einer Form den Charakter der Feindschaft getragen hätte. Auch sonst stehe ich seit Jahren in den vordersten Reihen derer, die einer neuen Menschheit den Weg bereiten und das „dritte Reich" der Erfüllung nahe bringen wollen. Sie wissen, daß ich ein sehr enges Verhältnis habe zu Dr. Eugen Heinrich Schmitt, dem modernen Gnostiker, der von der Schwester Nietzsches, Ed. v. Hartmann und Tolstoi als der überragendste und genialste Denker der Gegenwart bezeichnet wird. Sodann verfolge ich seit Jahren mit lebhaftem Interesse die Arbeit von Ihnen und Ihren Freunden, von denen ich einige persönlich kenne, sowie alle ähnlich gerichteten Bestrebungen Einzelner oder geschlossener Bewegungen in Deutschland und, soweit möglich, im Auslande. Ich glaube im vollen Sinne des Wortes die geistige Struktur unseres Zeitalters zu kennen. Persönlich befinde ich mich, was die Gegenwart anlangt, etwa in der Lage, die Sie im Juliheft der Neuen Wege schildern, der unbedingten Anerkennung des ethischen und religiösen Grundsatzes und auf der andern Seite des Doch-mittun-müssens gegen die innere Ueberzeugung. Und doch will ich von einer andern Seite eine Rechtfertigung versuchen, die in dem Charakter der Zeit begründet liegt. Wie Sie selbst mehr wie einmal hervorgehoben haben (Juni 1913) und wie jedem psychologischen Beobachter ohne weiteres klar, trägt unsere Zeit vor allem die Symptome der Zersetzung. Alle Werte der Vergangenheit sind ins Wanken geraten und werden in Zweifel gezogen. Alles Leben und Erleben ist nicht unmittelbar, sondern oberflächlich und reflektiert. Und da, wo alles andere fragwürdig geworden ist, greift man zurück auf das Beste und Heiligste, das man kennt: den Volksmythus der Vergangenheit, der in kindlich-naiver Weise unmittelbares, unreflektiertes Leben darstellt, noch dazu ein Leben, das der eigenen Seele verwandt ist, weil aus ihr das Volkstum Kraft zu seinem ganzen bisherigen Werdegang schöpft. Dieses Zurückgehen auf Unmittelbarkeiten der eigenen Kindeszeit im Volkstum stellt einerseits eine Verjüngung der Völker dar, erklärt aber anderseits den hochgespannten Nationalismus der Gegenwart. Aus dem Ethnos schöpften alle bedeutenden Männer des Volkes ihre Kraft zu schöpferischen Leistungen selbst da, wo sie sich wie Fichte zuletzt gegen jede Volkssitte stemmten vom Standpunkt einer unbedingten Sittlichkeit aus (Ethos gegen Ethnos). Und gerade gegenwärtig erleben wir es in Deutschand, daß eine ganze Reihe von Bewegungen eine ausgesprochen „deutsche" Religion wollen (darüber gern einmal mehr). Wir wissen zwar durch Bastion (dem Berliner Ethnologen) von „Elementargedanken der Menschheit" (Polynesier, Patagonier, Irokesen u. a.) deren mystische Gebilde in künstlerisch-naiver Weise dasselbe ausdrücken, wie die her-

vorragendsten Gedanken und Kunstgebilde der Neuzeit (z. B. Hegel, Fichte, Goethe), aber wir wissen ebenfalls von Bastion, daß all diese Elementargedanken umrankt sind und Leben gewinnen durch die „topographischen Bedingnisse", dem Ethnos des Volkes. Das Seelenleben des Volkes gab die eigentliche Gestaltungskraft, diesem Gedanken Ausdruck zu verleihen, und zwar dem Ausdruck, den die Zeit verstand. Und hier war ja nach der geistigen Reife des Volkes der Weg zur Vollendung und Höherentwicklung vorgezeichnet. Greift also ein Volk auf diese allerersten Volkswerte zurück, so ist es nichts anderes als ein Besinnen auf sich selbst, auf den ihm eigenen Rhytmus innerhalb der Menschheit und ein Kräftesaugen aus dem schöpferischen Born seiner eigenen Seele. So wie der Einzelne die Frage nach seiner Bestimmung aufwirft und sie beantwortet findet in der Selbsterkenntnis, so ein Volk, das in dem vor Jahrhunderten naiv aus der Volksseele heraus geschaffenen Mythus nun bewußt jene ursprünglichen Keime erkennen, sie entfalten und zu vollem Leben entwickeln will. Das bedeutet doch kein Zurückfallen in ein Barbarentum, ist doch kein überwundener Standpunkt, wie es in den N. W. manchmal heißt. So verstanden Herder und Schiller, Fichte und Lagarde Volkstum und vor allem das deutsche Volkstum. Warum dann sonst all unsere Märchen- und Mythenforschung und die Verwertung solcher Stoffe in unserm großen Kunstschaffen der Neuzeit (Wagner, Hebbel u. a.)? Wenn auch das Beispiel nicht ganz zutrifft, so müssen Sie doch auch zugeben, daß Ihre Anlehnung an das Urchristentum ebenfalls ein Zurückgreifen auf ursprüngliche Werte gegenüber dem oberflächlichen und reflektierten Staats- und Kirchen-Christentum darstellt und daß Sie dieses, ohne seinen innersten Kern zu verleugnen, umprägen für unsere Gegenwart.

In dem gegenwärtigen Kriege nun sind nicht Völker sondern Staaten zur gegenseitigen Vernichtung aufeinandergeplatzt. Es handelt sich auch nicht eigentlich um Völkerfragen, sondern um Wirtschaftsfragen. Und doch sind wir auf dem Wege dazu gewesen, die rein rechtliche und wirtschaftliche Organisation, die den Staat ausmacht, allmählich umzuwandeln in Volksverbände, denen die geistige und religiöse Weiterentwicklung eigenste Angelegenheit ist. So kam es, daß bei Ausbruch des Krieges man überall das Volkstum bedroht sah. Tausende, die bisher philisterhaft ihr Oberflächendasein lebten, lebten plötzlich auf, sahen in der Not des Volkes ihre eigene Not und ahnten etwas von Höhen und Tiefen des Daseins, die sie bisher nie gekannt. Wenn auch die anfängliche Kriegsbegeisterung vielfach einer Art Massensuggestion entsprach, wo der Einzelne ohne sein inneres Zutun auf eine immerhin höhere Stufe gehoben wurde (das Gegenbeispiel die französische Revolution, wo an und für sich edle Charaktere unter der Massensuggestion zu notorischen Verbrechern wurden), so gilt doch als Gesamtergebnis, daß die Grenze des engen Selbst fiel und die Menschen an und für ihr Volkstum lebten und Opfer brachten. Diese letzten Gedankengänge sind Ihnen bekannt, sie werden vertreten von Traub,

Dr. Joh. Müller und andern, vor allem den „Kriegstheologen". Aber darin gehe ich unbedingt mit Ihnen, daß es über dem ein Edleres, Höheres gibt, das aus unbedingt ethischen und religiösen Quellen fließt. Und daß es dann, wie eingangs erwähnt, zu Spannungen kommen muß, wenn man mit dem einen Schritt schon in einer Welt steht, wo Kriege, Hader und Zank unmöglich sind von der Warte einer höhern Einheit aus, die über den Völkern steht. Ich habe vorhin von Ethnos und Ethos gesprochen, das wohl immer in einem Gegensatz zu einander steht, trotzdem es im Grunde genommen aus derselben Quelle fließt. Aber dieser Gegensatz ist auch ausgeprägt im einzelnen Menschen und wird wie in diesem Kriege meist zu Gunsten des Ethnos entschieden, des augenblicklich Gefährdeteren. Ja, die Frage ist es, die zur brennenden im ganzen Kriege geworden ist, wo man für das Ethnos kämpft, um das Ethos für die ganze Menschheit zu retten. Nicht nur das eigene Volkstum. Aber auch, wer über den Parteien steht, sieht in dem gegenwärtigen Kampfe das Zusammenbrechen alles Halben, Unechten, Falschen und erhofft von der Zeit, die nach dem Kriege folgt, die neue Kultur der Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Für mich ist nun brennend die Frage, wie weit die Einzelnen in solch indifferenten Zeitaltern frei sind, sich absondern können und für sich leben oder durch irgendwelche Bande dennoch, oft in Widerspruch zum eigenen Ideal, zur eigenen Ueberzeugung, mit der Zeit leben müssen. Ich bin oft schon vor Ausbruch des Krieges hingedrängt worden zu einer durchaus fatalistischen Lebensanschauung, wenigstens in bezug auf mein bisheriges Lebensschicksal, wo manches, was mir in meiner Jugend einmal vorschwebte, fast ohne mein Zutun in Erfüllung gegangen ist. Auch von meinem zehnten Jahre an hatte ich so ein Vorgefühl von einem kommenden Weltkrieg, in dem ich mitten darin stecken würde. Das in bezug auf mein Schicksal, und doch vertrete ich nach außen die Lehre vom freien Willen (im Sinne Fichtes in seinen Reden an die deutsche Nation). Reden wir vom freien Willen, so reden wir von sittlichen Grundlagen und von Selbstbestimmung. Wie nun im Leben der Völker, wo ebenfalls diese Grundlagen (im strengstem Sinne des Wortes) und diese Selbstbestimmung bisher nicht vorhanden war? Können und dürfen wir richten von einem Standpunkt aus, der uns erst nach unsäglich viel Mühe und Arbeit und Irrtum in leuchtender Klarheit aufgegangen ist oder müssen wir nicht auch hier von einem Gesetz der Kausalität sprechen, von Ursache und Folge ohne unser Zutun, wo das Schicksal der Völker ebenfalls fatalistisch bedingt ist, auch die Kriege? Oder gehn wir einen Schritt weiter: Ist nicht der Zustand vollkommenster Religiosität und der Verwirklichung der absoluten Sittlichkeit ein *Endziel*, das Ergebnis neuer langer *Entwicklung*? Sind es nicht *Ideale*, von deren unbedingter und baldiger Verwirklichung wir fest überzeugt sind? Sind uns nicht Christentum, Fichte (Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters: 5. Zeit) Ibsen und alle die uns das dritte Reich weisen, eben *Wegweiser* und nicht Richter? Und ist nicht

der ganze Weg der Menschheit ein Weg aus Nacht zum Licht, aus der Tiefe zur Höhe oder, mit Schmitt zu reden, ein Sonnenaufgang des Geistes, der Vergöttlichung des Menschen? Aber da, wo wie in der Gegenwart der Uebergang in dem chaotischen Zeitgepräge sich ganz deutlich ausspricht, geht es für den Einzelnen kaum ab ohne Kompromisse. Gerade der nationale Idealismus, wie ihn Fichte und Lagarde vertraten und wie ich ihn oben von einer andern Seite aus schilderte, zwingen den Einzelnen, auch für das Letzte, Realste mit einzustehen. Haben wir Eigentum, so werden wir zumeist geneigt sein, es bis aufs letzte zu verteidigen, haben wir geistiges Eigentum, wenn es das Zugehörigkeitsbewußtsein zu einem geistigen, organisch gewordenen Ganzen darstellt, so werden wir auch hier uns mit einsetzen zur Verteidigung. Letzten Endes: sind wir als Angehörige einer solchen in sich zerrissenen Zeit wie die Gegenwart bei einem persönlich sicher gearteten Leben dennoch mitverpflichtet zu Handlungen einer größern Gemeinschaftsgruppe, so entfällt damit alle Verantwortung für unser Tun von uns eben auf diese Gruppe. Es sind, wie jetzt der Krieg beweist, die Völker noch nicht zu einer höhern Sittlichkeit erwacht und sie können daher ohne Mehrbelastung alle Verantwortung für das Tun des Einzelnen auf sich nehmen. Trotzdem geht es nicht an, den Grundsatz des „alles verstehen — alles entschuldigen" ohne weiteres gelten zu lassen und Kriege wie Wunder weiterhin über die Menschheit hereinbrechen zu lassen. Und das können und müssen wir Vorposten einer neuen Kultur durch Wecken und Stählen des sittlichen Bewußtseins und Selbstbewußtseins verhindern.

Soviel für heute. Man wird zu oft unterbrochen, zu oft mitverwickelt. Gespräche gleichgiltigen Inhalts. Daher bitte ich Mangelhaftes in der Form zu entschuldigen.

Verweisen möchte ich Sie noch auf eine Rede von Prof. Joël, Basel: Neue Weltkultur, wo er auf das seelische Moment der kriegführenden Völker hinweist und zu einer höhern Einheit kommt, den durch Ausgleich, den der Krieg bewirken soll.

Herzliche Grüße Ihr Hans Stoltze.

2. Ein Feldbrief.

Wir bringen diesen in einem schlesischen Gemeindeblatte abgedruckten Brief eines einfachen Arbeiters, weil er uns, ins Volksmäßige übersetzt, ein Seitenstück zu denen der „wunderbaren Seele" zu sein scheint.

„Liebe Eltern! Habe gerade ein bischen Zeit, euch ein paar Zeilen zu schreiben. Bin jetzt wieder in Rußland und habe gestern schon ein Gefecht mitgemacht, das aber für uns ganz schön war. Natürlich schießt der Russe nicht mit Platzpatronen, lebensgefährlich ist es überall; wer Glück hat, kann alles mitmachen, und mancher macht nur ein Gefecht, der kriegt gleich ein Ding, daß er genug hat.

Mit mir ist noch einer aus Köslin mitgekommen, der hat gar noch keinen Schuß abgegeben und ist gestern morgen gleich beim Auseinanderschwärmen gefallen. Man muß hier immer wieder frischen Mut fassen und an den Tod gar nicht denken, dann geht es am allerbesten. Freuen möchte ich mich natürlich auch, wenn ich die Heimat könnte wiedersehen. Und wenn ich falle, dann verspiel ich auch nichts, denn ich habe ja noch nichts zu versorgen .... Muß nun schließen, denn ich habe nicht viel Zeit, denn wir haben heute eine Stadt eingenommen, die heißt Cholm, und wird wohl morgen früh gleich wieder ein heißes Gefecht geben, und müssen uns heute Nacht noch einen Schützengraben bauen. Liebe Eltern, wenn ich falle, so weint nicht um mich, lebet wohl bis aufs Wiedersehen.

(Schreiber fiel im Gefecht des folgenden Tages.)

Vom erzieherischen Wert des Krieges.[1]

Um wieder auf den persönlichen Mut zurückzukommen, möchte ich erwähnen, daß ich glaube, jeder, der zum ersten Mal in einer Schlacht unter Geschützdonner und Flintengeknatter steht und die Kugeln um sich pfeifen hört, wird ganz instinktiv den ehrlichen Wunsch haben, aus der Affäre heraus zu sein. Einige werden ihm nachgeben und bei der ersten Gelegenheit fliehen; einige wenige werden jenes gaudium certaminis, jene Kampfeslust fühlen, von der uns der Dichter spricht, und werden vorstürmen wollen. Die meisten aber werden sich zusammennehmen und in einem Gefühl von patriotischer Pflicht oder aus Ehrgefühl, und ermutigt durch die Gegenwart der Kameraden, nach besten Kräften standzuhalten und die Befehle ihrer Kommandeure auszuführen suchen. Auf diese Weise ergänzen moralische Momente den Mut oder ersetzen Mangel an Mut, die beide Sache des Temperamentes sind. Es ist ein durchaus natürlicher Impuls, vor einem heransausenden Geschoß den Kopf zu ducken. Ich habe erlebt, daß ganze Regimenter es taten und dann lachten. Nach und nach werden die Leute die Schreckniſse einer Schlacht mehr gewohnt, und ihr Verhalten im Feuer wird ruhiger und tapferer, bis schließlich ein Gefecht, wenn es nicht gerade ein besonders mörderisches ist, ihnen nichts mehr anhaben kann. Ich bin oft gefragt worden, was ich in einer Schlacht gefühlt habe. Meine Antwort war stets: Gar nichts. Das heißt, es war immer so viel zu tun und zu bedenken, daß Gefühle nicht aufkommen konnten. Das Bewußtsein per-

[1]) Die folgenden Ausführungen stammen aus Karl Schurz: „Lebenserrinerungen", II. Band, 15. Kap. Das höchst wertvolle Buch ist bei Georg Reimer, Berlin, erschienen.

sönlicher Gefahr verliert sich in solchen Momenten ganz. Man denkt einfach nicht daran. Wenn man hört oder liest, daß Befehlshaber sich der Gefahr ausgesetzt haben, so haben sie es meist unbewußt getan, es sei denn, daß sie ihre Leute durch das Beispiel anfeuern wollten.

Das, was den Truppen den ersten Mut macht, ist das unbedingte, stolze Vertrauen zu ihren Anführern. Napoleon hat gesagt, ein von einem Löwen kommandiertes Heer von Schafen sei tausendmal besser als ein von einem Schaf kommandiertes Heer von Löwen. In jedem Heere sind solche Löwen und Schafe neben einander, und es hängt vom Führer ab, ob das eine oder andere die Oberhand gewinnt. Das ist auch der Grund der auffallenden Ueberlegenheit der östlichen Armee der Konförderierten unter Lee über die westlichen, von andern Generälen geführten. Viele von diesen waren tapfere und tüchtige Feldherren, vermochten aber nicht in dem Maße wie Lee, den Truppen Selbstvertrauen einzuflößen. Manche Erfolge Lees beruhten auf der trotzigen Versicherung seiner Leute, daß sie unter ihm nicht geschlagen werden könnten. Bei Gettysburg wurde diese Zuversicht übertrieben und führte zur Niederlage. Ich glaube, ich kann ziemlich mit Recht sagen, daß es unsern Leuten kaum gelungen wäre, Missionary Ridge zu stürmen, wenn Lee mit seinen Soldaten oben gestanden hätte.

Dem Unionsheer sind schlimme, besonders gegen Ende des Krieges in den Südstaaten begangene Vandalismen vorgeworfen worden. Der Vorwurf wurde von Mund zu Mund getragen und in der Presse sehr übertrieben, ist aber nicht ganz grundlos. Howard beklagte sich in seinem dienstlichen Bericht über unsern Marsch von Chattanooga nach Knoxville über Räubereien und mutwilliges Zerstören von fremdem Eigentum durch einige seiner Soldaten, und das in einem meist unionstreuen Gebiet. Diese Soldaten gehörten einem Korps von Shermans Armee an, und wir folgten ihrer Marschlinie. Da habe ich selbst die Beweise gesehen: ganz ausgeräumte Häuser, ein Feld ganz weiß von Daunen aus einem aufgeschlitzten Federbett, eine Wiege, die ein paar Meilen vom nächsten Hause am Wege stand. Es war augenscheinlich nur die Lust am Plündern, welche die Leute veranlaßt hatte, solche für sie nutzlose Gegenstände mitzunehmen. Als ich 1865 zu Sherman stieß, nach seinem berühmten Marsch durch Georgia, bemerkte ich, daß einige Soldaten auf silbernen Tellern ihren Speck brieten und feine Weine aus silbernen Pokalen tranken. Auf meine Frage, woher diese Sachen wären, antwortete man, aus Süd-Carolina, da lägen solche Kostbarkeiten nur so am Wege. Die Offiziere erklärten mir, beim Requirieren von Lebensmitteln in Georgia habe man den Leuten nicht so genau auf die Finger sehen können, und ferner hätten die Leute auf dem Marsche durch Süd-Carolina offenbar das Gefühl gehabt, da die Bewohner dieses Staates die ganze böse Sezession zuerst angezettelt hätten, sei es nur gerecht, wenn sie es jetzt büßten.

Sherman gab mir nach Jahren freimütig zu, daß die Notwendigkeit, in mehr oder minder systematischen Requirieren „sich vom Lande zu ernähren", die Disziplin der Truppen arg untergraben, und daß der Groll auf Süd-Carolina, das ursprüngliche „Sezessionsloch" bedauerliche Folgen gezeitigt hätte. „Ehe wir aus dem Staate heraus waren", sagte er, „hatten sich die Soldaten dermaßen angewöhnt, alles auf der Marschlinie zu zerstören, daß oft das Haus, in dem ich mein Hauptquartier gehabt hatte, schon brannte, ehe ich noch ganz heraus war. Das ist nicht schön, aber leider menschlich. Nehmen Sie die besten, christlichsten, frommsten jungen Leute, bilden Sie ein Heer daraus, gehen Sie damit in Feindesland, lassen Sie die Leute sich eine Zeitlang „vom Lande nähren" und fleißig requirieren, so werden dieselben jungen Leute sehr bald jedes Gefühl für Recht und Unrecht und alle Selbstbeherrschung verlieren trotz aller zügelnden Disziplin. So ist es immer gewesen und so wird es immer bleiben. Wenn ein gerecht denkender Mensch, der weiß, wie es im Kriege zu geht, das Verhalten meiner Truppen unter den damaligen Umständen prüft, wird er sich nicht über das wundern, was sie getan haben, sondern darüber, daß sie es nicht schlimmer getrieben haben."

Die Aeußerungen eines Mannes wie Sherman über die Wirkung des Krieges auf die Moral der Leute können denen zur Betrachtung empfohlen werden, die so leichthin vom Kriege als dem großen sittlichen Kulturträger reden und ausmalen, wie der Krieg im Volksherzen die edelsten Instinkte und Empfindungen der menschlichen Natur auslöst; wie er ein Volk „über die kleinliche Selbstsucht des täglichen Lebens" hinaushebt; wie er dem Wachstum eines „niedrigen, im Staube kriechenden Materialismus", welcher in langen Friedensperioden sich zum herrschenden Element entwickelt, Einhalt tut; wie er dem menschlichen Ehrgeiz neue erhabene Ziele steckt; wie er, kurz gesagt, ein Feuerbad ist, aus dem die von niedern Gelüsten gereinigte menschliche Gesellschaft voll frischer Kraft zum Streben nach den höchsten Idealen hervorgeht.

Es soll nicht geleugnet werden, daß zu Beginn des Krieges das ganze Volk großartige Beweise begeisterter und opferfreudiger Vaterlandsliebe gab, und daß die Konsolidierung der Union, die Aufhebung der Sklaverei und ein gehobenes Nationalbewußtsein die wichtigen Ergebnisse des Krieges waren. Aber der Krieg hat die begeisterte und opferfreudige Vaterlandsliebe des Volkes nicht *geschaffen*; sie war bereits vor dem Kriege vorhanden und hätte ohne ihn weiterexistiert. Der Krieg gab dem Volke nur Gelegenheit, sie nachdrücklich und überzeugend zu offenbaren. Und was die Konsolidierung der Union, die Abschaffung der Sklaverei, die Kräftigung des Nationalbewußtseins betrifft, wären diese Dinge etwa weniger wertvoll gewesen, wenn sie ohne Krieg erlangt worden wären? Ich will damit nicht sagen, daß es unter den obwaltenden Umständen möglich gewesen wäre,

sie ohne Krieg zu erringen, aber wäre es nicht für das körperliche und geistige Wohl des amerikanischen Volkes, ja, der ganzen Menschheit besser gewesen, wenn hohe Staatskunst die scheinbaren Unmöglichkeiten überwunden und einen Ausweg gefunden hätte, um ohne Krieg zum Ziele zu gelangen?

Obgleich ich meinen Abschied genommen hatte und nicht mehr im aktiven Dienst stand, konnte ich nicht umhin, zur letzten großen Parade der beiden aufzulösenden Armeen, der östlichen und der westlichen, nach Washington hinüberzufahren und meinen ehemaligen Waffengenossen noch einmal die Hand zu drücken. Meine während des Kampfes gesammelten Erfahrungen hatten mir allerdings einen tiefen Abscheu gegen den Krieg eingeflößt, aber ich muß gestehen, als ich die tapferen Truppen in breiter Kolonne die Pennsylvania Avenue herabmarschieren sah, am ersten Tage die Potomac-Armee und am nächsten Shermans wettergebräunte Veteranen — die abgemagerten, hagern Leute, über deren siegesstolzen Häuptern die zerfetzten Fahnen flatterten —, da schlug mir stolz das Herz im freudigen Bewußtsein, daß auch ich zu ihnen gehört hatte. Dies Schauspiel war großartig; aber war das, was folgte, die plötzliche Auflösung dieser machtvollen Scharen, nicht noch großartiger? Sie, die ihrem Aussehen und ihrer Ueberzeugung nach der ganzen Welt hätten Trotz bieten können, sah man nun, nach vierjährigem, blutigem und zerstörendem Kampfe, plötzlich dahinschmelzen, als wären sie nie gewesen. Jeder, der ein Schwert geschwungen, ein Gewehr geschultert oder eine Kanone bedient hatte, ging jetzt ruhig heim als friedlicher Bürger, an den Pflug, den Amboß, den Webstuhl, ins Bureau oder ins Kontor. Dieser plötzliche Uebergang vom Krieg zum Frieden, bei dem sich eine Million Soldaten in eine Million arbeitender Bürger verwandelte, vollzog sich ohne die geringste Störung, ja, selbst ohne Schwierigkeit. Das war eigentlich für die amerikanische Demokratie ein noch größerer Triumph als irgend ein Sieg auf dem Schlachtfelde.

Es dem anheimstellen, der recht richtet!

Wie doch die Urteile über den gegenwärtigen Weltkrieg weit auseinandergehen und die Gemüter fortwährend in Erregung bringen!

Einerseits wird dieser Krieg und überhaupt der Krieg als etwas Berechtigtes, ja Notwendiges und gleichsam Heiliges hingestellt. Im Namen des Christentums wird er gutgeheißen und verteidigt als etwas, das mit der göttlichen Weltordnung durchaus im Einklang stehe; als etwas, das immer

war und sein werde, so lange es eine Erde und Menschen darauf gebe Der Krieg — ein Heilmittel, das wegen seiner reinigenden, läuternden Wirkung von Zeit zu Zeit zur Anwendung kommen müsse und Segen bringe. Christus habe gesagt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert!"

Anderseits wird dieser Krieg und überhaupt der Krieg hingestellt als etwas Unberechtigtes und Himmelschreiendes, das nicht zu sein brauchte. Im Namen des Christentums erfolgt Protest gegen ihn als etwas Gottwidriges, Antichristliches, Untermenschliches. Krieg sei Unsinn und Wahnsinn, der überwunden werden könne und müsse. Der gegenwärtige Krieg müsse das Kommen jener Verheißungszeit befördern helfen — und bringe sie vielleicht in ungeahnter Nähe —, wo kein Volk mehr dem andern Unrecht oder Gewalt zufüge. Es müsse und werde die Zeit kommen, wo alle die grauenhaften menschenmordenden Waffen, Geschosse, Zerstörungsmittel, mit denen noch im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts die Völker einander unsagbares Elend und unbeschreibliche Greuel zufügten, verschwinden. Es werde einmal dazu kommen, daß Gewehre, Säbel, Bomben, Riesengeschütze, Unterseeboote, Militärflugschiffe höchstens noch in historischen Museen Aufstellung fänden und von den nachkommenden Geschlechtern mit denselben Gefühlen betrachtet würden, mit denen wir Jetztlebenden die Folterinstrumente und Marterwerkzeuge vergangener trauriger mittelalterlicher Zeiten anschauen. Der Krieg — ein Fluch der Menschheit. Christus lehre uns beten „Dein Reich komme" und das Reich Gottes sei Gerechtigkeit und Friede, schon auf dieser Erde! —

Als bei Beginn dieses Krieges die Invasion Belgiens erfolgte, hieß es: Die Belgier haben es nicht anders verdient, sie sind ein Volk ohne Geschichte, ein vaterlandsloses Pack, sie haben keine weitere Daseinsberechtigung. Dem wurde entgegengehalten: Ein kleines Volk, das sich so tapfer wehre und Alles dran gebe, verdiene den alten Schweizern an die Seite gestellt zu werden und habe mehr als je ein Recht auf nationale Existenz und Rehabilitierung nach dem Krieg.

Als im Lauf der Ereignisse Italien aktiv in den Krieg eingriff, erfuhr es strenge Verurteilung: Sehet die treulose Falschheit, die am Freund und Bundesgenossen Verrat übt; dreifach möge ihm heimbezahlt werden, was es den Andern zugedacht! Das gleiche Geschehnis wurde aber auch so gedeutet: Es gibt doch noch eine göttliche Gerechtigkeit in der Welt; nun bekommt Deutschland seine verdiente Strafe für das Unrecht, das es den Belgiern angetan hat.

Die Kunde von den armenischen Schlächtereien drang nach und nach in die Oeffentlichkeit. Es geschehe diesen Armeniern recht, hieß es; sie seien eine habsüchtige, aufrührerische Gesellschaft, die nicht viel Anrecht auf Bedauern habe. Andererseits flammte die Entrüstung auf: es sei unverantwortlich, daß die Christenheit untätig zuschaue, wenn die einzige zivilisierte Nation Kleinasiens, welche viele der besten Ele-

mente der gegenwärtigen Menschheit repräsentiere, von den türkischen Bluthunden vernichtet werde.

Nicht weniger verschieden lauteten die Urteile, als die Zentralmächte in Verbindung mit Bulgarien gegen Serbien vorgingen. Da wurde gesagt, es sei höchste Zeit, daß endlich dieses Banditennest mit erbarmungsloser Strenge unschädlich gemacht werde. Das gleiche Serbien wurde bewundert als das tapfere Zwerglein, das einem gegnerischen Riesen mannhaft entgegentrete und um so mehr Mitgefühl verdiene als sein balkanischer Mitbruder ihm von hinten den Dolch in den Rücken stoße. —

So hat der gegenwärtige Krieg und Alles, was er mit sich bringt und nach sich zieht, Anlaß gegeben zu vielen diametral sich gegenüberstehenden Urteilen und er wird noch weitern Anlaß dazu bieten. Damit ist die große Gefahr verknüpft, daß der Blick der Kriegführenden und der Neutralen sich immer mehr verwirrt, Unruhe und Erregung sich immer mehr steigern. Viele kommen so weit, in einem Gefühl der Beelendung und Verbitterung angesichts der Weltlage mit dem Prediger Salomos auszurufen: „Darum verdroß es mich, zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht."

Dies wäre erst recht nicht gut und darf nicht sein. Als Christen sollen wir Träger des Optimismus sein auch in den größten Dunkelheiten und Wirren. Wir sollen uns nicht gehen lassen, weder im Uebereifer, noch in Apathie, sondern ruhig und gelassen zu bleiben suchen. Geht dies aber nicht über unsere Kraft? Sieht man sich nicht fortwährend hineingezogen in all den Wirbel der Meinungen und Urteile? Ja, diejenigen, die sich vornehmen, Allem seinen Lauf zu lassen, zu schweigen, nicht zu reden und zu urteilen, sind oft am ehesten bei der Hand, sich zu erregen und in innern oder äußern Zwiespalt zu geraten.

Um so mehr wollen wir denken an das Wort: „Er stellte es aber dem anheim, der recht richtet." Wie nicht bald ein anderes neutestamentliches Wort wirkt dies in der gegenwärtigen Zeit beruhigend und stärkend. Wie kaum ein anderes Wort nimmt es Last und Druck von unserem Gemüt weg, bewahrt uns vor ungerechtem, voreiligem Urteil und läßt stille sein und hoffen.

Was alles ist einst an Jesus herangetreten, das unsinnig und widersinnig, ungerecht und zwecklos zu sein schien, den Blick trüben wollte, in Unruhe versetzte! Jesus ist still und stark geblieben, hat das schmerzliche „Warum?" in eines Andern Hand gelegt. Er ist mit seinem Vertrauen nicht zu schanden geworden, als er Alles dem anheim stellte, der da recht richtet.

Meyer-Steinmann, Bechigen (Bern).

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Christus der Organisator.

„Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet."

Mit Recht ist heute die ganze Welt voll von Bewunderung für die deutsche Organisationstechnik im Weltkriege. Selbst das deutschfeindliche Ausland erkennt unsere Ueberlegenheit auf diesem Gebiete rückhaltlos an und schreibt ihr alle Erfolge der deutschen Kriegführung zu. Wir selber aber dürfen uns keineswegs darüber täuschen, daß das große Kulturproblem der Organisation durch jene Leistungen noch keineswegs gelöst ist. Denn so schwierig die Organisationsaufgaben im Weltkriege nach der rein technischen Seite hin sind, so einfach sind sie in psychologischer Beziehung. Der Zusammenordnung riesiger Massen, der einheitlichen Durchführung großer wirtschaftlicher Anpassungen stehen irgendwelche seelische Widerstände und Gegensätze fast nirgends entgegen; der Druck der äußeren Not, die gemeinsame Begeisterung räumen alle psychologischen Schwierigkeiten für den Organisator hinweg: die eine große Notwendigkeit des nationalen Existenzkampfes ist an die Stelle all der zahllosen individuellen und korporativen Sonderziele getreten. Und in der Bewunderung für die daraus hervorgehende soziale Leistung vergessen wir nur zu leicht, daß unsere deutsche Organisationstechnik — das Wort soll hier im weitesten Sinne alle soziale und politische Einigungskraft bezeichnen — uns vor dem Kriege doch nur zu viel Anlaß zu den schwersten Bedenken gegeben hat, ja daß der Krieg gerade deshalb wie eine Erlösung wirkte, weil er uns mit einem Schlage aus dem Elend einer unerträglichen inneren Zerissenheit heraus zu retten schien. Diese innere Zerissenheit aber, die leidenschaftliche Verfeindung zwischen all denen, die irgendwie in entgegengesetzten Interessen oder Anschauungen standen, was war sie anders, als eben doch ein Versagen der höheren sozialen Organisationskraft, trotz allen großen Einzelleistungen in der organisatorischen Zusammenfassung von solidarischen Interessen?

Mußte nicht gerade dieses allgemeine Gegeneinander von lauter einzelnen hochorganisierten Korporationen nur dazu beitragen, die tiefer liegende Desorganisation des Lebens um so deutlicher zutage treten zu lassen? Und wer könnte sich im Ernste der Illusion hingeben, daß die nationale Einigung aller Volkskräfte gegenüber der äußeren Bedrängnis uns endgültig von jenem inneren Elend befreit habe? Wir müssen vielmehr schon jetzt alle unsere Gedanken auf eine psychologische Vertiefung unseres ganzen Organisationswesens richten. Wir haben zu sehr bloß äußerlich, sozialtechnisch und zu wenig seelisch-sittlich organisiert; der Weltkrieg selber ist nur ein Ausdruck dieses Mißverhältnisses zwischen äußerer und innerer Sozialisierung der Menschheit. Die soziale und wirtschaftliche Organisation hat die Menschen einander unendlich viel näher geführt, dadurch aber sind nur zahllose neue Reibungsflächen zwischen Individuen und Gruppen entstanden: den daraus erwachsenden Konflikten, Irritationen und Leidenschaften aber fehlte jedes wirksame Gegengewicht an innerer Kultur; Sonntags zwar flüchtete man in die Welt Christi, das große Problem der Organisation der Menschheit aber blieb den gröbsten Empfindungen überlassen, da waltete die bloße Dynamik von Stoß und Gegenstoß, und neben der technisch höchstentwickelten Form des äußeren Zusammenwirkens der Kräfte ging die größte Unkultur der seelischen Beziehungen einher — kein Wunder, wenn aus diesem Gegensatz allmählich jene Unsumme von Haß, Nervosität, Neid und gegenseitiger Verachtung entstand, die dann in einem allgemeinen Würgen die Lösung ihrer Spannungen suchte. In diesem Sinne ist der Weltkrieg weit mehr als bloß eine Explosion internationaler Haßgefühle, nein, er entstand aus der allgemeinen Verrohung aller Empfindungen von Mensch zu Mensch, aus der allgemeinen Uebung in den gröbsten Methoden der gegenseitigen Auseinandersetzung, endlich aus jener allgemeinen Reizbarkeit, wie sie überall ja aufkommt, wo Menschen nahe aufeinanderrücken, ohne daß höhere Mächte da sind, um die aus solchem Zusammenleben hervorgehenden erbitternden Eindrücke und Erfahrungen zu harmonisieren und Gemeinschaft selbst zwischen starken Gegensätzen zu begründen. Natürlich gab es diese Verfeindung von jeher, aber eben weil heute infolge des rapiden Wachstums der Weltorganisation auch die Gegensätze der Interessen, der Temperamente, der Rassen, der Weltanschauungen immer näher und vielseitiger in Berührung treten, werden zugleich die Anlässe zu Konflikten vervielfacht: immer greller tritt die Alternative vor uns hin: wir werden entweder uns alle gegenseitig zu Tode würgen, der allgemeine gegenseitige Vernichtungskampf wird wie eine neue Sintflut über uns kommen, trotz aller Zivilisation, ja gerade durch die von ihr geschaffene „Kommunikation", die nur eine Kommunikation der Drähte, aber keine Kommunikation der Seelen ist — oder wir werden durch diesen Weltschrecken zur Verinner-

lichung der menschlichen Societas gedrängt werden. Der Weltkrieg dröhnt in die menschliche Kultur wie eine letzte gewaltige Mahnung Gottes vor dem Untergang. Und wir ahnen heute, was es mit dem Turmbau zu Babel für eine Bewandtnis hatte: der Turm zu Babel ist eben die Zivilisation ohne Kultur, die Technik ohne Liebe! Und daß damals keiner mehr die Sprache des anderen verstand und alle plötzlich nach allen Windrichtungen auseinanderstoben, die in titanischem Rausch zusammengearbeitet hatten — wie viel modernste Menschheitstragik klingt uns aus dieser alten Legende! Wer Augen hatte zu sehen und Ohren, zu hören, der konnte in den letzten Jahren jene allgemeine Verfeindung mit Schrecken immer stärker wachsen sehen. Man gewahrte das nicht nur zwischen den Korporationen, sondern mitten in ihren eigenen Vorstandssitzungen; hinter der höflichen Phrase wüteten überall Haß, Intriguen, Empfindlichkeiten und Eifersüchte ohne Zahl; selbst in der Kirche, wie haßte und verfolgte man einander; wir lagen ja alle längst schon im Schützengraben gegeneinander, ehe der Krieg begann — und unsere sogenannte Zivilisation wird auch weiterhin in allen Lebensverhältnissen nichts als ein verkappter Positionskrieg werden, wenn nicht etwas Neues in den Seelen lebendig wird, eine brennende Scham, eine Auferstehung der Liebe, ein großes allgemeines Verlangen nach Ueberwindung der Tierheit.

Im Johannis-Evangelium heißt es: „Das Licht kam in die Finsternis . . . .“ das Evangelium ruft uns von oben aus den Fesseln der Tierheit — aber gerade weil es aus einer anderen Welt redete, ist es vielen Kurzsichtigen irrtümlich als weltfremd, als das Gegenteil von einer das wirkliche Leben organisierenden Kraft erschienen. Heute ist nun die Zeit reif geworden, daß wir erkennen: Christus ist auch der einzig durchgreifende Organisator, ohne ihn ist alle Organisation Schein und Turmbau zu Babel, ein mechanisches Zusammenhalten, unter vorübergehendem äußerem Druck, aber keine wirkliche menschliche Gemeinschaft. Wer das lebendige „Problem der Organisation“ unter dem Eindrucke aller neueren Erfahrungen der Menschheit durchdenkt, dessen Gedanken müssen in das Johannisevangelium münden. Wir erkennen plötzlich, daß Christus „der Ort der menschlichen Gesellschaft überhaupt“ ist und daß ohne ihn alle Vergesellschaftung nur eine andere Form der gegenseitigen Verfeindung und Vernichtung wird. Wir erkennen, wie gänzlich unzureichend alle bloß natürliche Sozialisierung ist, denn wir haben zu unserem Erstaunen und Schrecken gesehen, welche furchtbaren Leidenschaften gerade durch die „Vergesellschaftung“ geweckt werden, so daß man geradezu sagen kann: Jede menschliche Vereinigung trägt schon die Explosivstoffe in sich, die sie zersprengen müssen. Mit der wachsenden Differenzierung der Interessen, Ansichten und Neigungen, mit der wachsenden Steigerung der Selbst-

gefühle und der Freiheitsbedürfnisse, mit der Zunahme der Reizbarkeiten und Nervosität häufen sich auch jene Explosivstoffe ins Ungemessene .... Um alle diese gereizten und stark bewegten Einheiten zusammenzuordnen und um alle die kleineren kollektiveren Einheiten einer umfassenden Gemeinsamkeit zu unterwerfen — dazu bedarf es einer höheren Kraft, als in der bloß technischen Organisationskunst wirksam ist. Wir brauchen die Kraft, die die starre und kurzsichtige Selbstbehauptung in den Fundamenten erschüttert, wir brauchen jene hinreißende Gewalt der Güte, jene ganze Welt von Liebe, die sich in Christus öffnet und uns als wahres Leben, als Erlösung vom Krampf der niederen Lebensdefensive und deren Täuschungen und Blindheiten leuchtet. Ich sage das nicht vom theologischen, sondern vom soziologischen Standpunkte, ich gehe hier lediglich von der Analyse des Problems der Organisation aus. Organisieren heißt, aus der Vereinzelung befreien. Je gründlicher ich dem Wahn der Ichsucht an die Wurzel gehe, auch in mir selber, desto tiefer und breiter kann ich organisieren — je mehr ich aber nur in der Absicht sammle, irgendeine eigensüchtige Absonderung kollektiv zu verteidigen, desto mehr geheime Auflösung trage ich in mein eigenes Organisationswerk — teils durch die allgemeine Desorganisation, an der ich durch meine zentrifugale Politik mitschuldig werde, teils unmittelbar durch die verhängnisvolle Rückwirkung, die mein prinzipieller Pakt mit dem Egoismus auch auf die soziale Kultur meines eigenen Kreises ausübt. In der Verkennung dieser psychologischen Wahrheit liegt die Tragik der modernen Arbeiterorganisation. Eine andere Not des modernen Organisationswesens, die auch nur von der Caritas Christi aus gelöst werden kann, liegt in der immer schwierigeren Aufgabe der Leitungskunst. Je reizbarer das Selbstgefühl, je differenzierter das Willensleben der einzelnen und der Gruppen wird, desto größere Anforderungen werden an die Kunst der Willensübertragung gestellt. Das weiß jeder Ingenieur und jeder Chef in großen Betrieben. Unendlich viel offene und schleichende Arbeitsstockung hat ihren Grund in mangelnder „Befehlskultur". Allzuselten verbindet sich der energische organisierende Wille mit sozialer Feinheit, d. h. mit der Kunst, durch die Tonart des Befehlens dem anderen den Gehorsam zu erleichtern, sich mit seinen besten Charakterkräften zu verbünden, statt gerade diese in Empörung zu treiben. Die Entselbstung des Autoritätsführenden, seine Reinigung von all den niederen Impulsen, die sich so gern mit der Autoritätsausübung verbinden, die konsequente Achtung vor der Menschenwürde der Angestellten — das gehört zur wahren Organisationskunst mindestens ebenso wie der unbeugsame Wille. Die Hauptfrage soll für den Befehlenden nicht sein: „Wie werde ich energisch?" sondern: Wie mache ich andere energisch, d. h. wie entbinde ich ihre höchsten Seelenkräfte, ihre größte Dienstfreudigkeit? Und da ist es nun zweifellos, daß ich das

überindividuelle Leben in den andern, die Hingebung, die Gewissenhaftigkeit, die Verantwortungsfreudigkeit nur in dem Maße hervorlocken kann, als in mir selber dieses höhere Leben über den dumpfen Egoismus triumphiert. Darum eben wirkt ein Wort der Güte und der Teilnahme inmitten strenger Arbeitsdisziplin so unvergleichlich „produktiv". In der wahren Kunst der Organisation sind wir jedenfalls erst am Anfang, wir organisieren noch zu einseitig mechanisch, statt „organisch", d. h. vom innersten Leben der Seele ausgehend . . . Auch die einzelnen kleinen und großen Organisationen, wo sie von einander etwas erreichen wollen, suchen fast immer nur mechanisch, mit den gröbsten Stoßkräften aufeinander zu wirken. Statt daß jede Gruppe durch Beispiel und Tonart die höheren sozialen Elemente in der anderen Gruppe in Bewegung setzte, versteht es jede Partei, durch gepanzerte Worte und starre Selbstgewißheit die Gegenseite in Verstocktheit und harter Abwehr aufs äußerste zu steigern.

In seinem Buche „Tiere und Menschen" erzählt uns Hagenbeck aus reicher Erfahrung: In jedem Tier gäbe es einen Defensivtrieb und einen Trieb zur Symbiose. Bei der Behandlung und Zähmung der Tiere hänge alles von der Kunst ab, den Defensivtrieb gleichsam zu umgehen und den sozialen Trieb anzusprechen. Das gilt nun in noch weit höherem Grade vom Menschen. Bei ihm sind beide Tendenzen noch weit mehr psychisch gesteigert wie beim Tiere. Und doch bemerken wir bei den Menschen eine wahre Leidenschaft, den Defensivtrieb bei ihren Mitmenschen zu provozieren und zu irritieren, selbst dort, wo sie etwas von ihnen erreichen wollen. Die größte Aufgabe des Organisators aber besteht gerade darin, dem tiefbegründeten Trieb nach Symbiose entgegenzukommen, ihn anzureden, sein Vertrauen zu gewinnen. Wieviele Organisatoren aber verletzen unablässig das Selbstgefühl gerade der einzelnen oder der Gruppen, um deren Eingliederung es sich handelt, und treiben dieselben in antisoziale Defensive hinein!

Vielleicht wird uns die Not des gesellschaftlichen Problems, des Miteinander-Auskommens entgegengesetzter Temperamente, Interessen, Anschauungen, Rassen, in einem ganz neuen Sinne die Augen für die Weltbedeutung des Evangeliums öffnen. Die Dogmen haben gewiß ihre erhabene Bedeutung. Aber wir haben zu sehr der Liebe vergessen. Ja, wir haben es mit ihr überhaupt in den brennendsten Angelegenheiten unseres Lebens noch viel zu wenig versucht. Heil dem, der es in der furchtbaren Not all unserer Entzweiungen endlich einmal wagt, in der Wahrung seiner eigenen Rechte, Interessen, Ansichten sich in ritterlicher Weise auch der Gegenseite anzunehmen, ihren Bedürfnissen Raum zu schaffen, ihre Schwierigkeiten anzuerkennen, ihrem Selbstgefühl einen ehrenvollen Ausweg zu ermöglichen — und sei es auch nur durch ein einziges gutes und großmütiges Wort! . . . Herzensgüte sollte die wahre Tugend der Starken und Erfolgreichen sein — wo sie fehlt, da ist

„Erfolg" ein schrecklicher Anblick und gehört zu den Weltreichen, die heute Himmel und Erde erfüllen und morgen eine Ruine sind. Vielleicht wird das Christentum seinen eigentlichen Einzug in die Menschheit nicht mit der Neubelebung der Metaphysik beginnen, sondern damit, daß endlich Männer und Frauen aufstehen, die in ihrem täglichen Reden und Schreiben mit der Caritas Christi Ernst machen — gerade auch in der Behandlung sozialer, politischer, wirtschaftlicher Organisationsfragen. Ja, vielleicht würde sich gerade darin die größte metaphysische Stärke zeigen, daß man endlich daran glaubt, daß der Erde nur der Himmel, der Natur nur der Heilige Geist, der Selbstsucht nur die Liebe von oben gewachsen ist, und daß Energie ohne Güte und ohne Gewissen trotz allen Scheinerfolgen doch genau so weltfremd und so impotent ist, wie Güte ohne Energie oder wie Gewissen ohne weltüberwindenden Willen. Wir brauchen mehr als je Märtyrer für diesen Glauben, d. h. Menschen, die die „Schmach" der Weltfremdheit und des scheinbaren Verrates an den weltlichen Interessen auf sich nehmen, um das höhere Beispiel mit all seinem fortzeugenden Segen in ganzer Entschlossenheit ins Leben zu tragen. Die Menschheit, die durch den Haß in ihre gegenwärtige ratlose Not gekommen ist, — sie ist heute wahrlich reif geworden für solchen neuen Anfang ....

Christus der Organisator — dies Bekenntnis werden wir der ungeheuren Versuchung entgegenhalten müssen, als könnten mit der technischen Organisationskraft, die uns in diesem Kriege geholfen hat, die gewaltigen inneren und äußeren Probleme unserer Kultur irgendwie gelöst werden. Selbst diese technische Kraft wäre ja nichts gewesen ohne die moralischen Mächte, die sie inspirierten und trugen. Wehe, wenn wir den Cäsar anbeten wollten, die äußere Organisationskraft, statt Weltenergie und Güte, Disziplin und Herzensfreiheit, Charakterstärke und Großmut mit ganz neuer Konsequenz zu vereinigen. Sich der Rechte der anderen annehmen — das ist das größte Imperium und der größte Beweis eigener Stärke. Und nur aus dieser Quelle, nicht aus der starren Selbstbehauptung, kommt alle ganz große Gabe der Organisation!

Prof. F. W. Foerster, München.

Pfingsten.

Gott lebt,
Geist strebt
Durch alle Welten.
Geist
Kreist
In Himmelszelten.
Gewiß des Guten,
Erlöst, erfreut,
Geh' vorwärts, o Menschheit,
Vom Geist erneut.

Otto Volkart, Stockholm.

Christ ruft.

Christ steht vor mir und breitet seine Hände,
Er ruft mich laut; es ist der Zeiten Wende.
Es schwebt die Friedenstaube aus der Wolke,
Gott redet stark und treu zu seinem Volke.
Christ dringt durch alle Zeit' und Länder hin,
Der ewige Geist, und alle Schranken fliehn.
O, zeugt für ihn, den Zeuger, für das Licht,
Daß alle Ketten er und Fesseln bricht.

Otto Volkart, Stockholm.

Die Lösung der sozialen Frage.

Im Jahre 1880, zehn Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg, starb, von seinem Volk verworfen und von der zivilisierten Welt kaum gekannt, der deutsche Philosoph Karl Christian Planck. Er hat sich in seinem Monumentalwerk, dem „Testament eines Deutschen", das gerade noch kurz vor seinem Tod erschien, selbst mit dem Eckstein verglichen, der von den Bauleuten verworfen werde, oder auch mit Mose, der das gelobte Land von Ferne schaue, ohne es selbst betreten zu dürfen, ja bisweilen drängte sich ihm das bittere Wort des alten Römers auf die Lippen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben." Er hat das Gedankengebäude, das er errichtete, das System des Realismus genannt, weil er, von allen idealistischen Voraussetzungen des Daseins absehend, nur die Welt der Erscheinung gelten ließ und auch den Geist, den er aus seiner Jenseitigkeit auf die Erde zurückführen wollte, aus der Natur erklärte. Trotzdem ist sein System vielleicht das idealste, das die Menschheit schauen durfte. Der Philosoph hat das Ideal sozusagen vom Himmel herunter in sein eigenes Inneres hereingenommen, er hat den elektrischen Scheinwerfer der Wahrheit, der früher stets nach oben gerichtet war, aus der vertikalen Linie in die horizontale gelegt, so daß er nun über die Erde hinstreicht und zeigt, wie weit unsre Zustände von dem Ziel, das wir angeblich erstreben, entfernt sind. Von seinem Volk, das der Welt die Reformation als die spezifische Gabe deutscher Innerlichkeit geschenkt hat, erwartete er eine zweite Großtat, die soziale Reformation. Bisweilen verglich er dieses Volk mit dem leidenden Gottesknecht, in Jes. 53, da es um seiner tiefen Religiosität willen mehr als andere Völker zu leiden hatte, er dachte dabei besonders an die Schrecken des 30 jährigen Krieges, aber auch schon an die Last, die dieser Nation durch die universalistische Kaiseridee des Mittelalters, durch die Römerzüge seiner Herrscher und

durch den Ultramontanismus seines Strebens aufgebürdet war. Er wußte aber, daß man gerade von diesem Volk noch ein Werk erhoffte, das der Entwicklung der Menschheit, dem Fortschritt dienen sollte, ähnlich wie man dies in gewissem Sinn von der französischen Revolution sagen konnte. Mit deutlicher Anspielung auf Jules Simon sagt er in dem „Testament eines Deutschen": „Lauter als bei uns äußert sich anderwärts das Verlangen nach einer erlösenden Tat! ‚Löset die soziale Frage, die Frankreich nicht gelöst hat', so tönt es von jenseits der Grenze zu uns herüber, reformiert die Kirche oder setzet etwas anderes an ihre Stelle!" Deutschland ist der Welt noch eine Wohltat schuldig, das ist der Grundton, der durch sein ganzes Werk geht.

Der Philosoph hat den Weltkrieg, in dem sich die europäischen Völker zerfleischen, vorausgesehen. Für abwendbar hätte er ihn nur gehalten, wenn jene Lösung der sozialen Frage, wie er sie vorschlug, in Angriff genommen worden wäre; dann, so etwa kalkuliert er, wären nicht nur die Volksgeister auf lange hinaus, wie durch eine neue Religion in Anspruch genommen worden und hätten Klügeres gewußt als auf gegenseitige Vernichtung zu sinnen, auch die Gerechtigkeit wäre aufgerichtet und die Handelsrivalität wäre beseitigt worden, so daß die Reibungsflächen und damit die Feindschaften verschwunden wären. Aber ein Prophet wird nicht geehrt in seinem Vaterland, und einer, dessen Vaterland die ganze Welt ist, scheint das Schicksal zu haben, daß er in der ganzen Welt verachtet wird, und so mußte das Verhängnis seinen Lauf nehmen.

Doch es ist die Zeit, daß ich die sozialen Theorien meines Meisters klar zu legen versuche. Er geht von den Errungenschaften der französischen Revolution aus. Damals, das ist etwa seine Meinung, sind die Privilegien von den Privilegierten auf alle Bürger übergegangen. Während zuvor nur Adel und Geistlichkeit Vorteile vom Staate genossen, so sollten jetzt diese Vorteile allen zu gute kommen. Da aber die Freiheit, Vorteile zu erwerben, in abstrakter Weise gefaßt wurde und noch nicht davon die Rede war, die Bedürftigen mit den realen Voraussetzungen eines menschenwürdigen Lebens auszustatten, so war das Resultat die Plutokratie und die Konkurrenz mit all ihren Schäden. Die Gesellschaft wurde zur reinen Erwerbsgesellschaft, der Eigennutz regierte, die früheren Ordnungen, die sich durch ihre selbstsüchtige Konspiration unbeliebt gemacht, aber doch noch eine gewisse Sicherheit der Existenz mit sich gebracht hatten, wurden aufgehoben, statt daß man sie durch etwas besseres ersetzt hätte, und so war der Einzelne, der weder Kapital an Geld, noch an besonderer Tüchtigkeit mitbekommen hatte, für den Kampf ums Dasein bald genug der bitteren Not preisgegeben. Die Freiheit mit all den damit zusammenhängenden Gesetzen, wie Freizügigkeit und Gewerbefreiheit waren für den Armen, dessen Hunger sie nicht stillen konnten, Steine

statt Brot. Ja, diese Freiheit führte zu den wildesten Konkurrenzkämpfen, zu niederträchtiger Halsabschneiderei, zu zügelloser Geldmacherei und zur Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch den Starken. Die Anarchie, die im Wirtschaftsleben herrschte, brachte es mit sich, daß der Markt mit Produkten in sinnwidriger Weise überschwemmt wurde und verursachte dadurch eine furchtbare Unsicherheit der Existenz. Gewisse besonders leicht zu erlernende und leichtauszuübende Berufszweige waren überfüllt, während andere unter dem Mangel an Arbeitskräften zu leiden hatten.

Was hat der Philosoph an die Stelle zu setzen? An die Stelle des Erwerbs soll der Beruf oder die Pflicht als der grundlegende Faktor des Wirtschaftslebens treten. Nicht als ob damit der Erwerb ausgeschlossen würde, der Mensch muß Geld verdienen, um Leben zu können, aber er darf nur verdienen auf Grundlage einer treuen Pflichterfüllung in einem für die Gesamtheit notwendigen und nützlichen Beruf. Von diesem Grundsatz aus werden alle Berufsarten ausgeschlossen, die nur der Modetorheit, der Genußsucht oder gar dem Laster dienen. So tritt der Philosoph für die äußerste Beschränkung des Gastwirtschaftswesens ein, das so viel Volkskraft und Volkswohlfahrt verzehrt. Aus demselben Grund verlangt er, daß an Stelle des Tabaks, der nur dazu dient, die Köpfe zu umnebeln, das zur Volksernährung so notwendige Getreide gepflanzt werde. Auch das Bank- und Börsenwesen müßte wegfallen, da die Plutokratie nur beseitigt werden kann, wenn das Geld keinen Zins mehr trägt, wenn also mit anderen Worten der Privatkredit durch den öffentlichen Kredit ersetzt ist. Ein Rentier, der von seinen Zinsen lebt, erfüllt damit selbstverständlich keinen der Gesamtheit dienenden Beruf. Die Journalistik müßte einer gründlichen Reform unterzogen werden. Heute sind die Zeitungen in der Hauptsache von den Annoncen abhängig, und um möglichst viel davon zu bekommen, schmeicheln sie den niederen Leidenschaften des Publikums, sie leiden unter der Verquickung eines an sich idealen Berufs mit dem niedrigen Geschäftsinteresse. Es wird aber einst eine Zeit kommen, wo die Geschäfte die Marktschreierei nicht mehr nötig haben und wo nach einer durchgreifenden Organisation der Arbeit auch die offenen Stellen in den Geschäften systematisch besetzt werden, dann wird die Annonce ihre Rolle ausgespielt haben und die Journale werden die sittliche Aufgabe der Volksaufklärung erfüllen.

Es ist aber ein Geist des Rechts und der Genossenschaftlichkeit, ein Sinn für menschenwürdige und künstlerische Gestaltung des Lebens, ein Geist der wahren Freiheit und Ordnung und ein Geist der Opferwilligkeit, der für die Durchführung der sozialen Reformation vorausgesetzt wird. Die Menschheit muß eine Art von Wiedergeburt erleben, wenn sie aus der Hölle befreit werden will. Wenn einmal der Sinn für Recht und Berufspflicht wach geworden

sein wird, so wird u. a. auch die Patentgesetzgebung eine durchgreifende Aenderung erfahren. Der Erfinder wird zwar für seine Entdeckung belohnt werden, er wird aber keine Erlaubnis mehr bekommen, sie in eigennützigem Interesse auszubeuten, wie dies der Fall ist, vielmehr wird er verpflichtet sein, das Geheimnis seinen Berufsgenossen mitzuteilen, damit auch diese in der Lage seien, an ihrer Produktion die zeitgemäßen Verbesserungen anzubringen und dem Fortschritt die Bahnen zu öffnen. Ein Recht auf Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aber kann es, wenn einmal der wahre Rechtssinn triumphieren wird, nicht mehr geben, daher müssen auch die Preise, insbesondere bei den notwendigsten Lebensmitteln, einer öffentlichen Regulierung unterliegen. Der Sinn für menschenwürdige und künstlerische Ausstattung des Lebens aber wird es mit sich bringen, daß nicht nur die Produkte der Arbeit möglichst geschmackvoll hergestellt und damit das Kunsthandwerk einer neuen Blüte entgegengeführt wird, daß vielmehr auch die Arbeit selbst befriedigende Formen annehmen und daher auch der Erfindergeist sich darauf verlegen wird, die Arbeiter mit Werkzeugen auszustatten, deren Handhabung mit Freuden geschehen kann. Zum dritten ist es der Geist der wahren Freiheit, der in Verbindung mit der neuen Ordnung sich durchsetzen wird. Nicht eine kahle und schablonenhafte Nivellierung der Verhältnisse hat der Philosoph im Auge, nicht eine Zwangsanstalt für den Arbeiter soll der Staat der Zukunft sein, vielmehr soll der Einzelne bei aller Einordnung in die Genossenschaft möglichst frei über seine Arbeitskraft verfügen und sein Geschäft nach seinem Geschmack gestalten können, wenn er sich auch im Gegensatz zu der heute herrschenden Zügellosigkeit manche Einwirkung von seiten der Genossenschaft wird gefallen lassen müssen. Endlich wird die Durchführung der sozialen Reformation nicht möglich sein ohne die Bewährung eines großen Opfersinns. Wie die privilegierten Stände zur Zeit der französischen Revolution ihre Vorrechte auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, so werden am Tag der Entscheidung die herrschenden und besitzenden Klassen einen Teil ihrer Vorteile zum allgemeinen Besten opfern müssen. So werden sowohl die Großgrundbesitzer einen Teil ihrer Latifundien als die Großkapitalisten einen Teil ihres Geldvermögens zum Zwecke der Ausstattung bedürftiger Mitbürger entäußern müssen.

Es wird sich nun zunächst um die Sicherstellung der Existenz für alle handeln. Dazu ist eine materielle und eine formale Grundlage erforderlich. Was das materielle Substrat für die Zukunft betrifft, so muß davon ausgegangen werden, daß der Grund und Boden mit seinen Schätzen und seiner Ertragsfähigkeit die von der Natur gegebene Grundlage für alle Erdenbürger darstellt, daß also kein geschichtlich erworbenes Besitzrecht ein Hindernis bieten darf für die Befriedigung des Bedürfnisses nachgeborener Ge-

schlechter. Von Rechtswegen müßte der ertragfähige Boden unter alle Bewohner der Erde gleich verteilt sein und immer wieder, wenn die Bevölkerung wächst, neu verteilt werden. Da nun aber keineswegs alle Arbeitskräfte sich der Landwirtschaft zuwenden wollen und dürfen, so handelt es sich nur um die Ausstattung derer, die tatsächlich jetzt schon auf landwirtschaftlichen Betrieben arbeiten, die Pächter, Taglöhner u. s. w. mit dem nötigen Areal. Dabei soll jeder möglich ein gleichwertiges Stück wie sein Nachbar bekommen. Jeder soll nach individueller Freiheit sein Gut bestellen können, womit nicht ausgeschlossen ist, daß eine Gemeinde den Dampfpflug gemeinsam für alle Ackerstücke in Anwendung bringt. Leidet ein Volk an Uebervölkerung, so müssen ihm dünnbevölkerte überseeische Gebiete zur friedlichen Kolonisation eingeräumt werden, da die Erde und alles, was darinnen ist, nicht dem Kapital und nicht der Macht, sondern dem Menschen gehört.

Die andern aber, die nicht der Landwirtschaft, sondern einem andern Beruf sich zuwenden, haben das Recht, im Fall der Bedürftigkeit von der Gesamtheit die ihren Talenten entsprechende Ausbildung und unter Umständen die Mittel für die Einrichtung eines Geschäfts zu verlangen. Dazu müssen die Milliarden der Großkapitalisten ausreichen, solang die Genossenschaften, von denen nachher gesprochen werden soll, noch nicht in der Lage sind, für ihre Mitglieder die nötigen Mittel aufzubringen. Immerhin ist der Philosoph gerecht genug, auch für die Opfer, die er von den Großgrundbesitzern und Großkapitalisten verlangt, eine Entschädigung in Aussicht zu nehmen. Nur darf dieselbe nicht wieder in einem Kapital, sondern in einem für Lebenszeit bewilligten Jahresgehalt bestehen, der, da der Zins abgeschafft ist, keine Gefahr für die Wiedereinführung der Geldherrschaft enthalten wird. Zur Sicherung der Existenzgrundlage gehört u. a. auch die Errichtung genügender und komfortabler Wohnungen, die unter Mitwirkung von Genossenschaft, Gemeinde und Staat von den Baumeistern zu erstellen und den Arbeitern künftig ohne Miete zu überlassen wären.

Zu der materiellen Sicherung kommt die formelle Fundierung der Existenz, wie sie hauptsächlich durch Einfügung aller Berufsarbeiter in eine festgeschlossene Berufsgenossenschaft erreicht werden wird. Die Organisation aber, die hiebei durchgeführt werden muß, hat eine technische, eine geographische, eine ständische und eine gouvernementale Seite. Es ist eine Frage der Technik, daß jedem Berufsgenossen eine volle Ausbildung zu teil wird. Daher die Forderung des Philosophen, nach einer wesentlich tiefgründigeren Bildung als sie unsern jungen Leuten bisher mit hinaus ins Leben gegeben wurde. Er verlangt die Errichtung einer Einheitsschule, in der sämtliche Kinder des Volks bis zum 12. Lebensjahr gemeinsam unterrichtet werden, in religiös-sittlicher und naturwissenschaftlicher Anschauung, in Geschichte und Geographie, Literatur, Kunst

und Bürgerkunde, sowie in den Elementarfächern. In dieser Zeit muß der junge Mann geprüft werden, zu welchem Beruf er sich eignet, und dem ihm von Natur zustehenden Beruf ist er zuzuführen, wenn die häuslichen Mittel nicht ausreichen, auf öffentliche Kosten. Vom 12. Jahr an gabelt sich die Schule in den humanistischen Zweig für die künftigen Gelehrten, worunter hauptsächlich die Lehrer zu verstehen sind, und die technischen Fachschulen für die andern. Schon die Schulen sollen bis hinauf zur Universität unter der beaufsichtigenden Mitwirkung der Berufsgenossenschaften stehen, für welche die jungen Leute vorgebildet werden, damit jene verhängnisvolle Kluft, die heute noch zwischen Schule und Leben besteht, überwunden werde. Wird sodann ein aus der Schule Entlassener einem Meister übergeben, so soll der Lehrvertrag keineswegs als bloße Privatsache angesehen werden, vielmehr hat auch hier die Berufsgenossenschaft ein Recht der Beaufsichtigung in Anspruch zu nehmen, damit der Zweck der Lehre sicher erreicht werde. An der Spitze des einzelnen Geschäfts oder der einzelnen Produktivgenossenschaft aber stehen kaufmännische und technische Leiter, die ihrerseits besser bezahlt sein sollten, als die untergeordneten Arbeiter, da sie mehr auf ihre Ausbildung verwendet haben und in der Regel auch größere Tüchtigkeit beweisen als die gewöhnlichen Arbeiter. Uebrigens werden auch die letzteren sich in der Zukunft nicht mehr als bloßes Maschinenrad fühlen dürfen, sie werden vielmehr die ganze Fabrikanlage überschauen, wohl auch in der Tätigkeit abwechseln und über die Förderung und Weiterbildung des Betriebs mitzuberaten haben. Dabei wird der Großbetrieb den Kleinbetrieb wohl immer mehr ersetzen, und in vielen Fällen wird es sich empfehlen, kleine Geschäfte zu einem großen zusammenzulegen. Die geographische Organisation bewegt sich in den konzentrischen Kreisen über den lokalen und Gauverband, durch den Provinzialverband zum Reichsverband. In diesen Vereinigungen ist stets die nötige Uebersicht über Produktion und Bedarf vorhanden, so daß darnach bestimmt werden kann, wie viele Arbeiter die Berufsgenossenschaft in einem Ort oder einem Land oder im ganzen Reich bedarf, wie viele Waren produziert, zu welchen Preisen sie hergestellt werden können, wo Mangel und wo etwa ein Ueberfluß vorliegt und dergleichen mehr. Für die Lokalgewerbe, die so leicht übersetzt werden und die es besonders auf die Ausbeutung des Publikums abzusehen pflegen, wünscht der Philosoph eine Aufsicht durch die Gemeinde, die in den meisten Fällen darauf dringen soll, womöglich den Großbetrieb in ihnen durchzuführen. Soll aber die Uebersicht über den ganzen Berufszweig lückenlos durchgeführt werden, so setzt das eine offene Buchführung voraus; eine Geheimhaltung der Verhältnisse, wie sie heute üblich ist, wird aber schon um der Steuergesetzgebung willen, die sich künftig ganz auf direkte Steuern beschränken wird, unmöglich aufrecht erhalten werden können.

Schon in dem, was wir die technische und geographische Organisation nannten, handelte es sich um die ständische Organisation, die wir nun zu beschreiben versuchen wollen. Die Zukunft wird in der Hauptsache fünf Stände sehen: den Bauernstand, den Stand der Gewerbetreibenden, den der Kaufleute, den der Lehrer und den der Künstler. Bei den beiden ersten handelt es sich mehr als bei den andern um die Eigentumsfragen. Das Eigentum kann nicht mehr so wie bisher reine Privatsache sein, es muß vielmehr ein Kompromiß zwischen dem Privatinteresse oder der Privatinitiative und dem öffentlichen Interesse geschlossen werden. Damit der einzelne Landmann oder Gewerbetreibende die Berufsfreudigkeit nicht verliere, soll er sein Land oder sein Handwerk selbstständig betreiben können, er muß aber für die Art, wie er seine Ware hervorbringt und wie er sie auf den Markt bringt, der Berufsgenossenschaft verantwortlich sein. Der Landmann muß auch bereit sein, einen Teil seines Bodens an das nachwachsende Geschlecht abzugeben, der Kleingewerbtreibende muß erbötig sein, sein Geschäft mit einem oder mehreren andern zu einem größeren zu verschmelzen, der Großindustrielle aber muß seine Maschinen gegen eine Abfindungssumme an die Produktivgenossenschaft abtreten. Die Konkurrenz zwischen den einzelnen Geschäften wird zwar gemäßigt, aber nicht ganz aufgehoben, da sie als heilsamer Sporn wirken dürfte. Die Preise werden durch eine von der Berufsgenossenschaft aufzustellende Skala festgesetzt werden, aber wer bessere Ware liefert, wird den größern Kundenkreis an sich fesseln. Der Geschäftsmann der Zukunft soll ein Virtuos der Pflichterfüllung sein, aber wenn die Pflicht die Rücksicht auf die Gesamtheit in sich schließt, so enthält die Virtuosität als solche eine durchaus persönliche Note. Dem Handel müssen Zügel angelegt werden. Es ist pflichtwidrig, Waren aufzuhäufen, nur um größere Preise zu erzielen oder andererseits den Markt zu übersetzen, um den Preis so herunterzudrücken, daß den Konkurrenten der Atem ausgeht. Pflichtwidrig ist es auch, wenn der Handel sich dort eindrängt, wo man ihn nicht bedarf, daher der Kampf des Philosophen gegen den schmarotzerhaft wuchernden Zwischenhandel. Die Aufgabe des Handels kann nur darin bestehen, die Waren aus entlegenen Gegenden dem Inland zuzuführen und im Einvernehmen mit den überseeischen Produktionszweigen den Bedarf des eigenen Vaterlands zu decken.

Es würde zu weit führen, wenn ich auch noch die Organisation des Lehrer- und Künstlerstandes besprechen wollte, daher nur noch ein Wort über die gouvernementale Seite der Organisation. Wie zur Zeit der alten Zünfte ein nachlässiger Meister im Interesse des Handwerks ermahnt wurde, seine Pflicht besser zu erfüllen, so müßte auch in Zukunft von seiten der Berufsgenossenschaft auf Tüchtigkeit innerhalb des Geschäfts, aber auch auf sittlicher Führung im Privatleben gedrungen werden. Aber wesentlich wichtiger ist die Zu-

sammenfassung der Berufsstände zu einer Art von parlamentarischer Vertretung des Volks. Planck will an Stelle des Parlamentarismus mit seinem unfruchtbaren Parteigezänke eine Berufsvertretung setzen, die im Zusammenwirken der verschiedenen Genossenschaften hauptsächlich über wirtschaftliche Fragen, aber auch über das Wohl des ganzen Volks zu beraten hätte. Auch darauf will ich nicht näher eingehen und nur noch bemerken, daß der Philosoph den Berufsgedanken auch auf das Verhältnis der Völker zu einander anwendet. Die Nationen sollen einander dienen, eine jede mit der Gabe, die sie empfangen hat, sie sollen insbesondere in einen durch das Berufsgesetz geregelten Warenaustausch mit einander treten. Dabei denkt sich der Philosoph, daß jedes Volk durch einen von ihm gewählten Regenten den andern Völkern gegenüber vertreten sein müßte und daß sie sich alle vor einer internationalen Rechtsmacht, die ohne eigene Gewalt nur durch ihre Autorität wirken würde, zu verantworten hätten.

Ich bin zu Ende. Der freundliche Leser, der geneigt ist, diesen Versuch einer Lösung der sozialen Frage zu kritisieren, möge bedenken, daß der Meister, dessen Anschauungen ich wiederzugeben versuchte, sich insofern streng an die Wirklichkeit hielt, als er immer wieder an heute bestehende Zustände anknüpfte, aber auch das Brauchbare aus den Lebensformen der Vergangenheit beibehielt, um es seinem System einzufügen. Es ist richtig, daß ein starker Idealismus zu Grunde liegt, aber das ist eben die Aufgabe der Gegenwart, jedem Pessimismus zum Trotz das feuerflüssige Metall, das im Hochofen des Idealismus geschmolzen wurde, in die bereit stehenden Formen der Wirklichkeit zu gießen und der Menschheit die Bahn in das Land der Zukunft zu bereiten, wo sie, erlöst von den Höllenqualen, in die sie durch ihren Irrtum und ihre Selbstsucht sich stürzte, sich des Lebens wird freuen können. In dem Pantheon der Menschheit aber wird auf dem höchsten Piedestal weder Bismark, der Vertreter der staatlichen Autokratie, noch Tolstoi, der Repräsentant des Edelanarchismus stehen, wohl aber das Denkmal des deutschen Philosophen, dessen Geist, der Geist der Agathokratie, der Herrschaft des Guten, in allen auferstehen wird, die guten Willens sind.

O. Umfried.

Holzhauerlied.

Bedeckt mit Purpurlaub, mein Weg
Führt tief ins Tannendunkel;
Dort oben sind schon Hände reg,
Es hallt durch's Taugefunkel:
Ohoo — jo!

Mein Weib, reib mir die Säge blank
Und reich mir schnell die Stricke.
Warum so blaß? Bist doch nicht krank?
Was trübet deine Blicke? —
Ohoo — jo!

Der Specht im Busch ist auch schon wach,
Beginnet ohne Zagen,
Umtönt von Axtschlag, Ruf und Krach,
Sein Hämmerlein zu schlagen.
Ohoo — jo!

Mich mahnet der Gefährten Sang:
Die Hand erkämpf' den Bissen,
Doch unter grobem Zwilch der Drang
Will nicht Erfüllung missen.
Ohoo — jo!

Wir ziehn wie herbsteslaubumloht
An einem großen Seile;
Wir fällen Mammon und die Not
Mit blinkendscharfem Beile.
Ohoo — jo!

Noch sägen wir mit rauhem Arm,
Wir streiten, dulden, harren;
Der Kampfruf hält das Herz uns warm,
Daß wir nicht ganz erstarren.
Ohoo — jo!

Und sinkt mit mutbeseeltem Sinn
Der Unsern Einer nieder,
Wie Freiheitssang schallt um ihn hin
Das schlichteste der Lieder:
Ohoo — jo!

Ein neues Lied in alter Form.

Auf den Fluren schwebt Abendduft,
Und den Giebeln entsteigt kräuselnder Wölkchen Rauch,
Herbstblau wogend ums Hüttentor,
Wo das Ackergerät liegt nach des Werkes Last,

Kaum am Bach sich ein Wipfel regt,
Wenn nicht silbern im Wind Erlengestäude rauscht,
Das der sinkenden Sonne Strahl
Noch mit Rosen bestreut, nochmals mit Licht durchblitzt.

Frieden jauchzt ja der Wald am Berg,
Frieden Anger und Busch, Frieden das Weidetal;
Nur dort oben, vom West gejagt,
Ballen Wolken sich noch, treiben ihr Wirbelspiel.

Diese gleicht wohl des Rosses Leib,
Bäumt sich schäumend zur Höh', bis an des Berges Kamm,
Wie der Hengst oft im Streite tobt,
Wenn ein zürnender Sinn spornt ihn zum wilden Kampf.

Jene dort ihm entgegenstürmt,
Schöner noch von Gestalt, schneller von Hufen auch;
Beide blutrot bestrahlt vom Glanz
Letzter Sonne; wie Blut wird ihrer Füße Spur.

Welch ein Bild dieser feilen Zeit,
Welch ein Bild sich entrollt hier dieses frevlen Streits
Zwischen Fürsten, der Habgier voll,
Die sie stachelt und hetzt, gleich wie der Sturm das Roß.

Auf den Fluren das Volk ja liebt
Nur sein friedliches Heim, schärft nur der Sichel Stahl;
Stille herrscht in der Niederung,
Treibt ein Großer zum Streit nimmer die Schwielenhand.

Barmherzigkeit.

(Sonett.)

Barmherzigkeit sitzt vor dem Gnadentor,
Die weißen Strähnen um vergilbte Wangen,
Und dennoch kommt der Satten Schar mit Prangen,
Mit Wortgetön, zu schmeicheln ihrem Ohr.

Sie blickt aus ihrem Lumpenkleid hervor
Und ruft: „Hinweg mit euch, ihr glatten Schlangen,
Habt ihr nicht stets mit Goldschmuck mich behangen,
Ob ich mir nur ein fühlend Herz erkor.

Soll denn der Greisin solch Geschmeide frommen?
Seht steh'n den Mann im Arbeitskittel dort:
Er ist aus Not und großem Leid gekommen,

Sein rotes Band, sein stahlgleich Manneswort,
Sein Herz, das für die Brüder ist entglommen,
Soll er mir weih'n, den Scheinputz werf ich fort!"

Anna Theobald.

Zur Diskussion über das Genossenschaftswesen.

III. Zur Frage der wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften.

Motto: „Wo der Herr nicht das Haus bauet so arbeiten umsonst die daran bauen." Ps. 127.

Es ist nur zu bekannt, wie wenig die Stellung des Arbeiters im gegenwärtigen Wirtschaftssystem den Forderungen unseres ethischen Bewußtseins entspricht. Die Autonomie des Willens, die Grundlage jeder Sittlichkeit und Menschenwürde kann jetzt nicht zur Geltung kommen. Die Masse verkauft ihre Leistungsfähigkeit an eine relativ kleine Anzahl von Kapitalisten, die darüber fast nach Gutdünken schalten können. Ein Unternehmer hält es gegenwärtig im allgemeinen für unter seiner Würde, mit den Arbeitern, die doch mit der Produktion aufs innigste verbunden sind, Rat zu pflegen, oder sich von ihnen gar in seinen Handlungen bestimmen zu lassen. Der Arbeiter ist somit zur Sache, zur Maschine herabgedrückt, um eine andere Maschine in den Gang zu bringen. Hiermit ist seine persönliche Initiative ausgeschaltet, das wahre Interesse an der Arbeit unterbunden. Seine Leistungsfähigkeit, seine inneren, geistigen Eigenschaften werden mit einem gewissen unbewußten Zynismus als Ware behandelt, die der Besitzer, vom Hunger getrieben, verkaufen muß. Fast jeder denkende Arbeiter empfindet sich als Sklaven und nicht mit Unrecht hat Lassalle darauf hingewiesen, daß die Sklaven des Altertums in der Blütezeit der römischen Kultur seelisch und materiell im allgemeinen besser standen, als jetzt die Arbeiter. Die Folge ist Haß zwischen Unternehmern und Arbeitern und alles, was dem Haß entspringt.

Wir wissen, welche gewaltige Intelligenz in der Arbeiterschaft nach Entwicklung ringt, wie sie sich in den freien Stunden der Musik, Malerei und Lektüre widmen.[1]) Keinem aber oder nur den allerwenigsten fällt es ein, sich außerhalb seiner Berufstätigkeit mit seiner Arbeit zu beschäftigen, wodurch dieser ja das Maschinenmäßige genommen würde. Paul Natorp betrachtet es direkt als eine der ersten sittlichen Forderungen, daß jeder Arbeiter vor allem auch mit den theoretischen Grundlagen seiner Arbeit vertraut sei, und daß ihm hierzu die Möglichkeit gegeben werde.[2])

Diesen Kalamitäten kann weder durch Lohnerhöhung — was ja übrigens gar nicht in der Macht des einzelnen Unternehmers steht, noch weniger aber durch charitive Veranstaltungen abgeholfen werden.

[1]) L. Levenstein. Die Arbeiterfrage, 1912.
[2]) P. Natorp. Volkskultur und Persönlichkeitskultur, 1912.

Durch diese wird ja nur die Abhängigkeit des Arbeiters vom Unternehmer sanktioniert und deren Herrenbewußtsein nur gesteigert.

Nur Selbsthilfe bleibt übrig! und was die besitzenden Klassen tun können, ist, der Selbsthilfe keine Hindernisse in den Weg zu legen, und was noch wichtiger ist, die bisher Entrechteten zu lehren, sich selbst zu helfen. Diejenigen unter uns, die Mittel und Zeit haben, sollen sie dazu verwenden, darüber nachzudenken, wie der größte Teil der arbeitenden Menschheit ein wirtschaftliches Leben führen kann, ohne daß sie dabei ihre Menschenwürde und wahre innere Sittlichkeit einzubüßen brauchte.

* * *

Das glauben wir aus dem gegenwärtigen Wirtschaftssystem gelernt zu haben, daß solange die Produktion in den Händen einzelner Unternehmer liegt und das Lohnsystem herrschend ist, eine wirkliche Abhilfe nicht geschaffen werden kann, denn hieran liegen die wesentlichen Bedingungen für die unwürdige Stellung des jetzigen Arbeiters, wobei wir schon ganz von den materiellen Nachteilen absehen, in denen er sich als Mitproduzierender befindet.

Das Gegebene scheint, daß sich die Arbeiter zu Genossenschaften zusammentun und sich vom einzelnen Unternehmer unabhängig machen. Dieser Gedanke ist schon vor langer Zeit und sehr oft ausgesprochen worden. Im Laufe der letzten sechzig Jahre sind viele Genossenschaften gegründet worden, und doch kann man nicht sagen, daß sie wesentliche Fortschritte gemacht oder auch nur im Entferntesten den Erwartungen entsprochen haben, die ein Buchez, Fourier, Lassalle u. a. auf sie gesetzt hatten.

Wenn wir die produktiv-genossenschaftlichen Verhältnisse in der Schweiz betrachten, so sind es relativ kleine Unternehmungen, die mit Mühe der Konkurrenz standhalten können und das allgemeine Wirtschaftsleben so gut wie gar nicht beeinflussen.

So weit wir die Sachlage beurteilen können, sind es folgende Ursachen, die das Gedeihen der Produktivgenossenschaften in der Schweiz verunmöglichten:

1. Mangel an größeren Kapitalien.
2. Mangel an kaufmännisch und technisch tüchtigen Kräften.
3. In vielen Fällen das rücksichtslose Vorgehen der Privatunternehmer durch Verhängung der „Materialsperre" und Unterbindung des Absatzes im Inlande. Dadurch wurden die Genossenschaften gezwungen, ihr Material vom Auslande zu beziehen und ihre Produkte dort abzusetzen.[1])

Für das Nichtgedeihen der Produktivgenossenschaften in Deutschland liegen nach Wygodzinski[2]) sehr ähnliche Ursachen vor.

---

[1]) A. Pragier. Die Produktivgenossenschaften der schweizerischen Arbeiter, 1912.
[2]) Das deutsche Genossenschaftswesen, 1912. S. 271 und 273.

So oft selbständige Handwerker sich genossenschaftlich organisierten, so scheiterte das Unternehmen an dem individualistischen Geiste der einzelnen Genossenschafter, die sich an eine genossenschaftliche Betätigungsweise nicht gewöhnen konnten, bei der sich der Einzelne den Anforderungen des Ganzen zu unterwerfen hat.

Diese Ursache fiel zwar bei den Produktivgenossenschaften der Arbeiter fort, da sie durch die gewerkschaftliche Erziehung auf genossenschaftliche Tätigkeit vorbereitet sind, doch scheiterten ihre Unternehmungen hauptsächlich daran, daß ihnen größere Kapitalien und kaufmännische Kräfte fehlten. Die wesentlichste Ursache jedoch für das Nichtgedeihen der bisherigen Produktivgenossenschaften dürfte darin zu suchen sein, daß sie die ethisch-genossenschaftlichen Prinzipien nicht berücksichtigten.

Dagegen scheint es dem Verfasser doch nach den Prämissen Wygodzinskis ein voreiliger Schluß zu sein, daß die Produktivgenossenschaften schon als solche nicht erfolgreich sein können.

Gelingt es eine Organisation ins Leben zu rufen, in deren Verwaltung Mitarbeiter und Mittel in einem harmonischen genossenschaftlichen Verhältnis zu einander stehen, so dürften die Hauptschwierigkeiten überwunden sein.

Bevor jedoch Produktivgenossenschaften gegründet werden, ist es vor allen Dingen nötig, die genossenschaftlichen Prinzipien in aller Schärfe zu formulieren, auch wenn sie von Anfang nicht in vollem Maße sollten verwirklicht werden können. Die Idee der Genossenschaft muß aber jedem Mitgliede in voller Klarheit vorschweben und es muß davon durchdrungen sein, daß er an seinem Teile mit an der Verwirklichung der Idee zu arbeiten habe. Das bedeutet natürlich nicht eine starre Festlegung der Wege, ja nicht zumal eine starre unveränderliche Formulierung der Idee selbst. Wenn sie auch ihrem Wesen nach ewig und unveränderlich ist, so können wir uns ihr selbst in ihrer Erfassung nur annähern, geschweige denn in ihrer Ausführung. Wir bitten daher, unsere Formulierung der genossenschaftlichen Prinzipien nicht als endgültige hinzunehmen und wir werden jedem dankbar sein, der bessere und begründetere vorzuschlagen weiß.

Wir stellen zwei Prinzipien auf, von denen das zweite mit logischer Notwendigkeit aus dem ersten folgt:

1. Seelische Arbeitsgemeinschaft unter voller Wahrung der Selbstbestimmung des einzelnen Menschen.
2. Freiwillige Unterwerfung des Einzelnen unter die Forderung des Ganzen.

Diese beiden Prinzipien können verwirklicht werden, wenn es möglich ist, eine Organisation zu gründen in der

1. jedes Mitglied gleich berechtigt, d. h. gleiches Stimmrecht besitzt;
2. die Lohnzahlung an volljährige Mitarbeiter ausgeschaltet ist, womit zusammenhängt, daß die Mitgliederliste der Organisation nicht geschlossen werden darf;
3. der private Kapitalprofit wegfällt.

In fast keiner der bisherigen Produktivgenossenschaften der Schweiz ist auch nur eine dieser drei Regeln durchgeführt worden, geschweige denn alle zusammen.

ad 1) In den wenigsten Produktivgenossenschaften ist es Bestimmung, daß jeder nur eine Stimme besitzen darf, meist bestehen Kompromißbildungen, wonach der Besitzer mehrerer Anteilscheine auch mehr Stimmen hat, wenn auch nicht so viele Stimmen als Anteilscheine. Hierdurch aber nähert sich eine solche Organisation sehr den Aktiengesellschaften an und dem bisherigen kapitalistischen System; die Anerkennung der Würde der Persönlichkeit tritt zurück gegenüber dem materiellen Besitz.

ad 2) In keiner Produktivgenossenschaft ist die Lohnzahlung ausgeschaltet. Die Mitglieder wirtschaften vielfach mit Lohnarbeitern, denen sie den üblichen Lohn bei etwas geringerer Arbeitszeit und besserer Behandlung zahlen. Hiermit fällt aber, wie wir bei Begründung unserer aufgestellten Regeln noch sehen werden, eines der wesentlichsten Merkmale der Genossenschaft weg.

ad 3) In den meisten Produktivgenossenschaften richtet sich der Gewinn des Einzelnen nach den Anteilscheinen, die er erworben hat, oder wo jeder nicht mehr als einen Anteilschein besitzen darf, tritt der Kapitalprofit dadurch ein, daß mit nicht genossenschaftlichen Lohnarbeitern gewirtschaftet wird, die ihren festen Lohn erhalten, während der Gewinn unter die Genossenschafter verteilt wird.

Wie wir sehen, sind die bisherigen Produktivgenossenschaften noch sehr weit davon entfernt, die notwendigen Konsequenzen, die sich aus den genossenschaftlichen Prinzipien ergeben, zu ziehen. Sie sind fast alle verkappte Unternehmerorganisationen aus ehemaligen Arbeitern, die sich zusammengetan, um u. U. ihre früheren Genossen durch Lohnzahlung genau so zu exploitieren, wie sie vorher exploitiert worden sind.

Uns liegt es jetzt ob, unsere drei organisatorischen Forderungen zu begründen und die Möglichkeit ihrer Durchführung plausibel zu machen.

ad 1) Daß jedes Mitglied nur eine Stimme haben darf, ergibt sich ohne weiteres aus dem Genossenschaftsgedanken, in der die Persönlichkeit gewertet werden soll und nicht der zufällige Kapitalbesitz. Wenn sich bisher Schwierigkeiten in der Durchführung dieses Prinzips ergeben haben, so liegt es daran, daß die Beteiligung an den Genossenschaften von der Erwerbung von Anteilscheinen abhängig gemacht wird, und es scheint ein psychologisches Gesetz zu sein, daß wer mehr Anteilscheine hat, auch mehr Stimmen beansprucht, wodurch schon der Grund zu Zwistigkeiten gelegt und der wesentliche Gedanke der Genossenschaft illusorisch gemacht wird. Es wird daher nötig sein, darauf Bedacht zu nehmen, diese Quelle der Mißhelligkeiten zu beseitigen. Das Prinzip, daß jeder nur eine Stimme haben darf, muß zur grundlegenden Bedingung für den Eintritt in die Genossenschaft gemacht werden.

ad 2) Die Ausschaltung der Lohnzahlung an Volljährige ist fast von noch größerer Tragweite. Ueberall, wo Löhne gezahlt werden, besteht der Unterschied zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, d. h. von Geben und Empfangen. Dieser hat mit Notwendigkeit ökonomische und seelische Differenzen zwischen den einzelnen in der Organisation Tätigen zur Folge und macht eine wirkliche seelische Arbeitsgemeinschaft unmöglich. Die ökonomischen Differenzen bestehen darin, daß die einen den Ertrag ihrer Arbeit, die anderen aber nur Lohn für ihre Arbeit erhalten und daß sich infolgedessen verschiedene Interessengruppen bilden. Damit ist aber die seelische Arbeitsgemeinschaft zerstört. Nur derjenige darf mitarbeiten, der Genossenschafter ist und sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Organisation einsetzt, der sich in ihr als Mitarbeiter und nicht als Lohnarbeiter fühlt, denn diesem fehlen ja die psychologischen Voraussetzungen dafür, mit seinem ganzen Menschen für die Genossenschaft einzutreten.

Wir betonten oben die Volljährigkeit. Es hieße das Prinzip ins Absurde treiben, wenn man jeden, der in der Organisation arbeitet, als Mitarbeiter betrachten wollte. Jedes Unternehmen arbeitet auch mit minderjährigen Laufburschen ꝛc.; diese sollen allerdings den ortsüblichen Lohn bekommen. Mit erlangter Volljährigkeit jedoch müssen sie, falls sie in der Organisation bleiben, als Mitarbeiter aufgenommen werden.

Mit der völligen Ausschaltnng des Lohnes ist eine der schwersten Gefahren der bisherigen Genossenschaftswesen beseitigt. Es hat sich bisher gezeigt, daß diejenigen Assoziationen, die prosperierten, sich gegen die Aufnahme neuer Mitglieder sträubten und vorteilhafter mit Lohnarbeitern zu wirtschaften glaubten, da hierdurch die einzelnen Mitglieder einen größern Gewinn einsteckten. Hiermit wurde das genossenschaftliche Prinzip der nicht geschlossenen Mitgliederliste aufs ärgste verletzt. Privatwirtschaftlich betrachtet ist ein solches Vorgehen der Mitglinder nur zu gut zu verstehen und zu billigen. Genossenschaftlich gesehen liegt in dieser Form der Keim zur Destruktion der Genossenschaft und zur allmählichen Umwandlung in eine kapitalistische Aktiengesellschaft. Und tatsächlich sind viele solcher Fälle bekannt. Von genossenschaftswirtschaftlichen Standpunkte kommt es aber nicht darauf an, daß der Einzelne sich bereichert; das Wesentliche bleibt natürlich die Prosperität des Ganzen. Und diese kann nur gewinnen, wenn sich die Produktion nur durch Genossenschafter und nicht durch Lohnarbeiter vollzieht. Wenn das auch von sehr ernst zu nehmender Seite bestritten wird, so können wir deren Argumentation nicht anerkennen, da fast nirgends die Lohnzahlung ausgeschaltet ist, und sie sich auf die Erfahrung garnicht recht berufen kann. Theoretisch ist es aber, wie wir noch sehen werden, einleuchtend, daß die Genossenschaften als solche auf streng genossenschaftlicher Basis auch wirtschaftlich gedeihen müßten. Doch selbst wenn beim Lohnsystem die Assoziationen besser prosperieren sollten, so ist es auch dann vom genossenschaftlichen Standpunkt verwerflich, da dadurch die Wahrung der selbständigen

Persönlichkeit zur Illusion gemacht, und der Bildung einer wahren seelischen Gemeinschaft von vorneherein ein Riegel vorgeschoben wird. Außerdem hätten wir nur eine andere Form der gegenwärtigen kapitalistischen Unternehmungen und es wäre nichts wesentliches gewonnen, sodaß man das Risiko der Gründung unterlassen könnte. Glücklicherweise fallen in der Genossenschaft die ethischen und ökonomischen Interessen zusammen.

ad 3) Die Ausschaltung des privaten Kapitalprofits.

Darunter versteht man denjenigen Teil des Verdienstes, der nicht durch persönliche Leistung entsteht, sondern durch die Tatsache des Vorhandenseins mobiler und immobiler Kapitalien.

Dieser Kapitalprofit ist nur zu geeignet, die Interessen der einzelnen Mitglieder in Disharmonie zu bringen. Wer am Unternehmen mit viel Geld beteiligt ist, wird an seiner Prosperität ein ganz anderes Interesse haben, als derjenige, der mit wenig Kapital beteiligt ist. Obgleich vielleicht der mittellose Mitarbeiter wertvolleres leistet als der bemittelte, so steckt dieser doch einen größern Verdienst ein als jener, bloß weil er mehr Geld im Unternehmen hat. Dieser Kapitalprofit widerspricht jeder Forderung menschlicher Gerechtigkeit, wie oft ist das schon wiederholt worden! In jeder Genossenschaft, in der es einen Kapitalprofit gibt, ist das Prinzip der Würde der Persönlichkeit, des Wertes der Leistung, der Interessengemeinschaft aufgehoben. Nur die Leistung soll und darf gewertet werden. Beim System des Kapitalprofits ist das unmöglich.

Die einzige Genossenschaft, die den Kapitalprofit tatsächlich völlig ausgeschaltet hat, ist der Konsumverein, doch haften gerade dieser Organisation so viele Mängel an, daß sie, abgesehen, von den ganz anderen Zielen, die sie verfolgt, nur sehr wenig als Vorbild dienen kann, wenn wir auch ihre großen Verdienste um das arbeitende Volk durchaus nicht verkennen.

Es fragt sich jetzt, ob bei der Beschaffenheit des modernen Wirtschaftsleben und der menschlichen Seelenkonstruktion es möglich ist, eine Organisation ins Leben zu rufen, in der unsere drei Prinzipien zur Durchführung kommen können, ohne daß es nötig wäre, eine völlige oder auch nur teilweise Umgestaltung der Gesetzgebung abzuwarten, und einer allmählichen Aenderung des menschlichen Charakters vorzuarbeiten.

Diejenigen Organisationen sind die wertvollsten, die in Anpassung an die gegenwärtigen Verhältnisse und in Berücksichtigung der gegebenen Psyche geschaffen werden. Die Idee soll groß und klar sein, aber die Ausführung darf nicht auf zu große Widerstände stoßen, sie darf nicht im Widerspruch stehen mit den natürlichen menschlichen Trieben, Begierden, Willensrichtungen, wie Ehrgeiz, Geltungsbedürfnis, aesthetischem und intellektuellem Streben. All das kann für die Gesellschaft höchst fruchbar gemacht werden, wenn es in den Dienst einer guten Sache gestellt wird. Die katholische Kirche konnte deshalb eine so große, wenn auch manchmal verderbliche Macht gewinnen, weil sie

es verstand, alle menschlichen Triebe und Begierden in den Dienst ihrer Idee zu stellen. Als ich unsere Sache mit manchen Leuten besprach, wurde mir u. A. gesagt, es gehöre schließlich kein besonderer Idealismus dazu, in eine solche Organisation einzutreten. Es ist dies das größte Lob, das unsere Idee gespendet werden konnte. Der Betreffende meinte nicht Idealismus, sondern Ueberwindung, welche beiden Begriffe in der Sprache des gewöhnlichen Lebens gleich gesetzt werden. Wenn es uns gelingen sollte, eine Organisation auf ethischer Grundlage zu schaffen, an der sich jeder beteiligen will, ohne das Bewußtsein zu haben: „ich opfere mich, ich kämpfe für eine Idee", so haben wir eigentlich alles erreicht, was wir wollen. Es kommt nicht auf das Sichopfern, sondern auf friedliches Zusammenleben und Zusammenarbeiten an. Nur wo dies vorhanden ist, kann eine stetige, ruhige Erziehung und sicher fortschreitende Höherentwicklung stattfinden.

In unserer beabsichtigten Organisation muß jeder gleichberechtigt sein und sich als solcher fühlen können; jeder muß sozusagen Mitunternehmer des Ganzen sein. Nun kann im gegenwärtigen Wirtschaftssystem nur derjenige Untrnehmer sein, der Produktionsmittel besitzt oder das, was man allgemein Kapital nennt. Mit diesem Kapitalbegriff müssen wir uns jetzt ein wenig auseinandersetzen. In den Lehrbüchern wird es meist so definiert: „Unter Produktivkapital versteht man einen Vorrat von Produkten, welche als Mittel einer fernern Produktion dienen." So Böhm-Bawerk in Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften. (Wir sehen von seiner Definition des Begriffes Privatkapital ab, da sie uns hier weniger interessiert.) Eine ganz ähnliche Definition gibt Conrad in seinem Lehrbuch der Nationalökonomie. Er, Böhm-Bawerk u. a. schneiden innere Eigenschaften vom Begriff des Kapital aus. Eine durchaus verwandte Auffassung, wenn auch in ganz anderer Formulierung bekundet Marx vom Wesen des Kapitals. Dagegen rechnen von den neuern Nationalökonomen Adolf Wagner die persönlichen innern Eigenschaften ebenfalls zu den Produktionsmittel und zum Kapital und vor ihm taten es Say, McColloch u. a. Gewiß hat Conrad Recht, wenn er sich auf dem Sprachgebrauch beruft, denn tatsächlich gelten populär nur das Geld, die Maschinen und event. noch Bodenbesitz als Kapital. Die Arbeitskraft dagegen gilt durchwegs als Ware. Wie selbstverständlich schreibt Pragier: „Im speziellen Falle wird die Ware Arbeitskraft[1]) genossenschaftlich verwertet."

Wenn wir das Gemeinsame aus sämtlichen Begriffen vom Wesen des Kapitals abstrahieren, so ergibt sich, daß es Produktionsmittel ist. Nach der Auffassung, die die inneren persönlichen Eigenschaften vom Kapitalbegriffe streicht, kann es scheinbar keine selbständige Produktivkraft sein, und es mutet fast als überflüssig an, daß Böhm-Bawerk es besonders betont. Im psychologischen Sinne ist es natürlich nicht, da-

[1]) Von uns hervorgehoben. S. auch Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, II, 1912.

gegen ist das Kapital im ökonomischen Sinne tatsächlich selbständige Produktivkraft, ohne welche der Kapitalprofit gar nicht erklärlich wäre. Und darin liegt eben das Grausame und Ungerechte der heutigen Wirtschaftsordnung, daß, um mit Lassalle zu reden, das Kapital „das Arbeitsinstrument ist, welches selbständig geworden und mit dem Arbeiter die Rollen vertauscht hat, den lebendigen Arbeiter zum toten Arbeitsinstrument herabsetzt und sich selbst das tote Arbeitsinstrument zum lebendigen Zeugungsorgan entwickelt hat.“ [1]) Diese Definition des Kapitals ist zwar eine Realdefinition, insofern sie den jetzigen Begriff und die Funktion desselben richtig umschreibt. Was für uns aber an dieser Definition besonders wichtig scheint, ist, daß nach ihr die Arbeitskraft nicht als Ware aufgefaßt wird, sondern als Arbeitsinstrument, d. h. als Produktivmittel. Diese Auffassung findet sich bei Lassalle nicht durchweg und er würde es entschieden abgelehnt haben, die Arbeitskraft zum Kapital zu rechnen. Wir aber müssen es tun und definieren das Kapital als die angeborene und erworbene Leistungsfähigkeit samt den mobilen und immobilen Produkten, die zur Herstellung weiterer Produkte dienen. Damit haben wir die entwürdigende Rolle der Arbeitskraft als totes Arbeitsinstrument oder Ware aufgehoben und die toten Produkte in die ihnen gebührende Stellung eingesetzt. Gewiß gehört auch das mobile und immobile Kapital zum Begriffe desselben, insofern sie Produktionsmittel sind. Ihnen kann aber in einer Arbeitsgemeinschaft nur eine dienende Rolle zufallen, das eigentliche Kapital bildet hier nur die persönliche Leistungsfähigkeit.

Tief in das Bewußtsein des Volkes ist die Auffassung gedrungen, daß auf wirtschaftlichem Gebiete nur der etwas unternehmen kann, der Kapital besitzt. Diese Ueberzeugung müssen wir berücksichtigen, wenn wir auch eine andere Auffassung vom Wesen des Kapitals verbreiten sollen. Der Sozialismus verlangt ja auch nicht die Abschaffung des Kapitals als solchen, sondern nur die Abschaffung des Privatbesitzes an den Produktionsmitteln, welche ja nur ein anderer Ausdruck für Kapital sind. Wir gehen auch nicht so weit, können gar nicht so weit gehen, da wir ja auch die inneren Eigenschaften zum Kapital rechnen. Was wir wollen, ist, daß in einer Genossenschaft das mobile Kapital keinen Profit erhält, sondern nur der Teil des Kapitals, der durch Leistungen repräsentiert wird.

Dieses Prinzip läßt sich unschwer durchführen, wenn das mobile Kapital durch genossenschaftlichen oder sonstigen Kredit aufgebracht wird. Hierdurch wird der sogenannte Kapitalprofit ausgeschaltet, da der Kreditgeber nur die Zinsen auf sein Kapital erhält und nicht am Verdienste oder Verluste partizipiert. Man wird vielleicht einwenden, daß schon in der Verzinsung des Kapitals ein Kapitalprofit liege. Das kann bis zum gewissen Grade zugegeben werden, doch läßt sich das

[1]) Kapital und Arbeit W. W. B. III, 192.

für die ersten Jahre der Gründung nicht umgehen; außerdem ist es noch sehr fraglich, ob darin ein Kapitalprofit liegt. Prosperiert aber die Genossenschaft, so kann sie durch entsprechende Abschreibungen ein unangreifbares Genossenschaftskapital erwerben und sich so vom Kredite unabhängig machen.

Wenn wir die Leistungsfähigkeit zum Kapital rechnen, erhebt sich die Frage: wie ist es möglich, die Leistungskraft in Kapital umzurechnen? Von vielen wird es fast wie eine Profanation empfunden werden, daß die seelische Arbeitskraft in Kapital umgerechnet werden solle. Von sehr ernst zu nehmender Seite wurde uns gesagt, daß unsere Auffassung ja geradezu ein Auf-die-Spitze-treiben der jetzigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung sei: Bisher wäre die Leistungsfähigkeit das Einzige gewesen, das nicht kapitalisiert sei, und nun soll auch dies kapitalisiert werden. Dies Argument beruht auf einem Mißverständnis unserer Intention. Mit unserer Auffassung vom Wesen des Kapitals setzen wir gerade die Arbeitskraft in die ihr gebührende Stellung ein. Bisher war sie verkäufliche Ware, jetzt bekommt sie den Sinn einer Produktivkraft. Jeder, der etwas gelernt und Werte schaffen kann, soll das Bewußtsein bekommen: „Ich kann etwas und deswegen habe ich das Recht, Unternehmer zu sein. Ich muß daher dafür sorgen, von diesem Rechte Gebrauch machen zu können, sonst bleibt es ein leeres Wort und hat nicht mehr Bedeutung als das, daß ich das Recht habe, auf den Mond zu gehen."

Wir bemerken, daß selbstverständlich nicht die Gesamtpersönlichkeit kapitalisiert werden soll, sondern nur die Leistungsfähigkeit, soweit sie sich in der Genossenschaft betätigen kann und nichts anderes.

Diese läßt sich aber unschwer in Kapital umrechnen. Der Lohn eines Durchschnittsarbeiters darf auf Fr. 2500.— jährlich veranschlagt werden. Diesen bekommt er jetzt dafür, daß er sein Arbeitskapital an den Privatunternehmer verleiht; der Lohn kann somit als Verzinsung des Arbeitskapitals angesehen werden. Rechnet man den Zinsfuß zu 5 %, so ergibt sich, daß der Kapitalwert des Durchschnittsarbeiters sich auf Fr. 50,000.— beläuft. Nach unserer Auffassung ist somit jeder Arbeiter, sobald er sich in einer industriellen Organisation betätigt, Kapitalbesitzer und somit hat er auch als Unternehmer und Mitberater zu gelten. Lange nachdem in uns die Idee der Kapitalisierung der Arbeitskraft gereift war, kam uns ein Aufsatz von Hans Müller, Zürich, zur Hand, in dem er nachweist, daß dieser Vorschlag schon von den christlichen Sozialisten im Jahre 1888 gemacht worden ist.[1])

Wir wollen auf das damalige Projekt etwas näher eingehen:

Auf der Generalversammlung der C. W. S. (Abkürzung der englischen Großeinkaufsgenossenschaft) ging der Antrag der Delegierten der christlichen Sozialisten durch, bei der Entlöhnung der Fabrikarbeiter

[1]) Vergl. auch Huber, „Die Gewinnbeteiligung in den englischen Produktivgenossenschaften", Basler Dissertation.

der Genossenschaft das Gewinnbeteiligungsprinzip zur Anwendung zu bringen. Die Gewinnverteilung machte jedoch große Schwierigkeiten, da drei Interessenkategorien zu befriedigen waren.

1. die Arbeiter. 2. die C. W. S., die Kapital in die Fabriken hineingesteckt, und 3. die einzelnen Konsumvereine, an die die Großeinkaufsgenossenschaft Ware geliefert hat. Diese machten mit Recht Anspruch auf eine entsprechende Rückvergütung entsprechend der Summe ihrer Konsumation.

Die christlichen Sozialisten machten nun den Vorschlag, die Arbeitskraft zu kapitalisieren und als Arbeitskapital fungieren zu lassen und zwar sollte der Lohn ebenfalls als 5prozentige Verzinsung des Arbeitskapitals angesehen werden. Es entstanden nun drei Klassen von Kapital: Arbeits-, Unternehmer- und Kundenkapital (welche letztere aus der Summe repräsentiert wurde, die die Konsumvereine für gelieferte Waren bezahlt hatten).

Die Verteilung des Gewinnes sollte nun nach dem Verhältnis vorgenommen werden, in dem Arbeits-Unternehmer und Kundenkapital zu einander stehen. An dem Beispiele der Schuhfabrik der C. W. S. in Leicester wurde demonstriert. Im Jahre 1887 wurden in dieser Fabrik 44,340 £ an Löhnen bezahlt, das investierte Kapital der C. W. S. belief sich auf 29,510 £, für die fabrizierten Schuhwaren bezahlten die Konsumgenossenschaften 124,024 £. Als Ueberschuß per 1887 ergab sich nach Abzug aller Spesen, Kosten der Rohmaterialien ꝛc. die Summe von 6433 £.

Nun sollte sich die Verteilung des Gewinnes wie folgt gestalten:

Da das gesamte Kapital, wie ersichtlich, sich auf 1,040,334 £ berechnet werden mußte, so verfiel dieses in:

886,800 £ (20mal dem Arbeitslohne) Arbeitskapital	=	85 %	= 5493 £	des Verdienstes
29,510 „ Unternehmerkapital	=	3 %	= 190 „	
124,024 „ Kundenkapital	=	12 %	= 750 „	
1,040,334 £ Gesamtkapital	=	100 %	= 6433 £	

Dieser Vorschlag wurde mit Recht als indiskutabel abgelehnt aus folgenden Gründen: „Die Konsumvereine müßten als Repräsentanten des Kundenkapitals nahezu leer ausgehen; denn 750 £ Rückvergütung auf 124,000 £ Bezüge macht nur 0,6 % aus, d. h. eine Ersparnis, die zu winzig wäre, um zur Inangriffnahme der eigenen Produktion zu reizen, zumal im Falle, daß sich Verluste ergeben würden, diese nicht auf die Arbeiter abgewälzt werden könnten, sondern doch nur allein von der C. W. S. getragen werden müßten.[1])[2])

[1]) Wenn Müller in einer Fußnote hinzufügt, daß auch das Kundenkapital mit 20 multipliziert werden müßte, da der Konsument ja nicht mit seinem Kapital, sondern mit seinem Einkommen kauft, somit der Kapitalwert desselben doch zwanzig Mal so groß ist, so ist darauf zu erwidern, daß der Kapitalwert sich ja schon im Einkommen verzinst hat, der Konsument also auf eine nochmalige Verzinsung ohne eigentliche Leistung Anspruch erheben würde.

[2]) Hans Müller, Beiträge zur Theorie und Gesch. des Konsumgenossenschaftswesens. S. 52.

Der durchaus berechtigte Einwand der C. W. S. gegen den Vorschlag der christlichen Sozialisten war, daß die Verluste der Fabrik nicht auf die Arbeiter abgewälzt werden könnten. Wer kein Risiko trägt und tragen will, hat kein Anrecht auf einen Gewinnanteil; er erklärt sich als Lohnarbeiter und muß mit seinem Lohne zufrieden sein. Jeder Gewinnanteil ist hier sozusagen als Gnadenakt aufzufassen und kann mit bestem Rechte vorenthalten werden. Und in den Fabriken, in denen die Arbeiter ein Gewinnanteil erhalten, geschieht es wahrlich nicht im Interesse der Arbeiter, sondern in dem der Unternehmer, um die Arbeiter an die Fabrik zu fesseln. Unter den Genossenschaftern kann nur das Prinzip gelten, daß sie nur dann auf den Gewinn Anspruch erheben dürfen, wenn sie auch das Risiko tragen wollen. Insofern ist es nur zu berechtigt gewesen, daß die C. W. S. und die Konsumvereine sich weigerten, den Lohnarbeitern einen so großen Anteil zu gewähren.

Wie würde sich nun in den von uns geplanten Organisation der Gewinn der Fabrik verteilen, und würden dann die Einwände der C. W. S. zu Recht bestehen?

Wie sofort ersichtlich, würde der Reingewinn sich ganz anders gestalten. Da keine Löhne gezahlt werden, so würde er sich einerseits um 44,340 £ vergrößern, andererseits aber um etwa 1475 £ verkleinern, was einer 5 % Verzinsung des mobilen Unternehmerkapitals, das ja nach unseren Prinzipien am Gewinn nicht partizipieren darf, entspricht. Der Verdienst beliefe sich somit auf 49,297 £. Diese gehörten aber ganz den Mitarbeitern der Organisation, d. h. außer der üblichen Lohnsumme würden noch unter die Mitarbeiter 4957 £ verteilt werden können, mithin 536 £ weniger als nach der Berechnung der christlichen Sozialisten. Das Arbeitskapital hätte eine Dividende von 5½ % gebracht, während das geliehene Unternehmerkapital sich mit 5 % verzinst hätte. Dafür hätten die Mitarbeiter aber das ganze Risiko des Geschäftes zu tragen. Die C. W. S. oder irgend eine andere Großeinkaufsgenossenschaft hätte also bei der Zusammenarbeit mit einer Produktivgenossenschaft in unserm Sinne kein Risiko zu tragen und erhielte für das hineingesteckte Kapital in jedem Falle einen festen Prozentsatz. Die Konsumvereine würden allerdings gar nichts zu erhalten haben, falls die Einkaufsgenossenschaft ihnen nicht einen bestimmten Teil der Unternehmer-Kapitalverzinsung abtreten wollte. Auf eine besondere Rückvergütung für bezogene Waren hätten sie aber auch nicht den geringsten Anspruch. Der Zweck der Konsumvereine ist ja nicht eine Gewinnerzielung, sondern nur eine Ausschaltung des Zwischenhändlers und nicht eine solche des Produzenten. Daß der Gewinn des Produzenten auch den Konsumenten zukommen soll — eine solche Auffassung ist unhaltbar, wenn das Prinzip gelten soll, daß nur der Leistung der Verdienst gehört. Solange die Konsumvereine keine Eigenproduktion haben, wird dieses Prinzip von ihnen auch strikte durchgeführt. Denn die Konsumvereine gewähren ja im Grunde keinen Verdienst, sondern wollen bloß die Ware verbilligen,

indem sie sie zum Kostenpreise liefern. Dabei soll der Gewinn des Produzenten ungeschmälert bleiben. Sobald aber auch der Ueberschuß der Produktion unter die Konsumenten verteilt werden wird, während die Produzenten nur als Lohnarbeiter und Angestellte derselben sich mit Lohn begnügen müssen, der keineswegs dem wirklichen Arbeitsertrag entspricht, fällt hier der Produzentengewinn Leuten zu, die mit der Produktionsleistung sehr wenig oder gar nichts zu tun haben und unter denen sich Krüppel, Idioten, Nichtstuer ꝛc. befinden. Das widerspricht dem elementaren Rechtsgefühl und muß allmählich zu denselben Kämpfen zwischen Konsumenten und Produzenten führen, wie sie jetzt zwischen den Kapitalisten und Arbeitern herrschen. Dieser Kampf hat schon überall da begonnen, wo die Konsumvereine Eigenproduktion haben, so glänzende Erfolge sie auch damit erzielt haben. Gerade aber darin liegt der Keim zu großen Differenzen zwischen den Produzenten und Konsumenten. Die Hamburger Großeinkaufsgenossenschaft verwaltet ihre Fabriken genau nach demselben Prinzip wie die Privatunternehmungen, d. h. der Arbeiter muß dort seine Leistungskraft genau so als Ware verkaufen wie überall. Eine eigentliche Arbeitsgemeinschaft gibt es somit in den Konsumgenossenschaften und in ihren Fabriken nicht. Nur wenn eine reinliche Scheidung zwischen Produktion und Konsumtion stattfindet, der Zwischenhandel ausgeschaltet wird, sodaß sich zugleich eine feste Beziehung zwischen den Produktiv- und Konsumgenossenschaften herstellen kann und beide Teile das Ihrige erhalten, nur dann können Kämpfe vermieden werden. Wir müssen der Frage etwas tiefer nachgehen. Tatsächlich gibt es ja viel mehr Konsumenten als Produzenten. Man kann wohl sagen: Jeder Produzent (immer im weitesten Sinne des Wortes) ist Konsument, die Umkehrung des Satzes wäre aber ein bekannter Fehlschluß. Die nicht produzierenden Konsumenten, wie Kinder, Frauen ꝛc. werden von den Produzenten oder der Gesellschaft unterhalten. Sie werden sozusagen Anhängsel derselben. Nun erhält der Produzent den Ertrag seiner Leistung oder sollte ihn wenigstens erhalten. Mit diesem Einkommen konsumiert er — warum sollte er auch für die Konsumtion einen Verdienst erhalten? Nichts ist unberechtigter. Der Ueberschuß aus der Schuhfabrik z. B. gehört ganz und gar den Produzenten, denn die Konsumenten haben ja den Vorteil gehabt, daß sie die Schuhe zum Einkaufspreise bekamen und nichts an den Zwischenhändler zu zahlen hatten. Die Konsumgenossenschaften würden ihren Charakter der reinen Wirtschaftsgenossenschaft einbüßen und würden Erwerbsgenossenschaft werden, wenn sie den Konsumenten den Produktionsgewinn vermitteln und die Produzenten als Lohnarbeiter behandeln, was sie jetzt zu tun anfangen. Gewiß sollen und müssen beide Genossenschaften Hand in Hand arbeiten, nicht aber darf die eine Art von der andern aufgezehrt und nach den geltenden kapitalistischen Grundsätzen exploitiert werden. Ein modus vivendi wird sich zwischen ihnen finden lassen, oder wir gehen einer neuen Art Klassenkampf entgegen.

Um verschiedene Einzelfragen besprechen zu können, wollen wir kurz die wesentlichsten Grundzüge der geplanten Organisation resumieren:

Es wird eine Produktivgenossenschaft geplant, in der jedes Mitglied als Kapitalbesitzer mit nur einer Stimme stimmberechtigt ist. Jede Lohnzahlung wird von vorneherein ausgeschaltet und der Nettogewinn soll unter die Mitarbeiter im Verhältnis zu ihren Leistungen verteilt werden. Am Gewinn darf nur das Arbeitskapital partizipieren, während das mobile und immobile Kapital, sei es durch Kredit, sei es durch Schaffung eines unangreifbaren Genossenschaftskapitals, aufgebracht wird und zum geltenden Zinsfuß verzinst werden muß. All dies ist innerhalb der bestehenden Gesetzgebung durchführbar.

Es erhebt sich nun die Frage: Wenn kein Lohn gezahlt werden soll, wovon soll der nicht mobiles Kapital besitzende Mitarbeiter bis zur ersten Dividendenverteilung leben? und was geschieht, wenn in den ersten Jahren trotz Ausschaltung der Arbeitslöhne nur eine so kleine Dividende zur Verteilung kommt, daß davon der Lebensunterhalt der fraglichen Mitarbeiter nicht gedeckt werden kann.

Hierauf läßt sich erwidern: Das in das Unternehmen investierte flüssige Kapital soll auch dazu verwendet werden, Vorschüsse an die Mitarbeiter zu zahlen, deren Konto dann mit den entsprechenden Beträgen belastet werden wird, sodaß sie neben dem Kredit, der ja jeder Mitarbeiter eo ipso hat, noch ein Debet in der Höhe der entnommenen Vorschüsse plus den darauf entfallenden Zinsen haben werden. Dieses Verfahren ist durchaus berechtigt und wird von jedem Kaufmann geübt, der sein Haushaltungskonto belasten muß, bevor das Kapital den Gewinn gebracht hat. Es ließe ferner sich neben der Hauptorganisation noch ein Tochterinstitut gründen, etwa eine genossenschaftliche Kreditbank, wozu ja keine großen Mittel gehören. Bei dieser Bank könnten dann die in Betracht kommenden Mitarbeiter Kredit zur Bestreitung des Lebensunterhaltes beziehen. Die Bank wäre ja durch die zu erwartende Dividende des Debitors so gut wie gedeckt. Es müßten natürlich gewisse Kautelen getroffen werden, daß der Kredit mit der zu erwartenden Dividende des Einzelnen in Uebereinstimmung bleibt.

Eine schwierigere Frage dürfte die Gewinnverteilung scheinen.

Von vorneherein muß der Grundsatz gelten, daß die Mitarbeiter je nach Verdienst und nicht nach einem Maßstabe kapitalisiert werden müssen. Der Leistungswert des verantwortlichen Ingenieurs und des verantwortlichen Geschäftsführers müssen höher kapitalisiert werden als der des Handlangers, der des gelernten Arbeiters höher, als der des ungelernten. Wenn auch die Kapitalisierung des Durchschnitts-Mitarbeiters keine zu große Schwierigkeiten machen dürfte, da man sich ja nur an die bestehenden Lohntarife anzulehnen brauchte, so wird der Kapitalwert mancher anderen Arbeitskategorien sich viel schwieriger bestimmen lassen, so der der Bureauangestellten und der leitenden Mitarbeiter. Doch darf man sich auch für diese Kategorie die Lösung

des Problems nicht als zu schwer vorstellen, da ja jetzt sämtliche Funktionen der Industrie nicht mehr nur von den Fabrikbesitzern, sondern auch von Angestellten ausgeführt werden. Das gilt sowohl von der kaufmännischen wie von der technischen Leitung. Allerdings ist noch eine Schwierigkeit zu berücksichtigen, nämlich die, daß der einmal festgesetzte Kapitalwert jedes Einzelnen nicht stabil bleiben soll, sondern entsprechend seinen Leistungen variieren darf. Hat ein Mitarbeiter etwa eine technische Verbesserung erfunden, die der ganzen Genossenschaft zu gute kommt, so muß sein Kapitalwert für eine gewisse Zeitlang höher angeschlagen werden als früher. Diese Taxierung hat auf der General-Versammlung stattzufinden. Wird es da nicht auf den G. V. zu heftigen Auseinandersetzungen kommen, werden da nicht bei der Gewinnverteilung so große Differenzen entstehen, daß die seelische Arbeitsgemeinschaft dadurch gestört werden dürfte?

Die Sache dürfte sich nach unserer Meinung wie folgt gestalten: Nachdem sich jeder Mitarbeiter beim Eintritt in die Organisation einer vorläufigen bestimmten Kapitalisierung in der oben entwickelten Weise unterworfen, werden der General-Versammlung, die zur Gewinn-Verteilung einberufen wird, von einem Ausschuß, der aus Vertretern sämtlicher Arbeitskategorien besteht, Vorschläge für die endgültige Kapitalisierung der einzelnen Arbeitskategorien für das laufende Geschäftsjahr gemacht. Dem Ausschuß muß vorher natürlich von der Geschäftsführung die Bilanz vorgelegt worden sein. Ihm steht es auch frei, für einzelne Mitglieder, die besondere Verdienste haben, eine besondere Kapitalisierung vorzuschlagen; ebenso können von den Mitgliedern an den Ausschuß Vorschläge gemacht werden, doch müssen diese eine bestimmte Frist vor der General-Versammlung, schriftlich begründet eingereicht werden, damit die Vorschläge geprüft werden können.

Bringt das Geschäft trotz Ausschaltung der Löhne und vor allem des Kapitalprofits nur 5% Netto Gewinn, so erhält jeder als Verdienst den üblichen Lohn oder das übliche Gehalt, bringt es mehr, so bekommt jeder einen entsprechenden Ueberschuß, der natürlich im Verhältnis zum Kapitalwert seiner Leistungen steht.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine solche Gewinnverteilung ohne große Kämpfe vor sich gehen kann. Verfasser ist sich bewußt, daß noch manche Probleme inbetreff einer gerechten Gewinnverteilung zu lösen sind, und behält sich noch eine Besprechung dieser Frage in einem besondern Aufsatz vor.

Ein paar Worte noch über die Art der demokratischen Verwaltung. Wenn jeder Mitarbeiter mitzureden oder gar noch mitzubestimmen hat, so kann nichts Gutes herauskommen; ist dem Verfasser von den verschiedensten Seiten gesagt worden. Darauf ist zu erwidern: Einmal überschätzt man sehr die Mitbestimmungslust des Durchschnittsmenschen; viele sind froh, wenn sie keine Verantwortung zu tragen haben und unterwerfen sich gerne und freiwillig den Anordnungen des von ihnen selbst gewählten Führers. Jeder soll ja nur das Recht,

nicht die Pflicht haben, mitzubestimmen. Wenn auch ohne weiteres zuzugeben ist, daß eine demokratische Verwaltung eines industriellen Unternehmens sehr oft fehl geschlagen hat, so ist mit der Tatsache allein noch nichts bewiesen. Es kommt vor allem auf die richtige Durchführung des demokratischen Prinzips an. Die Geschäfte und die technische Leitung der Genossenschaft müssen natürlich bei ganz wenigen Leuten liegen, die von der General-Versammlung mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet sein müssen. Ihnen muß eine weitgehende Bewegungs- und Entschlußfreiheit gelassen werden, damit sie rechtzeitig die Konjunktur ausnützen können und dieselbe Handlungsfreiheit besitzen, wie die Konkurrenz der Privatunternehmer. Gewiß hat die General-Versammlung der Leitung Richtlinien vorzuschreiben, etwa das jegliche Unterlassen von Spekulationsgeschäften u. a., aber auch nicht mehr. Die Handlungsweise des Geschäftsmannes wird ja garnicht von ihm allein bestimmt, sondern von tausend andern Faktoren, die sich von vorne herein garnicht voraussehen lassen. Wenn die Geschäftsführung gezwungen sein sollte, jedes Mal zur Ausführung einer nicht vorgesehenen Handlung die General-Versammlung einzuberufen, so wäre das der Ruin der Genossenschaft. Der Leitung müssen die Kompetenzen für mindestens ein Jahr eingeräumt werden, und während dieser Zeit darf wohl Kritik an ihr geübt, nicht aber darf sie in ihrer Handlungsfreiheit innerhalb der allgemeinen Richtlinien behindert werden. Nur in ganz dringenden Fällen, wenn sich eine erdrückende Majorität von Antragstellern findet, kann die General-Versammlung eine Ausnahme von dieser Regel machen.

Gerade der Genossenschaftsgeist erfordert eine solche Unterordnung des Einzelnen, und niemand ist dazu besser geeignet als der gewerkschaftlich organisierte Arbeiter.

Durch Ausschaltung des Kapitalprofits und Ablehnung aller Spekulationsgeschäfte, was natürlich durch den Aufsichtsrat streng kontrolliert werden muß, ist einer unlautern Geschäftsführung der Leiter, die ja schließlich nicht aufs Geratewohl, sondern durch das Vertrauen der General-Versammlung gewählt werden, ein Damm vorgeschoben.

Aber auch auf der General-Versammlung darf das Mitbestimmungsrecht der Mitarbeiter kein übertriebenes sein. Jeder darf zwar Mitberatungsrecht, nicht aber ohne weiteres für jede Handlung der Genossenschaft Mitbestimmungsrecht besitzen.

Nehmen wir an, es handle sich um einen Verlag mit Buchdruckerei und Buchbinderei, also um eine Organisation mit drei verschiedenen Abteilungen, deren jede ganz verschiedene Funktionen hat. Nun dürfen wohl die Mitglieder jeder Abteilung innerhalb ihres Ressorts Mitbestimmungsrecht haben, in den anderen Abteilungen soll ihnen jedoch nur Mitberatungsrecht eingeräumt werden. Daß dies nicht im geringsten dem demokratischen Prinzip der Gleichberechtigung widerspricht, braucht nicht bewiesen zu werden. Die Vorteile einer solchen Einrichtung springen sofort in die Augen. Hierdurch wird erreicht,

daß nur Fachleute mitbestimmend sein können und nicht jeder der zur Organisation gehört. Ohne bestimmte Funktion ist niemand stimmberechtigt, doch kann ein solcher Fall garnicht eintreten, da nur derjenige zur Organisation gehören darf, der in ihr etwas leistet, wozu das Leihen von Kapitalien ja nicht gerechnet wird.

Wer in die geplante Organisation eintreten will, hat ungefähr denselben Instanzenweg durchzumachen, wie der, welcher sich in der Schweiz naturalisiern lassen will. Genau so wie nur derjenige wirklicher Schweizer Staatsbürger ist, der Mitglied eines Kantons und einer Gemeinde oder Stadt ist, so kann in der Genossenschaft nur der Mitarbeiter werden, der Mitglied einer Abteilung und in dieser eines besondern Ressorts ist. Während die General-Versammlung nur zu bestimmen haben wird, ob der Petent allgemein würdig ist, der Organisation angehören, wird die einzelne Abteilung und in ihr das Ressort zu prüfen haben, ob er auch dazu tauglich ist. Aber auch sonst wird die General-Versammlung ganz andere Rechte und Geschäfte haben, als die Versammlungen der Abteilungen und Ressorts. Um die Analogie mit der Schweizer Staatsverfassung weiter durchzuführeu, würde die General-Versammlung der Bundesversammlung, die Abteilungsberatungen den Kantonsräten und die Ressortsberatungen den Gemeinde- resp. den Stadträten entsprechen. Hier eine genaue Verfassung auszuarbeiten, ist keine ganz leichte, aber lohnende Arbeit. Da jeder Neueintretende eine allgemeine Probezeit wird durchzumachen haben, so wird in der Genossenschaft eine Neueinstellung von Mitarbeitern Sache der leitenden Personen sein, und wird nicht mehr Umstände machen als in Privatunternehmungen.

Wenn sich die Gegner der Produktivgenossenschaften darauf berufen, daß industrielle Unternehmungen bei demokratischer Verwaltung nicht prosperieren, so ist es ebenso, als wenn die Gegner der demokratischen Staatsverfassung sich auf Athen berufen wollten, wo auch die Erfahrung lehrt, daß eine Demokratie einen Staat zu Grunde richten kann.

Ich möchte zuletzt auf einen Einwand eingehen, der dem Verfasser von mehreren führenden Sozialdemokraten gemacht worden ist. Sie befürchteten, daß durch die „Erhebung" des Arbeiters zum Kapitalisten eine Verspießerung des Mitarbeiters herbeigeführt werden könnte. Es würde sich zu den bisher bestehenden Arten von Kapitalisten noch eine neue Art herausbilden, die nur den Klassenkampf noch steigern könnte. Sie würde eine abgeschlossene kapitalistische Unternehmung bilden; für die Emanzipation der Arbeiter wäre aber wenig gewonnen.

Die Furcht vor Verspießerung schreckt den Verfasser am allerwenigsten. Ein gesunder Mittelstand wurde auch von Lassalle „als der Hauptzweck der sozialen Lösung" [1]) angesehen, d. h. eines Standes,

[1]) Lassalle W. W. III. 193.

der über die alltäglichen Nahrungssorgen hinweg ist, und auch für außermaterielle Bedürfnisse sorgen kann. Ein solcher Zustand braucht aber durchaus nicht eine seelische Verspießerung zur Folge zu haben. Wohl soll sich jeder Mitarbeiter der Organisation als Kapitalbesitzer fühlen, aber jeder Mitarbeiter wird den Lohnarbeiter darauf hinweisen — einfach durch die Tat — daß auch er Kapitalbesitzer ist, und daß es in seiner Hand liegt, ebenfalls Herr seiner Produktivkraft zu sein. Durch die Kapitalisierung der Arbeitskraft bei Ausschaltung des sogenannten Kapitalprofits kann nicht eine Psyche des jetzigen Geldkapitalisten, sondern eine des selbstbewußten und die persönliche Leistungsfähigkeit schätzenden Menschen erzielt werden.

Gelingt unsere Organisation, so werden sich an diese Genossenschaft andere angliedern, die dann zu einem Verbande zusammengefaßt werden. Diese können in eigenen Schulen eine vom wahren genossenschaftlichen Geist durchdrungene Generation heranziehen und sie für den spätern Beruf vorbereiten. Doch behalten wir uns vor, uns über die Gründung einer genossenschaftlichen Schule, die durchaus nicht ein Zukunftsplan ist, sondern zusammen mit der Organisation ins Leben gerufen werden sollte, in einem besondern Aufsatze zu sprechen.

Kurz zusammengefaßt, dürften aus der geplanten Organisation folgende Wirkungen sich ergeben:

1. Die freie Selbstbestimmung des Menschen kann gewahrt werden.

2. Die freie Selbstbestimmung und die Ausschaltung von Privatunternehmern würde die allmähliche Entwicklung einer freien seelischen Gemeinschaft fördern.

3. Hiermit würde die Arbeitsfreudigkeit bedeutend zunehmen und somit die Arbeitsleistung.

4. Die Arbeitsleistung dürfte auch deshalb eine bessere werden, weil jeder das Bewußtsein haben wird, daß er als Unternehmer durch seine verbesserte Leistung mit der Gemeinschaft auch sich selbst nützen wird.

5. Hierdurch würde auch sein Interesse an den theoretischen Grundlagen seiner Arbeit gehoben werden und weiter sein Interesse am ganzen Gang der Fabrik. In den freien Stunden wird er sich mit der Literatur beschäftigen, die seinen Beruf angeht und dadurch aufhören, eine verständnislose Arbeitsmaschine zu sein.

6. Die ihm eigene Kombinationsfähigkeit, die jetzt infolge des Lohnsystems und auch der Gesetzgebung brach liegt, würde sich zu betätigen anfangen und sich in manchen technischen Erfindungen und Verbesserungen manifestieren. Während jetzt nur dem Unternehmer daran liegt, technische Erfindungen zu machen, so würden in der geplanten Organisation alle daran interessiert sein. Daß dadurch viele menschliche Kräfte, die jetzt ungenützt daliegen, mobil gemacht werden, darf angenommen werden.

7. Da niemand einen besonders hohen Gewinn einheimsen kann, so darf schon das Unternehmen als gesichert gelten, wenn für die Mit-

arbeiter der sonst übliche Normallohn herausgeschlagen wird und das flüssige Kapital sich entsprechend verzinst. Es ist jedoch anzunehmen, daß das Unternehmen ebenso gut prosperieren wird wie die Privatunternehmungen der Art, da der Inhalt der Punkte 1—6 auch für den Gewinn bedeutungsvoll sind.

* * *

Wir bemerken, daß schon ein Statutenprojekt für eine solche Organisation vorliegt, und daß ein zweiter Entwurf in Angriff genommen ist. Es wird beabsichtigt, in jedem Falle eine Vereinigung ins Leben zu rufen, um die historischen und theoretischen Grundlagen der Produktivgenossenschaft zu erforschen. Jeder der sich ernst an der Arbeit beteiligen will, ist willkommen und kann sich an die Redaktion wenden. Verfasser hält sich für verpflichtet zu bemerken, daß er die wesentlichsten Gedanken zu diesem Aufsatze einem ihm befreundeten Manne, der der eigentliche Initiator der meisten hier ausgesprochenen Ideen ist, verdankt. Vieles wurde in echter geistiger Arbeitsgemeinschaft erarbeitet, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß wir in allen Punkten der gleichen Meinung sind. Dr. M. Nachmansohn.

Die Bodenverschuldung in der Landwirtschaft.

Klagen über die unbefriedigende Lage der schweizerischen Landwirtschaft hat es, bald in engern, bald in weitern Kreisen, besonders seit der Zeit, wo die Geldwirtschaft zu höherer Entwicklung gelangt ist, wohl immer gegeben. Die Ursachen solcher Klagen sind manigfacher Art: Mißwachs, Viehsterben, verheerende Kriege, ungünstige Besitzverteilung des Landes, Verteuerung der Produktion durch steigende Preise der Produktionsmittel, hohe Steuern, sinkende Produktenpreise, erschwerte Beschaffung der zum Betriebe der Wirtschaft erforderlichen Geldmittel u. s. w., wobei oft durch das Zusammenwirken verschiedener dieser Veranlassungen eine Verschärfung der Notlage eintritt. Der Charakter der Krisen hat im Laufe der Jahrhunderte offenbar eine allmähliche Wandlung durchgemacht. Die Schilderungen der Notlagen vergangener Jahrhunderte, wie wir sie in den Chroniken finden, passen nicht mehr auf unsere Zustände. Jene alten Darstellungen zeigen einen höchst akuten Charakter des wirtschaftlichen Elends, das aber auch meist rasch vorüberging, ähnlich wie die Pest, die in kurzer Zeit furchtbare Zerstörungen anrichtete und von einem Zustand blühender Gesundheit gefolgt war. Das kommt von den Ursachen jener Not-

stände, die hauptsächlich in Mißwachs, Viehseuchen, Kriegen und dergleichen vorübergehenden Ereignissen bestunden. In unserer Zeit dagegen liegt der Grund der Krisen in gewissen allgemeinen Tendenzen unserer Volkswirtschaft, die aus dem Gesamtcharakter derselben hervorgehen, in großen, nachhaltigen Veränderungen des Wirtschaftsleben, oder in dauernden Institutionen unserer Staaten, während die äußeren Zufälle, die früher von Zeit zu Zeit dem Landwirt schweren Schaden zufügten, durch die inzwischen namentlich auf dem Gebiet der Technik gemachten großen Fortschritte an Wirksamkeit viel eingebüßt haben. Um das zu begreifen, braucht man nur an die wachsende Macht des Menschen über die Natur zu erinnern, welche die richtige Anwendung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und praktischer Erfahrung auf den Betrieb der Pflanzenkultur, der Tierhaltung und des Meliorationswesens ihm verschafft hat, um daneben der Vorteile zu gedenken, die er der modernen Feldbaupolizei und dem Versicherungswesen verdankt. Man ist oft gerade in der Gegenwart — innerhalb und außerhalb der landwirtschaftlichen Kreise — nur allzu leicht geneigt, die ungünstige Lage in der Milchwirtschaft oder im mehr oder weniger vorübergehenden Tiefstand eines Produktes zu suchen. Die Frage muß eben doch erhoben werden: Wie ist es möglich, daß die Reduktion des Milchpreises, die eben durch die Konjunkturen des Weltmarktes jeder Zeit eintreten kann, die gesamte Landwirtschaft derart in Mitleidenschaft zieht, wie es wirklich geschehen ist? Da werden wir eben doch immer wieder auf die Bodenverschuldung hingewiesen; dies ist die „Hauptkrankheit" unserer schweizerischen Landwirtschaft. — Ein Beispiel für viele: Ein junger Mann, strebsamer Sohn vom Lande, kauft eine Liegenschaft, die bis zu drei Vierteln der Würdigung von Gülten belastet ist. Er hat einige Tausend Franken Barschaft mit in den Kauf gegeben; für den Rest muß er Gülten oder Verschreibungen machen lassen. Es geht einige Jahre ganz gut, und der junge Bauer freut sich schon seines guten Vorwärtskommens. Da werden ihm nun, vielleicht zufolge Erbganges, die Kaufgülten, welche hintereinander angehen, auf einmal sämtlich gekündet. Jetzt ist die Not groß. Die Gülten sind zwar mehr als sicher. Das Gut ist durch tüchtige Bewirtschaftung gehoben; aber kassenfähig sind die Gülten nicht. Sie überschreiten sogar die Würdigung um einen kleinen Betrag. Woher soll er das nötige Geld nehmen? Er wandert zum ersten Agenten; der riecht den Braten schon von ferne, putzt aber noch die Brillengläser und spricht lächelnd: „Ja seht, ich nehme eure Gülten schon; aber nicht zum vollen Werte, das könnt ihr nicht verlangen." — „Ja, wo soll ich denn Geld zur Abzahlung hernehmen?" — „O, nichts leichter als das, ihr laßt noch eine andere schreiben, dann langt es." Was will unser Bauer? Er muß in den sauren Apfel beißen und inskünftig statt für 10,000 Fr.

für 12,000 Fr. Gülten verzinsen. So wird er in die Schulden „hineingeritten". Dies nur als kleines Beispiel.

Wir fragen uns nun: 1. nach dem Umfang der Bodenverschuldung und 2. nach ihren Ursachen; wobei wir der Natur der Sache nach vor allem die Verhältnisse des Kantons Bern im Auge haben, die aber vielfach auch für den übrigen Teil der Schweiz passen.

I.

Genaue statistische Nachweise über den

Stand oder Umfang und die Bewegung

der Bodenverschuldung — so schreibt Kantonsstatistiker C. Mühlemann — finden sich für den Kanton Bern nicht vor. Von einer bezüglichen Ermittlung an Hand der Grundbücher mußte Umgang genommen werden, weil

1. eine Ausscheidung der grundpfändlichen Schulden für Grund- und Gebäudebesitz nicht möglich wäre;
2. bekanntlich viel getilgte Schuldquoten in den Grundbüchern nicht gelöscht sind;
3. es vorkommt, daß eingetragene Pfandrechte keine bestimmte Schuld repräsentieren, wie z. B. bei Kredit- und Schadlosbriefen.
4. die aufzuwendende Mühe, Arbeit und Kosten in keinem Verhältnis zu dem praktischen Erfolg stünden;
5. selbst durch Vornahme der vorgenannten Ermittlung die tatsächliche Verschuldung des Bauernstandes (also auch die laufenden, nicht grundpfändlich versicherten Schulden), wie die gesamten Aktiven gleichwohl nicht zur Darstellung kämen.

Dagegen bieten die steuerstatistischen Nachweise einige Anhaltspunkte zur Beurteilung der grundpfändlichen Verschuldung im Kanton Bern. Mühlemann schätzt die grundpfändlichen Schulden auf 40 % des rohen Grundsteuerkapitals. Wenn gegenüber dieser Zahl etwa geltend gemacht wird, es repräsentiere dieselbe nicht die gesamte oder wirkliche Verschuldung der Landwirtschaft, weil eben die laufenden Obligationsschulden nicht inbegriffen seien, so ist dem entgegenzuhalten, daß in dem rohen Grundsteuerkapital — abgesehen von dem steuerbefreiten Gebäudekapital der ländlichen Besitzungen — auch die Spareinlagen und Guthaben der Grundbesitzer nicht eingerechnet sind. Natürlich fehlt auch der Wert des Betriebskapitals, vor allem des Viehstandes, in der Bilanz. Die Tatsache der Zunahme der Bodenverschuldung ist nicht zu bestreiten; sie wird von 1856—1886, also in 30 Jahren, für den Kanton Bern auf 127 % geschätzt. Mit dieser bedeutenden Schuldenvermehrung mag nun allerdings eine ebenfalls bedeutende Wertvermehrung an Betriebskapital stattgefunden haben (Meliorationen, Gebäudeverbesserungen). — Hofmann sagt in seiner Untersuchung über den thurgauischen Kreis Matzingen: „Diese Tatsache (nämlich der sich aus

den Steuerregistern ergebende Betrag der Passiven) dürfte deutlich genug sprechen und alle Bemäntelungen und Beschönigungen der Verschuldung in richtige Beleuchtung stellen. . . . . Ist es noch einigermaßen begreiflich, daß Schuldenverschreibungen nicht zur Löschung kommen, um den betreffenden Betrag als „Passiven" vom Katasterwert des Besitztums abzuziehen, so muß es doch rein unerfindlich erscheinen, daß diese Freude an fiktiven Schulden sogar noch auf dem Besitztum Schulden bestehen läßt, die, weil den Katasterwert übersteigend, bei der Besteuerung nicht mehr in Abzug gebracht werden können. Es sollte also dem thurgauischen Bauern nicht genügen, sein Besitztum als ein bis zur Höhe des Katasterwertes verschuldetes darzustellen? Er sollte aus purer Freude an der Würde und dem Ruf eines Schuldenbäuerleins noch darnach trachten, seine sogenannten bücherlichen Schulden den Katasterwert seiner Gebäulichkeiten und Liegenschaften noch um ein erkleckliches Sümmchen übersteigen zu lassen? . . . Der Landmann, der in seinem Kasten Bankobligationen und andere Wertpapiere liegen hat, hätte das sonderbare Vergnügen, als Schuldenbäuerlein zu erscheinen, mit Opfern an Geld zu erkaufen; denn bei sicherer Anlage wird der Zins, welchen er für seine Kapitalien erhält, geringer sein als der von ihm an seinen Gläubiger zu bezahlende, abgesehen von den Kosten der Fertigung . . ."

Wir glauben, zur Genüge die Tatsache einer umfangreichen Verschuldung nachgewiesen zu haben.

II.

Die Ursachen der Bodenverschuldung.

Die Schilderung der Ursachen der Verschuldung wird ein um so stärker gefärbtes persönliches Gepräge erhalten, je weniger dieselben zahlenmäßig dargestellt werden können und je nach dem Standpunkt des Beurteilers. An einem Orte rückt als erste Verschuldungsursache das Erbrecht in die Linie. Dann wird ein hoher Prozentsatz der vermehrten Bodenverschuldung an einem Orte auf die immer steigenden Kaufpreise zurückgeführt und die unbeschränkte Hypothekarfreiheit der Hauptfehler dieser so ernsten Erscheinung genannt. Hiebei ist neben andern in historischen Vorgängen begründeten Ursachen jedenfalls auch der unverhältnismäßig hohe Zinsfuß nicht zu vergessen, der sich da und dort behaupten konnte. Anderswo — so im Thurgau — werden als Ursachen der Verschuldung ermittelt: die Ablösung der Zehnten und Grundzinse verbunden mit einer Reihe von Fehljahren, das allmähliche Erlöschen der Hausindustrie und die verderblichen Wirkungen der Kriegsjahre an der Wende des 19. Jahrhunderts, die Vermehrung der Ausgaben für leibliche und geistige Bedürfnisse, Steuern und Vereinszwecke, die Entwicklung des Kapitalcharakters von Grund

und Boden und der damit verbundene Ankauf, oft recht unwirtschaftliche Ankauf von Grundstücken, Produktionsveränderungen im landwirtschaftlichen Betrieb und damit zusammenhängende Verstärkung der Abhängigkeit des Reinertrages vom Weltmarkt und der Konjunktur, und endlich Amelierationen und Erbteilungen.

Greifen wir aus dieser Aufzählung das Hauptsächliche heraus.

1. Geschichtliche Ursachen. Mühlemann sagt: „Was zunächst die Entstehung der grundpfändlichen Schulden anbetrifft, so dürfte ein namhafter Teil derselben direkt oder indirekt noch aus der Zeit der Liquidation der Zehnten und Bodenzinse herrühren . . . Allein es wäre ein großer Fehler, bei der Beurteilung der Grundpfandschulden und deren Entstehungsursachen nur diese mehr sekundären Erscheinungen ins Auge zu fassen: Die Grundursache der heutigen Grundbesitzverschuldung liegt in historischen Vorgängen; denn auf ungünstige Zeitverhältnisse können wieder günstige folgen, auf schlechte Erntejahre gute, vereinzelte Mißgriffe lassen sich auch wieder gut machen. Was aber durch politische und wirtschaftliche Vorgänge im Laufe der Zeit zur allgemeinen Ursache geworden, dagegen läßt sich nicht so leicht ankämpfen. Die angedeuteten Vorgänge sind, kurz gesagt, folgende: An Stelle der Feudalherrschaft ist die Kapitalherrschaft getreten, an Stelle des Lehenssystems das Kreditsystem, anstatt der Lehenpflicht (Grundlasten) die Zinspflicht für Schuldkapital nebst Grundsteuern."

K. Geiser schildert etwas ausführlicher diese Entwicklung: „Die ersten Jahrzehnte nach der Reformation sind im allgemeinen wie für das Gewerbe, so auch für den Ackerbau als günstig zu bezeichnen. Das Land wurde fleißiger bearbeitet und lieferte im Durchschnitte ordentliche Ernteergebnisse. Von 1570—1600 hingegen folgte eine Reihe von ganz ungünstigen Ernten. Fröste, Hagelschläge und Ueberschwemmungen richteten beinahe Jahr für Jahr großen Schaden an, und die Fruchtpreise erreichten eine ganz außerordentliche Höhe; mehrmals herrschte eine eigentliche Hungersnot. Mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wurden die Ernten wieder besser; 1636 bis 1652 waren sie immer über dem Mittel und meistens ganz gut. Trotzdem standen die Lebensmittelpreise von 1622 an immer sehr hoch und fingen erst 1645 langsam zu sinken an. Die Erträgnisse der reichen Ernten ließen sich also äußerst günstig verwerten. Es rührt dies namentlich davon her, daß zur Zeit des 30-jährigen Krieges unsere Nachbarländer der fürchterlichsten Verwüstung anheimfielen, so daß aus Deutschland keine Ausfuhr stattfinden konnte, wie dies sonst der Fall war. Im Gegenteil mußte nun die Schweiz aushelfen. Dies trieb die Preise der eigenen Produkte in die Höhe und gab noch Gelegenheit zu einem einträglichen Zwischenhandel. Da nun diese Situation längere Zeit anhielt und zu scheinen blieb, verursachte sie in Verbindung mit der Tatsache, daß sich zahlreiche deutsche Flüchtlinge in der Schweiz aufhielten

oder gar ansiedelten, ein außerordentliches Steigen der Güterpreise, die eine ungeahnte Höhe erreichten. Mancher Bauer ließ sich verleiten, den doppelten oder dreifachen Preis wie früher bei Landkäufen zu zahlen und glaubte dabei immer noch ein gutes Geschäft gemacht zu haben, auch wenn er das Geld leihen mußte. Andere gerieten sonst in Schuldenverhältnisse, um die sie sich vorläufig nicht viel kümmerten, da sie ja den Zins leicht herausschlagen konnten. Als der 30-jährige Krieg zu Ende ging und Deutschland keiner Zufuhr mehr bedurfte, hatte dies für die Schweiz einen Rückschlag zur Folge, von dem besonders die landwirtschaftliche Bevölkerung schwer betroffen wurde. Die Lebensmittelpreise fielen sehr rasch, und aus den Ernten ließ sich kaum mehr die Hälfte lösen wie in den Kriegsjahren. Damit sank auch der Wert des Grundeigentums; Güter, welche während des Krieges um 10,000 Gulden gekauft worden waren, galten nach Beendigung desselben nur noch 3—4000. Hatte der Bauer Schulden gemacht, so geriet er in die größte Verlegenheit, wie er sie verzinsen sollte, oder stand vor dem Ruin. Dies war um so drückender, da man sich unterdessen an erhöhte Ansprüche gewöhnt hatte und nicht mehr so einfach leben wollte wie früher. An dieser Krisis war zwar die Obrigkeit nicht schuld; sie verschärfte aber dieselbe durch Beschränkung des freien Verkehrs, ungeschickte Münzpraktiken und die Mißwirtschaft einzelner Landvögte. Hierin ist eine der Hauptursachen des Bauernkrieges zu suchen. Die blutige Unterdrückung des Aufstandes und die vielen schweren Geldstrafen, die nachher ausgesprochen wurden, waren keineswegs geeignet, den gedrückten Zustand des Landvolkes zu heben, ebensowenig die vielfachen Uebelstände in Rechtspflege und Verwaltung. Erst nach und nach trat wieder eine Besserung ein; doch war, wie aus einem offiziellen Bericht von 1695 über die Ursachen der „Landesarmut" hervorgeht, die wirtschaftliche Lage des bernischen Bauernbestandes noch immer eine sehr bedenkliche. Die Kommission, welche die Untersuchung dieser Verhältnisse zu führen hatte, behauptete sogar, es sei „bald kein Plätzchen Härd mehr im Land, das nicht zwei- oder dreifach versetzet". Hier finden wir also eine der Grundlagen der Verschuldung. Wo einmal ein Anfang mit ihr gemacht war, und zwar an einigen Orten ein recht großer, da war es überaus schwer, sich wieder daraus zu befreien. Manchen gelang es nicht, ob sie auch alles versuchten; andere probierten es gar nicht, sondern ließen die Verhältnisse eben gehen, wie sie gehen wollten. Dann kam das 18. Jahrhundert mit seinen Aenderungen für die Landwirtschaft: Zelgrecht, Flurzwang und Gemeindeweide traten zurück, neue Kulturen wurden eingeführt und so der Wohlstand der Bauern mächtig gefördert. Die rasche Entwicklung hatte aber auch ihre Schattenseiten, indem der Uebergang zu einer neuen Betriebsweise, besonders der Rückgang des Getreidebaues und die einseitige Ausdehnung

von Viehzucht und Milchwirtschaft in einigen Gegenden für die ärmere Bevölkerung, besonders für die Klasse der „Tauner" sehr drückend wurde. „Dies war besonders da der Fall, wo die bei dem Ackerbau überflüssigen Arbeitskräfte nicht bei der Industrie Verwendung fanden, so daß an einzelnen Orten über ein bedenkliches Anwachsen des ländlichen Proletariates geklagt wurde." Der Wandel der Zeiten läßt sich auch mit folgenden Worten ausdrücken: „Die Abgaben an den Staat, die Zehnten und Bodenzinse, wurden gewöhnlich in Getreide entrichtet. Das änderte sich. Die früheren Abgaben an Getreide sind allerdings weggefallen, sie wurden mit Geld abgelöst. Dafür sind nun aber Grundsteuern zu bezahlen, welche den Wert der Lehensabgaben mehrfach übersteigen und die Verzinsung der Hypothekarschulden, die im Zusammenhang mit der ganzen Umgestaltung unserer wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse sehr rasch angewachsen sind, fordert immer höhere Beträge." Bei der geschichtlichen Entwicklung der Verschuldung spielt eben die Tatsache eine bedeutende Rolle, daß — wie Mühlemann hervorhebt — der Grund und Boden als eine Ware behandelt wird, deren Wert dem zufälligen Wechsel unterworfen ist. Nach der Ansicht kompetenter Nationalökonomen ist der Grund und Boden seiner Natur nach kein Kapital, weil derselbe sich dem Werte nach nicht umsetze, sondern einen immerwährenden Rentenfonds darstelle. Da nun aber der Grundwert, abgesehen von dem Einflusse der Markt- und Verkehrsverhältnisse, von den Schwankungen des Zinsfußes und zwar in umgekehrtem Verhältnis zu denselben abhängig ist, so folgt daraus, daß diese zufälligen Wertschwankungen der Liegenschaften für den Grundbesitzer und Bauernstand stets gefahrdrohend sind und somit auch sich als wesentliche Ursache der Verschuldung charakterisieren.

2. Als zweite Ursache ist — so sonderbar das auf den ersten Blick erscheinen mag — der Hypothekarkredit zu erwähnen. Mit der gänzlichen Ablösung der Reallasten im Kanton Bern (Verfassung von 1846) wurde zugleich eine Hypothekar- und Schuldentilgungskasse gegründet; allein statt der Schuldentilgung leistete dieses Institut, wie übrigens auch die vielen andern in den letzten fünfzig Jahren entstandenen Kreditinstitute (nach den Ausführungen Mühlemanns), der Schuldenvermehrung Vorschub. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß das genannte Institut hier, wie in andern Kantonen, nicht einem dringenden Zeitbedürfnis entsprochen und auch nicht zur Hebung der ökonomischen Lage des Bauernstandes beigetragen habe. Es ist für den Landwirt nicht gleichgültig, wie der Hypothekarkredit gestaltet wird. Es ist ein großer Unterschied zwischen den Kapitalanlagen der industriellen Unternehmungen und denen der Landwirtschaft. Durch Verkauf der erzeugten Waren verwandeln sich die Anlagen von Handel und Industrie in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder in die ursprüng-

liche Geldform; daher die leichtere Anschmiegungsmöglichkeit an die Schwankungen des Geldmarktes. Ganz anders beim Grundbesitzer; er vermag seine Schulden vermittelst der eigenen regelmäßigen Einnahmen nicht zu bezahlen und ist dadurch verhindert, aus einer sinkenden Bewegung des Zinsfußes im Lande Vorteil zu ziehen. So muß denn gefordert werden, daß der Immobiliarkredit langfristig, unkündbar und in kleinen Beträgen amortisierbar sei. Wo diesen Postulaten nicht Rechnung getragen wird, also bei Hypotheken, die gekündigt werden können, bei unkündbaren Realschulden, die innerhalb weniger Jahre oder in längerer Zeit, aber auf einmal zurückgezahlt werden müssen, dort schwebt der Grundbesitzer stets in der Gefahr, das nötige Kapital bei der Kündigung oder nach Ablauf des zu kurzen Termins nicht aufbringen zu können, oder endlich — bei Mangel des Amortisationszwanges — nicht im Stande zu sein, in jedem Jahre freiwillig einen solchen Teil seines Einkommens zurückzulegen, daß er nach mehreren Jahrzehnten über die ganze Schuldsumme verfüge. Verwirklicht sich aber eine der genannten Gefahren, so bleibt dem Schuldner in der Regel kein anderer Ausweg, als neuen, meist teuern Kredit aufzunehmen, oder seinen Besitz zu veräußern, was stets mit erheblichen Kosten, mit Verlust verbunden ist und die Seßhaftigkeit der Grundbesitzer, die Stetigkeit des Anbaues, woran Staat und Volkswirtschaft so sehr interessiert sind, in bedauerlicher Weise verringern muß. Um nur etwas aus dem Hypothekarwesen zu erwähnen, zittieren wir einen Passus aus dem Gesetze der Hypothekarkasse des Kantons Bern aus dem Jahre 1846: „Die Hypothekarkasse gibt ihre Darlehen nur auf Grundpfänder, welche im Kanton gelegen sind, und auf diese nur bis zu zwei Dritteln des ermittelten vorgangsfreien Wertes des Grundpfandes. Sie leiht keine Summen über das Maximum von Fr. 20,000.— an die nämliche Person" (später wurde die Summe erhöht). Die geringe Amortisationsquote macht es dem Schuldner möglich, etwas abzuzahlen; doch darf man sich davon keinen übertriebenen Begriff machen; heißt es ja doch in einem der Rechenschaftsberichte der Anstalt: „In der Regel müssen bei neuen Darlehen ältere Pfandposten, die bereits zu Gunsten der Anstalt existieren, getilgt und abgerechnet werden, so daß dann schließlich oft nur ganz minime Summen zur Auszahlung gelangen. Die Schuldentilgung, wie sie der Gesetzgeber im Auge hatte, ist in Wirklichkeit oft nur scheinbar vorhanden, weil in vielen Fällen der Schuldner nach wenigen Annuitätenzahlungen zur Aufnahme eines neuen größeren Anleihens gezwungen wird."

3. Erbteilung und Güterzerstückelung. Die sich an den Erbgang anknüpfenden Vorgänge sind wohl auch unter die Ursachen der Verschuldung zu rechnen. In manchen Gegenden der Schweiz herrschten hierüber willkürliche und höchst ungesunde Bräuche oder gar Gesetzesvorschriften. Diese gehen zum Teil auf die Zeit

der Dreifelderwirtschaft zurück. Besaß ein Vater an drei verschiedenen Orten Landstücke, vielleicht recht schönen Umfangs, und erbten nun drei Söhne, so nahm nicht jeder einen der drei Teile, mit eventueller finanzieller Ausgleichung, sondern jeder Sohn erhielt an jedem Ort ein Stück, so daß man im ganzen neun Stücke erhielt. Später wurde wieder geteilt u. s. w. Die Teilung ist an und für sich unökonomisch. Der Wohlstand des Landes, seine wirtschaftlichen Kräfte und ein wichtiger Teil der örtlichen Existenz seiner Bevölkerung sind hier im Spiel. Dies gilt für alle landwirtschaftlichen Gegenden der Ost- und Zentralschweiz, aber ganz besonders für die welligen Teile der Kantone Bern, Aargau und Luzern, deren landwirtschaftliche Betriebe notwendigerweise eine gewisse Größe aufweisen und allein gestatten, die Viehzucht und die Milchindustrie mit Erfolg zu betreiben. Hier hat der Gesetzgeber des schweiz. Zivilgesetzbuches mit Erfolg eingegriffen, indem er sich von dem Grundgedanken leiten ließ, daß durch eine unwirtschaftliche Zerteilung des Grund und Bodens der landwirtschaftliche Betrieb nicht ruiniert werden soll. Der Gesetzgeber hat also die Aufgabe, auf eine gleichmäßige Erhaltung oder Neuschaffung bäuerlicher Wirtschaften hinzustreben, zugleich aber auch zu verhindern, daß nicht die Bauern sich bei Erbteilungen allzusehr überschulden und damit jede gesunde Wirtschaft unmöglich machen. Letzteres ist eben auch zu beobachten. In einigen Kantonen war es das Recht des jüngsten Sohnes oder der Söhne im allgemeinen, das Bauerngut als Ganzes zu beanspruchen und sie hatten daher die Pflicht, die Miterben, namentlich die Töchter, in Bar abzufinden. So kam es, daß ein schönes, bisher ganz schuldenfreies Bauerngut plötzlich stark belastet wurde. Das Zivilgesetzbuch empfiehlt daher, — nicht zwingend — die Anrechnung landwirtschaftlicher Grundstücke zum Ertragswerte, während bei andern Grundstücken der Verkehrswert maßgebend ist. Es soll damit der ungesunden Preistreiberei der Riegel gestoßen werden.

Die eigentliche Güterzerstückelung oder Güterzertrümmerung wird aber selbst gewerbsmäßig betrieben. Vergegenwärtige man sich, wie es oft zugeht. Aus verschiedenen Gründen ist ein recht schön abgerundetes Bauerngut verkäuflich. Bei einem landwirtschaftlichen Anwesen läßt sich aber eine plötzliche Veräußerung, ein Verkauf unmittelbar im gegebenen Augenblick, häufig nur mit Schwierigkeiten durchführen, da geeignete und leistungsfähige Käufer nicht sogleich vorhanden sind; es wird in solchen Fällen vielfach namentlich schwer halten, aus der Veräußerung einen Entgelt, welcher dem wirklichen Wert des Anwesens entspricht, zu ziehen. Nur durch die Zerstückelung wird dies möglich sein, da für einen sofortigen Verkauf kleinerer, auf das jeweilig vorhandene Bedürfnis stets besonders zuzuschneidender Parzellen durchweg eine regere und größere Nachfrage bei gleichzeitiger Kaufkraft vorhanden sein wird und

außerdem ein Bedürfnis nach kleinen und kleinsten Grundstückabschnitten bei wachsender Bevölkerung und zunehmender Industrie auf dem Lande in hervorragender Weise sich geltend machen muß, dem so entgegengekommen wird. Da kann nun der „Gütermetzger" oder „Güterschlächter" herzhaft eingreifen. Durch mancherlei Mittel und Wege wird das einzelne kleine Stück dem Käufer „mundgerecht" gemacht; dieser denkt kaum an die Höhe der Grundrente, nur an die Aufbringung des Zinses und macht sich um die Terminzahlungen wenig Sorge. So kommt es, daß in den meisten Fällen von Güterzertrümmerungen ein viel höherer Gesamterlös erzielt wird, als ein einziger Käufer der gesamten Verkaufsobjekte hätte bezahlen können. Es würde jedenfalls ein höchst interessantes Resultat ergeben, wenn auf Grund genauer statistischer Erhebungen die Güterzertrümmerung mit Bezug auf das Wachstum der Verschuldung innerhalb eines einzigen Kreises dargestellt würde. Uns steht die Kenntnis von zahlreichen ziemlich „akuten" Fällen zu Gebote. Der Gesetzgeber des Zivilgesetzbuches hat auch hier Wandlung schaffen wollen durch Aufstellung der Art. 616 und O.-R. 218. Leider haben die Gütermetzger auch dabei Hintertürchen gefunden; doch gehört dies nicht hieher.

4. Zum Schluß erwähnen wir noch kurz die vollständig veränderte Lebenshaltung: Bessere Ernährung, Bekleidung, Wohnung, die Ausgaben für Vereine, Erholung. Intensivere Ausnützung des Bodens, Anschaffung von Maschinen, Kunstdünger, Gerätschaften aller Art — das alles zwingt zur Erhöhung des Betriebskapitals. „Auf dem gleichen Besitz produziere ich jetzt mehr als doppelt so viel als mein Vater," erklärte ein verständiger Bauer dem Bearbeiter des Kreises Matzingen (Thurgau), Dr. Hofmann, und erhärtete diese Behauptung durch die schriftlichen Aufzeichnungen, die in seiner Familie seit Jahrzehnten über die landwirtschaftlichen Erträgnisse geführt wurden. Das kann nicht ohne Folgen für die ganze Lage bleiben.

Literatur: 1. Mitteilungen des bern. statistischen Bureaus (Dr. E. Mühlemann), Jahrg. 1893, Liefg. 1: Bericht über die Vorschuldung des Grundbesitzes und deren Ursachen. 2. E. Hofmann, Bericht über die Bodenverschuldung im Kreis Matzingen. Landwirtschaftl. Jahrbuch, 1894. 3. Geiser, K., Rückblick auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Kanton Bern. Thun, 1899. 4. „Zur Reorganisation des landwirtschaftlichen Kreditwesens" und „Die Verteilung des Grundbesitzes in der Schweiz." Aufsätze des Verfassers in der „Zeitschrift für Gemeinnützigkeit", 1913 und 1914.

Rapperswil (Bern). G. Appenzeller, Pfr.

Du sollst nicht töten.

Du sollst nicht töten!
Mit neuer Kraft erscholl's aus Jesu Munde,
Bestätigt durch sein Vorbild wahrer Liebe;
Ermahnend klang's sodann in bittrer Stunde,
Als Petrus, noch im Banne dunkler Triebe,
Zum Schwerte griff und mit dem Häscher stritt.

Wo nichts die Kirche scharf vom Weltgeist scheidet,
Trübt kühn der Antichrist die heil'gen Quellen;
In einen Engel reinen Lichts verkleidet
Entfesselt er des Argwohns düstre Wellen:
Ihm dient der Neid und Haß folgt seinem Schritt.

Gar mancher Priester ist ihm treu ergeben
Und segnet Heere, preiset Waffentaten;
Es opfert ihm der Staat des Bürgers Leben
Und ehrt die Scharen, welche den verraten,
Der für sein Wort am Kreuze schmachvoll litt,
Indem sie töten.

J. Vollenweider.

Deutsche Stimmen.

Es geht um unseres Volkes Seele.[1])

Ueber anderhalb Jahre sind wir nun schon abgeschlossen fast von der ganzen übrigen Welt, abgeschlossen nicht nur durch Waffengewalt, sondern es trennt uns von ihr auch ein furchtbarer Riß, der durch die geistige Welt geht. Und es kommt einem manchmal die Frage: wie soll das nach dem Kriege werden, wenn die Waffen niedergelegt sind, — wird dann der Kampf des Geistes noch weiter geführt werden? Werden die Seelen der Völker sich weiter voreinander verschließen im nationalen Stolz oder Hochmut, werden noch weiter die Vorwürfe der Schuld an diesem Krieg von einem Volk zum andern gehen, diese Vorwürfe, die von den Feinden her zu uns fast mit denselben Worten geschickt werden, wie wir sie ihnen schicken?

Oder sind solche Ueberlegungen überhaupt überflüssig oder gar schädlich? Ich glaube wir sind aus der Zeit heraus, wo man sich erst verteidigen mußte, wenn man von solchen Dingen sprach.

---

[1]) Diese Aeußerung unseres Freundes steht in den „Bremer Nachrichten", vom 2. April 1916.

Man kann es verstehen, wenn der Eifer manche Menschen daheim verführt, nun den Kampf, den die Soldaten draußen mit der Waffe und dem Arm führen, in der Heimat mit der Seele und den Worten gegen den Feind zu kämpfen. Aber verkehrt ist das doch. Vor allem deshalb, weil in diesem Krieg ganz Deutschland mitkämpfen und mitarbeiten muß, die im Feld, die die meiste Last tragen und wir daheim. Die im Feld draußen aber kämpfen um den Frieden und nicht um den Krieg, nicht um ihn zu verlängeren oder gar einen neuen vorzubereiten. Wenn es nun aber schon der Zweck derer ist, die mit den Waffen den Kampf führen, den Frieden zu schaffen, um wieviel mehr wird das unsere Aufgabe sein, die daheim im Krieg und für den Krieg die Arbeit des Friedens verrichten müssen.

Kämpfen wir daheim aber mit Geist und Seele und Worten gegen den Feind, dann machen wir nicht nur aus dem Frieden, den unsere Soldaten der Heimat wahrten, als sie den Kampf ins Feindesland trugen, den Krieg, sondern wir tragen auch schon in den Frieden, den die Waffen uns und den Andern für die Zukunft erkämpfen wollen, den Krieg.

Zwischen denen, die sachlich und mit dem Einsatz aller Kraft und darum voll Achtung ihre Kräfte miteinander maßen, zwischen solchen Menschen kann nach ausgetragenem Kampf ein Friede werden, in dem sie in gegenseitiger Achtung nebeneinander und nach einiger Zeit miteinander leben. Wo man mit Worten und mit leidenschaftlichen Gefühlen gegeneinander stritt, wo die Seele aufgerufen wurde und sich füllte mit Haß und Erbitterung, da kann man nicht so schnell zur Ruhe zurückkehren, oder man müßte sich selbst verraten. Und das würde um so schwerer sein, es würde die Selbstachtung um so mehr angreifen, je stärker und unerbittlicher der seelische Kampf gewesen wäre. Ja, wo man mit Seele und Geist bis zum letzten kämpfte, d. h. wo man sich gegenseitig allen Wert und damit alles Recht zum Leben streitig machte, da kann man nicht mehr zurück, ohne sich selbst im Wertvollsten, das man hat und das man in den Kampf einsetzt, aufzugeben.

Ich weiß nicht, ob ganze Völker jemals mit so viel seelischer Erbitterung und mit so unglaublicher Verhetzung gegeneinander gekämpft haben, wie jetzt. Wie wollen wir da wieder herauskommen? Und wir müssen ja wieder heraus. Manches bringt der Krieg selbst zurecht, der auch da einfach die Wirklichkeit und ihr allmächtiges Schwergewicht walten läßt. Mag unser Volk mit noch so viel Verleumdung überschüttet sein, mag das Bild, das die halbe Welt von uns hatte, noch so schief gewesen sein, allmählich zerbricht das Stück um Stück, und es zeigt sich durch die Taten und die Tatsachen das wirkliche Angesicht unseres Volkes. Da hat schon manche Verleumdung ihr stilles, lautloses Ende gefunden. Aber es ging unseren Gegnern bei uns doch auch so. Was liefen in der ersten

Zeit für Schauernachrichten über Russen, Franzosen, Engländer und Serben durch unser Volk. Allmählich zeigte sich, wieviel davon gerade so erfunden war, wie das, was man bei den Gegnern über uns erzählte.

Die draußen kämpfen, sehen sich von Angesicht zu Angesicht, da gibt es dann sachlichen Kampf, und es kommt auf beiden Seiten manch Gutes ans Licht und manche Lüge fällt in sich selbst zusammen. Das ist aber das Böse bei dem Streit mit den Worten und Gefühlen, der bei uns und den Anderen in der Heimat gegen den Feind geführt wird: die Streitenden sehen sich nicht ins Angesicht, sie sehen auch selten die Wirklichkeit und deshalb selten die Wahrheit. Und dann: sie sind ja nie in Gefahr, sie schimpfen in der beifallklatschenden Sicherheit ihres Landes, sie wagen nicht das Leben, darum fehlt diesem Kampfe alles Ehrenvolle, weil er kein Opfer fordert, darum fehlt ihm alles Große. Darum ist er Gift für die Seele unseres Volkes.

Er ist auch ohne Achtung vor dem Gegner. Und schon darum ist er voll Unwahrheit und Lüge. Denn wenn sich Völker so lange gegenüber liegen im Kampf, der das Letzte an Kraft von ihnen fordert, dann muß sich bei allen Beteiligten etwas von Achtung vor einander einstellen. Es weiß jedes Volk von sich selbst, wieviel dieser Krieg von ihm verlangt, und es weiß, ungefähr das Gleiche muß mein Gegner auch leisten. Da ist die Achtung vor der Leistung des Gegners das Spiegelbild des Staunens über die eigene Leistung. Wer heute noch unsere Gegner als unfähige, verkommene und wertlose Menschen hinstellt, der nimmt dem eigenen Volk den Kranz vom Haupt und stiehlt ihm die Ehre seiner Erfolge.

Gott sei Dank, daß der Krieg nicht nur Lügen gebärt, sondern daß er sie auch zerreißt; daß er Ehre verteilt an alle, die an ihm teilhaben, daß er aus den Wogen von Verachtung langsam, langsam die Achtung vor dem Gegner aufsteigen läßt. Wir sollten dabei helfen. Wir brauchen uns gar nicht zu schämen, wenn uns jede Nachricht, die Gutes und Edles vom Feind berichtet, in der innersten Seele froh macht. Unsere Seele lebt von der Achtung vor den Anderen, und es ist wahrhaftig kein schlechtes Zeichen für uns, wenn uns die Verleumdungsatmosphäre unerträglich wird, die nun schon so lange über unserer Erde liegt.

Friedrich Gogarten, Bremen.

Rundschau.

Vorschläge für Ausgestaltung der Wirtschaftsreform und Anbahnung einer gesunderen Geselligkeit. (Besprochen in der Vorstandssitzung des Schweiz. Verbandes gemeinnütziger Vereine für alkoholfreie

Wirtschaften und in der Sitzung der Wirtschaftskommission der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft.)

I. Von einem Initiativkomitee aus sollte einmal bei Schul- und Kirchen-Synoden, Frauenvereinen und einflußreichen Privaten angefragt werden:

Was wird getan, um die schulentlassene Jugend, die ein Bedürfnis nach Geselligkeit hat, dem Einfluß des Wirtshauses zu entziehen?

Sind passende Lokalitäten vorhanden, welche Gelegenheit bieten für alkoholfreie Geselligkeit ohne Konsumationszwang für die erwachsene Bevölkerung des Ortes?

Wäre die Errichtung von Gemeindehäusern mit Gelegenheit zu alkoholfreier Bewirtung, event. die Eröffnung von Lese- und Unterhaltungszimmern mit alkoholfreiem Buffet (Gemeindestuben), in die jedermann freien Zutritt hätte, nicht sehr erwünscht?

II. Zweck dieser Schöpfungen: Die Geselligkeit soll vom Wirtshaus in die Gemeindestube hinübergeleitet und veredelt werden. Die Gemeindestube oder das Gemeindehaus soll ein geistiger Mittelpunkt der Gemeinde und ein eigentliches Volksheim werden, wo in Fortsetzung oder in Ergänzung der Arbeit, die von Schule und Kirche getan wird, vor allem auf die weitere Erziehung und Ausbildung einer künftigen Generation zu richtigen Staatsbürgern und guten Gattinnen und Müttern Bedacht genommen und der Sinn für soziale Pflichten geweckt wird. Vorgesehen wäre, den jeweiligen Verhältnissen entsprechend, eine Stube oder mehrere Lokalitäten für Abhaltung von Lehrkursen jeder Art für männliche und weibliche Teilnehmer, wo im weiteren für jedermann Gelegenheit zum Lesen, Schreiben und zu gemeinsamer Unterhaltung geboten würde. Für Vorträge, Gesang- und Musikaufführungen könnten kleinere und größere Säle zur Verfügung stehen.

III. Die alkoholfreie Bewirtung wird für viele Besucher der Gemeindestube kein Bedürfnis sein; sie muß aber doch in Aussicht genommen werden, denn es darf der Einzelstehende, der keinen Familienanschluß hat, nicht aus Mangel an Verpflegung zum Wirtshausbesuch genötigt werden.

In Land- und Berggemeinden und kleineren Ortschaften würde man sich dafür ganz einfach einrichten. Es könnte da vorgesehen werden: die Abgabe von gesunden warmen und kalten alkoholfreien Getränken, von Suppe, einfachen Mahlzeiten und Bewirtung bei Festanlässen (alkoholfreies Buffet).

In größeren industriellen Orten ist im Anschluß an das Gemeinde- oder Volkshaus ein richtiges alkoholfreies Restaurant ganz am Platze.

Wo in Städten schon Volkshäuser errichtet sind, die für Lesezwecke und Geselligkeiten Raum bieten, können alkoholfreie Restaurants auch neben solchen selbständig bestehen.

IV. Die Betriebsrechnung für das alkoholfreie Restaurant im Gemeindehaus und für die Speiseabgabe der Gemeindestube soll immer getrennt von der Hausrechnung geführt werden. Wo keine richtige Frequenz vorhanden ist, dürfen diese Einrichtungen nicht mit Pachtauslagen und nur mit möglichst wenig andern Betriebsspesen belastet werden. Für die Bedienung der Gemeindestube kann event. der Hauswart oder seine Frau (Abstinenten mit Nebenverdienst) in Betracht fallen.

Alkoholfreie Wirtschaften mit ungenügender Frequenz, die sich nicht an den Betrieb von Gemeindehäusern anlehnen können, verbessern ihre Rendite durch Verbindung mit andern Geschäften, wie Bäckereien, Konditoreien, Frauen-, Kinder-, oder Ledigenheimen, usw. Immer sollten die Uebernehmer Abstinenten sein. Ein Lese- oder Gesellschaftszimmer wird auch da sich als Bedürfnis erweisen.

V. Organisation. Grundsätzlich soll man nur da anfangen, wo Aussicht auf einigen Erfolg ist, wo ein Beispiel gezeigt werden kann, Musterhäuser, Pionierarbeit. Aller ärmliche Anstrich ist durchaus zu vermeiden. Die Lokalitäten sollen hübsch sein und die Häuser in jeder Beziehung neutral gehalten werden.

1. Vorläufig soll die Bildung von Lokalkommissionen an die Hand genommen werden, in denen die Mitwirkung von Pfarrern und Lehrern, Frauen und Abstinenzvereinen unerläßlich ist.

2. Zur weitern Ausgestaltung des ganzen Werkes ist die Schaffung einer Zentralstelle in Aussicht zu nehmen. Dabei käme in Frage die Bildung a) einer Propaganda-Kommission, Mitwirkung der Presse, Vorträge u. s. w.; b) einer Geschäftsstelle für Raterteilung und Begutachtung neuer Unternehmungen, wo solche gewünscht wird; c) einer Finanzkommission für Beschaffung von Geld für finanzielle Unterstützungen; d) einer Hilfskolonne für praktische Hilfeleistung; e) einer Aufsichtskommission über die finanziell oder praktisch unterstützten Betriebe.

VI. Allgemeines Bezüglich Errichtung alkoholfreier Wirtschaften auf gemeinnütziger Grundlage lehrt die Erfahrung folgendes:

1. Die alkoholfreie Wirtschaft kann sich nur erhalten, wenn sie eine gute Frequenz hat. Aber auch, wo diese Bedingung erfüllt ist, beruht ihr Erfolg hauptsächlich auf einer tüchtigen Leitung, die große Hingabe für das Werk besitzt, und dafür bürgt, daß ein guter Geist im Hause waltet, auf einer außerordentlichen Genauigkeit in der Führung von Küche, Haushalt und Rechnungswesen. Eine schlechte Leitung kann selbst bei großer Frequenz, oder dann erst recht, dem Hause große Verluste einbringen und dasselbe, auch wenn es noch so gut finanziert wäre, dem Ruin entgegenführen. Auch alkoholfreie Häuser mit guter Frequenz werden durch Darbietung von Räumen, die bloß der Geselligkeit dienen sollen, in ihren Betriebsspesen empfindlich belastet.

2. Eine alkoholfreie Wirtschaft mit unzureichendem Besuch kann noch viel Gutes stiften, sie kann in unserer Bewegung eine still

werbende Macht sein, aber sie führt, wenn sie mit einer vollen Miete belastet ist, ein mühevolles Dasein. Das Personal muß sich, um die Betriebsspesen zu vermindern, in der Regel überarbeiten. Wo die finanzielle Not drückt, liegt die Gefahr nahe, in der Hausordnung schlaffer zu werden, Kredit zu gewähren und den Gästen allerlei Zugeständnisse zu machen, oft solche, die dem Betrieb auch moralisch Schaden bringen. Eine tüchtige Vorsteherin, die richtig repräsentiert und erziehend wirken könnte, wird hier nicht bleiben wollen. Wohl können Volks- und Gemeindehäuser unterstützt werden, ohne an Ansehen etwas einzubüßen, eine alkoholfreie Wirtschaft aber sinkt durch dauernde Unterstützung zur Wohltätigkeitsanstalt hinunter. Aus diesem Grunde schon muß hier der Anschluß an Gemeindestube und Gemeindehaus, die ihre Räume unentgeltlich zur Verfügung stellen und eine Bewirtung ohne große Betriebsauslagen ermöglichen, dringend empfohlen werden.

3. Die Forderung muß immer wieder gestellt werden, daß in einer Gesetzes-Revision der Bedürfnisartikel und die Patentgebühr für alle alkoholfreien Restaurants und Gemeindehäuser aufgehoben werden, ebenso jede Taxe für Musik- und andere Aufführungen in alkoholfreien Häusern. Zulässig wäre nur eine Gebühr für die Kontrolle der Behörden.

4. Die Wirtshausreform wird schließlich vor allem eine Erziehungsarbeit sein, die Geduld und Wachstum braucht. Der Weitsichtige wird darum auf die Erziehung ein Hauptgewicht legen; das Wirtshaus mit Alkohol wird in dem Maße zurückgehen, als es von einer besser aufgeklärten Menschheit nicht mehr besucht wird. Ebenso muß die schlecht geführte alkoholfreie Wirtschaft überwunden werden durch die alkoholfreie Musterwirtschaft, die damit eine große Aufgabe zu erfüllen hat. Auch hiefür müssen Menschen erst erzogen werden.

Anm. der Red. Wir möchten auf diese Vorschläge dringend hinweisen. Es handelt sich da um ein großes und nötiges Werk.

Friedenssteuer. In allen europäischen Staaten werden den Staatsbürgern Steuerlasten zur Deckung des Kriegsschadens auferlegt. Die Last der Kriegsschäden trifft alle Völker, die kriegführenden und die neutralen.

Die Anbahnung der Friedensverhandlungen begegnet zum großen Teil deshalb so großen Schwierigkeiten, weil keine der Kriegsparteien in die Lage kommen will, die Kriegskosten beider Parteien (der anderen Partei in Form der an sie zu leistenden Kriegsentschädigung) zu tragen.

Nordostfrankreich, Belgien, ein Teil Elsaß-Lothringens, ein Teil Südtirols, Ostpreußen, Galizien, Russisch-Polen, Serbien sind durch den Krieg verwüstet. Wer soll für den Schaden aufkommen? Wem sollen die Kosten des Wiederaufbaus aufgebürdet werden?

Demjenigen, der den Krieg verschuldet hat? Es gibt keine einzige schuldige Partei.

Demjenigen, der militärisch besiegt wird? Unmöglich; das würde seinen völligen Ruin bedeuten, da er schon seine Kräfte, die wirtschaftlichen und vielleicht sogar die moralischen, im Laufe des Krieges eingebüßt hat.

Fast könnte man zu dem Schlusse gelangen, daß der Sieger die Pflicht hätte, als der sichtbar Stärkste für die Schäden der gesamten Kriegsoperationen aufzukommen, weil der Kriegsverlauf sie zu seinen Gunsten gewendet hat. Auch dies ist unmöglich, denn auch der gewonnene Krieg ist ein großes, den Staat erschöpfendes Unglück.

Die Last des Krieges trifft alle Völker; durch die Fortsetzung des Krieges wird diese Last immer schwerer. Alle Völker haben das größte Interesse daran, daß der Krieg schnell beendigt und der Friedensschluß so gestaltet wird, daß ein Gärungsstoff für künftige Kriege ausgeschlossen bleibt. Darum sollen alle Völker, die den Anspruch erheben, als Kulturvölker angesehen zu werden, statt der Last des Krieges, die Last des Friedens auf sich nehmen.

Das würde durch die Erlegung einer Friedenssteuer geschehen, die ganz ausschließlich zum Wiederaufbau der vom Krieg verwüsteten Länder und Provinzen verwendet werden müßte.

Menschenleben und Menschenkräfte können nicht durch Kriegsentschädigungen ersetzt werden. Aber es ist nur natürlich und gerecht, wenn ein Staat, der die meisten gesunden, unverwundeten Männer aus der Kriegszeit herübergerettet hat, auch die höchste Friedenssteuer entrichten soll. Dies gilt für die kriegführenden sowie für die neutralen Staaten.

Jeder Kulturstaat sollte für jeden unter seiner Verwaltung stehenden Einwohner nach Muster der Kopfsteuer-Erhebung eine Friedenskopfsteuer (also auch für Frauen und Nichtmilitärpflichtige), ferner für jeden gesunden, nicht verwundeten Mann im Alter von 18 bis 60 Jahren, gleichviel ob militärpflichtig oder nicht, eine Friedenssteuer leisten. Diese letztere könnte einen zweifachen Jahressteuerbetrag ausmachen oder sonstwie so bemessen werden, daß bei Mitbeteiligung aller Länder die notwendigen Summen zusammenkämen.

Dadurch würde die Frage der zu leistenden Kriegsentschädigung, ein großes Hindernis der Friedensverhandlungen, in einer für alle Beteiligten ehrenvoller Weise erledigt werden.

Die Landkarten-Gestaltung, die Freiheit der Meere, der Freihandel und alle sonstigen Probleme würden vielleicht leichter gelöst werden können, nachdem die Allgemeinheit ein so beredtes Zeugnis von Einigkeit und Großzügigkeit gegeben hätte.

Die Kosten des Völkerringens, soweit sie zu ersetzen sind, soll die Allgemeinheit tragen, denn der Friede kommt der Allgemeinheit zu gut. Neutrale,

bahnt durch diesen Vorschlag die Friedensverhandlungen an! M. P.

Anm. der Red. Wir veröffentlichen diese Aeußerung gerne, einmal, weil sie zum Testament einer früh verstorbenen Kämpferin für den Frieden gehören, sodann, weil der darin enthaltene Gedanke uns der Beachtung wert erscheint. Ob er in der von der Verfasserin vorgeschlagenen Form ausführbar ist, mag bezweifelt werden, aber richtig und sittlich notwendig scheint uns die Forderung, daß wir „Neutralen" die Lasten eines echten und wahren Friedens und damit die Opfer des Krieges soweit als irgend möglich mitzutragen haben. Was wir hierin bis heute getan haben, mag an sich ganz rühmlich sein, ist aber im Vergleich zu dem, was eigentlich unsere religiöse Pflicht wäre, nicht der Rede wert. Es liegt eine Schuld auf uns, die wir abtragen sollten.

(Mitgeteilt.) **„Für die Jugend"** ist eine Stiftung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Präsident des Stiftungsrates ist Herr Bundesrat A. Hoffmann, Präsident der Stiftungskommission Herr Major Ulrich Wille.

Die Stiftung hat den Zweck, Bestrebungen zum Wohle der Jugend unseres Landes zu fördern. Sie will vor allem das Verantwortlichkeitsgefühl für die Jugend wecken und mithelfen, den Uebeln vorzubeugen, welche die Kinder und spätere Generationen schädigen. Grundsätzlich soll sich die Arbeit eines Jahres auf ein einheitliches Ziel richten. Jahresziel 1912/13 war die Tuberkulose-Bekämpfung. 1914 wollte die Stiftung für Schutz und Erziehung sittlich gefährdeter Kinder arbeiten, wurde aber darin durch den Krieg der Nachbarstaaten unterbrochen. 1915 wurde die Mitarbeiter-Organisation der Stiftung ausgebaut und besonders da geholfen, wo höhere Gewalt bei der Jugend Not geschaffen.

Die Stiftung ist nicht ein Konkurrenzunternehmen für die bestehenden Wohltätigkeitsorganisationen. Sie sucht denselben vielmehr durch Propaganda für ihren Zweck und durch Zuweisung von Geldern zu helfen. Im Stiftungsrat sind die wichtigsten Wohlfahrts-Bestrebungen, sowie die konfessionellen und politischen Richtungen der Bevölkerung vertreten.

Die Stiftung beschafft sich ihre finanziellen Mittel besonders durch Ausgabe von Glückwunschmarken und -karten. In drei Jahren hat sie so, nach Abzug des Frankaturwertes der Marken, über 700,000 Fr. eingenommen. 1912 hatten die Marken rein privaten Charakter. Seit 1913 besteht der Gewinn in dem Aufschlag auf dem Frankaturwert der Marken „Pro Juventute". Sie werden während des ganzen Dezembers verkauft, sind aber bis Ende Februar des folgenden Jahres gültig. Die Ansichtskarten der Stiftung werden in Serien von 7 Karten zu 1 Fr. vertrieben.

Der Hauptteil der Marken, sowie der Karten und der Broschüren wird von mehreren tausend Mitarbeitern der Stiftung verkauft. Diese Mitarbeiterorganisation besteht hauptsächlich aus Freiwilligen, in allen Gegenden der Schweiz.

In der auf Selbsterziehung und Propaganda für die Stiftungsideen gerichteten Tätigkeit dieser Mitarbeiter liegt die Hauptwirk-

samkeit der Stiftung. Sie sucht diese Aktion anzuregen, indem sie im persönlichen Kontakt (Besuche, Versammlungen) die zu vertretenden Ideen bei den Mitarbeitern vertritt, Propaganda-Broschüren zur Verfügung stellt und Projektions-Abende veranstaltet.

Am 30. April fand in Bern die Jahresversammlung des Stiftungsrates „Für die Jugend" statt. Rechnung und Bericht 1915 wurden einstimmig genehmigt. Als Präsident des Stiftungsrates wurde Herr Bundesrat Hoffmann bestätigt, als Präsident der Stiftungskommission Herr Major Ulrich Wille. Auch die in Wiederwahl kommenden Mitglieder der Stiftungskommission sowie die beiden Rechnungsrevisoren wurden für eine neue Amtsperiode bestätigt.

Das Jahr stand im Zeichen innerer Festigung: äußerlich sichtbar im Ertrag des Marken- und Kartenverkaufs, der von 269,000 Fr. im Jahre vor dem Kriege auf 291,000 Fr. im Dezember 1915 gestiegen ist. Durch die drei bisher veranstalteten Marken- und Kartenverkäufe hat die Stiftung bereits über 700,000 Fr. für Jugendfürsorge in der Schweiz gesammelt.

In Wiederaufnahme des durch den Kriegsausbruch gestörten Stiftungsprogramms 1914 hat der Stiftungsrat als Jahreszweck 1916 bestimmt: Schutz und Erziehung gefährdeter Kinder. Knaben und Mädchen, welche durch Alkoholismus, Roheit oder Unfähigkeit ihrer Erzieher gefährdet sind, sollen versorgt werden. Auch die Unterbringung von dem Elternhaus bereits entwachsenen Jugendlichen in Erziehungsanstalten ist in Aussicht genommen. Als besonders zeitgemäß erweist sich die Förderung der Berufsberatungsstellen, Lehrlingspatronate und ähnlicher auf Heranbildung eines tüchtigen beruflichen Nachwuchses gerichteter Bestrebungen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Das vorliegende Heft ist, wie man bemerken wird, fast ausschließlich dem sozialen Problem gewidmet. Wir sind froh, an die Spitze den Aufsatz von Förster stellen zu dürfen, zu dessen ganzem Sinn und Geist wir uns wieder von Herzen bekennen. Er stammt aus einer Reihe von Flugschriften, die an die im Felde stehende studierende Jugend Deutschlands gerichtet ist.

Die drei Gedichte auf S. 198 ff. stammen aus dem Nachlaß der Dichterin, der wir einmal in den Neuen Wegen unter dem Titel: „Eine Sängerin des Proletariats" einen Artikel gewidmet haben. (Vgl. Jahrgang 1910, Heft 1.) Nach schweren und dunklen Erdentagen ist sie nun geschieden, vom Jammer des Weltkrieges in ihrer Vergeinsamkeit tief bewegt. Wie vieles war in ihr, das die Ungunst des Geschickes nicht zur Entfaltung kommen ließ. Desto mehr hoffen wir, daß sie nicht vergessen werde und daß noch mehr von den Schätzen ihres Nachlasses ans Licht komme.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Umkehren und werden wie die Kinder.[1]

Matth. 18, 1—6 und 10.

Zu derselben Stunde traten die Jünger zu Jesus und sprachen: Wer ist doch der Größte im Himmelreich? Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß Ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf ... Wer aber ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist ... Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.

Liebe Freunde!

Wir müssen umkehren — das ist die Wahrheit, die eine, große, die uns in den Schmerzen und Schrecken dieser Zeit klar geworden ist. Unsere Kultur ist falsch bis auf den Grund, unsere ganze Lebensrichtung verkehrt. Es gibt freilich Leute genug, die nichts davon gemerkt haben, die fröhlich auf den alten Wegen weiter fahren wollen, ja die der Meinung zu sein scheinen, man müsse das nun erst recht mit neuem Eifer tun, erst recht Kanonen gießen und Kriegsschiffe bauen, erst recht das System des heutigen Industrialismus ausarbeiten, erst recht die Völker gegen einander abschließen und durch Lügen vergiften, erst recht seine alten Parteiloſungen ausschreien, seiens politische, seiens soziale, seiens kirchliche. Trotzdem dürfen wir glauben, daß in

[1] Akademische Predigt, gehalten am 18. Juni 1916 in der Kirche zu Oberstraß in Zürich.

allen Völkern und Kulturkreisen eine Auswahl von Menschen vorhanden sei, die es tief empfinden: wir müssen umkehren, umkehren im Zentrum und im Umkreis des Lebens, umkehren im religiösen und sittlichen Leben, umkehren in der Politik, im wirtschaftlichen Leben, umkehren in der Wissenschaft, der Kunst, der Erziehung, umkehren von Grund aus. So dürfen wir denn glauben, daß wir an einen Wendepunkt der Kultur gelangt sind und vielleicht nicht bloß einen Wendepunkt der Kultur, wir dürfen glauben, daß eine Neuorientierung des Lebens von Grund aus einsetzen und vom Mittelpunkt aus alle seine verschiedenen Gebiete ergreifen wird. Wir erwachen wie aus einem bösen Traum; mit Entsetzen gewahren wir, wie weit wir uns auf eine falsche Bahn verirrt haben — so weit, daß wir uns fragen, ob eine Umkehr überhaupt noch möglich sei, und doch auch wieder so weit, daß eine Umkehr einfach notwendig ist, daß sie so gründlich und leidenschaftlich sein muß und wird wie die Verirrung selbst war. Wir ahnen noch kaum, wie weit wir von der Wahrheit abgekommen sind und so ahnen wir auch noch kaum, welches denn die Wahrheit ist, zu der wir umkehren sollen. Die Menschen, die von der Notwendigkeit einer Umkehr überzeugt sind, gehen in zwei Parteien auseinander, die sich schon jetzt aufs Heftigste bekämpfen und deren Streit wohl das Bild der nächsten Zukunft vor allem bestimmen wird. Die Einen verstehen die notwendige Umkehr so, daß es gelte, zu den Zuständen und Ansichten früherer Zeiten zurückzukehren, sie verstehen sie, wie man zu sagen pflegt, reaktionär; die Andern meinen umgekehrt, nun gelte es, mit den heutigen Verhältnissen, die die Menschheit in den Abgrund gestürzt hätten, gründlich aufzuräumen, sie verstehen die Umkehr, wie man zu sich in der Sprache des Tages ausdrückt, revolutionär. Reaktion und Revolution erheben aus der Katastrophe der Kultur ihr Haupt, sie prallen aufeinander, voll Haß und Wut, und werden, wie es heute scheint, den Weltkrieg entzünden, der da kommen wird, wenn die Kanonen schweigen, der zunächst freilich geistiger Art sein wird, vielleicht aber wieder im Blute endigt.

Liebe Freunde! Wohin stellen wir uns? Welches ist die Umkehr, die uns hilft? Während wir so fragen, schlägt ein altes Wort an unser Ohr: „Wahrlich, ich sage euch: wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht eingehen ins Reich Gottes.“ Da ist ja auch von einer Umkehr die Rede und zwar von einer gründlichen, es wird das Ziel dieser Umkehr gezeigt, das höchste, das es gibt, das, das jeder als solches anerkennen muß, wie er es sich im übrigen deute: das Reich Gottes, das ja allein auch das wahre Reich des Menschen ist, und es wird endlich, was die Hauptsache ist, auch der Weg gezeigt, der dorthin führt. Der Weg heißt, merkwürdig genug: das Kind! „Werdet wie die Kinder, dann gelangt ihr ins Reich Gottes.“

Es ist in der Tat eine merkwürdige Geschichte, die uns da erzählt wird, und wert, näher angesehen zu werden, eine Geschichte wie

aus unseren Tagen und jedenfalls für unsere Tage. Jesus wandert mit seinen Jüngern über Land, er voraus, sie ein Stück weit hinter ihm drein — ja, das stimmt schon, seine Jünger sind gewöhnlich weit hinter ihm drein! Er ist in einsames Sinnen versunken — was mag er sinnen? Vielleicht an ein Kreuz! Es scheint uns, daß seine Seele ganz erfüllt sei von dem schmerzlichen und doch wieder süßen Geheimnis jenes Dienens der Liebe, das sich im Leiden vollendet. „Denn", sagt er in einer Seitenerzählung zu dem von uns verlesenen Bericht, „wenn Einer der Erste sein will, so sei er der Letzte und Aller Diener." Sie aber streiten — ja, das haben Christi Jünger stets reichlich getan und heute ruft es der Donner der Kanonen über die Länder und Meere, ruft es bis zu uns, zu unserem geistigen Ohr und oft auch bis zum körperlichen: sie streiten. Und warum streiten sie? Nichts kann bezeichnender sein, als der Gegenstand ihres Streites: sie streiten, wer von ihnen der Größte sei. Was kommt uns vertrauter vor als dies? Sie streiten, mit andern Worten, um Macht und Ehre. Einer will mehr sein als der Andere, tüchtiger, ehrlicher, von Gott Berufener. Sie, die durch Jesus doch über jenen gemeinen Streit um die Weltgüter, um Geld, Weib, soziale Stellung, irdische Ehre und Lust hinausgehoben sind, sie machen nun das Gottesreich selbst zum Gegenstand des Streites. Jeder will mehr davon haben, jeder Gott am nächsten sein, jeder ernster, tiefer, frömmer, kurz, das Gottesreich ist gerade dafür gut genug, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, der nun ein frommes Mäntelchen bekommen hat, es wird zu einem Mittel, dem hochmütigen Ich Macht und Herrschaft zu verschaffen. Der Meister aber, was tut er? Er lächelt schmerzlich über diese Verkehrtheit. Er sieht in ihr die ganze Verkehrtheit der Welt überhaupt. Und mit jener raschen Art, die ein Stück seiner göttlichen Ueberlegenheit und Unmittelbarkeit ist, nimmt er ein Kind, ein gewöhnliches Kind, das am Wege steht und ihn lieblich-demütig ansieht, und spricht: „Sehet dies Kind an und dann versteht ihr erst, was das Reich Gottes ist! So lange ihr nicht diesem Kind gleich geworden seid, kommt ihr nicht hinein."

Es ist ungeheuer paradox, was Jesus damit tut: Diese rasche Tat ist eine Revolution. Es ist die Entdeckung des Kindes, diese Entdeckung, die nicht auf das zwanzigste Jahrhundert und das berühmte Buch einer berühmten Schriftstellerin zu warten brauchte. Das Altertum und die ganze Welt, auf die nicht das Licht Christi gefallen ist, wissen nicht, was das Kind ist. Das Kind ist ihnen etwas zwar Liebliches, aber doch verhältnismäßig Geringwertiges, dessen Leben sie auf mannigfaltige Weise leicht nehmen. Denn es ist klein, schwach, hilflos. Durch Jesus hat das Kind einen neuen Sinn, eine tiefe Herrlichkeit bekommen; nicht umsonst ist es das Fest eines Kindes, das den Eintritt Christi in die Welt bezeichnet. Es ist aber auch eine Revolution gegenüber unserem eigenen Denken und Verhalten. Jesus stellt die Kinder als unsere Vorbilder hin. Das

ist doch das Gegenteil des Ueblichen. Denn so lieb wir Andern auch die Kinder haben und so hoch wir sie auch einschätzen mögen, das versteht sich für uns doch von selbst, daß wir ihre Vorbilder sind. Sie sollen werden wie wir; sie sollen sich nach uns richten; sie sind töricht und verkehrt, wir weise und trefflich. So formen wir sie nach unserem Bilde. Sie sollen zu uns aufschauen, wir aber schauen lächelnd auf sie hinunter, lächelnd oder auch etwa geringschätzig. Und nun hält Jesus das genaue Gegenteil für richtig: wir haben von den Kindern viel mehr zu lernen als sie von uns, sie können von uns Nebensachen, wir von ihnen die Hauptsache lernen; wir müssen zu ihnen aufschauen, müssen zu ihnen umkehren.

Was ist denn dieses Wunder des Kindes, auf das wir schauen sollen? Wenn wir anfangen wollten, all das Liebliche und Herrliche aufzuzählen, das uns aus der Welt des Kindes entgegenleuchtet, so könnten wir ebensogut versuchen, den Frühling, den ganzen Frühling zu beschreiben. Wir könnten erzählen von des Kindes Anmut, seinem Humor, seinem Ernst, seiner Genialität, seiner Naivität — unendlich lang könnten wir erzählen. Ja, wir liefen Gefahr, in eine gewisse Sentimentalität, eine gefühlsweiche Schönfärberei zu geraten. Dann aber würden sich sicher auch aus unserer Mitte realistische Stimmen erheben, die uns zuriefen: „Das klingt ja alles ganz schön und ist oft genug gesagt worden, aber es ist zu schön, um wahr zu sein. Ihr vergesset die Kehrseite: der kindlichen Genialität entspricht die kindliche Torheit, dem kindlichen Ernst der kindliche Leichtsinn, der kindlichen Güte die kindliche Selbstsucht, der kindlichen Geselligkeit die kindliche Streitlust, der kindlichen Ehrlichkeit die kindliche Lust an der Lüge." Was antworten wir diesen Stimmen, die sich wohl ohnehin schon geltend gemacht haben? Wir antworten: Uns liegt jede Idealisierung des Kindes ferne. Es braucht sie nicht und wir brauchen sie nicht. Was Jesus meint, ist auch etwas ganz Anderes, etwas, das mit Sentimentalität so wenig etwas zu tun hat, als irgend eines seiner Worte. Was er meint und wir mit ihm, ist nur das Eine, Große: das Kind ist in seiner ganzen Art Gott näher als wir. Wir sind weit gewandert, sind müde geworden von Mühsal, Kampf und Schuld; wir sind befleckt von Staub und Schmutz der Welt, wie Parsifal kaum noch imstande, den heiligen Speer zu tragen; es kommt gleichsam frisch aus Gottes Schöpferhand, es ist umgeben vom Hauch des Schöpfungsquells, es ist umstrahlt vom Glanz des Gottesmorgens. Gewiß liegen auch auf dem Bild des Kindes alle Mängel unserer Menschlichkeit. Auch es trägt an sich gleichsam das Zeichen des Abfalls der Schöpfung. Aber seine Mängel sind gleichsam bloß die Schatten, die von der Welt der Erwachsenen auf die Welt des Kindes fallen. Auch das verdorbenste Kind trägt noch deutlich die Züge des unverlorenen Paradieses an sich. Es mag selbstisch sein, aber es ist noch nicht die Selbstsucht, es mag töricht sein, aber es ist noch nicht die Torheit, es mag lügen, aber es ist noch nicht die Lüge.

Wir blicken durch all diese Trübungen noch hinein in die Herrlichkeit der göttlichen Schöpfung des Menschen. „Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel." Die Kinder sind Gott näher als wir. Das ist ihr Vorzug und Wunder.

Und welche Folgeu hat nun diese Gottesnähe für das ganze Wesen des Kindes? Lasset mich, liebe Zuhörer, aus dem Vielen, das darüber zu sogen wäre, zwei Hauptzüge hervorheben.

Das Erste, was ich nennen möchte, ist die Lebensfülle des Kindes. Um zu zeigen, was ich meine, erinnere ich Euch an die Euch Allen wohl bekannte Tatsache der kindlichen Fröhlichkeit. Das Kind ist fröhlich. Gewiß hat es auch seine tief betrübten Augenblicke und schwer beschatteten Zeiten, aber es quillt ihm doch rasch wieder aus der Tiefe ein Strom von Sonnenschein, der sein Leben nicht ganz düster werden läßt. Ich mache Euch besonders auf einen bedeutsamen Zug dieser Fröhlichkeit aufmerksam: sie braucht wenig, ja nichts. Ein unverdorbenes Kind bedarf keiner künstlichen Veranstaltungen zur Freude. Es trägt sein Himmelreich in sich und man braucht es ihm nur nicht zu verstören, muß es nur sozusagen damit allein lassen. Ein Kiesel, ein Bindfaden, ein Käfer, das bescheidenste Spielzeug genügt ihm, um den Reichtum, den es in sich hat, ausströmen zu lassen. Es braucht kein fremdes Gold, denn es wird ihm alles zu Gold. Es schafft unaufhörlich das Wunder, das das Dogma Gott zuschreibt und das der Verstand so schwer fassen kann: das Wunder der Schöpfung aus dem Nichts. Und warum kann es dieses Wunder schaffen? Eben darum, weil es Gott so nahe ist. Es hat eben Anteil an Gott, dem Unendlichen, Allmächtigen. Es lebt und atmet in diesem Wunder. Es ist selig, so sagen wir, tiefsinniger als wir selbst wissen. Es ist selig, weil es aus der Seele lebt und nicht aus der Welt. Die Seele aber ist unendlich reich, weil sie zu Gott gehört.

Und nun beachtet weiter, wie diese Fröhlichkeit sich gegen die Anfechtung von der Welt her behauptet. Ich weise nun auf ein Wunder hin, das vielleicht Vielen von Euch noch nicht aufgefallen ist. Es ist das, was man, freilich etwas oberflächlich, den kindlichen Optimismus nennen könnte. Mir ist es immer wieder bedeutsam und rätselhaft erschienen, wie die Kinder sich zu dem, was wir als Rätsel empfinden, den Schmerzen, den Grausamkeiten des Weltlaufs, ja auch zu ihrer Krone, dem Tode, so ganz anders einstellen als wir. Wir grübeln darüber, jammern, werden irre an Gott. Wie werden diese Dinge erst auf die Kinder wirken, sie, die doch daran nicht gewöhnt sind, die namentlich wenn sie fromm sind doch eine ganz andere Welt, eine Welt des unverlorenen Paradieses, voraussetzen müßten? Aber zu unserem Staunen gewahren wir, daß das gerade Gegenteil davon der Fall ist. Sie stoßen sich an diesen Dingen sehr viel weniger als wir. Sie finden sie gleichsam natürlich. Sie werden dadurch keineswegs an Gott irre. Was mag das wohl sein? Ist das etwa bloß Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit? Das schiene mir selbst

eine gedankenlose, oberflächliche Erklärung. Kinder sind ja oft so viel tiefer, nachdenklicher als wir, fassen die Dinge so sehr mit frischeren und schärferen Sinnen. Nein, ich finde für dieses Rätsel nur eine Erklärung: die Kinder stehen eben auch hierin Gott näher als wir. Sie haben einen unmittelbareren Zugang zu dem letzten Sinn der Dinge. Sie empfinden es einfach, ohne Grübelei und Philosophie, daß auch diese Dinge: Schmerz, Kampf, Tod, irgendwie recht sind, irgendwie natürlich, daß dahinter Liebe steht, nur Liebe; es klingt in ihren Seelen, die frisch vom Schöpfungsmorgen herkommen, noch das Schöpfungswort nach: „Siehe, es ist alles sehr gut." So glauben sie keinen Tod, sondern nur Leben.

Daraus geht dann noch ein Drittes hervor, auf das ich hinweisen möchte: die kindliche Demut. Sie ist es besonders, die Jesus seinen Jüngern entgegenhält: „Wer sich selbst erniedrigt wie dieses Kind, der wird der Größte sein im Reiche Gottes." Hold errötend stand es wohl, das Kleine, inmitten der fremden Männer, und vor dem Einen, dem Menschensohn. Das unverdorbene Kind, ja bis zu einem gewissen Grade jedes Kind, ist ehrfürchtig. Es ist dies gerade, weil es Fülle hat, weil es vor Gott steht. Denn wer vor Gott steht, der hat etwas unendlich Großes über sich, vor dem er sich beugen muß. Wer Gott kennt, muß verehren. Er muß vor aller seiner Schöpfung Ehrfurcht haben, ganz besonders vor seinesgleichen, vor dem Menschen. Weil nun das Kind Gott so nahe ist, darum besitzt es diese Ehrfurcht in besonderem Maße, darum ist es als echtes Kind demütig. Darum ist es aber auch bereit, gelten zu lassen, zu lieben, zu bewundern, darum ist es im Element des Friedens. Darum ist es nicht an sein Selbst gebunden; es kann sich selbst vergessen, weil sein Engel vor Gott steht, weil es Gott näher ist als sich selbst, weil es Gott gelten läßt und nicht auf die Menschen sieht.

Das also ist die Lebensfülle, die dem Kinde zuströmt, weil es Gott nahe ist. Und nun frage ich Euch: ist das nicht das tiefste Wort für die Umkehr, die die Welt nötig hat, daß wir so werden sollen? Denn woher stammt die Sintflut des heutigen Jammers, denn davon, daß wir dieses tiefste und doch zugleich einfachste Geheimnis des Lebens vergessen haben? Woher stammt der Weltkrieg? Er stammt, können wir sagen, aus der Gier, der Gier nach der Macht, der Gier nach dem Geld, der Gier nach der Größe. Aber woher stammt diese Gier? Sie stammt aus der Armut, aus der Leere. Wir sind von jenem tiefinnerlichen Wunderreichtum, den das Kind hat, abgekommen, unendlich weit abgekommen. Während es das Himmelreich in sich trägt und von da aus seine Welt reich macht, aus dem Nichts eine Welt schafft, haben wir es umgekehrt versucht: wir haben den Reichtum der Welt an uns zu reißen versucht, um uns daraus dann einen Himmel zu bauen. Da aber dieser Reichtum der Welt seiner Natur nach endlich und beschränkt ist, so mußten wir darüber notwendig in Streit geraten. Wir bekamen eine Welt der Konkurrenz, das heißt: eine

Welt allgemeiner gegenseitiger Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die beim wirtschaftlichen Leben beginnend sich über alles Leben, auch das geistige, das sogenannte religiöse sogar, ausbreitete und das Leben in einen heißen, wilden Krieg verwandelte, der Leiber und Seelen der Menschen verzehrte. Die entfesselte Selbstsucht der Menschen griff in ihrem Hunger nach allen Dingen im Himmel und auf Erden und stellte sie in ihren Dienst. Wir bekamen statt des Himmels die Hölle und hatten sie schon bevor der Weltkrieg ausbrach, der das notwendige letzte Wort dieser Entwicklung war und der nun diese Hölle sichtbar und greifbar gemacht hat. Wir hatten eine sogenannte Kultur bekommen, deren Seele die Maschine war, die also seelenlos war, die nicht mit der Seele, dem lebendigen Menschen rechnete, sondern bloß mit der Technik, dem Profit, einem sogenannten Fortschritt, von dem niemand wußte, wem er eigentlich dienen solle. Das heißt: wir dienten Götzen. Wir räumten dem die Dinge zergliedernden Verstand die Alleinherrschaft ein, bauten eine Wissenschaft auf, die uns die Wahrheit mehr verhüllte als enthüllte und verloren darob das einfache Schauen der Wahrheit. Und darum wurden wir hochmütig. Denn der Hochmut stellt sich überall da ein, wo man entweder nichts hat, was über Einem steht und vor dem man Ehrfurcht empfindet, oder dann eben bloß einen Götzen, der im Grunde nur unsere eigene Vergötterung ist. Daher schwand die tiefe Ehrfurcht aus den Gemütern, die Ehrfurcht vor Gott und den Menschen, die die edelste Frucht wahrer Frömmigkeit ist, darum wurde die Frage so mächtig in der Welt: „Wer ist der Größte?“ Sobald der Mensch von Gott loskommt, wird diese Frage wichtig. Das Selbst wird dann groß und größer. Ehrgeiz, Hochmut, Gier nach Macht füllen die Seele mehr und mehr aus und bemächtigen sich auch des Ideals, auch der Religion, auch Gottes und Christi, soweit dies möglich ist, um sie in den Dienst des Ich zu stellen. Darum konnten die Menschen dieser Zeit keine wahre Gemeinschaft mehr haben. Darum stritten wir und streiten: die Völker, die Religionen, die Kulturen, die einzelnen Menschen; wir können nicht anders. Denn wir haben nur unser armes Selbst und die arme Welt. Darum streiten auch die, die das Gottesreich wollen und fragen: „Wer ist der Größte?“ So ernten wir die Hölle, weil wir von Gott abgefallen sind. Unser ganzer Zustand ist die Folge einer gewaltigen Entfernung von Gott, einer Entfernung von Gott, das größer ist als wir ahnen.

Unsere Hilfe aber kann nur sein die Umkehr, die Gottesnähe, die das Kind hat. Wir müssen einfach werden, um Gott schauen zu können. Wir müssen wieder eine *Fülle* bekommen, die uns Freude genug gibt. Es muß wieder die *Seele* zur Herrschaft kommen an Stelle der Technik und *Gott* an Stelle Mammons. Wir müssen von da aus wieder *froh* werden. Dann werden wir die Lust lernen, zu geben, statt bloß zu nehmen, die Fähigkeit, zu dienen, statt bloß herrschen zu wollen. Dann werden wir ehrfürchtig werden, statt

hochmütig, Völker und Einzelne, werden einander anerkennen und uns aneinander freuen, statt einander schlecht zu machen. Wir werden die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse so ordnen, daß sie zum Frieden dienen, statt zum Krieg. Es wird aus den Tiefen neues Leben brechen und die Ruinen mit Grün schmücken. Frühling wird kommen auf Erden, Gottesfrühling mit dem Kinde!

Wird er kommen? Können wir daran glauben? Ist die Botschaft nicht zu groß?

Liebe Zuhörer! Ich muß Euch, um die Antwort auf diese Frage zu geben, noch — in Kürze — das Zweite nennen, was zu dem Wunder des Kindes gehört und Folge seiner Gottesnähe ist: es ist *seine Empfänglichkeit für Gott*. Was meinen wir damit? Wir meinen damit das, was wir seinen *Glauben* nennen können, damit freilich ein viel mißverstandenes Wort brauchend. Ich meine: das Kind hat ein unendliches Vertrauen zu Gott und zu den Menschen. Es traut den Menschen alles Gute und Große zu. Wirkt es damit nicht oft genug Wunder? Doppelt schmählich ist darum allerdings, daß wir dieses Vertrauen so oft mißbrauchen, enttäuschen, aber auf der andern Seite bleibt doch bestehen, daß die Welt immer wieder gereinigt wird durch die Kinder, durch den Hauch Gottes, der mit ihnen in die Welt kommt, durch den Glauben der Kinder an die Eltern und Lehrer und die Aeltern überhaupt, der diese beschämt und erzieht. Das Kind glaubt aber auch an Gott, es vertraut Gott. Wir denken dabei nicht bloß an jenen kindlichen Glauben, von dem man oft etwas oberflächlich und sentimental redet, und der darin bestehen soll, daß man unbesehen gewisse Lehren annimmt, ohne sie zu prüfen, nein, dieser kindliche Glaube in seinem Wunder besteht darin, daß er ohne Schwanken und ohne Zögern Gott nur das Gute zutraut und ihm ohne Bedenken das Größte zutraut, er besteht in der Unmittelbarkeit und Sicherheit seines Glaubens, in die kaum ein Schatten des Zweifels fällt, in der Ganzheit und Ungeteiltheit des Vertrauens.

Zu ihr gesellt sich *die Ganzheit des Einstehens* für das als recht und wahr Erkannte. Das Kind ist ein abgesagter Feind aller Halbheit. Es kann es nicht verstehen, daß man etwas, was eingestandenermaßen recht und gut ist, nicht auch verwirklichen sollte. Es kann nicht rechnen, nicht weltklug sein, nicht „Kompromisse" schließen, nicht zweien Herren dienen. Es schaut mit seinen reinen Augen auf unser Tun, und sieht den täglichen Widerspruch nicht nur zwischen unseren Idealen und unserem Tun, sondern auch zwischen den Idealen, denen wir in dieser Stunde dienen und die wir in jener bekennen, es sieht die konventionelle Lüge, die unsere Gesellschaft wie ein giftiger Schwamm durchzieht, es sieht das alles und staunt und staunt. Denn wenn es uns ein Rätsel ist, wo wir einmal an einem Menschen eine Verwirklichung der erkannten Wahrheit antreffen, so ist es ihm umgekehrt ein Rätsel, wie wir so leichthin auf diese Verwirklichung verzichten, wie wir unsere Ideale so leicht nehmen können.

Und nun frage ich Euch: meint ihr nicht, daß wir auch in dieser Beziehung umkehren sollten und werden wie die Kinder? Meint ihr nicht, daß dann das Reich Gottes käme und daß es nur so kommen kann? Wenn wir für uns selbst als Einzelne in unserem Leben des Höchsten so oft verlustig gehen, geschieht es nicht vielleicht darum, weil wir nicht den ganzen Glauben daran haben? Geschieht es nicht darum, weil wir nicht die ganze Seele daran setzen? Und wenn das Reich Gottes in der Welt sich so stark verzögert, geschieht es nicht darum, weil so wenig ganzes Vertrauen, kühnes Wagen, völliges Einstehen für Gottes und der Menschen Sache vorhanden ist? Wir sind klug und weise, wir rechnen, reflektieren, philosophieren, sind scharfsinnig und tiefsinnig, und inzwischen entgeht uns das Wunder — ja, das Wunder, das auch wir erlebt hätten, wenn wir in kindlichem Vertrauen das Wahre erfaßt hätten und in kindlicher Ganzheit unseren Weg gegangen wären, auch im Dunkel. Wenn wir es wagten, Gott einfach zu glauben, das Größte einfach für das Notwendige zu halten, ja, dann könnten wir etwas erleben. Das wäre eine Macht, die Himmel und Erde bewegte — ja, das Kind, das ist die größte Macht, die es gibt, die Wundermacht, der die Welt erliegt. Wo sie je erschienen ist in Männern oder Frauen wie Franziskus von Assissi und Pestalozzi, Katherina von Siena und Elisabeth Fry, da hat sie die Welt wunderbar bezwungen. Und sie ist es ja, die die Welt besiegt hat in Ihm, der nicht nur dieses Wort vom Kinde gesprochen hat, sondern auch selbst in seinem ganzen Wesen als der Held der Helden doch das Kind ist! Ja, darauf warten wir: auf Seelen dieser Art, Seelen voll von neuer Liebe und Freude, einfache, ganze Seelen, daß sie unsere Welt erneuern durch das Kind.

Das ist die große Umkehr, die Jesus für nötig hält, die wir für nötig halten. Sie allein hilft uns. Sie ist beides: Reaktion und Revolution; denn sie ist die denkbar stärkste Umkehr zum Ursprünglichen und zugleich die denkbar stärkste Vorwärtsbewegung, beides aber auf einem Boden, der über den heutigen Gegensätzen liegt.

Liebe Freunde! Es ist schwere Zeit. Wir möchten oft an den Menschen verzagen, und oft sogar an Gott. Aber laßt uns getrost sein, es ist ein Zeuge da für Gott und den Menschen: das Kind. Wir haben Kinder unter uns — wir Alle; denn auch wer nicht solche sein eigen nennt, der kommt doch mit Kindern zusammen, darf sich an Kindern freuen, hat Kinder. Wie wer keinen eigenen Garten hat, doch in Gottes Naturgarten Blumen schauen darf und Blüten, so sind die Kinder gemeinsamer Besitz aller Menschen. Und so trösten sie uns Alle. So zeigen sie uns Allen, was, ob auch recht tief vergraben, doch in Menschen an göttlicher Herrlichkeit liegt, in jedem Menschen, was für ein Schatz an Menschenwesen wartet, der nur gehoben werden müßte, so zeigen sie uns, daß das Reich Gottes kein bloßer Traum ist, daß es nahe ist, daß es bereit ist, hervorzubrechen und daß kind-

liche Seelen es haben und es uns Allen bringen werden. Lasset uns umkehren und werden wie die Kinder, auf daß wir in das Reich Gottes eingehen. Amen. L. Ragaz.

Der Philosoph.

Er wanderte, irrte, er suchte die See,
Ihn lockte der Zauber im Ufergebraus;
Er wußte von Dichtern, dort lösche das Weh
Der menschlichen Sehnsucht nach Riesigem aus.

Da fand er des Meeres geheiligten Strand!
Es heulte die Tiefe ihr altes Fanfar,
Und hoch zu der Sonne erhob sich der Sand —
Poseidons im Winde zerflatterndes Haar.

Des Meergotts Titanen, er sah sie im Spiel,
Er lauschte der Urgewalt donnerndem Reim,
Da wollt' er von diesem berauschenden Viel
Eine Welle sich fangen — für später daheim.

Und keuchenden Atems lief er zum Strand,
Im Nacken das peitschende Nachtideal,
Er kniete, er schöpfte, er schöpfte und fand —
Ein Wässerchen, trübe und still, im Pokal.

Rudolf Czischka.

Der Spiegel.

Alter Mann, was birgst du so bang die Stirne
In der Hände faltigem Schutz? Du leidest?
„Junger Freund, ich suche der höchsten Wahrheit
Kündenden Spiegel."

Alter Mann, was willst du mit diesem Spiegel?
Wird er nützen? Sagst du nicht Tor dem Manne,
Der in dunkler Nacht vor dem Spiegel wartet,
Gierig des Bildes?

Rudolf Czischka.

Demokratie und Reich Gottes.

I. Demokratie und Weltkrieg.

Es ist zunächst nichts anderes als Selbsterhaltungstrieb, wenn sich die heutige Welt so lebendig für die Demokratie und ihre Probleme interessiert. Es ist nur zu begreiflich, daß wir uns an sie klammern, wie der Ertrinkende an die Planken seines gescheiterten Schiffes. Das Schiff war dem Sturm nicht gewachsen, aber was nicht selber völlig untergegangen, mag vor dem Untergang bewahren. Auf dem Wrack kann man das Ufer erreichen.

Wir müßten in der Tat aus der Menschheit jeglichen Lebenstrieb ausrotten, wenn wir es ihr nun verwehren wollten, in wirklich demokratischen Lebensformen das Heil zu erblicken. Eine Welt, in der sich die Völker gegenseitig vernichten, ohne sich zuvor über die Zweckmäßigkeit dieser Vernichtung ein Urteil bilden zu können; eine Kultur, deren unantastbares Dogma es ist, daß einzelne Individuen wie ganze Völker die höchsten Opfer bringen müssen, ohne von ihrem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch machen zu dürfen — die wird, ob man es ihr erlaube oder nicht, das Problem der Demokratie wieder aufwerfen. Es wird uns immer deutlicher, daß der Weltkrieg im Grunde nicht im Wollen der Massen wurzelt, sondern auch da, wo die Menge sich dafür zu begeistern vermochte und seine Notwendigkeit einzusehen glaubte, ganz anderen Motiven entspringt, als dem Volkswillen. Die Völker begehrten nicht sich zu vernichten. Sie begehren es heute weniger als je. Die „Notwendigkeit" ergab sich aus angeblichen „zwingenden", „politischen", „wirtschaftlichen" „Notwendigkeiten", die von den daran Interessierten, mögen es Klassen, Kasten, Regierungen gewesen sein, als Dogmen verkündet und von den Massen angenommen wurden. Wobei eine sich zur Kollektivpsychose steigernde Vergiftung der Massen eine wesentliche Rolle spielte.

Aber gerade damit taucht in schärfster Form die Frage wieder auf: „Wie wäre es gewesen, wenn wir das Wort gehabt hätten? Wenn wir nicht dieser Psychose verfallen wären, unser geistiges Selbst behauptet hätten? Und wie würde es in Zukunft, wenn wir das Wort ergriffen und uns selbst wiederfänden? Wenn die Menschheit in dieser Zeit, da sie die schwersten Leiden durchmacht, die unsinnigsten Verheerungen über sich ergehen lassen muß, ohne sagen zu dürfen, ob sie damit einverstanden ist, nicht zur Selbstbestimmung erwacht, wird es schwerlich je geschehen. Die Demokratie ist jetzt die Form, die der Wille zum Leben annehmen muß. Ansonst bleibt er Phrase und fällt sein eigenes Todesurteil.

Damit hat der Weltkrieg der Demokratie den größten Dienst erwiesen. Wobei man vor allem das Prinzipielle ins Auge fassen muß. Der Weltkrieg läßt nicht nur Zweifel an der Berechtigung

allerhand Einrichtungen aufkommen, die, unabhängig vom Willen der Massen, hinter ihrem Rücken das Schicksal dieser Massen bestimmen und sich, wenn es gut geht, nachträglich ihre Einwilligung erbitten. Er erschüttert dadurch freilich die Grundlagen einer jeden Regierungsform, die ohne das Volk über Krieg und Frieden bestimmt; er wird hoffentlich die Geheimdiplomatie wegfegen und dem militärischen Kastenwesen einen tödlichen Stoß versetzen. Aber er tut noch mehr. Er läßt die ganz grundsätzliche Frage aufkommen, wie sich die Menschheit nicht nur von diesen Auswüchsen befreien kann, die ja nur Eiterbeulen an einem infizierten Körper sind, sondern wie es überhaupt zu einer Gesundung des Lebens kommt, durch die solche Auswüchse unmöglich werden.

Kann es je so weit kommen, daß die Nationen, gestützt auf den Willen des Volkes, von ihrem wahren Interesse geleitet, Blendwerk und aufgedrängte Ziele beseitigen und ihrer wahren Bestimmung leben? Das ist das Problem der Demokratie, wie es der Weltkrieg in unerbittlicher Schärfe wieder auftauchen läßt. Und damit wird dieses Problem zu etwas sehr Großem und Tragischem, das den Rahmen sprengt, in den man es gewöhnlich zu pressen sucht.

Die Demokratie wird da nicht bloß vor eine Tatsache, sondern vor eine Aufgabe gestellt. Das Sein wird zum Soll, zu einem absoluten, kategorischen unerbittlichen „Soll".

Dieses Soll schließt freilich zunächst die Verpflichtung in sich, sich selber zu behaupten und im Kampfe gegen den Ansturm der Reaktion zu verteidigen. Im schwersten Kampf, der je um die Grundlage der Kultur und die Seele der Welt ausgefochten wurde, soll sich alles behaupten, was den Willen der Menschheit, sich nach großen Gesichtspunkten selber zu bestimmen, bereits angeregt hat und erstarken ließ. Es soll sich aber nicht nur behaupten, sondern weitergehen. Wo es schwach ist, soll es erstarken, wo es nicht vorhanden ist, soll es keimen, wo es unvollkommen ist, soll es sich neubilden, wo es Fehler gemacht hat, soll es frisch anfangen.

Und damit kommen wir erst auf die Hauptsache. Der Weltkrieg stellt die Demokratie nicht nur vor ungeheure äußere Kämpfe, die mit der Frage der Selbsterhaltung zu tun haben. Indem er aufs deutlichste zeigt, daß nur wahre, groß orientierte, tiefbegründete demokratische Lebensformen ähnliche Katastrophen verhüten können, zwingt er die Demokratie, sich ihrer Verantwortung bewußt zu werden und genauer auf die Bedingungen zu achten, ohne welche sie nur Phrase sein kann. Die Frage ist nicht nur: Wie hast Du Dich zu behaupten, sondern: Wie sollst Du Dich entwickeln, um allen Anforderungen zu entsprechen, welche die Zukunft an dich stellen wird.

Man kann nicht viel dagegen haben, wenn man den jetzigen Weltkrieg als einen Kampf um die Demokratie ansieht. Man kann aber sehr viel dagegen haben, wenn man den Kampf nach einer ein-

seitigen politischen Schablone beurteilt und ihm damit seine Spannung und Tragweite nimmt.

Die Bedeutung des Weltkrieges reicht weit über politische, soziale Gegensätze, über Gegensätze zwischen Nationen und Völkergruppen hinaus. Die Frage, die hier gelöst werden soll, ist vielmehr: Was gilt? Eine Kultur, in der Freiheit, Geist, Seele, Spontaneität, weite, große, wesentliche Ziele die leitenden Motive sind? Oder sind wir auf ewig abstrakten, tyrannischen Mächten preisgegeben, deren Ueberwuchern uns immer wieder in den Abgrund reißen wird? Es ist klar, daß die Demokratie mit dieser Frage steht und fällt. Aber noch klarer ist es, daß sie diese Stellungnahme nur um den Preis ernster Selbstkritik erkaufen kann. Denn die Probleme, welche der Weltkrieg auftauchen läßt, lassen sich nicht mit den jetzigen demokratischen Formen lösen. Die Demokratie wird ihnen nur gewachsen sein, wenn sie es wagt, ihren jetzigen Zustand und ihre zukünftige Stellung nach ganz großen kritischen Gesichtspunkten anzuschauen. Ihr jetziges Problem ist tragischer, als das Ringen um die Existenz. Es hat mit Schuld und Sühne zu tun, es hat mit dem Wollen zu tun, neue Aufgaben mit neuer Kraft in Angriff zu nehmen. Das schließt die Frage in sich, ob sie diesen Aufgaben gewachsen ist, und auf welche Art sie es werden kann, wenn sie es nicht ist. Ist ihre Lage so, daß sie diese Verantwortung übernehmen kann, oder nötigt sie diese Lage, an neue geistige Energien zu appellieren, bevor sie die Verantwortung auf sich nehmen darf? Das ist nun die Frage.

II. Die Widersprüche der Demokratie.

Wie steht es nun mit dem Zustande der Demokratie? Daß die Demokratie große Mängel aufweist, daß sie nicht nur zu wenig ausgebreitet, sondern auch zu wenig rein durchgeführt, nicht tief genug begründet ist, gibt jeder Demokrat zu, dem die demokratische Phrase nicht den Sinn für Realität geraubt hat. Je mehr wir diese Mängel prüfen, desto mehr werden wir gewahr, daß sie nicht an der Peripherie liegen und etwa durch einen kräftigen Vorstoß vom Zentrum aus zu beseitigen sind, sondern daß sie inneren Konflikten entspringen, die das ganze Wesen der modernen Demokratie betreffen, ihm etwas Widerspruchvolles geben. Sie sind nicht eine zufällige Stauung, die leicht zu beseitigen wäre. Die Quelle selber fließt nicht rein und stark.

Auffallend ist, wie ihr tatsächliches Wesen im schroffen Gegensatz zum vertretenen Ideal steht. Wir greifen die Hauptpunkte heraus.

Die Demokratie setzt den organischen Volkswillen an Stelle des Willens der Monarchen. „Organisch" natürlich nicht im Sinn einer Organisation, die durch Kaserne und Drill geschaffen ist. Die Demokratie setzt voraus, daß sich aus der lebendigen Wechselwirkung zwischen

kraftvollen, selbständigen Individualitäten ein Gesamtwille ergeben kann. Sonst wird sie zur Demagogie. Sie braucht Persönlichkeit und Solidarität. Hat sie sie nicht, so wird sie zur Phrase. Fördert sie sie nicht, so soll sie abdanken.

Und nun ergibt gerade eine genauere Untersuchung dieser Grundpfeiler, daß die Demokratie keineswegs so festbegründet ist, wie sie es sein sollte. Sie ist oft nichts weniger als eine Schule der Persönlichkeit und der Solidarität. Es fehlt häufig dem demokratischen Persönlichkeitsbegriff das, was die Persönlichkeit erst zur Wahrheit werden läßt: der Wille, sie anzuerkennen und der Wille, sie auf dem Wege zu erreichen, der wirklich zu ihr führt.

Vor achtzig Jahren bezeichnete der Pathologe der Demokratie, Graf von Tocqueville, den Neid als einen Hauptfehler dieser Staatsform. Die Demokratie richtet sich allzu gerne auf den Durchschnittstypus ein. Bin ich nicht groß, so sollen es wenigstens andere auch nicht sein. Und da es leichter ist, andere zu erniedrigen, als sich selber aufzuschwingen, so reißt man andere herunter. Sie steht unter dem Fluch des Normalen. Was über dem Normalen steht, ist eben anormal und schmeckt nach aristokratischem Ferment. Niemand soll regieren, als das Volk, und wenn das Volk nicht groß ist, so erscheint ihm die Größe als Tyrann. Ist das Volk borniert, so wird auch ein weiter Horizont nur als aristokratische Störung empfunden. So kann die Demokratie zur automatischen Ausschaltung von Größe, Charakter und herber Schroffheit führen, wie die Kirche zur Ausschaltung des Ketzertums. Sie wird leicht zur absoluten Herrschaft, zur Tyrannei des „Normalen“. Nur die Wechselwirkung normaler Elemente kann für sie ein Segen sein. Das andere stört das Gleichgewicht.

So ist die Demokratie eine gefährliche Zone für die Persönlichkeit. Scheinbar angeregt durch den Wegfall des Monarchen, d. h. der einen Persönlichkeit, auf die sich alle Verantwortlichkeit konzentriert, wird die Individualität wieder abgestumpft und eingedämmt, durch alles, was vor ihr Angst hat und sie darum möglichst einzuschränken sucht. Es finden sich in unseren Demokratien wahre Lähmungsinstitute und Ertötungssysteme der Persönlichkeit.

Persönlichkeit steht und fällt mit direkter, absoluter Verantwortung. Nun wird leider in unsern Demokratien die unmittelbare Verantwortung sehr gern zu gunsten eines allgemeinen, abstrakten Verantwortungsgefühls aufgegeben. Die heutige Demokratie ist oft wie ein Labyrinth von Schützengräben, wo jeder behauptet, der andere stehe an der Front, und er selber sei nur da, um ihn von hinten zu decken. Etwas Unpersönliches, eine Behörde, eine Kommission, ein Sekretariat trägt die Verantwortung. Es fehlt an dem, was die starke Persönlichkeit braucht. Alleinstehen im Kugelregen, Vorpostenstehen, Standhalten an der Front.

Im engsten Zusammenhang damit steht auch der Mangel an einem tieferen Solidaritätsgefühl. Wahre Wechselwirkung ist nur zwischen starken Individualitäten möglich. Nur solche können wirklich in Beziehung zu einander treten. Ungefähr gleiche „normale" Einheiten können nur addiert werden. Darum ist die demokratische Politik so oft nur eine Addition. Der Durchschnittsnormaltypus zählt seine Einheiten, und da es auf das Numerische ankommt, verdrängt seine Addition die Gesamtresultate der anderen Fraktionen, die Majorität merzt sämtliche Minoritäten aus. Von einzelnen Querköpfen nicht zu reden, die vielleicht Gedanken hegen, um die man sie später beneiden wird, aber nicht zeitgemäß sind. In gewöhnlicher Sprache heißt diese demokratische Mathematik Herrschaft der kompakten Majorität, Klassenregiment, Vorherrschaft der am stärksten vertretenen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Interessen. Man kann die Frage aufwerfen, ob Minderheiten in demokratischen Ländern viel weniger schlimm daran sind, als in Monarchien. Die Frage mag jeder beantworten wie er will. Sie aufzuwerfen, ist nicht nur unser Recht, sondern auch unsere Pflicht.

Dieser Gegensatz zwischen ihrem Ideal und ihren wirklichen Formen gibt der gesamten Stellungnahme der modernen politischen Demokratie zum Leben etwas Widerspruchsvolles, man möchte fast sagen Unwahres, Lügenhaftes. Sie will eine Kultur der Freiheit, des Fortschritts. Sie will im Interesse der Gesamtheit dem Geist über das Aeußere zum Sieg verhelfen; sie will ein frisches, spontanes Leben fördern. Nun wäre es ein Unsinn und eine Ungerechtigkeit zu behaupten, in ihr lebe nicht viel mehr Freiheit, mehr fortschrittliche Tendenz, als in reaktionären politischen Staatsformen. Aber am Maßstab ihres absoluten Ideals gemessen — und nur auf den kann es nach ihrem ganzen Wesen ankommen — ist sie doch etwas, dem es an wahrer Freiheit, an kräftigem Vorwärtswollen fehlt. Und der Dogmatismus, der hier herrscht, die Seitentüren, durch welche die verkleidete Reaktion sich immer wieder einschleichen kann, sind soviele Mahnungen, eine ernste Selbstprüfung vorzunehmen und das Verhältnis von Sein und Soll genau zu untersuchen.

Der Punkt, an dem der Gegensatz am grellsten ist und am meisten auffällt, ist das, was die Demokratie für ihr Allerheiligstes hält, die Freiheit. Es sind mehr als hundert Jahre her, seit Goethe von der Menge von kleinen Tyrannen sprach, die sich an die Stelle der großen Tyrannen gesetzt haben, welche die schweizerische Demokratie aus dem Wege geräumt hat. Seit diesen hundert Jahren ist ihr Joch nicht weniger drückend, sondern schwerer geworden. Die Freiheit vom Monarchen ist da, aber sie ist oft nur die glänzende Etikette, mit der man die sklavische Abhängigkeit von der Mehrheit, von der öffentlichen Meinung, dem sogenannten Volkswillen, zu verdecken sucht. Der Monarch herrscht nicht. Aber die Kommission, die Clique, die Koterie haben Allmacht. Das Papsttum ist da mit seiner Unfehlbarkeit, seiner Index-Kongregation, seinen Ketzerrichtern, seinem Despotismus. Ein

rotes Papsttum, das der rote Anstrich nur noch widriger, aufdringlicher macht.

Daß es damit der Demokratie sehr erschwert wird, eine stramme Stellung zur Welt einzunehmen, braucht uns nicht zu wundern. In das, was das Volkswohl erheischt, mischen sich Kleinlichkeit, Parteiinteresse, materielle Rücksichten. Aus der demokratischen Additionspolitik ergibt sich das Uebergewicht der materiellen Interessen der Mehrheit. Damit wird der Fortschritt, der dem Wesen der Demokratie Rückhalt verleiht, aufs schwerste kompromittiert. Wo er zum Interesse der Mehrheit in Gegensatz tritt, hört er auf, Direktiven des Handelns zu geben. So kann es dazu kommen, daß die politische Demokratie sozial sehr rückständig bleibt oder wird. Diese Gefahr liegt hier besonders nahe, weil die Freiheitsphrase etwas so Berauschendes hat und sehr leicht die Zweifel und Bedenken betäubt. So ist der demokratische Fortschrittsgedanke oft viel eher Ausdruck einer Spannung, eines Konfliktes, als eines aufrichtigen, entschlossenen Strebens. Er ist das Soll, dem das Sein nicht entspricht. Damit ist auch gesagt, daß er zur ärgsten Lüge und Phrase werden kann.

Je mehr wir den Widerspruch, in dem die modernen Demokratien zu sich selber stehen, verfolgen, desto peinlicher, verhängnisvoller wird er. Er führt schließlich dazu, daß die Demokratie unfähig wird, ihr eigenes Ideal zu verwirklichen, er erlaubt ihren Gegnern, sich wieder in ihr Gebiet einzuschleichen und sie von innen heraus zu zerwühlen und zu zersetzen. Die aus der Untreue zu sich selber, aus der innern Unwahrheit stammende Schwäche führt zu einer bedenklichen Haltung den Feinden gegenüber. Es ist eine der Hauptlehren der heutigen Weltkrise, daß die halbe, nicht völlig konsequente, nicht aus Treue zu sich selber zu den letzten Folgerungen entschlossene Demokratie sehr leicht dem Einfluß der Reaktion anheimfällt. Die Haltung der Sozialdemokratie ist charakteristisch hiefür. Scheidemann, David und ihre ganze Fraktion sind in ihrer Art welthistorische Gestalten, Typen des sogenannten demokratischen Ideals, das sich aus Mangel an demokratischer Seele dem Imperialismus völlig preisgegeben hat.

Keine Zeit hat das demokratische Ideal so tief verleugnet, wie die heutige. Wie die demokratische Tendenz völlig entgleisen und gegen ihr eigenes Ziel kämpfen kann, haben die demokratischen Strömungen der großen Monarchien und auch die ausgesprochenen Demokratien durch ihre Fehler und Mängel klar genug gezeigt.

Was für ein reiches Material bietet uns leider schon unsere Schweiz! Während bei den am Krieg teilnehmenden Demokratien ein starker Gegensatz gegen autoritäre, freiheitsfeindliche Gewalten vorhanden ist, ein gesunder Trieb zur Vertretung und Läuterung des demokratischen Ideals sehr deutlich hervortritt, haben sich bei uns ein Kult der Autorität, eine Hochachtung vor der gepanzerten Faust eingeschlichen, die zum Beschämendsten in der Geschichte der Demokratie gehören. Demokraten lassen sich von der äußeren Ordnung, der Or-

ganisation, dem militaristischen Typus imponieren. Daß das Heil von „oben" kommen muß und im Gegensatz zum wirklich demokratischen Empfinden durch eine äußere Ordnung verwirklicht wird, durch stete Vermehrung der Rechte und der Zwangsgewalt der Staatsmaschine, ist bei uns zum Dogma vieler Demokraten geworden. Dies geht so weit, daß eine ausgesprochene Sympathie für den Militarismus unverkennbar ist, und daß das löbliche Streben an den Tag tritt, sich nach den vollkommensten Mustern von Militarismus umzubilden.

So kann auch auf demokratischem Boden der Kult der ganz antidemokratischen Gewalten erblühen und zu den stärksten Auswüchsen führen.

Aus innerer Schwäche kann die Demokratie absolutistisch, autoritär und militaristisch werden. Der psychologische Umschwung, der während des Krieges in vielen Kreisen stattfand, ist in dieser Hinsicht höchst bemerkenswert.

Die Gesamtbilanz der modernen Demokratie ist etwas sehr Seltsames. Es läßt sich aber, wenn wir die Symptome auf eine bündige Formel bringen wollen, sehr leicht zusammenfassen. Gegensatz zwischen Wesen und Schein oder zwischen Ideal und Realität. Sie will etwas und erreicht es nicht. Sie ist die Hamletgestalt der politischen Welt. Sie hat große Ziele, oft nur kleine Mittel. Sie steht vor gewaltigen Aufgaben und hat Angst davor. Sie kommt aus dem Halben nicht heraus. Darum fällt sie immer wieder zurück und betet wieder an, was sie gestürzt hat. Ihr Ideal ist Wahrheit; aber sie selbst ist oft die Lüge, weil sie äußerlich am Ideal festhält, aber den Weg nicht verfolgt, der zum Ideal führt.

Darum wird ihre Krise zu einem welthistorischen Konflikt, wie wir ihrer wenige kennen. Nur der weiteste Ueberblick, der wirklich geschichtsphilosophische Maßstab vermögen ihr gerecht zu werden und auf eine Lösung hinzuarbeiten, die der Größe des Konfliktes entspricht.

Sind die demokratischen Tendenzen ein verfehlter Versuch, eine Kultur der Freiheit und der Persönlichkeit herbeizuführen, und müssen sie vor autoritären „Organisationen" die Segel streichen? Soll der Wille zur Freiheit oder der Wille zur Knute das Feld behaupten? Man kann allen Ernstes diese Frage aufwerfen. Man kann sie sogar in völliger Ehrlichkeit so beantworten, daß man den Willen zur Freiheit als etwas hinstellt, wozu die Menschheit niemals reif sein wird.

Aber darum wird es nur um so klarer, daß die Menschheit, wenn sie nicht die Knute will, den Willen zur Freiheit ganz anders gestalten muß, als sie es bisher getan hat, und als es ihre demokratischen Strömungen in ausgesprochenen Demokratien oder in Monarchien zu tun vermögen.

Damit wird die Frage brennend, welche Anregungen, Impulse, Motive der heutigen Demokratie aus ihrer Unvollkommenheit, ihrem Zwiespalt mit sich selber, ihrer Halbheit heraushelfen können. Sie

braucht Geist, Charakter, Rückgrat. Sie braucht persönlichkeitsbildende Kraft, sie braucht etwas Ganzes, Absolutes, Unerbittliches.

Damit wird auch das Verhältnis der Demokratie zum Gottesreich wieder zum Problem. Es mag zunächst seltsam scheinen, daß man die beiden Begriffe in Beziehung bringt. Sie liegen ja so weit von einander, durch eine Kluft getrennt. Aber wie nötig ist es wiederum, sie in Beziehung zu einander zu bringen. Wenn das Gottesreich die höchste Form der Gemeinschaft ist, so ist es auch der Maßstab, mit dem wir alle Unvollkommenheiten des Gemeinschaftslebens am besten prüfen können. Ist es die heiligste und lebendigste geistige Realität, so hängt es auch vom Verhältnis, das man zu ihm einnimmt, ab, wie weit man selber Leben und Heiligkeit fördern kann. Die Berührung mit seinem absoluten Wesen mag das Todesurteil bedeuten. Aber gerade darum auch neues Leben.

III. Das Gottesreich.

Obschon es für gute Demokraten eine ausgemachte Wahrheit ist, daß das echte Christentum (d. h. das Christentum, das nicht dem Machtwillen des Klerus als Werkzeug dient) ganz demokratisch ist, sollte schon der Name „Gottesreich" in dieser Frage etwas zur Vorsicht mahnen.

Das Urchristentum weist entschieden demokratische Züge auf. „Keiner unter euch sage dem andern Meister." Ein Demokrat kann sich nur daran freuen und erbauen. Die Verlegenheit beginnt erst, wenn man etwas schärfer auf die Prämissen dieser Konsequenz achtet und sich ganz bewußt wird, daß die demokratische Gleichstellung nur die Folge der unbedingten Anerkennung „Eines Herrn" ist. „Denn Einer ist euer Meister." Damit wird eine etwas aufmerksamere Prüfung des Verhältnisses von nöten. Wie steht es mit dem Gottesreich, d. h. mit dem Wesen, mit der Seele des Christentums?

Man kann es sehr bündig sagen. Gottesreich heißt: Eine Realität bekommt im Leben des Menschen eine solche Bedeutung, daß alles andere entweder wegfällt oder erst durch die Beziehung zu ihr Sinn, Zweck und Wert bekommt. Diese Realität ist Gott. Wo sie ihrer Bedeutung gemäß anerkannt wird, da fällt alles dahin, was ihr im Wege steht. Was sich behaupten kann, soll es durch sie tun. Nur durch sie. Alles andere wird weggefegt. „Seid gewesen, Besen, Besen."

Die Form mag dieselbe bleiben. Die Ausdrücke mögen fortbestehen. Aber der Inhalt ist ein ganz anderer. Es gibt auch im Gottesreich noch Ich und Du. Auch da gibt es eine Welt, in der man steht. Auch da Beziehungen, sogar Gesetze, Wechselwirkung. Darum ist auch der Ausdruck Reich so richtig. Die Kategorien des politischen Lebens sind vertreten. Freilich dient die äußere Aehnlichkeit nur dazu, den Gegensatz des Inhaltes scharf hervortreten zu lassen.

Gott herrscht. Er herrscht zunächst über den Einzelnen. Das Ich ist untertan. Daran ist nicht zu rütteln. Aber diese Untertänigkeit bedeutet zugleich die höchste Freiheit. Der Einzelne ist frei von allem niedrigen Wesen, allen Hemmungen, frei vom eigenen Ich. Gott lebt in ihm mit seiner Größe, seinem Vorwärts, seiner Freiheit. Das Ich ist abhängig, aber von der Freiheit abhängig. Darum ist es selber frei. So frei, daß es um sich herum frei machen muß. Das Ich des Gottesreiches kann keine Sklaven dulden. Sie müssen alle so frei werden, wie es. Darum sollen sie auch auf die gleiche Art frei werden, wie es. Frei durch Gott. So ist hier auch das Ideal der Freiheit zur Wirklichkeit geworden. Keine Freiheit, die Angst vor der Freiheit der andern hat und an dieser Angst ihre Grenze findet, sondern eine Freiheit, die um so freier wird, je freier andere sind.

So führt diese christliche Freiheit zur tief begründeten Solidarität. Das Ich, das Gott erfüllt, braucht Wechselwirkung mit andern, in Gott lebenden Ich. Hier heißt Soldarität wirklich Organisation. Christus ist der große Organisator, weil er das Ich mit so starker Spannkraft erfüllt, daß das Ich die andern braucht, um seine Kräfte verwerten zu können. Gott macht das schwache, gehemmte Ich zum starken, freien Ich, und dieses freie Ich braucht andere starke Ich, um bestehen zu können. Je größer sie sind, desto größer wird auch es, je lebendiger sie sind, desto mehr Leben fühlt es in sich. Der demokratische Neid findet hier seinen absoluten Gegensatz.

Das ist Gottesreichdemokratie. Das zeigt sich ja an den innern Gesetzen und an der Stellung dieser Demokratie zur Welt.

Das innere Gesetz heißt Liebe, Opfer, Leben für die andern. Darum treibt auch diese Demokratie eine starke äußere Politik. Sie hat nichts Halbes an sich und will darum unbedingt herrschen. Der Absolutheit der Gesetze im Innern entspricht die unbedingte Weltherrschaft. Gott soll unbedingt herrschen. Seine Demokratie befolgt nicht den Grundsatz der relativen Ordnung im Innern und der Ruhe nach außen: „Laß mich in Ruhe, so störe ich Dich nicht." Sie stört die Welt. Es ist eine Demokratie mit Eroberungsgelüsten. Ihr Imperialismus wird erst an der Weltgrenze Halt machen.

Wenn wir sein Verhältnis zu Kultur und Politik schärfer ins Auge fassen, ergibt dieses Gottesreich somit ein seltsames Bild. Wir finden dort, was wir auch in den politischen Kategorien finden: das Ich, die Andern, die Gesetze, welche das Wechselverhältnis regeln, die Stellung zur Welt, innere und äußere Politik. Auffallende Aehnlichkeit mit den demokratischen Lebensformen liegt vor, Freiheitsstreben, Wertung der einzelnen Persönlichkeit, Achtung vor dem Gewissen, Entfernung von Vorrechten, Klassen, Ständen. Der Arme ist Gottes Kind, wie der Reiche.

Freilich bekommen alle diese Kategorien nur Sinn und Bedeutung, wenn sie zur Realität in Beziehung treten, von der das Reich seinen Namen hat. Ohne Gott sind das Ich, die Solidarität, die Stellung zur Welt hier sinnlos. Bevor sie sich in ihrer physischen, primären Gestalt an Gott verloren, und an ihm wieder gefunden haben, bedeuten sie gar nichts. Bevor das Ich vernichtet und wiedergewonnen, gestorben und neu geworden ist, ist es für das Gottesreich so unbrauchbar, wie der streng monarchisch gesinnte Bürger für die ausgesprochene Demokratie. Das gleiche gilt von der natürlichen Solidarität, die nur gibt, um zu empfangen. Hier gilt die Regel: Gib um so mehr, je weniger du bekommst. Und stirb sogar noch, wenn du kannst, damit, die dir nichts geben oder alles nehmen, leben können.

Und so bringen uns die Tatsachen selber, wenn wir sie unbefangen auf uns wirken lassen, auf das, was die Hauptsache ist, Die „Politik" des Gottesreiches ist ganz eigener Natur, und es geht nicht an, sie ohne weiteres für irgend ein System, auch nicht für die Demokratie, in Beschlag zu nehmen.

Die Stellung zur Welt, zum Fortschritt, die Rolle, die der Persönlichkeit zukommt, sind äußerst radikaler Art. Weg fällt alles was irgendwie Krücke, Zwang, Bevormundung bedeutet. Menschliche Autoritäten werden hinfällig. Der Wegfall der menschlichen Stützen, Krücken bedeutet aber nicht, daß das kleine Ich herrschen soll, sondern daß Gott das kleine Ich völlig verdrängen und dazu alles zerstören muß, was zwischen ihm und dem kleinen Ich steht, sowie alles, was das Ich wieder an Stelle Gottes setzen möchte.

So ist die christliche Demokratie nicht das Herrschaftsgebiet des menschlichen Durchschnittstypus; sie ist nicht der Tummelplatz der Normalbürger, die, um sich gegenseitig ruhig walten lassen zu können, alles beschneiden müssen, was das Durchschnittsmaß übersteigt.

Sie ist im Gegenteil, die Freistätte, ja, die Pflanzstätte aller großen, an Gottes schaffender Persönlichkeit geholten Impulse, aller starken Affekte, aller heroischen Willensregungen, und der Natur ihrer Gesetze entspricht es, daß diese Impulse nicht als Störung, sondern als Förderung, ja als Existenznotwendigkeit angesehen werden. Die Gottesreichdemokratie lebt vom Uebernormalen. Sie ist das Gebiet des charaktervollen Ketzertums. Sie hat dafür die schärfsten Gesetze gegen das Offizielle und seinen Fluch, gegen Kompromiß und Lähmung erlassen. Da ist sie unerbittlich. Es gilt ja ihr Leben.

Die Politik — um das Gesagte kurz zusammenzufassen — trägt hier ein sehr eigenartiges Gepräge. An Freiheit, an Entfaltungsmöglichkeiten für die Individualität, an Willen, alles Autoritäre zu zerbrechen, das Aeußere zu beherrschen, läßt sie alles andere

weit zurück. Das Aeußere ist nichts, der Geist alles. Das Gesetz ist belanglos; das Gewissen entscheidet.

Die Stellung des Urchristentums zum Staat, zu jeglicher Hierarchie, die Art, wie alles auf das Innere, auf den guten Willen abgestellt wird, der Abscheu vor dem Gesetz lassen es begreiflich erscheinen, daß man hier von anarchistischer Gesinnung geredet hat. Es ist auch nichts, dessen sich der Christ zu schämen hätte. Er ist Anarchist, was sein Verhalten zur äußern Welt anbelangt. Aber damit hat er nur das Negative bezeichnet. Der christliche Anarchismus sollte endlich zu den Selbstverständlichkeiten des christlichen Katechismus gehören. Er sollte so selbstverständlich sein, wie die Tatsache, daß ein Demokrat keinen Absolutismus will. Aber die Hauptfrage ist nicht, was man nicht will, sondern was man an dessen Stelle zu setzen hat. Darum ist auch die Bezeichnung „Anarchist" für den Christen nur die halbe Wahrheit. Die Krücken wirft er weg, aber nicht, um allein zu wandeln, sondern damit er auf Gott gestützt einherschreite. Anarchist ist er, damit er — um Kierkegaards wunderbaren Ausdruck zu gebrauchen — „Page der unbedingten Majestät" werden könne. Ein Anarchismus, der das Ich, seine Triebe, Instinkte vergöttert, erfüllt den Christen mit noch mehr Abscheu als der autoritäre Absolutismus. Wahr, lebensfähig und echt ist hier alles nur, solang es die Beziehung zu Gott aufrecht erhält. Die Gottesreichsdemokratie wird zur Tiefe, zur Fälschung und zum Verbrechen, sobald sie dem Monarchen untreu wird. Die Geschichte zeigt es deutlich genug.

Schon die Ausdrücke, die wir brauchen müssen, wenn wir das Wesen der Gottesreichsdemokratie in politischer Sprache wiedergeben wollen, zeigen uns, wie wenig sich dieses Wesen in politischen Formen erschöpft, und wie es aus Treue zu sich selber einen starken Gegensatz gegen sie bildet. Damit ist auch gesagt, was für eine gesunde Spannung die Gottesreichsidee in die Welt bringt. Was politisch ein Unsinn ist, kann religiös die höchste Wahrheit sein. Die Zukunft unserer Demokratien hängt davon ab, ob sie für die höchste Wahrheit Sinn und Verständnis bekommen, oder ob sie bei einer halben Wahrheit stehen bleiben.

IV. Demokratie und Gottesreich.

a. Das Zusammengehen.

Nach dem Gesagten kann man es freilich zunächst der Demokratie nicht verwehren, im Christentum einen Bundesgenossen zu erblicken. Der gemeinsame Gegensatz ist da. Man muß gegen die gleichen Feinde Front machen. Aus welchen Gründen man es tut, mag zunächst nicht die Hauptsache sein. Man muß von beiden Seiten alles bekämpfen, was das Leben entpersönlicht, alles, was die

Individualität zum Werkzeug macht, das Gewissen zwingen möchte, anders zu handeln, als es dies verantworten kann. Wo das Christentum stark und gesund ist, erstreckt sich der Gegensatz sogar noch weiter. Er richtet sich kräftig gegen die gerade auf religiösem und kirchlichem Boden so häufig auftretenden Versuche, „aus Religion" zu bevormunden, Ketzergerichte zu veranstalten, das spontane, heroische Leben zu beschneiden, es in die Schablone zu pressen, dem Dogma und dem Katechismus anzupassen.

Das Gottesreich verfährt nicht weniger scharf als die Demokratie gegen alle Art von Papsttum und klerikalem Machtwillen. Es geht sogar noch schärfer vor, weil es unlautere Nachahmungen seines eigenen Wesens darin erblickt, gegen die es sich zu schützen hat.

In dem Punkt hat die Demokratie recht. Sie besitzt am echten Christentum einen sehr treuen, sehr regen, sehr tätigen Bundesgenossen. An seiner Treue ist nicht zu zweifeln; die Gegner sind auch seine Gegner.

Die Gefahr der Spannung und der Entzweiung kommt von einer andern Seite. Sie kommt nicht etwa von der Gleichgiltigkeit oder der nicht demokratischen Gesinnung des Gottesreichs, sondern eher von seiner Tätigkeit. „Vom Uebereifer" redet man gern in diesem Fall. Denn übereifrig — sofern man noch höfliche Bezeichnungen gebrauchen will — ist ja ein jeder, der weiter will, während man es selber für bequem hält Halt zu machen. Da kann der Bundesgenosse durch seinen Uebereifer recht unbequem. werden. Er will noch weiter. Er will nichts von äußerer Autorität, von Vorrechten, von Klerikalismus und Pfaffentum. Aber er will auch nicht die demokratischen Zerrbilder davon. Das rote Pfaffentum ist ihm nicht weniger arg, als das schwarze. Intoleranz und Majoritätstyrannei im Zeichen des Fortschritts nicht weniger ekelhaft als Index und Bann.

b. Die Spannung zwischen Demokratie und Gottesreich.

Schon darin liegt eine starke Spannung. Feinde stehen auf weniger gespanntem Fuß als Leute, die sich, nachdem sie eine Weile miteinander gegangen sind, trennen, der eine, um stehen zu bleiben, der andere, um weiter zu gehen. Die weiteste Kluft ist immer da, wo man sich relativ am nächsten steht. Darum entsteht auch zwischen der heutigen Demokratie, wenn sie bei etwas Halbem, Unfertigem stehen bleibt, oder gar das Halbe für das Ganze erklärt, und dem ernsten, aufs Ganze, aufs Absolute hinstrebenden Gottesreich eine nicht zu tilgende Spannung. Sie ist nur ein Ausdruck davon, daß das Christentum sich nicht aufgibt.

Diese Spannung hat aber noch tiefere Gründe als den Gegensatz zwischen Halb und Ganz, zwischen Relativ und Absolut. Sie ent-

springt daraus, daß das Christentum über ganz andere Mittel verfügt, sein absolutes Ideal zu verwirklichen, als die politische Demokratie sie für ihr relatives Ziel besitzt. Es mag eine Paradoxie sein, aber das Christentum und sein Verhalten zur Welt ist eben paradox und steht darum in stärkstem Gegensatz zu der gewöhnlichen politischen und sozialen Schablone.

Auf die demokratischen Probleme angewendet, heißt diese Paradoxie ganz einfach: Das Christentum kann die demokratischen Postulate verwirklichen, weil es von der Realität Gottes ausgeht. Der Monarch macht die Demokratie zur Wahrheit. Er bewahrt sie vor der Tyrannei des Mittelmäßigen, vor der Anbetung des Durchschnittstypus. Seine kraftvolle, herbe Persönlichkeit ist die Selbstbewahrung der Demokratie vor dem Vorherrschen eines blassen, flachen Humanitätsideals. Sein Leben ist die Garantie, daß es weiter geht, und daß man nicht dem Tod verfällt. Er will weiter, so muß man auch weiter, auch da, wo man scheinbar schon weit ist. Gott macht das Leben zu etwas, das immer wieder zu neunundneunzig Hundertsteln unvollendet ist und bewahrt damit vor dem Wahn, als fehle nur ein Prozent bis das Ideal erreicht sei. Er macht darum einen Strich durch die demokratische Rechnung und die ganze demokratische Mathematik. Zum größten Segen für die Demokratie. Gott macht das Leben zur Tragödie. Das Gute wird durch ihn etwas unendlich Hohes, Majestätisches, das Schlechte etwas unendlich Dämonisches, Grauenhaftes. So bewahrt er die Demokratie vor der Flachheit, die sich so leicht in eine Lebensform einschleicht, welche die Welt auf eine friedliche Harmonie stimmen will. Nur Gottes Tragik kann die Demokratie vor einer kleinlichen Auffassung von Gut und Böse, einer flachen Anbetung des Mittelmäßigen, und dem Ueberwuchern der materiellen Interessen bewahren. Wenn die Religion nicht diesen männlichen Dualismus in das Leben bringt, wird die Demokratie die schwersten Probleme des Lebens mit flachen Lösungen erledigen. Ihre Harmonie wird nicht der Ausdruck davon sein, daß man die Konflikte ausgefochten hat, sondern daß man ihnen aus dem Weg gegangen ist. Es ist ein Unterschied zwischen der Klarheit und Ruhe der Atmosphäre vor dem Gewitter oder nach dem Sturm.

Kurz gefaßt kann man sagen: Gott läßt die Demokratie zur Realität werden, und ohne ihn wird sie zur Lüge. Die Verwirklichung der Demokratie wird uns erst das Gottesreich bringen. Andere Formen mögen äußerst wertvoll sein. Sie mögen nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, sich im herbsten Kampf gegen undemokratische, autoritäre Lebensformen zu behaupten und am Sturze der letztern mitzuhelfen. Tatsache bleibt, daß das Ideal der Demokratie, je demokratischer es ist, und je mehr es zu seinen letzten Konsequenzen steht, nur auf diese Weise zu erreichen ist.

Die bisherige Geschichte der Demokratie ist nichts als eine Illustration dieser scheinbaren Paradoxie. Nietzsche hat vollständig recht: Die Menschen waren vor Gott gleich, bevor sie es vor dem Gesetz wurden. Das Christentum ist verantwortlich für die Demokratie. Erst es hat die wahre, zukunftsfähige Demokratie ins Leben gerufen. Damit weichen wir freilich von der Nietzscheschen Geschichtsphilosophie ab, die in der politischen Demokratie die weitere Stufe des mit dem Christentum einsetzenden Dekadenzprozesses sieht. Wir sagen: Die Demokratie verflacht, entgleist und verfällt der Stagnation, wo sie von ihrem Ursprung abgelenkt wird.

Man wird darum gut tun, jetzt auf diese Fragen zu achten. Man kann ruhig sagen, die Demokratie und ihre Zukunft stehen im Zentrum der heutigen Krise. Man kann sogar sagen, die heutige Erschütterung sei ein Kampf um und für die Demokratie. Nur ist dies nicht in dem Sinn zu verstehen, als habe die Demokratie nichts anderes zu tun, als sich gegen andere Formen zu wehren und in Nationen, wo sie noch nicht erstarkt ist, nach dem üblichen Schema zu erstarken. Gerade die heutige Krise zeigt uns aufs deutlichste, daß die Demokratie noch andere Probleme anerkennen muß als das der Selbstbehauptung. Siegen kann sie nur, wenn sie weiter will. Denn jeder Sieg ist weniger ein Sieg über äußere Gegner als über sich selber. Es kommt noch mehr auf die innere Renaissance an als auf die äußere Behauptung.

V. Unsere Aufgabe.

Es versteht sich wohl ohne weiteres, daß die hier behandelten Probleme gegenwärtig mit besonderer Schärfe in den nicht am Kriege beteiligten Demokratien auftreten. Denn hier ist die Verantwortung noch viel größer. Die Frage der äußeren Selbstbehauptung drängt nicht alles andere in den Hintergrund, und darum sollte hier den Problemen der innern Erneuerung die ganze Kraft und Energie zugewendet werden. Hier sollte der Kurs angegeben werden, der die Demokratie über die heutigen Hemmungen und Konflikte hinüberträgt.

Damit wird die Frage auch für uns Schweizer besonders akut. Nicht nur unsere bisherige Geschichte, sondern auch unsere besondere Lage macht es uns zur Pflicht, mit allen Problemen, die sich aus dem Wesen einer reinen, stets weiter arbeitenden Demokratie zusammenhängen, vollen Ernst zu machen und die Konflikte, die sich aus den Mängeln und Fehlern der Demokratie ergeben, nicht mit oberflächlichen Lösungen zu vertuschen, sondern sie aus der Tiefe heraus zu lösen. Im Augenblick, da um die Seele der Kultur gerungen wird, und da es mit jedem Tag deutlicher wird, daß nur eine neue, geistig wiedergeborene Demokratie die Form ist, welche die Welt vor solchen Katastrophen bewahren kann, sollte unser ganzes

Bestreben darauf gerichtet sein, diesen neuen demokratischen Idealen zum Sieg zu verhelfen.

Da liegt, so klein unser Land sein mag, eine ungeheure Verantwortung auf uns. Und diese Verantwortung wird zur Tragik, wenn wir sie nicht empfinden. Es gibt keine schlimmere Verdammnis, als klein zu sein, wo Größe erfordert wird und kleinmütig zu bleiben, wo die Pflicht und die Treue zu sich selber Kühnheit und Glauben verlangen.

Und da können wir trotz der wärmsten Liebe zu unserer Heimat und der aufrichtigsten Ehrfurcht vor dem, was in ihr Ehrfurcht verdient, das Bekenntnis nicht unterdrücken, das sich ein Teil dieser Tragik bereits an uns erfüllt hat, und daß es höchste Zeit ist, sich aufzuraffen, wenn wir nicht vom vollen Fluch getroffen werden wollen.

Wir haben den Fehler gemacht, die heutige Krise nicht oder nicht genug als Untergang einer Kultur aufzufassen, die durch die dämonische Größe des Sturzes an all unsere Kräfte appelliert, und uns eine neue Welt bauen heißt, die nicht vom gleichen Verhängnis getroffen werden kann.

In einer Zeit, die, wie schwerlich eine andere, den Untergang einer Welt erlebt hat und von der Sehnsucht nach einer neuen Wirklichkeit erfüllt ist, haben wir uns wesentlich auf Bewahrung und Behauptung eingestellt. Und da wir viel Halbes, viel Unwahres bewahrten und wie über die teuersten Güter darüber wachten, ist uns die Selbstbehauptung zum Fluche geworden.

Gerade auf demokratischem Boden erweist sich die volle Wahrheit des Satzes, daß man nur das retten und bewahren kann, was man stets übertrifft, indem man es durch Höheres ersetzt. Es ist leider bei uns durch die Gegenprobe erwiesen worden.

Es hat sich schwer an uns gerächt, daß wir, deren Demokratie seit langer Zeit so viel Unvollkommenes, Unwahres, Undemokratisches und Antidemokratisches enthält, dies nicht recht anerkennen wollten und in den Grundfehler der demokratischen Politik verfielen, das Halbe für das Ganze, das Relative für das Ideal zu halten. Die Weltkrise hat zwar nur deutlicher gezeigt, was jedem schärferen Beobachter schon vorher nicht entgehen konnte. Aber sie hat uns auch zum Beispiel dafür gemacht, daß eine Demokratie, die stehen bleibt und sich nicht bis zu den letzten Konsequenzen ihrem Ideal gemäß entwickelt, der Reaktion verfallen kann. Ist es in einer wirklich demokratischen Demokratie möglich, daß der Kultus der Macht, der servile Respekt vor der äußeren Ordnung, der Organisation, die Ertötung der Freiheit durch militaristischen Geist so plötzlich auftauchen und sich so breit machen, wie bei uns, — wenn sie nicht vorher da waren, nur halb bekämpft, halb verdeckt, halb geduldet und darum ganz bereit, wieder jäh emporzuschießen. Wo die Seele wirklich demokratisch ist, kann sich nicht auf einmal eine

solche Begeisterung für die äußere Ordnung kundgeben. Demokratische Seelen liegen nicht platt am Boden, in Hochachtung ersterbend, wenn nur „alles klappt", und klappt, weil die Seele zur Maschine geworden ist.

Der Machtstaat in seiner imposanten Geschlossenheit, in seiner völligen Ertötung aller wahren Freiheit, der Staat als Verbrecher an der Seele wird in der Schweiz gefeiert, daß uns die Staatsfanatiker anderer Länder darum beneiden können. Und der „Gott", der nur die Verkörperung des brutalen Machtwillens, die Vergötterung des eigenen Egoismus, die Vernichtung von Recht und Freiheit ist, hat bei uns eine Schar von unentwegten Aposteln gefunden. Wir haben viel Götzendienst getrieben während des Krieges. Aber wie steht es mit der Freiheit in einem Land, das so bereit ist, den Gottesdienst der Macht zu treiben — bis zur Blasphemie? Wäre das möglich, wenn wir diese Ideale nicht im eigenen Herzen gehabt hätten? Man betet doch nur an — mag der Götze, vor dem man sich beugt noch so imposant sein — das, was man in der Seele trägt.

So ist das Verhalten der Schweiz im Weltkrieg ein nicht unbedeutendes Blatt in der Geschichte der Demokratie. Es bietet ein klassisches Bild der ihrer selbst allzu gewissen, geistig aber nicht stark genug fundierten Demokratie, die darum der Reaktion zu verfallen droht. Die Schweiz ist während des Krieges keine Schule des Charakters und der Selbständigkeit gewesen. Es fehlte an Trotz, Weitblick, Charaktergröße, weil es an Geist fehlte.

Die Konsequenz ergibt sich von selbst. Die Schweizer Demokratie kann nicht zu grunde gehen; aber die Schweiz kann daran zu grunde gehen, daß sie keine Demokratie mehr ist oder zur Scheindemokratie wird.

Damit ist auch ausgedrückt, in welchem Sinn das bisher Gesagte zu verstehen ist. Wir wollen keinem entnervenden Pessimismus, keiner hochmütigen Kritik das Wort reden. Wir wollen uns nicht aufgeben und klein von unserm Volke denken. Aber gerade darum wollen wir uns auch nicht überschätzen und vergöttern. Ein Blick in die Abgründe, an denen man schwebt, zeigt nur, wie fest der Griff, wie sicher der Tritt sein soll.

Die Selbstkritik ist die Vorbedingung der Regeneration. Es heißt freilich: Eine Demokratie, die nicht das Wollen zur Verwirklichung des höchsten, absoluten Ideals hat und über die Macht verfügt, dieses Ideal zur Wahrheit zu machen, verfault und verfällt den Gewalten, die sie programmäßig bekämpft. Dann heißt es aber auch: Da, wo diese geistige Macht vorhanden ist, verschwindet die Gefahr, und man wird mit dem Feinde fertig. Wo Gott nicht ist, kommen die Götzen. Wo er nicht herrscht, machen sich alle Triebe breit, die zum Cäsarismus führen und gegen den Cäsarismus tolerant machen, vom Willen zur Vernichtung anderer,

bis zum Willen zur Knute. Wir haben es genug gesehen. Man betet die Macht, die Gewalt, die äußere Ordnung an. Man verketzert Freiheit und wahre Selbständigkeit. Man wird Kriegstheologe und Staatsfanatiker. Aber wo Gott ist, wird man mit den Götzen fertig.

Die Zukunft unseres Landes und die Frage, ob es die ihm bei dem Wiederaufbau zugeteilte Aufgabe zu lösen vermag, hängt davon ab, ob wir nun diese Wahrheit einsehen wollen oder nicht. Nichts kann für uns so verhängnisvoll sein, wie uns durch unsere demokratischen Lebensformen darüber täuschen zu lassen, daß das Dilemma der Demokratie für uns gerade so besteht, wie für andere. Eher noch mehr als für andere, mit unverminderter Schärfe und mit noch herberem Fluche, wenn wir ihm auszuweichen suchen. Das Ideal zur Wahrheit machen, aus der Lüge heraustreten, indem man sich auf die lebendigste geistige Realität stützt. Oder des Geistes, der allein lebendig macht, beraubt, den Mächten verfallen, die dem eigenen Ideal den Tod bringen.

Auch in der Schweiz wird die Freiheit zur Phrase, wenn nicht Gottes freie Persönlichkeit die Freiheit zur Wahrheit macht. Die Zukunft der Schweizerdemokratie hängt davon ab, daß man in der Schweiz mit dem Gottesreichgedanken Ernst mache.

J. Matthieu.

Dichterstimmen.

Lied vom Krieg.

Der Krieg kam nicht als Schreckgespenst
Zu uns Unschuldigen übers Meer,
Ihn trieb kein heißer Wüstensturm
Als Gottesgeißel vor sich her.

Kein Tamerlan jagt übernacht
Mit seinen Horden ihn ins Land,
Doch kam er wie der schwarze Tod;
Still, ungesehen, ungekannt.

Von nirgends kam er, immer war
Er hier, gehätschelt und gepflegt.
Oft habt ihr euer Heiligstes
In sein gefräßiges Maul gelegt.

Und was ihr tatet, alles war
Durchseucht von roher Faustgewalt;
Den Meisten auch die Liebe nur
Als Weg zu Macht und Reichtum galt.

Und schufet ihr euch nicht zum Gott
Ein racherfülltes Ungetüm?
Und betetet ihr schamlos nicht
Bei jeder schlechten Tat zu ihm?

Nun euch der Krieg das Haus verbrennt
Und eure eignen Kinder frißt,
Warum das unschuldvolle Schrein,
Als ob von all dem ihr nichts wißt!?

Singt mir ein kräftiges Hurenlied,
Ein Lied von Unzucht, Raub und Mord,
Statt eure Taten heuchlerisch
Zu bergen hinter Gottes Wort.

Statt, wenn ihr Tausende massakriert,
Von eurer heiligen Mission
Zu schwatzen, von Humanität
(Auf euer Tun ein blutiger Hohn),

Von Völkerfreiheit und Kultur,
Derweil das eigene Volk versklavt,
Verdummt, vertiert, gut dazu nur,
Daß es euch mehr Prozente schafft.

G. M. Sch.

Christus.... Wo?

Christus.... Wo?
Wo ein Menschlein strampelt nieder
Hüllen, hemmend seine Glieder
und der Uebernährung wehret,
die — Gesundheit ihm verheeret...,
da schützt Christ.

Christus.... Wo?
Wo — die Eigenart zu wahren —
Kinder trotzig sich gebaren;
nicht Geboten sich bequemen,
die der Jugend Kräfte lähmen...,
da mahnt Christ.

Christus. . . . Wo?
Wo man Konsequenz verachtet,
weil Vernunft man höher achtet,
die durch Liebe eingegeben
— Liebe zu der Wahrheit Leben — . . .,
da spricht Christ.

Christus. . . . Wo?
Wo — der Liebe Recht zu schaffen —
man verschmäht des Stolzes Waffen;
wo man falsche Scham verachtet,
liebend zu beglücken trachtet . . .,
da lenkt Christ.

Christus. . . . Wo?
Wo ein Kindlein wird geboren,
das des Vaters Lieb' verloren;
wo des Mägdleins Mutterliebe
schaffend schwächt der „Schande" Hiebe . . .,
da hilft Christ.

Christus. . . . Wo?
Wo sich Seel' zu Seel' gefunden,
Liebe Mann und Weib verbunden;
wahr zu leben unverdrossen,
beide ehrlich, fest entschlossen . . .,
da weilt Christ.

Christus. . . . Wo?
Wo — trotz der Verleumdung Pfeile —
Treue ankert fest. Wo „weile,
weile ewig!" sie darf hören,
kann kein Feind den Frieden stören . . .,
da bleibt Christ.

Christus. . . . Wo?
Wo man als Charakter ehret
den, der wahr zu leben lehret,
den nicht Lob, nicht Tadel wandelt,
der sich selbst getreu nur handelt . . .,
da naht Christ.

Christus. . . . Wo?
Wo man Habe, Ehre, Leben
mutig wagt dahinzugeben
Recht zu schaffen auf der Erde;
wo's im Innern jauchzt „es werde!" . . .,
da wirkt Christ. . . .

Zürich, den 28. März 1916. Maria Bertha Lavater.

Fünfzig Jahre Bekämpfung des Alkohols und der Trinksitten durch Gesetzgebung in Finnland.

Die Bekämpfung des Alkohols und der eingewurzelten Trinksitten gehört wohl unbestritten zu den Kulturaufgaben, welche ein Gemeinwesen durch seine besonders organisierten Mittel durchaus fördern müßte. Denn die Trinksitten — von vielen als harmlos angesehen, weil sie „altehrwürdig" von den Vorfahren übernommen worden — schließen sowohl sittliche, wie auch physische und materielle Nachteile in sich, und es ist sehr zu bedauern, daß auf diese Nachteile so herzlich wenig Gewicht gelegt wird, daß man sie noch so sehr verkennt. Nicht nur von den Volksmassen werden sie leichtfertig fortgeübt, sondern auch, und noch oft ganz besonders von jenen Schichten „gepflegt und gehegt", die in der Gesellschaft als „Führende und Tonangebende" gelten, und deren Beispiel daher als sehr schädlich angesehen werden muß. Wir wollen gewiß nicht sagen, der böse Wille sei bei dieser Gleichgültigkeit schuld. Nein. Aber sie vererbt sich von Geschlecht auf Geschlecht, so daß man die Trinksitten jetzt als etwas Harmloses und Untergeordnetes einschätzt, wo es nichts zu reformieren gäbe. In dieser Hinsicht hält man in breitesten Kreisen das soziale Leben beinahe als vorbildlich vollkommen. Das Volksbewußtsein hat die Alkoholgefahr so in den Hintergrund geschoben und glaubt sich in dieser Hinsicht gesichert. Und so ist es möglich, daß das Uebel fast ungestört fortwuchern kann.

Es scheint uns, als seien die alten Kulturvölker in dieser Selbsttäuschung noch mehr zu bedauern, als junge, aufstrebende, ihre Kulturarbeit erst beginnende Völker, die nicht einen solchen Troß von Altererbtem mit sich schleppen, und Einsicht genug besitzen, um dem Leben und den Gewohnheiten der alten Völker mit Kritik gegenüberzutreten. Denn nicht nur Erhaltungswürdiges schleppt die alte Kulturgemeinde mit sich, sondern auch viel Plunder und Schlacke, was dem Durchbruch der Wertvollen oft sehr hinderlich ist. Jüngere Kulturvölker, die sog. geschichtslosen Völker sind mit dieser Kulturschlacke oft weniger belastet, und sie finden daher ihren Weg aufwärts in dieser Hinsicht auch weniger gehemmt.

Dies scheint uns auch bei der Entwicklung des finnischen Volkes zuzutreffen, über dessen gesetzgeberische Arbeit gegen den Alkohol unten die Rede sein soll.

Als die Finnen[1]) zu Beginn des vorigen Jahrhunderts inten-

[1]) Der finnische Ausdruck für „Finne" oder „Finnländer" ist „suomalainen" oder „Suomen kansa" = finnisches Volk; Finnland heißt Suomenmaa, oder als staatliches Gemeinwesen einfach „Suomi" — Großfürstentum Finnland: „Suomen suuriruhtinaanmaa".

siver als bis dahin in den Kulturkreis der europäischen Völker gezogen wurden, befanden sie sich in einer vergifteten Atmosphäre des Alkohols, aber weniger aus alteingewurzelter Trunksucht, als infolge einer unsinnigen Gesetzgebung der Regierungsgewalt, die wir bald näher kennen lernen werden. — Die Kultursonne des damaligen Europa begann allmählich ihr Licht auch den Finnen mitzuteilen — das Volk kam gleichsam zum Selbstbewußtsein, es begann sich als Nation zu fühlen und sich demgemäß Ziele zu stecken. Es stellte sich bald heraus, daß der Alkohol dabei sehr hinderlich war, die Trunksucht machte das Vorwärtskommen ungemein schwer.

Seine besondere Lage nötigte dem Volke in dem Augenblick einen erbitterten Kampf auf — ähnlich wie das moderne Proletariat sich in dem Moment, als es zum Klassenbewußtsein kam, der Notwendigkeit des Klassenkampfes gegenüber sah. Die zum Selbstbewußtsein gekommenen Schichten des finnischen Volkes waren glücklich genug, den Ernst der Lage instinktiv richtig einzuschätzen und zu erkennen, daß es notwendig sei, in diesem Kampfe vor allem klaren Kopf zu haben. Daher begann es bald den Kampf gegen die Alkoholisierung des Volkes. Andere Bedenken mögen dabei eine ebenso wichtige Rolle gespielt haben. Denn der Alkohol umnebelt nicht nur den Kopf, er zerrüttet ja ebenso die Gesundheit und unterwühlt die materiellen Grundlagen der Existenz. Diese bei dem Kampfe zu erhalten, war ebenso wichtig, als wie die klare Ueberlegung.

Vielleicht ist das alles damals nicht so klar erkannt und ausgesprochen worden; vielleicht spielten auch andere, damals wichtig erscheinende Ideologien eine Rolle; so z. B. religiöse Auffassungen, die Angst vor der „Sünde" und „Höllenstrafe". Denn die Predigerabstinenz operierte gerne mit derben Mitteln. Die Prediger aber waren in der ersten Zeit die ersten Kämpen gegen den „Teufel Alkohol". — Doch sei dem, wie es wolle: auf diese oder jene Ideologien gestützt, bahnten sich gesunde Lebens- und Kampfinstinkte den Weg. Und es will uns scheinen, daß die finnische Arbeiterpartei nicht ganz zufällig eine Miterbin dieser Einsicht geworden ist. Das ist für unsere Behauptung sehr wichtig.

Die finnische Arbeiterpartei hat gleich bei ihrer Gründung dem Alkohol den schärfsten Kampf angesagt, indem sie die Forderung des staatlichen Alkoholverbotsgesetzes in ihr Programm aufnahm. Sie war es auch, die während und nach der Revolution (1905) sehr energisch für das Verbotsgesetz eintrat. Während des ersten Wahlkampfes auf Grund des allgemeinen Wahlrechts (1906—07) war gerade die Forderung des Verbotsgesetzes ein Kernpunkt der Wahlagitation. Noch stand es lebhaft in aller Erinnerung, wie die Sozialdemokratie während des Generalstreiks (Nov. 1905) den Alkoholvertrieb im ganzen Lande verbot.[1]) Diese alkohollose Zeit und die

[1]) Während des großen Oktoberstreiks in Rußland traten in Finnland zuerst die Eisenbahner in Streik. Ihnen folgten alle übrigen Arbeiter. Die bürgerlichen

gute Ordnung während des Generalstreiks wirkten derart wuchtig nach, daß das Verbotsgesetz im Oktober 1907 vom Landtag mit $^9/_{10}$ Mehrheit angenommen wurde. Unter dem Druck der sozialdemokratischen Agitation mußten sich auch die meisten bürgerlichen Volksvertreter zu dem Verbotsgesetz bekennen.

Zur Begründung ihres Eintretens für das Verbotsgesetz hatte die finnische Sozialdemokratie für den Wiener Kongreß eine Denkschrift ausgearbeitet und folgende Argumente angeführt: Der Trinker ruiniert sich selbst und seine Familie moralisch, physisch und materiell. Er läßt sich schwer für den Klassenkampf gewinnen und in den Reihen der Organisierten festhalten. Leicht wird der Trinker zu einem Lohndrücker und Streikbrecher, denn durch seine Trinkerleidenschaft sinkt er zu einem schlechten Arbeiter herab und wird leicht geneigt sein, Arbeit zu jeder Bedingung anzunehmen. Aus demselben Grunde läßt er sich jede Behandlung gefallen, und wird auf diese Weise zu einer Geißel der Arbeiterklasse, die die Gesamtheit mit seiner Minderwertigkeit unangenehm belastet. Und das nicht nur indirekt, sondern auch direkt, indem er und seine Nachkommenschaft allzuleicht in die Lage versetzt werden, öffentliche Hilfe beanspruchen zu müssen. Seine kulturellen Bedürfnisse werden auf ein Mindestmaß herabgedrückt, und in dieser Hinsicht kann er auch als Familienhaupt nur minderwertiges leisten, d. h. seine erzieherischen Fähigkeiten werden geringe sein. Durch den Alkoholgenuß entzieht der Trinker dem Klassenkampf wertvolle Mitarbeiter und materielle Mittel. Denn was ein braver Arbeiter an Mitteln seiner Organisation zuwendet, trägt der Trinker in die Wirtschaft. Indem er also die Mittel des Klassenkampfes vermindert, hilft er, die Mittel des Alkoholkapitals, d. h. die Mittel des Gegners zu vermehren und ihn dadurch zu verstärken. (Das in Kürze die Hauptargumente).

Aus diesen Gründen betrachtet die finnische Arbeiterpartei den Kampf gegen den Alkohol als im Interesse der Arbeiterklasse und glaubt ihn mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln führen zu sollen. Sie stellt aber diesen Kampf weder in die erste Reihe, noch erwartet sie, durch die Erlangung des Verbotsgesetzes alles erreichen zu können. Sie verkennt aber auch keineswegs, daß mit diesem Gesetz doch eine sehr wichtige Etappe in der sozialen Entwicklung zurückgelegt sein würde, was gerade der Arbeiterklasse in ihrem Befreiungskampfe sehr zustatten käme: Dem Feinde wäre damit eine sehr wichtige Position

---

Klassen schlossen sich den Arbeitern an, denn hier waren alle in gleicher Weise dabei interessiert, die russische Gewalt zum Rückzuge zu zwingen, die ja im Verlaufe der letzten sechs Jahre die finnländische Konstitution aufgehoben hatte. Diese Gewalt wurde 1905 zur Kapitulation gezwungen. Die Sozialdemokratie, als die einzige Partei mit festen Organisationen, nahm gleich zu Beginn des Generalstreiks die ordnende Macht an sich und übte sie während der acht Tage zur allgemeinen Zufriedenheit aus. — Den 4. November 1905 kündigte der Zar die Wiederherstellung der Verfassung an, die Konstitutionalisten übernahmen die Regierung (bildeten den Senat), den 6. November wurde der Streik beendet.

entrissen, während das Proletariat dadurch eine wesentliche Kräftigung erfahren müßte.

Den beliebten Einwand, daß das Alkoholverbotsgesetz einen „Eingriff in die persönliche Freiheit" des Einzelnen bedeute, nimmt man in Finnland nicht ernst. Denn diese Natur kommt schließlich vielen Gesetzen zu, die sozial notwendig sind.

Diese Argumentation der finnischen Sozialdemokratie, auf die allgemeinen Zustände jener Zeit übertragen, als das Volk zum Selbstbewußtsein kam, sollte uns beweisen, daß ähnliche Gedankengänge auch damals instinktiv gewirkt haben müssen. Dies wird uns noch klarer, wenn wir uns mit den damaligen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zuständen ein wenig beschäftigen und die Ziele der Finnen näher kennzeichnen.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als das finnische Volk gleichsam national erwachte, war die bäuerliche Masse im Lande dominierend. Die Städte waren klein, das Gros des Volkes lebte auf dem Lande zerstreut und trieb Ackerbau in einer selbstgenügenden, primitiven Art, wie auch Viehwirtschaft, Fischerei und Jagd. Im 18. Jahrhundert waren die Bauern mit großen Landanteilen ausgestattet worden. Die königl.-schwedische Regierung lag mit dem Adel im Hader und wollte seine Macht beschneiden. Sie veranstaltete eine Revision der Besitztitel der adeligen Güter, wobei es sich herausstellte, daß etwa 5/6 der großen Herren sich den Besitz eigenmächtig angeeignet hatten. Das Land wurde ihnen abgenommen und als *Staatsbesitz* den Bauern zur Erbnutzung zugeteilt. Die Macht des Adels wurde dadurch wesentlich beschnitten, die Bauern betraten den Weg freier Entwicklung, ohne von der Leibeigenschaft in irgend welcher Form bedrückt zu werden.

Durch die erwähnte Güterreduktion wurde die *Macht* des Adels nur reduziert, nicht beseitigt. Der Adel behielt nach wie vor große Macht in der Landesverwaltung, die er später mit dem Bürgertum und der Geistlichkeit teilte. Freilich war der Bauernstand im Ständeparlament neben den drei zuerst genannten Ständen vertreten, aber sein Einfluß war sehr gering. Dieser Umstand erhielt seine besondere Schärfe durch den nationalen Gegensatz: Der Adel, die Geistlichkeit, das Bürgertum waren schwedischer Nationalität, das Bauertum bestand faßt nur aus Finnen. Dazu noch, daß diese bäuerliche Masse 7/8 der ganzen Bevölkerung bildete! Ein Achtel der Gesamtbevölkerung — die Schweden — beherrschte die sieben Achtel — die Finnen . . . Die schwedische Sprache war die Amtssprache der Regierungsinstitutionen, der Gerichte, der Schule u. s. w., finnisch war die Bauernsprache, gebräuchlich auf dem Markt und im sonstigen Verkehr des Volkes unter sich. Alle Verwaltungs- und Amtsstellen waren von Schweden besetzt, wer überhaupt etwas gelten wollte, mußte sich diese Sprache aneignen. Schulbesuch war ja ohnehin ohne sie gar nicht möglich.

Die zum nationalen Bewußtsein gekommnen Finnen fanden die angedeuteten Zustände im höchsten Grade unleidlich. Und das umso mehr, da der freie und ökonomisch gut situiert besitzende Bauernstand den Untergrund der zum nationalen Selbstbewußtsein gekommenen Schichten des finnischen Volkes abgab. Die zumeist der Bauernschaft entstammende finnische Intelligenz stellte sich an die Spitze der nationalen Bewegung und zog den aufgeweckteren Teil des Volkes bald mit sich. Mit dem Anschwellen der nationalen Bewegung wuchs naturgemäß auch die Zahl der Intelligenz, so daß beide Teile einander wechselseitig Unterstützung angedeihen lassen konnten.

Dieser Intelligenz konnte es nicht gleichgiltig sein, in welchem Zustande das Volk sich befand, ob und in welcher Weise es diesen hohen Zielen zustreben konnte, die von der Ideologie der Nationalen gesteckt worden waren. Sie war also im höchsten Grade dabei interessiert, dem Volk aus dem Sumpfe des Alkohols empor zu helfen. Denn wollten sie das hohe Ziel, das sie sich gesteckt hatten, erreichen, so mußte das ganze Volk dafür gewonnen werden, und je zielbewußter das Volk sich dafür einzusetzen imstande war, um so besser. Auch in sittlicher Hinsicht mußte der Sieg nicht nur als möglich, sondern vielmehr als natürlich vorausgesetzt werden können. Darum galt es, das Volk zu „retten", es erzieherisch empor zu heben.

Diese Bemühungen sind nicht ergebnislos geblieben. Galt das finnische Volk vor 100 Jahren als ganz und gar der Alkoholpest verfallen, so schreitet es heute an der Spitze derjenigen, bei denen der Alkoholkonsum auf das Mindestmaß eingeschränkt ist.

Die Zentralleitung der finnischen Abstinenzbewegung hat 1908 Zahlen veröffentlicht, die den Alkoholkonsum in den verschiedenen Ländern anzeigen. Der Alkoholgehalt aller konsumierten Getränke wurde durch eine sorgfältige Berechnung festgestellt und auf den Kopf der Gesamtbevölkerung der betreffenden Länder verteilt. Da man zwei Zeitperioden untersucht hatte, war es möglich, über eine Zu- oder Abnahme des Konsums Vergleiche anzustellen. Man teilte die Länder je nach dem Resultat des Vergleiches in zwei Kategorien ein — in solche mit steigendem und in solche mit abnehmendem Alkoholkonsum. Wir lassen die Zusammenstellung hier folgen.

1. Länder mit steigendem Alkoholkonsum.

	1885—1889	1900—1905
	per Kopf der Bevölkerung Liter 100 % Alkohol	
Frankreich	15,73	22,42
Italien	12,32	14,13
Belgien	11,56	12,97
England	9,86	10,84
Deutschland	8,54	9,54
Oesterreich-Ungarn	8,36	9,00
Vereinigte Staaten Nord-Amerika	4,92	6,40
Schweden	4,51	6,15

2. Länder mit abnehmendem Alkoholkonsum.

	1885—1889	1900—1905
	per Kopf der Bevölkerung Liter 100 % Alkohol	
Schweiz	12,19	11,99
Dänemark	10,78	10,73
Rußland	3,36	2,65
Norwegen	2,25	2,15
Finnland	über 2,00	1,70

Einer späteren Berechnung zufolge ist der Alkoholkonsum in Finnland erfreulicher Weise weiter gefallen und betrug vor ein paar Jahren 1,2 Liter pro Kopf der Bevölkerung. Vor hundert Jahren war der Alkoholkonsum in Finnland 6 bis 8 mal größer als 1905. Es ist also ein gut Stück Arbeit geleistet worden. In welchem Maße die Gesetzgebung dabei mit in Frage kam, werden wir nun kurz skizzieren.

Die Heimbrennereien und ihre Aufhebung.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde in Schweden, dem Finnland bis 1808 zugehört hat, eine Akziseverordnung dem Volke aufgezwungen, die sämtliche Landwirtschaftsbetriebe und die städtischen Kommunen einer Brennsteuer unterstellte, die für alle obligatorisch war, abgesehen davon, ob sie Brennereibetriebe hatten oder nicht. Sie gewährte aber nicht nur das Recht, Branntwein herzustellen, sondern ihn auch zu lagern und ihn feilzubieten etc. Eine Steuer wollte auch damals niemand gerne entrichten. So führte denn diese Brennsteuer zur Anlage von Zehntausenden kleinerer und größerer Brennereien, denn nur dadurch glaubte man eine Entschädigung zu erlangen. Schließlich kam es so weit, daß fast jedes Hauswesen seine „eigene Brennerei zum häuslichen Bedarf" eingerichtet hatte, so daß das Land vom Branntwein sozusagen überflutet wurde. In den ersten Dezennien der russischen Herrschaft hieß es von Finnland, das Volk sei dem Trunke ergeben, wie kein anderes, und bekannte Humanisten bemühten sich bei den Zaren darum, die Trunksucht durch regierungsseitige Polizeimaßnahmen einzudämmen.

Aber die Branntweinflut der Heimbrennereien rief bei der Bevölkerung selbst bald eine gesunde Reaktion hervor. Wenn die russische Gewalt die verfassungsmäßigen Landtage von 1809 bis 1863 nicht suspendiert hätte, wäre das Landesparlament wohl schon früher gesetzgeberisch vorgegangen, um dieser Pest zu Leibe zu gehen. So aber konnte das verbrecherische Gesetz aus der schwedischen Zeit unter gleichartiger „Fürsorge" der neuen Obergewalt weiter Böses bewirken, bis Alexander II. aus Anlaß des polnischen Aufstandes die Ständelandtage 1863 wieder einberief. Die politische Härte in Polen sollte in Finnland möglichst in ihr Gegenteil gekehrt werden. Hier setzte sich der Zar die Maske der Liberalität auf und versuchte den Gerechten zu mimen. — Einer der

wichtigsten Gegenstände der Beratung der Ständeparlamente[1]) wurde die Alkoholfrage. Die oben erwähnte Akziseverordnung aus der schwedischen Zeit wurde aufgehoben, und eine neue Branntweinverordnung ausgearbeitet, die 1866 in Kraft trat. Mit der allgemeinen Brennsteuer wurden auch alle die zehntausende von Heimbrennereien aufgehoben. Durch das neue Branntweingesetz wurde den industriellen Großbrennereien, deren Existenz nicht unter das Verbot der Heimbrennereien fiel, eine Produktionssteuer auferlegt. Gleichzeitig gab das neue Gesetz den Gemeinden das Recht der Regelung des Branntweinvertriebes innerhalb der betreffenden Gemeindegrenzen. Sie konnten von nun ab den Ausschank von Branntwein gänzlich untersagen. Die Anlage neuer Brennereien wurde von der Zustimmung der Gemeinden abhängig gemacht.

Von diesen gesetzlichen Rechten haben die finnischen Gemeinden den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Keiner einzigen neuen Brennerei wurde seitdem die Bewilligung erteilt, ebenso wurde der Branntweinhandel und Ausschank in den Landgemeinden fast ganz beseitigt. 1892 wurde das Branntweingesetz weiter ausgebaut und der Branntweinvertrieb in den Landgemeinden durch das allgemeine Landesgesetz verboten. Dabei stellte es sich aber heraus, daß das neue Gesetz nur noch den bereits bestehenden Zustand sanktionieren konnte, denn sämmtliche Gemeinden hatten dies Verbot bereits auf Grund des Gesetzes von 1866 durchgeführt.

So wurde in der verhältnismäßig kurzen Zeit von etwa 20 Jahren das Branntweinverbot für das Wohngebiet von 87% der Gesammtbevölkerung Finnlands erreicht, während 20 Jahre zuvor zehntausende kleinerer und größerer Heimbrennereien das Gift destilliert hatten.

Die Tatsache ist um so auffallender und achtungsgebietender, wenn man in Betracht zieht, daß die Brennereien, wenn auch primitiv eingerichtet, für die bäuerlichen Wirtschaften immerhin Objekte des Besitzes darstellten, nun aber ganz wertlos wurden, während andererseits auch die Einnahmen aus dem Betrieb dieser kleinen Destillen gänzlich in Wegfall kamen. Aus diesen Gründen waren die Bauern anfangs auch heftige Gegner des neuen Gesetzes gewesen.

Dieser gesetzlichen Veränderung ging natürlich eine lebhafte Agitation voraus. Die Freunde der Abstinenz waren außerordentlich rührig und dem zu Hilfe kam der Umstand, daß das Kapital eher bei der Neugestaltung als bei den Heimbrennereien interessiert war. Die Art der Volksvergiftung, wie sie durch die Heimbrennereien besorgt wurde, war noch nicht zur Methode der kapitalistischen Ausbeutung geworden. Vielmehr hatte das Kapital Aus-

[1]) Die Vertreter der vier „Stände" bildeten je für sich ein Parlament, die zu gleicher Zeit tagten, aber ihre Versammlungen gesondert abhielten. Die vier Ständevertretungen hießen die Landtage.

sicht, nachher die Bahn frei zu bekommen. Bei der Aufhebung der Heimdestillen wurde z. B. seitens der Interessenten der Industrialisierung der Brennereien argumentiert, die Heimbrennereien lieferten ein fast unbrauchbares Produkt und verbrauchten sehr viel Material, während die Großbrennereien nach beiden Seiten hin rationeller arbeiteten. Die Aufhebung der Zwergbrennereien mußte daher als ein wirtschaftlicher Fortschritt gefördert werden. Die wenigen Großbrennereien bildeten denn auch alsbald einen Ring, verteilten das Land unter sich in „Geschäftssphären", begannen den Preis ihres Fabrikationsproduktes selbstherrlich zu bestimmen, die Konkurrenz fehlte, sie hatten gleichsam das Monopol erreicht.

Die Freunde der Abstinenz traten für das neue Gesetz mit aller Energie ein. An der belehrenden Propaganda hatte es inzwischen nicht gefehlt. Aber man mußte sich sagen, daß dadurch an den tatsächlichen Zuständen nur verschwindend wenig erreicht worden war. Eins war aber wohl erreicht worden: die Einsicht, daß die Zustände unhaltbar waren, und daß die Gesetzgebung dagegen in Funktion zu treten hatte. Und diese Einsicht war immerhin stark genug, um auch die Gegnerschaft der bei der alten Einrichtung direkt interessierten Bauernschaft zu überwinden.

Das Branntweingesetz von 1892.

Das in Finnland gegenwärtig giltige Branntweingesetz datiert vom Jahre 1892. Dasselbe regelt den Verkehr der sogenannten „starken Getränke", d. h. Getränke mit über 22 Volumprozent Alkoholgehalt. — Die Grundzüge des Gesetzes sind folgende:

Der Produzent darf seine Ware nur an staatlich konzessionierte Wiederverkäufer ablassen, und zwar nicht weniger als 50 Liter auf ein Mal. Der Handel ist in drei Kategorien geteilt: Großhandel, Detailhandel und Ausschank zum Konsum an Ort und Stelle. Bei dem Großhandel ist der einmalige Mindestablaß mit 400 Liter, beim Detailhandel ist die untere Grenze auf 2 Liter festgesetzt, während für den Ausschank eine Begrenzung nach unten natürlich nicht gezogen ist. — In den Landgemeinden ist sowohl der Großhandel, wie auch der Detailhandel und der Ausschank starker Getränke verboten (mit einigen Ausnahmen, auf welche wir noch zu sprechen kommen), in den Städten ist es den Gemeindevertretungen anheimgegeben, den Handel zuzulassen oder zu verbieten.

Die Ausnahmen in den Landgemeinden beziehen sich auf folgende Fälle: Die örtlichen Gouverneure haben die Berechtigung, Badeanstalten, Hotels, Passagierdampfschiffen und Eisenbahnstationen Ausschankkonzessionen zu erteilen. Dabei bedürfen sie aber bei den Badeanstalten der Zustimmung der betreffenden Gemeinden; bei den Hotels müssen die Gouverneure wohl die Ansicht der Gemeinde hören, jedoch ohne daran gebunden zu sein; Passagierdampf-

schiffen können sie die Konzession völlig von sich aus erteilen, während sie bei der Konzessionserteilung an Bahnhofbuffets an die Einwilligung der Eisenbahnverwaltungen gebunden sind. Durch besondere gesetzliche Vorschriften ist der Ausschank in diesen Wirtschaften derart geregelt, daß nur das reisende Publikum, respektive die Badegäste in Betracht kommen, sie dürfen keineswegs zu gewöhnlichen Verkehrswirtschaften der örtlichen Bevölkerung werden.

Das Gesetz enthält auch nähere Ausführungsbestimmungen für die Tragweite der Beschlüsse der Kommunalvertretungen. So z. B. dürfen die Beschlüsse derselben, insoweit sie die Zulassung des Alkoholhandels betreffen, längstens für zwei Jahre Geltung haben. Nach Ablauf dieser Frist muß die Angelegenheit einer abermaligen Beschlußfassung, respektive Abänderung unterzogen werden. Die städtischen Gemeindevertretungen sind zuständig darüber zu entscheiden, in welcher Zahl von Lokalen der Handel und der Ausschank in der Stadt zuzulassen sei, sowie auch die Stadtteile zu bestimmen, wo solche eröffnet werden dürfen, und wo nicht. Die Regeln und Vorschriften für den Handel und für den Ausschank in diesen Lokalitäten werden durch Stadtverordnetenversammlungen und Magistraten in gemeinsamen Beratungen beschlossen. Bei Uneinigkeit dieser Körperschaften entscheidet der örtliche Gouverneur. Im allgemeinen setzt das Gesetz die Zeit des offenen Handels, wie auch die Tage fest, an welchen der Handel zu ruhen hat. Für besondere Fälle sind die Gouverneure ermächtigt, den Handel und den Ausschank durch Verfügungen einstellen zu lassen. Dann enthält das Gesetz auch noch nähere Bestimmungen über Fälle der Entziehung des Alkoholbezugsrechts bei Individuen, beziehungsweise die Verabfolgung von Alkoholika an solche zu verbieten.

Außerdem enthält das Gesetz noch eine sehr wichtige Bestimmung, indem es einigen liberalen Berufen und Staatsbeamten jegliche Alkoholgeschäfte verbietet. So z. B. dürfen sich Staatsbeamte, Prediger, Aerzte, Lehrer etc. nicht an Unternehmungen beteiligen, beziehungsweise solche selbständig betreiben, deren Zweck die Herstellung von alkoholhaltigen Getränken, oder der Handel mit solchen ist. Handelt es sich aber um Betriebe zum Zwecke der Bekämpfung der Trunksucht, wie z. B. die gemeinnützigen Gesellschaften, denen in den meisten Städten Finnlands der Alkoholvertrieb als Monopol überantwortet ist und die den Betrieb nach dem Gotenburger System ausüben, so steht einer Mitbeteiligung solcher Personen nichts im Wege.

Die „schwächeren" Getränke.

Alkoholhaltige Getränke mit weniger als 22 Volumprozent Alkohol fallen unter andere gesetzliche Bestimmungen. Das empfindet die Abstinenzbewegung als ein Hindernis in der Bekämpfung des Uebels. Diese Doppelspurigkeit in der Gesetzgebung geht darauf

zurück, daß man anfangs das Bier begünstigen zu sollen glaubte. Die ersten gewerblichen Brauereien wurden in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründet und deren Anlage wurde begünstigt, weil man im Bier einen Bundesgenossen gegen die zu bekämpfende Trunksucht zu erblicken glaubte. Freilich erkannte man die Tücke dieses „Freundes" bald und begann auch den Kampf gegen ihn, aber durch besondere Gesetze.

Bereits 1883 erhielten die Kommunen durch Gesetz das Recht, die Neuanlage der Brauereien in ihren Gemeindegrenzen ebenso zu untersagen, wie die der Brennereien durch das Gesetz von 1866. Und seitdem konnte in Finnland keine einzige neue Bierbrauerei errichtet werden. Gleichzeitig erhielten die Kommunen auch das Recht, den Bierverkauf zu verbieten. Unter den 450 Landgemeinden Finnlands haben nur 15 Gemeinden von diesem Recht keinen Gebrauch gemacht. Nur den ländlichen Pferdestationen zur Beförderung von Reisenden verblieb damals das Recht auf Bierverschleiß — bis 1895. Das letztgenannte Jahr gab den Gemeinden ferner das Recht, auch über den Ausschank in diesen Institutionen zu entscheiden. Er wurde auch hier verboten.

1902 nahm der Ständelandtag ein neues Gesetz desselben Geistes an, das mit dem 1. Juli 1903 in Kraft trat. Durch dies Gesetz wurden die Verbotsrechte der Städte erheblich erweitert, so daß hunderte von Bierverkaufsstellen an diesem Tage mit einem Schlage geschlossen wurden.

Kurz zusammengefaßt genießen die Gemeinden folgende Verbotsrechte: Die Neuanlage von Brennereien können sie seit 1866, die der Brauereien seit 1883 untersagen. Dies Recht ist voll und ganz zu Ungunsten des Alkoholkapitals ausgeübt worden. — Außerdem steht den Landgemeinden das Recht zu, den Bierhandel und seinen Ausschank (bis auf die erwähnten Ausnahmn und den direkten Verkauf aus den bereits bestehenden Brauereien) ebenfalls ganz zu verbieten. Die „starken Getränke" sind außerhalb der Stadtgemeinden bereits durch ein Landesgesetz im Handel und Ausschank verboten. Die Städte haben das Gesetz von 1866 laxer angewendet, die spätere Gesetzgebung konnte dies nicht übersehen, daher ist der Zustand in den städtischen Kommunen weniger erfreulich. Das Recht steht ihnen ebenfalls zu, den Vertrieb der „starken Getränke" ganz zu verbieten, wie auch die Einschränkungen von sich aus zu bestimmen, unter welchen der Vertrieb zu gestatten sei, ihn auch gemeinnützigen Gesellschaften, oder auch Einzelindividuen als Monopol zu überlassen. Die Gemeindevertretung hat es ganz in ihrer Hand, die Vorschriften oder Regeln zu bestimmen, unter welchen der Vertrieb geduldet werden soll — einschließlich der Polizeistunde. — Bei der Bestimmung der Stadtteile für die Zulassung des Handels und des Ausschankes haben die Stadtvertretungen die Einsicht bekundet, die Arbeiterviertel von diesen Lokalitäten frei zu halten,

der Vertrieb beschränkt sich fast ausschließlich auf die Zentren, beziehungsweise Geschäftsgegenden.

Bei den „schwächeren Getränken" genießen die Städte minder weitreichende Verbotsrechte, namentlich können sie Brauereien nicht jegliche Verkaufsmöglichkeit entziehen, wohl aber können sie auch hier einschränkende Normen aufstellen.

Von dem vollen Verbotsrecht gegenüber den starken Getränken haben die Städte nur ausnahmsweise Gebrauch gemacht. 1909 war dieses Verbot in sieben Städten durchgeführt, in weitern neun Städten erstreckte es sich nur auf den Ausschank zum Konsum an Ort und Stelle. In der Hauptsache beschränken sich die städtischen Gemeinden auf einschränkende Vorschriften sowohl bei dem Handel als wie beim Ausschank und auf Förderung der gemeinnützigen Alkoholvertriebsgesellschaften als Monopolinhaberinnen, die dann ihrerseits den Alkohol und die Trinksitten laut ihren Statuten bekämpfen sollen.

So segensreich die Verbotsrechte der Gemeinden auch gewesen sind, einen vollständig sicheren Damm gegen den Alkoholismus bedeuten sie doch nicht. Schon dank der „Ausnahmen" gibt es viele Möglichkeiten des Alkoholgenusses. Denn all die Verhinderungsvorschriften lassen sich in vielen Fällen nicht immer durchführen und kontrollieren. Und verbietet eine Stadt den Alkoholvertrieb auch ganz, so behält z. B. der Bierbrauer doch sein von der Gemeinde unabhängiges Sonderrecht zur Bierabgabe, wenn auch in begrenztem Maß und nur „korbweise" und nicht zum Trinken an Ort und Stelle. Ferner verbleibt die Möglichkeit der Einfuhr aus anderen Städten mit offenem Handel. Dazu der Umstand, daß die veraltete Städteordnung gerade diejenigen Schichten des Bürgertums hinsichtlich des Wahlrechts begünstigt, die bei der Erhaltung der Bewegungsfreiheit des Alkoholkapitals direkt interessiert sind. Das allgemeine Wahlrecht würde hier allerdings bald Wandel schaffen können. Das neue Kommunalgesetz mit dem allgemeinen Wahlrecht für beide Geschlechter, wie es von dem Landtage 1910 angenommen wurde, ist aber durch den Zar-Großfürsten verworfen worden.

Als das Alkoholkapital sich von den „starken Getränken" zurückgedrängt sah, warf es sich gierig auf die Herstellung und den Vertrieb der „schwachen Getränke", denn hier fand es dank der vielen „Ausnahmen" und sonst günstigeren Verhältnisse noch eine große Aktionsfreiheit.

Angesichts dieser Umstände wurde das staatliche Verbotsgesetz zu einer einmütigen Forderung. Da aber der Zar-Großfürst auch diesem Gesetz seine Sanktion vorenthält, was jetzt ganz besonders auffällig ist, da doch in Rußland mit dem Beginn des Weltkrieges das Alkoholverbot verkündet worden ist, greift man in Finnland wieder auf den Ausbau und die Erweiterung der kommu-

nalen Verbotsrechte zurück, wie sie z. B. 1904—1905 den Ständelandtag vorgelegen sind. Man fordert also 1) die Behandlung aller geistigen Getränke durch einerlei Gesetz; 2) für die Landgemeinden völliges Verbotsgesetz, für die Städte allgemeine Volksabstimmung in Fragen der Zulassung der berauschenden Getränke in den Verkehr, wie in Norwegen; 3) im Falle die Zulassung bewilligt wird, soll der Vertrieb nur nach dem Gotenburger System zu gestatten sein; 4) Regelung des Transportes von Spirituosen etc. in der Weise, daß die Staatsbahnen Transporte nur von konzessionierten Großhändlern übernehmen, alle andern aber abzulehnen haben.

Die Monopolgesellschaften.

Zur Bekämpfung der Trinksitten und des Alkoholmißbrauchs wurden in den Städten Finnlands sogenannte Monopolgesellschaften zum Alkoholvertrieb und zur Unterhaltung von Reformwirtschaften ins Leben gerufen. Die Grundsätze ihrer Wirkung sind folgende:

1) Beim Alkoholvertrieb ist der Privatvorteil auszuschalten, der Ausschank ist gemeinnützigen Gesellschaften zu überantworten, die, im Interesse des Gemeinwohles wirkend, für ihr angelegtes Betriebskapital nur einen mäßigen Zins beanspruchen und den Reingewinn für gemeinnützige Zwecke abliefern sollen.

Die Leitung der Verkaufsstellen und der Wirtschaften ist Angestellten zu übertragen, die am Reingewinn keinen Anteil haben.

2) Zweck dieser Gesellschaften ist die Bekämpfung der Trunksucht und Trinksitten. Um dies zu erreichen, errichten sie neben den Ausschankwirtschaften alkoholfreie Wirtschaften, Speiseanstalten, Gasthäuser etc.

Die Vorschriften für den Ausschank alkoholischer Getränke in diesen von gemeinnützigen Monopolgesellschaften betriebenen Wirtschaften — oder Restaurationen „dritter Klasse" — lassen nur einen mäßigen Genuß dieser Getränke zu. Ein Gast kann nicht mehr als ein Glas Schnaps und eine Flasche Bier zumal erhalten. Die Abgabe auch dieser Menge erfolgt nur als Zugabe zu einer Portion Essen. Ohne Entnahme von dazu bereitgehaltenen Speisen werden überhaupt keinerlei geistigen Getränke verabfolgt. Der Eingang der Wirtschaft steht unter ständiger Kontrolle zweier uniformierter Portiers, die darauf zu achten haben, daß nur Gäste, die zweifellos nüchtern sind, Einlaß erlangen. Angetrunkene, Unmündige und Personen, denen das Recht auf Alkohol behördlicherseits aberkannt worden ist, erlangen keinen Einlaß. Die Portiers sind auf diesen Posten mit Polizeibefugnis ausgestattet.

Die Konzessionierung der erst- und zweitklassigen Restaurationen, Hotels etc. seitens der Stadtvertretungen kann nur mit Einverständnis dieser Gesellschaften erfolgen. — Auch die soeben genannten konzessionierten Wirtschaften, die fast ausschließlich von

den sogenannten „besseren" Gesellschaftskreisen aufgesucht werden, sind gehalten, Portiers mit obenerwähnten Funktionen anzustellen. Doch ist es hier mehr zu einer leeren Formsache geworden. Denn in diesen Restaurationen und Hotels wird auch in Finnland sehr ausgiebig und unmäßig gezecht. Das Treiben in diesen Bourgeoiskneipen ist oft sogar überaus arg. Insoweit die Monopolgesellschaften bei der Existenz dieser Wirtschaften mitverantwortlich sind, ist man zu dem Vorwurf voll berechtigt, sie hielten die Trunksucht der Oberklassen für unschädlich, und sie seien dessen gar nicht eingedenk, daß die eleganten Restaurants und Cafés erster Klasse etc. mit ihrem zahlungsfähigen Trinkerpublikum dem Volke als ein sehr schlechtes Beispiel dienen. Man kann aber sogar noch mehr sagen.

Diese Gesellschaften zeigen oft das merkwürdige Bestreben, die Anzahl ihrer Verkaufs- und Ausschankstellen zu vermehren, wie ja auch die Gemeindevertretungen aus finanziellen Gründen dies Bestreben unterstützen. So z. B. wollte man 1913 in Helsingfors durchaus daran gehen, in einem Arbeiterstadtteil, der allerdings eine recht ansehnliche Bevölkerung beherbergt, derartige Anstalten eröffnen. Der Arbeiterschaft und ihrer Presse hat es außerordentliche Anstrengungen gekostet, diesen Stadtteil alkoholrein zu erhalten. Vielleicht erklärt sich dies Bestreben aus folgenden Gründen.

Die Verzinsung des Betriebskapitals dieser Gesellschaften darf zwar 6% nicht übersteigen, aber — dieser Prozentsatz darf doch durchaus nicht als niedrig genannt werden! Manche Aktienkapitalisten müssen sich ja bisweilen mit wenigerem begnügen! — Die Städte sind dabei anders interessiert. 60% von dem Reingewinn dieser Gesellschaften kommt ihnen zu, während der Staat 40 % erhält. Der Reingewinn in ganz Finnland betrug 1909 z. B. 3,4 Millionen Finn. Mark (= Franken). In den Jahren von 1906 bis 1910 fielen den Städten jährlich zirka 1,7, dem Staat 1,2 Millionen zu. Laut Statuten sind Staat und Städte allerdings verpflichtet, diese Alkoholgewinne zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. Diese Verwendungsart braucht aber dem nicht entgegenzustehen, daß manche Stadtverwaltungen diese Gewinnsummen noch größer sehen möchten. Sie sind vielleicht auch der Meinung, daß ein derart geregelter Alkoholvertrieb einen „Mißbrauch" auf jeden Fall auszuschließen imstande sei!

Das russische Kriegs-Alkoholverbot in seinen Folgen in Finnland.

Auf Grund des Belagerungszustandes nach russischem Kriegsrecht — die entsprechenden finnischen Landgesetze wurden dabei ignoriert — wurde das russische Kriegs-Alkoholverbot mit einigen Modifikationen auch auf Finnland ausgedehnt. Der Alkoholvertrieb wurde

durch dies Verbot noch wesentlich eingeschränkt, aber nicht gänzlich unterdrückt.

Das Sekretariat der finnischen Abstinenzorganisationen hat 1915 eine Untersuchung ausgeführt, von welcher Wirkung das russische Alkoholverbot in den letzten fünf Monaten des Jahres 1914 in Finnland gewesen ist. Man ist dabei zu sehr überraschenden Resultaten gekommen.

Der Gesamtabsatz von Trinkbranntwein betrug in Finnland im Jahre 1914 2,895,606 Liter (1913: 5,049,438 Liter). Davon entfielen auf die sieben ersten Monate 2,834,437 Liter oder 404,920 Liter auf jeden Monat. Von Anfang August bis zum Jahresschluß wurden nur 61,169 Liter Branntwein zu Trinkzwecken verkauft oder 12,234 Liter per Monat. Im Jahre 1913 war der monatliche Absatz noch 420,786 Liter. Diesen großen Rückgang kann nur das Verbot bewirkt haben! Für 1915 erwartet man noch günstigere Erfolge. Denn auf die erstklassigen Restaurants wurde das Verbot erst gegen Ende 1914 ausgedehnt, seine volle Wirkung konnte erst 1915 sichtbar werden. Ueber die Erfahrungen im Jahre 1915 stehen uns leider noch keine Zahlen zur Verfügung.

Man hätte erwarten können, daß die Fälle des Vergehens gegen das Branntweingesetz durch heimliche Herstellung von Branntwein sich vermehren würden. Aber auch dies trat nicht ein. Im Gegenteil, es gab solcher Fälle weniger als sonst.

Auch der Bierkonsum ist in Finnland zurückgegangen! Es sind 1914 1,194,850 Kg. Malz weniger verbraut worden als im Vorjahre. Es sind 40,45% Porter und 33,32% Bier weniger gebraut worden als 1913. Dagegen ist die Herstellung der alkoholfreien Malzgetränke gestiegen; es sind zu diesen Getränken etwa 30,000 Kg. Malz mehr verbraucht worden als 1913. — Hier liegen keine Monatszahlen vor. Aber es scheint doch auch hier außer Frage zu stehen, daß das Alkoholverbot auch dies bewirkt hat.

Ganz auffallende Resultate gibt ein Vergleich der wegen Trunkenheit mit Polizeibußen belegten Personen während des russischen Alkoholverbots mit den gleichen Monaten der beiden Vorjahre (1912 und 1913). In Finnland werden Personen, die offenbar betrunken sind, in Polizeigewahrsam gebracht, wo sie sich ausschlafen können. Die Fälle werden protokolliert. Wiederholungsfälle ziehen Geld- und auch Gefängnisstrafen nach sich. Es liegen Zahlen über solche Fälle aus 20 finnischen Städten vor. Wir wollen uns nur die vier größeren Städte daraufhin ansehen. Die Zahl solcher Straffälle war in

	1912	1913	1914
Helsingfors	10,289	9,324	2,133
Abo.	2,016	1,980	224

	1912	1913	1914
Wiborg	3,376	4,544	1,565
Kotka	823	767	75
20 Städten zusammen	20,699	20,987	5,037

Es muß doch ohne weiteres zugegeben werden, daß der Rückgang dieser Fälle bis auf ein Viertel der beiden vorhergegangenen Jahre mit dem Alkoholverbot im Zusammenhang steht!

Auffallend ist auch der Rückgang der bei der Polizei angemeldeten Verbrechen allgemeiner Art in dieser Zeit. Es erfolgten Anmeldungen in

	1912	1913	1914
Helsingfors	2,948	2,973	1,819
Abo	399	399	188
Wiborg	310	341	138
Kotka	125	138	66
20 Städten zusammen	5,290	5,350	2,949

In den fünf Alkoholverbotsmonaten ist die Anmeldung von Verbrechen um die Hälfte zurückgegangen.

Ferner melden Pfand-Leihämter, daß die Zahl der Anleihen gegen Verpfändung von Hausrat, Kleidung und Gebrauchsgegenständen merklich zurückgegangen sei.

Ferner wurde im November 1915 eine Enquete veranstaltet, indem 1342 Fragebogen an Gemeindevorsteher, an Pastorate, an die Polizeivorstände in den Städten und auf dem Lande und an die Vorstände der Armenpflegeämter versandt wurden. Die Fragen bezogen sich auf die durch die erweiterte Alkoholeinschränkung beeinflußten Zustände in den Amts- resp. Wirkungskreisen der Befragten. — Bis zum Februar d. J. wurden 1013 Fragebogen — oder 75 % — mit Antwort zurückgesandt, und die Enquete als abgeschlossen betrachtet.

Die gegebenen Antworten beziehen sich nicht auf die Einzelfälle, sondern sie sind summarisch zu verstehen, d. h. sie beziehen sich auf Gesamtbeobachtungen innerhalb des Wirkungskreises der Amtspersonen, an welche die Fragen gerichtet waren. — Materiell enthalten die Antworten folgendes:

Unter dem Einfluß der erweiterten Alkoholeinschränkung wurde in 111 Amtsbezirken der Befragten eine Zunahme der kleinen geheimen Brennereien beobachtet, während in 63 Amtsbezirken eine Abnahme konstatiert wurde. In der überwiegenden Mehrzahl der Orte war keine Veränderung zu bemerken. — Eine Zunahme des gesetzwidrigen, geheimen Handels mit alkoholhaltigen Getränken wurde von 71 Amtsbezirken, eine Abnahme dagegen von 323 Amtsbezirken gemeldet. — Von 16 Amtsbezirken wurde eine Zunahme, aber von 499 Amtsbezirken eine Abnahme der Vergehen und

Verbrechen gegen das Gesetz gemeldet. — Die Antworten hinsichtlich der Veränderung der wirtschaftlichen Lage der unbemittelten Volksschichten lautet in 307 Fällen, daß eine Aufbesserung unverkennbar, während in 299 Fällen eine Aufbesserung höchst wahrscheinlich sei.

Endlich wurde die Frage, ob es zu wünschen sei, diese Kriegs-Alkoholbeschränkung auch fernerhin beizubehalten oder wieder aufzuheben, von 89,34 % der Antwortenden mit „beizubehalten" beantwortet. Dafür sprachen sich aus 333 Gemeindevorsteher = 88 %; 151 ländliche Polizeivorsteher = 79 %; 368 Pastoratsvorsteher = 95 %; 27 städtische Polizeivorsteher = 93 % und sämtliche 26 Vorsteher der Armenfürsorgeämter. Im Ganzen waren 905 von 1013 Antworten für die Beibehaltung, während nur 13 oder 1,28 % derselben gegenteiliger Meinung waren. 95 Antworten oder 4,38 % traten weder für die eine, noch die andere Anschauung direkt ein.

Alle diese Daten beruhen auf einer sorgfältigen Bearbeitung des betreffenden Materials seitens des Sekretariats der zentralisierten Abstinenzorganisationen. Es wird dabei der Vermutung Ausdruck gegeben, daß die Durchführung des finnischen Alkohol-Verbotgesetzes noch segensreichere Folgen gezeitigt hätte. Dieses Verbotgesetz sollte ja, wie bekannt, die Herstellung, die Einfuhr und den Handel des Alkohols zu Genußzwecken gänzlich beseitigen.

Kurz vor dem Abdruck des vorstehenden Artikels langten noch folgende Zahlen über den Alkoholverbrauch in Finnland im Jahre 1915 an. Die Zentralleitung der finnischen Abstinenzorganisation berichtet darüber folgendes:

Die Lagerbestände zu Beginn des Jahres betrugen 2,001,376 Liter 50 % Branntwein. Gebrannt wurde im Berichtsjahre nur in vier Hefefabriken — als Nebenprodukt der Hefefabrikation — und zwar 1,520,500 Liter. Von den Lagerbeständen wurden im Verlauf des Berichtsjahres entnommen 1,507,607 Liter, davon wurden 769,864 Liter denaturiert, 345,717 Liter gingen zur Herstellung von Punsch und anderen Liqueuren, wie auch zum Detailausschanke; zu technischen Zwecken und für wissenschaftliche Institutionen 392,026 Liter.

Ein Vergleich des Verbrauches der drei letzten Jahre ergibt folgendes Zahlenbild:

	50 % Branntwein verbraucht zu		
Jahre	Trinkzwecken	denaturiert	Apotheken
1913 .	5,049,438 Liter	820,780 Liter	?
1914 .	2,895,606 „	775,761 „	234,081 Liter
1915 .	345,717 „	769,864 „	392,026 „

Der Gesamtgebrauch im letzten Normaljahre — 1913 — betrug also 5,870,222 Liter; 1915 dagegen nur 1,507,607 Liter 50 % Branntwein. Diese Einschränkung ist zweifellos auf das Konto des russischen Alkoholverbots, wie es in Finnland durchgeführt wurde, zurückzuführen.

Ueber die Bierproduktion finden wir im Bericht folgende Zahlen: Im Jahre 1915 befanden sich 52 steuerpflichtige Brauereien im Betrieb. Der Malzverbrauch in diesen Betrieben belief sich auf 1,166,841 Kg., die Produktion ergab 133,470 Liter Porter und 4,964,129 Liter Bier. — Daneben haben 78 steuerfreie Brauereien 2,444,181 Kg. Malz verarbeitet und 25,988,301 Liter verschiedene Malzgetränke fabriziert, d. h. 24,66 %, oder 5,140,518 Liter mehr als im Vorjahre. Der Alkoholgehalt dieser Getränke darf 2 % nicht übersteigen.

Die Umrechnung aller konsumierten alkoholhaltigen Getränke in 100 % Alkohol ergab 1913 einen Verbrauch von 1,3 Liter pro Kopf der Bevölkerung. 1915 war der Konsum weiter gefallen und betrug nur noch 0,25 % von dem Konsum im Jahre 1913.

Schlußbemerkungen.

Es darf wohl mit Sicherheit betont werden, daß der Alkoholkonsum in Finnland hauptsächlich durch entsprechende Gesetze soweit zurückgedämmt worden ist, wie wir es kennen gelernt haben. Dadurch soll die Bedeutung der Belehrung natürlich nicht als unwesentlich erklärt werden. Ohne eine belehrende Propaganda wäre es kaum zu einer solchen Gesetzgebung gekommen. — Das ist auch ganz natürlich, und die Notwendigkeit der Aufhebung des schlechten Gesetzes, das die zahllosen Heimbrennereien wie Pilze aus der Erde schießen ließ, war ja handgreiflich. Das führte aber schon selbst auf den richtigen Weg, bessere Gesetze auszuarbeiten! Das Parlament, obgleich eine Schöpfung längst vergangener Zeiten und daher in dieser Form überlebt, hat sich in dieser Sache doch noch bewährt. Die Ständevertreter wurden hier durch das aufsteigende Volk, durch die alkoholgegnerisch gesinnten Elemente vorwärts getrieben, sie konnten sich der wichtigen Arbeit, die für die Gestaltung der Zukunft durchaus notwendig war, nicht entziehen. Schrittweise ging es vorwärts, jeder Erfolg wurde zum Ansporn für neue Forderungen. Und je weiter der Gesichtskreis der breiten Volksmassen wurde, um so lebhafter und nachhaltiger wurde die Bewegung gegen den Alkohol. Es war ganz natürlich, daß die finnische Arbeiterklasse die Bedeutung dieser Bewegung richtig erkannte und ihre Konsequenzen zu den ihrigen machte. Nach wie vor ist das allgemeine Verbotsgesetz die Forderung der Arbeiterpartei. Sie nahm durch ihre parlamentarischen Vertreter an der Ausarbeitung des Verbotgesetzes 1907, und zum zweiten Mal 1909 den nachhaltigsten Anteil. Es ist nicht die Schuld dieser Partei, oder der finnischen Volksvertretung, daß dies Gesetz, wovon in Finnland soviel erwartet wurde und noch wird, noch nicht in Kraft treten konnte: der Zar-Großfürst hat es noch nicht sanktioniert! Es sind seit der ersten Annahme des Gesetzes bald neun Jahre verstrichen. Zu

Anfang des Krieges sah der Zar sich veranlaßt, in Rußland ein Alkoholverbot selbstherrlich zu erlassen. Warum er das finnische Verbotgesetz für Finnland nicht für ebenso notwendig und gut anerkennen will, ist ganz unbegreiflich . . .

Es ist aber notwendig, die Tatsache fest zu halten, daß das finnische Volk seine alkoholgegnerische Gesetzgebungsarbeit durch das Verbotgesetz von 1907 und1909 gekrönt hat. Leider fehlt es der Volksvertretung noch an Macht, die Inkraftsetzung des Gesetzes zu erzwingen. Aber es ist doch schon kräftig genug, um auf dem einmal eingeschlagenen richtigen Weg zu verbleiben und das gesteckte Ziel zu verfolgen, bis es erreicht sein wird.

* * *

Nachdem die obigen Zeilen geschrieben waren, hat sich die Situation zu gunsten des finnischen Alkohol-Verbotsgesetzes ein wenig verschoben, und zwar indirekt — durch das provisorische Alkoholververbot in Rußland.

Das russische Kriegs-Alkoholverbot ist ein Produkt der „Allmacht" des Zaren; es ist auf Grund des § 87, d. h. ohne Mithilfe der gesetzgebenden Institutionen zustande gekommen, und hat daher nur einen provisorischen Charakter. Aber die Erfahrungen, die man während des Krieges in dieser Hinsicht gemacht hat, sind so günstige, daß das Volk von dem Alkoholverbot nicht lassen möchte. Es hat sich in zahlreichen Petitionen und Memoranden dahin ausgesprochen und auch die Dumaabgeordneten dahin zu wirken aufgefordert, daß das Verbotsprovisorium in ein bleibendes Gesetz verwandelt werden möge. In der letzten Sessionsperiode — vor Ostern — wurde die Angelegenheit in der Duma verhandelt, und zwar insoweit für die Sache im günstigen Sinne, indem eine Kommission mit der Ausarbeitung eines entsprechenden Gesetzes betraut wurde. Auch seien die gegenwärtig maßgebenden Minister durchaus für ein Verbotsgesetz. Immerhin wäre es aber verfrüht, jetzt schon annehmen zu wollen, als wäre das Alkoholverbotsgesetz für das russische Riesenreich bereits Tatsache geworden. Wir wissen ja, wie unsicher und sprunghaft die russischen Regierungsmühlen mahlen! Gerade die letzte Zeit hat es ja gezeigt, von welchen zweifelhaften Menschen Rußland regiert wird. Welche Sicherheit kann man unter solchen Umständen in irgend einer Frage haben!

Immerhin mag darauf hingewiesen werden, daß finnische Abstinentenkreise wieder etwas hoffnungsfreudiger geworden sind. Diese Hoffnung wird durch die Erklärung des Vizepräsidenten des finnländischen Senats noch mehr belebt, die dahin geht, daß die Verwirklichung des finnischen Alkohol-Verbotsgesetzes nicht mehr auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde, d. h. der finnische Senat dürfte sein Gutachten über das Gesetz im empfehlenden Sinne ab-

fassen, so daß der Zar das Gesetz, wenn es ihm vorgelegt wird, sanktionieren könnte . . .

Es handelt sich, wie wir sehen, um wage Hoffnungen. Sie mögen begründet sein, sicher ist das nicht. Vielleicht erlaubt aber die jetzige Zeit, die Zeit der großen Umwälzungen und Umwertungen — in dieser Sache etwas optimistischer zu sein, als sonst . . .

Jedenfalls darf aber das finnische Volk voll Befriedigung auf die 50 Jahre der alkoholgegnerischen Gesetzgebung, die seit 1866 verflossen sind, zurückblicken. Es ist immerhin recht viel erreicht worden — nicht nur in materieller Hinsicht. Vielleicht ist es noch wesentlicher, daß der Volksgeist in diesen 50 Jahren eine glückliche Wandlung durchgemacht hat, woraus der feste Wille hervorgegangen ist, dieses Uebel bewußt bekämpfen zu wollen. Die herrlichste Tat dieses Willens ist eben das absolute Verbotsgesetz, das vom Landtag zuerst 1907, und zum zweitenmal 1909 angenommen wurde. Tritt dies Gesetz in Wirksamkeit, so wäre die alkoholgegnerische Gesetzgebung in Finnland als abgeschlossen zu betrachten, und das alles in der kurzen Zeit von fünfzig Jahren! M. Martna.

Gedanken-Scherflein.

Es braucht so wenig, um die Temperatur einer Seele zu erhöhen; ein wenig Liebe, ein freundliches Wort — warum reichen wir unsere Gaben so spärlich? H. Thurow.

Redaktionelle Bemerkungen.

Unsere Leser wissen jedenfalls durch die Zeitungen, welche Anfechtung unser verehrter Mitarbeiter, Prof. Fr. W. Förster in München, für den ganz außergewöhnlichen sittlichen Mut seiner ganzen Haltung erfährt. Der Raum erlaubt uns diesmal nicht, auf die Angelegenheit genauer einzugehen. Wir freuen uns aber von Herzen, mitteilen zu dürfen, daß uns ein Aufsatz über Förster in Aussicht gestellt ist. Inzwischen weisen wir auf den Aufsatz Försters hin, der den besonderen Anlaß für die neuesten Angriffe gegen ihn bildet: „Bismarks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik“ (Friedenswarte 1916, Nr. 1, Orell Füßli, Zürich). Es sind Gedanken von größter Bedeutsamkeit. Förster selbst wünschen wir noch mehr Anfechtung; denn er ist der Mann, sie zu ertragen und sie wird der von ihm vertretenen Wahrheit dreifache Wirkung verschaffen.

Verdankung.

Für die **Armenier** sind bei uns eingegangen: Von Ungenannt 53 Fr. Von der Kirchgemeinde Andeer (Graubünden) als Ertrag einer Sammlung: 125 Fr. Herzlichsten Dank!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Fürchte dich nicht![1]

Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete und sonderte dich aus, ehe denn du von der Mutter geboren wurdest und stellete dich zum Propheten unter die Völker. Ich aber sprach: Ach, Herr, ich tauge nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr sprach zu mir: Sage nicht ich bin zu jung; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende und predigen, was ich dich heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten, spricht der Herr . . . So gürte nun deine Lenden und mache dich auf und predige ihnen alles, was ich dich heiße. Erschrick nicht vor ihnen, auf daß ich dich nicht erschrecke vor ihnen. Denn ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande, wider die Könige Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande. Wenn sie gleich wider dich streiten, so sollen sie doch nicht wider dich siegen, denn ich bin mit dir, spricht der Herr, daß ich dich errette. Jeremia 1, 4—10 und 17—19.

Liebe Freunde!

Unter den seltsamen Gegensätzen, die in dieser Zeit der Verkehrung aller Wahrheit vor uns auftauchen, ist einer, der mir, und vielleicht auch manchen unter euch, besonders zu schaffen gemacht und bittere Gedanken erregt hat. Es ist die Zeit des Heldentums. Alle Zeitungen sind voll von Berichten über heroische Taten und unter den Trauernachrichten lesen wir jeden Tag, daß dieser oder jener Sohn eines der im Kriege stehenden Länder den Heldentod gestorben sei. Es wird auch nicht etwa bloß von Heldentum geredet, sondern dieses ist eine Tatsache und Wirklichkeit, die wir durchaus nicht leugnen können und wollen. Auch wir, die wir den Krieg für Uebel und Sünde halten, für etwas, was gegen den wahren Gott und den wahren Menschen ist und Christus verleugnet, beugen uns vor der menschlichen Seelengröße, die inmitten dieses Wesens, das sich im Uebrigen immer mehr als höllisch enthüllt, aufgetaucht ist; wir bewundern die Todesverachtung, die gegen die Feuer und Verderben speienden feindlichen Schützengräben anstürmt oder dem Sturze aus schwindelnden Höhen lächelnd entgegensieht. Diese Leichtigkeit und

[1]) Akademische Predigt, gehalten im Januar 1916 in der Kirche zu Oberstraß in Zürich.

Freudigkeit der Hingabe des Lebens für einen höheren Zweck, deren sich die Menschen fast unerwarteter Weise in Masse fähig gezeigt haben, erscheint uns wie eine Offenbarung ungeahnter Möglichkeiten in der Menschennatur und damit wie eine Verheißung für den Tag, wo diese Möglichkeiten für höhere Zwecke, als der Krieg sie setzt, in Anspruch genommen werden könnten, vielleicht gar für den Krieg gegen den Krieg selbst! Andere freilich haben diese Tatsache zur Verherrlichung des Krieges benutzt. „Sehet", sagten sie, „so Großes kann in den Massen nur er erzeugen!" Aber das soll uns nicht irren. Wir erkennen das Große an, wo immer wir es finden.

Also eine Welt voll Heldentum. Wie herrlich! Wie wunderbar! Das wäre ja die Erfüllung unserer schönsten Träume. Das war's ja, wonach wir uns lange gesehnt, fast erstickend in Memmentum und Philistertum und kleinlicher Jämmerlichkeit aller Art: ein Aufbrechen heldenhaften Wesens in der Menschenwelt. Natürlich meinen wir dabei nicht bloß ein Heldentum des Leibes, sondern eines der Seele, ein sittliches Heldentum. So schauen wir uns denn in der Welt um, bereit, uns dieses nun allverbreiteten Heldentums zu freuen. Nicht wahr, wir Andere sind doch von dem gleichen Stoff, wie die, die draußen auf den Schlachtfeldern Wunder der Tapferkeit verrichtet haben und fortdauernd verrichten, und umgekehrt sind sie Menschen ungefähr wie wir, aus der gleichen Mischung von Erdenton und Himmel gebildet. Sicherlich wären wir im allgemeinen auch imstande, zu tun, was sie tun. Wo also ist unter uns das Heldentum? Ich für meine Person muß gestehen, daß ich noch nie so viel moralische Feigheit erlebt habe, wie gerade in dieser Heldenzeit, und ich habe doch in meinem Leben viel davon erfahren! Freie und wahrhaftige Seelen müssen ja in dieser heutigen Atmosphäre fast ersticken. Wenn irgend etwas uns am Bilde dieser Tage sofort in die Augen springt, so ist es gerade der Mangel an Mut, besonders an Wahrheitsmut. Der Krieg kann vor allem die Wahrheit nicht brauchen. Man fürchtet sich vor ihr, wie vor dem bösen Feind. Man schließt die Grenzen aufs sorgfältigste vor jeder Nachricht oder Ansicht, die den amtlich gestempelten und gewünschten widerspricht; man durchforscht die Briefe, deren Geheimnis aufgehoben ist; man schüchtert die ein, die etwa noch den Mut haben sollten, eine eigene Meinung nicht nur zu haben, sondern auch auszusprechen, auch die Bürger der sogenannten neutralen Länder. Diese aber lassen sich einschüchtern, auch in den Ländern, wo Freiheit das dritte Wort jeder patriotischen Rede zu sein pflegte. Was in unserem Schweizerlande während dieser achtzehn Kriegsmonaten an moralischer Feigheit alles zu Tage getreten ist, das bildet eines der traurigsten Kapitel unserer Geschichte und hat ein erschreckendes Licht auf das Maß des unter uns in Wirklichkeit, nicht bloß in Worten, vorhandenen Freiheitssinnes geworfen. Wie hat man da geschwiegen, wo Reden Pflicht gewesen wäre, aus bloßer Angst vor den Mächtigen; wie hat man, wenn man einmal ein Wörtchen zu sagen wagte, sofort ein

zweites hinzugefügt, das das erste aufheben sollte! Wie hat man sich vor dem Erfolg gebeugt und je nach dem Stand des Kriegsglückes die Sympathie gewechselt! Wie hat man um die Gunst der Mächtigen gewinselt und zwar nicht etwa nur da, wo es sozusagen eine Lebensnotwendigkeit zu sein schien, sondern auch bei geringeren Anlässen. Von Heldentum hat man da wenig gesehen; ein ehrliches Wort, eine aufrechte Tat waren eine seltene Erquickung, fast ein Wunder. Und so viel ich sehe, ist das nicht nur bei uns so, wo man das alles aus der Abwesenheit des heldenzeugenden Krieges erklären könnte, sondern auch in den kriegführenden Völkern hinter der Front. Ausnahmen bestätigen die Regel und fallen sehr stark auf.

Dies ist im Uebrigen wie der ganze Krieg nur eine besonders krasse Enthüllung und Entfaltung dessen, was wir auch vorher kannten. Es war doch die Erfahrung der meisten von uns, daß nichts im Menschenwesen so selten vorhanden ist, als sittliche Tapferkeit. Diese zeigt sich vor allem im furchtlosen Eintreten für die Wahrheit, und sie wäre dafür auch besonders nötig. Wo ist diese Tapferkeit zu finden? Wie häufig sie ist, erfahren wir besonders dann, wenn wir in schwere Kämpfe verwickelt sind. Dann wiederholt sich immer wieder die Geschichte von der Verleugnung des Petrus. Dann finden die, die zum Mitstreiten verpflichtet wären, immer wieder einen Ausweg. Der Eine findet, wir seien nicht ganz im Recht, der Zweite kann aus einer persönlichen Rücksicht gerade an diesem Kampfe nicht teilnehmen; dem Dritten ist er zu heftig. Kurz, wir kennen diese Geschichte Alle und wer sie immer wieder erlebt, der ruft in dieses Gerede vom Heldentum, angestimmt von einem moralisch hervorragend feigen Geschlecht, hinein: „Weg damit! Hört auf damit! Ich mag es nicht hören!“

Wir sehen, nicht wahr, wenn wir diese Tatsache bedenken, sehr deutlich, wie wenig uns mit diesem kriegerischen Heldentum in dem geholfen ist, was wir vor allem ersehnen und wie wenig es uns höheres, sittliches Heldentum verbürgt. Damit verblaßt aber auch der Glanz des Krieges; auch diese Herrlichkeit erweist sich, wie so manche andere, als Trug. Wir werden veranlaßt, uns dieses kriegerische Heldentum näher anzusehen. Sollte sich die Sache nicht vielleicht gar so verhalten, daß der Preis kriegerischen Heldentums gerade darum so hoch gestiegen und sein Rausch so begehrenswert geworden wäre, weil es an geistigem, sittlichem Heldentum gefehlt hätte, und dies wieder, weil wir eben zu wenig Geist und sittliche Tiefe gehabt? Und wie sieht jenes kriegerische Heldentum in der Nähe aus? Wir wollen es, wie gesagt, nicht herabsetzen, aber die Krieger selbst wollen vom Heldentum meistens nicht viel wissen. Nicht wenig von dem, was von ferne wie heroische Todesverachtung aussieht, ist einfach Frucht der eisernen Disziplin, dazu Betäubung oder Stumpfheit. Die Mehrheit dieser Menschen, die furchtlos in den Rachen des Todes springen, würden sich gewiß fürchten, in einer Volksversammlung allein

eine verfehmte Ansicht zu vertreten; sie würden im Frieden tief erschrecken, wenn sie in die Nähe einer ansteckenden Krankheit geraten wären. Wo dennoch Heldentum auftritt — und gewiß tritt solches auf! — da ist es entweder ein gewisses Ueberschäumen der physischen Kraft, oder es ist freilich eine sittliche Kraft, die durch die gewaltige Forderung der Stunde hervorgerufen wurde, die aber nicht zu dem gewöhnlichen Verhalten der heutigen Menschen gehört. Sittliches Heldentum als dauernde Eigenschaft ist offenbar auch im Kriege, genau wie im Frieden, eine ganz seltene Ausnahme. Es ist nicht im Kriege entstanden, entspringt andern Quellen. Wir hoffen also freilich, daß Einiges von der Tapferkeit des Schlachtfeldes und Schützengrabens mit den heimkehrenden Kriegern in das Friedensleben der Völker strömen werde, aber wir wissen, daß die Wurzeln des Heldentums, worauf es für die Welt letztlich ankommt, tiefer liegen.

Denn es bleibt allerdings dabei, daß wir nichts so sehr nötig haben, allezeit und heute und in der nächsten Zukunft ganz besonders, als Heldentum, oder sagen wir bescheidener: als die Ueberwindung der Furcht. Darüber nachzudenken ist vielleicht gerade für solche, die heute und in den kommenden Tagen Jünger Christi sein und nach dem Reiche Gottes trachten wollen, besonders wichtig. Sie werden vor allem über die Furcht hinaus sein müssen, sie werden auch solche Dinge nicht fürchten dürfen, vor denen sonst auch das Herz solcher Menschen erbebt, die keine Feiglinge sind. Wir werden also tief graben, um zu der stärksten und reinsten Quelle des Mutes zu gelangen. Wir werden zuerst den Feind kennen lernen müssen, den wir besiegen wollen, von Grund aus kennen lernen, die Furcht!

Die Furcht! Wir stehen damit vor einer jener Urmächte, unter deren Gewalt das unerlöste Menschenwesen seufzt und stöhnt. Was ist sie denn im Grunde, die Furcht? Welches sind ihre tiefsten Wurzeln? Das zeigt uns vielleicht am besten die Rolle, die sie im Leben der Kinder spielt; denn im Kinde tritt uns das Wesen des Menschen am deutlichsten entgegen. Eine der vielen, uns Erwachsenen oft halb verborgenen, Qualen der Kindheit ist gerade die Furcht. Ich möchte sagen: die Furcht vor dem Dunkel. Bevor es zum rechten Bewußtsein erwacht ist, fürchtet das Kind sich durchaus nicht, im dunkeln Zimmer allein zu sein; sobald aber sein Geist das Auge aufschlägt, ist ihm vor nichts so bange als vor dem Dunkel. Es sieht überall aus dem Dunkel schreckhafte Gestalten hervortreten, die es quälen und töten wollen. Es schreit nach der Mutter, nach der vertrauten Stimme, nach dem Herzen der Liebe. Wir wissen dabei, daß seine Plage zum großen Teil aus seiner Phantasie entsteht, wie denn phantasielose Menschen überhaupt weniger unter Furcht leiden, freilich dafür auch das Höchste des Lebens entsprechend weniger erfahren. Mit seiner Phantasie bekleidet nun das Kind auch die Gestalten, die ihm am hellen Tage begegnen. Es macht sie größer, wunderbarer, als sie sind. Es macht sie herrlicher oder auch furchtbarer. Jedenfalls sieht es in ihnen ein

Geheimnis, ein Unbekanntes. Davor fürchtet es sich dann leicht. Es fürchtet sich vor Menschen, Tieren, Dingen. Aus allen Winkeln der Welt tritt ihm das Unbekannt-Schreckhafte entgegen. Im Grund genommen fürchtet es sich überall vor dem Dunkel. Freilich lebt im Kinde auch wieder ein wunderbares Vertrauen zu dem gütigen Sinn der Welt und allen einzelnen Wesen, ein viel größeres, als in uns Erwachsenen, aber gleichsam der Gegenpol dazu ist die Furcht, die Furcht vor dem Dunkel. Denn das Kind ist wohl herrlich nach Anlage und Verheißung, es ist gottnahe, aber es ist doch noch Kind! Es ist schwach, hilflos.

Aber wir Erwachsenen setzen zunächst auch hierin bloß das Leben des Kindes fort. Auch über uns hängt bei Tag und Nacht die Wolke der Furcht. Wir haben Angst. Wir statten Menschen und Dinge genau wie die Kinder aus der Märchengarderobe unserer Phantasie mit Eigenschaften und Kräften aus, die über die Wirklichkeit weit hinausgehen. Wir fürchten uns vor den Menschen. Was könnten sie zu diesem oder jenem sagen? Könnten sie uns nicht dieses oder jenes antun? Sie kommen uns größer, mächtiger vor als wir, mit unheimlichen Kräften begabt, fähig und willig, uns zu vernichten. Es ist das Dunkel, das auch uns ängstigt. Vielleicht noch mehr als vor den Menschen, den Wesen von Fleisch und Blut, fürchten wir uns vor den unpersönlichen Mächten, die das Menschenleben beständig bedrohen. Wir fürchten uns vor der Macht, dem Geld, der öffentlichen Meinung, vor Krankheit und Tod. Vor dem Tode vor allem! Man kann ja vielleicht sagen, daß alle Furcht im letzten Grunde Todesfurcht sei. Aus dem Dunkel, vor dem uns bange ist, könnte der Tod hervorbrechen, das ist vielleicht die letzte Ursache alles Erschreckens. Aber der Tod ist selbst auch nur ein Teil jener letzten, höchsten Macht, die wir Schicksal nennen. Dieses Schicksal fürchten wir. Es steht vor uns wie eine dunkle Wand. Es nimmt in schweren Stunden oder schweren Gemütern Züge an, die wie höhnisch-grausam uns anstarren, es wird wie die Sphinx, die uns zerreißen wird, wenn es uns nicht gelingt, das rechte Wort zu finden. Wir fürchten uns aber nicht nur vor dem Schicksal, sondern auch vor uns selbst, vor dem Bösen in uns. Wir kennen uns ja, wir wissen, was für schlimme Gewalten in uns liegen, nur halb gefesselt. Wie? — wenn jene Versuchung an uns heranträte — gewiß würden wir ihr erliegen! Wir fürchten sie. Wir fürchten auch die ungeheuren Mächte des Bösen außer uns, in der Welt. Sind sie nicht grauenvoll? Wer wollte an sie rühren? Die Verleumdung, der Haß, die irregeleitete öffentliche Meinung, die Presse, der es so wenig darauf ankommt, eines Mannes geistige Existenz zu vernichten und für die Wahrheit und Gerechtigkeit ein Ammenmärchen geworden zu sein scheinen, oder auch die großen Volkslaster, der Alkoholismus, die Prostitution — sind das nicht übermenschliche Gewalten? Würden sie uns nicht zerreißen, wenn wir sie antasten wollten? Ja, wir fürchten uns vor Gott selbst, und zwar nicht in dem Sinne

wie dies richtig und nötig ist, so wie das Kind den Vater fürchtet, von dessen Güte und Weisheit es doch durchdrungen ist, im Sinne der Ehrfurcht also, sondern im Sinne der Angst, der Angst vor seinem Zorn, seinem unerklärlichen Ratschluß, kurz, vor dem Dunkel in ihm. Diese Gottesangst ist sogar die furchtbarste Form aller Angst. Welch eine Rolle hat sie im Leben der Menschheit gespielt! Welch ein Albdruck ist sie ihrem Gemüte gewesen! Wenn auch die Behauptung, daß alle Religion aus Furcht hervorgehe, falsch ist, so ist doch gewiß, daß Furcht und Religion viel miteinander zu tun haben, namentlich daß die Furcht eine Schöpferin vieler Götzen ist. O wer deutet uns das Geheimnis der Furcht? Es ist tief und schreckhaft, tief und schreckhaft wie die Mitternacht und der Tod. Wir wollen es gar nicht vollständig zu ergründen versuchen; wir wollen nur das Eine sagen, das altbekannt genug ist, und doch immer neu gesagt werden muß: die Furcht ist unser größter Tyrann; wir sind Sklaven, solange wir uns fürchten.

Aber von allem, was die Furcht Schlimmes schafft, wollen wir Eines hervorheben, etwas ebenfalls Altbekanntes und doch wenig Gekanntes: die Furcht hat das Eigentümliche an sich, daß sie gerade das herbeiführt, was wir fürchten. Lasset mich, liebe Zuhörer, bevor ich dies zu zeigen versuche, auf das Wort hinweisen, das in der von uns vernommenen biblischen Erzählung Gott zum Propheten Jeremias spricht. Er beruft ihn zu einem furchtbar schweren und gefährlichen Werk, einem Werk, das ihn in Gegensatz bringt zu allem, was Macht und Geltung hat: zum König, aber auch zum Volk, zu den Priestern, aber auch zu den falschen Propheten. Das war wohl eine Aufgabe zum Erschrecken. Aber nun spricht Gott zu ihm: „Erschrick nicht vor ihnen, auf daß ich dich nicht erschrecke vor ihnen.“ Ein seltsames Wort! Offenbar spricht es die tiefe Erfahrung aus, daß wir in dem Augenblick verloren sind, wo wir der Furcht Macht über uns einräumen. Das ist gegenüber den Menschen der Fall. Sind sie eigentlich so mächtig, so gefährlich? Wir sind es, die ihnen die Macht verleihen durch unsere Furcht. Sie spüren es gleichsam, wenn wir Angst vor ihnen haben; sie fallen dann über uns her, bildlich gesprochen, und zerreißen uns. Wenn wir uns nicht um sie bekümmerten, wenn wir frei und furchtlos den Weg gingen, den wir für recht halten, dann wären wir von einer Lichtrüstung umgeben, an der all ihr Zorn und Haß, all ihre Wut und Verleumdung, all ihr Geschwätz und Philistertum abprallten. Sie könnten uns nichts anhaben. — Sollte das nicht auch mit dem Bösen in uns der Fall sein? Ist nicht gerade die Angst davor unser schlimmster Feind? Ist nicht sie es, die uns betäubt und lähmt, daß wir der Versuchung hilflos verfallen? Wie, wenn wir statt dessen fröhlich und siegesgewiß dastünden, wenn wir wüßten, daß, mag das Böse in uns noch so mächtig sein, doch etwas noch Mächtigeres da ist als es, wenn wir es durchschauten in seiner inneren Ohnmacht, wären wir dann nicht Sieger, wo wir jetzt Unterliegende sind? Wäre nicht der Bann des

Bösen gebrochen? Erführen wir nicht die Wahrheit des Wortes, daß der Teufel flieht, wo man sein spottet? — Und gilt das nicht auch von der Macht des Bösen außer uns? Ist sie wirklich so furchtbar, wie sie aussieht? Machen wir sie nicht erst furchtbar — durch unsere Furcht? Hat man nicht oft genug erfahren, wie eine solche scheinbar bis zum Himmel ragende Burg des Bösen zusammenstürzt oder doch in den Fundamenten zu wanken anfing, wenn ein Mann oder eine Frau, die sich nicht fürchteten, das rechte „Wörtlein" sprechen? Alles Böse lebt von unserer Feigheit. Hat nicht der einzige bescheidene Mann, der vor einigen Monaten unter uns gewagt hat, dem Kriegsmoloch den Dienst zu versagen, seinen ganzen bis zum Himmel ragenden Tempel erschüttert? Hat diese Tat des einzigen Mannes nicht mehr ausgerichtet, als alle Kongresse und Resolutionen solcher, die sich vor dem Letzten fürchten? Sollten wir endlich das Gleiche nicht von dem Schicksal sagen dürfen? Könnte nicht Wahrheit in der alten Ahnung sein, daß gerade unsere Sorge und Angst die gefürchteten bösen Dinge anlocken? Wie? — wenn wir wagten, die Furcht abzuschütteln, wie? — wenn wir ganz tapfer wären, könnten wir denn nicht Wunder der Sicherheit und des Gelingens erleben? Wie viel vom Guten und Größten tun wir nicht — aus Feigheit! Wie vieles dürften wir tun — wenn wir tapfer wären!

So ist die Angst das rechte Geheimnis unserer Niederlage. Es scheint in der Angst beides zu sein: ein Reiz und eine Lähmung. Ihr kennt die Geschichte von dem Vöglein, das die Schlange erblickt hat und nun hilflos, gelähmt in ihren Rachen flattern muß. Sie gilt auch von der Welt der Seele und hat eine tiefe und umfassende Bedeutung. Die Angst ist die mächtigste Dienerin des Bösen. Es ist ein lähmender Reiz in der Angst vor den Menschen, der uns treibt, sie günstig zu stimmen, ihr Bündnis zu suchen, oder uns doch innerlich mit ihnen zu beschäftigen, und uns so in ihre Hände gibt. Es ist ein lähmender Reiz, der uns das Böse in und außer uns anstarren läßt, bis es uns besiegt. Es ist ein lähmender Reiz, der uns die Maske des Schicksals schauen läßt, bis es unser Herr wird, statt wir seiner. Es ist das Mißtrauen, das uns zu Fall bringt, wo das Vertrauen uns Sieg brächte. Es ist ein Bann, der sich auf uns legt und bewirkt, daß wir tun, was uns verdirbt. Die Furcht macht uns zu Sklaven, nicht die Verhältnisse.

Das gilt auch von der Schweizerfreiheit und ist das traurige Geheimnis der heutigen Lage. Wir meinen unsere Freiheit damit zu retten, daß wir recht Angst haben. Wir machen uns so klein als möglich, wir drücken uns in einen Winkel; wir gleichen jenen Tieren, die sich dadurch zu schützen suchen, daß sie nach Möglichkeit Gestalt und Farbe ihrer Umgebung annehmen. Es ist, als ob die Losung ausgegeben wäre, daß wir versuchen sollten, uns durch Feigheit zu retten. Dabei tritt der Widerspruch, von dem wir ausgegangen sind, zum Erstaunen deutlich hervor: wir schützen unsere Freiheit durch ein

kriegsbereites Heer, wir feiern sein allfälliges Heldentum, tun wohl auch so, als ob jeder ein Held wäre, der eine Uniform trägt, wir rasseln sogar etwa ein wenig mit den Waffen, dabei aber geben wir eigentlich so ziemlich alle unsere Freiheit, die wir durch die Waffen schützen wollten, preis, aus Feigheit. Wir fürchten uns vor der Wahrheit und fürchten uns darum vor dem offenen Wort. Wir meinen, mit Verschweigen und Vertuschen sei geholfen. Und weil dem so ist, sind wir klein, elend klein. Wir haben keinen Mut zu irgend einem großen Tun, für das heute gerade uns Gelegenheit und sittliche Notwendigkeit vorläge. Man kann aber ohne Mut nichts Großes tun und man kann keinen Mut haben ohne Glauben.

Aber nicht nur versäumen wir so eine geschichtliche Stunde, lassen uns das Große entgehen, das sie fordert, und verfallen damit dem Gericht der Geschichte, wir locken vielmehr mit unserer Feigheit die Gefahren, denen wir entgehen möchten, völlig an. Alles, was wir so recht fliehen möchten, strömt herzu. Die unterdrückte Wahrheit bricht aus und schafft Zwiespalt, die mächtigen Nachbarn tasten uns an, die materiellen Güter, die wir durch Preisgabe der ideellen retten wollten, werden erst recht bedroht; kurz, wir erleben allen Fluch der Angst.

Für uns gäbe es nur eine Rettung: wenn wir tapfer wären! Stünden wir, gestützt auf einen Glauben und eine gute Sache da in stolzer Sicherheit, ohne Lügen, Zagen, Verschweigen, Kniebeugen und Schlimmeres, dann wäre dies ein Demantschild, hinter dem wir geborgen wären; dann würde niemand wagen, uns anzutasten, dann wäre die Achtung vor uns da, die uns — täuschen wir uns darüber nicht! — verloren gegangen ist; dann ginge alles, alles scheinbar schwerer, in Wirklichkeit leichter.

Unser Schweizervolk wird in demütigenden Erfahrungen die alte Wahrheit wieder lernen müssen, die für die Völker so gut gilt, wie für den einzelnen Menschen: Freiheit gibt es immer und überall nur für den, der sie sich nimmt, das heißt, für den Mutigen.

Liebe Zuhörer! Wir sind nun dem Feind Auge in Auge gegenübergestellt. Wir wissen, was die Furcht ist und was sie wirkt. Wir haben versucht, ihre tiefsten Wurzeln zu erforschen und haben das Reich ihrer Herrschaft durchwandert. Nun fragen wir: Wie können wir wohl diesen Feind besiegen? Wie können wir die Furcht los werden? Woher kommt uns diese Erlösung, die in gewissem Sinne die Krone aller Erlösungen ist?

Wir können von vornherein erwarten, daß die Menschen von jeher darnach getrachtet haben, diesen Feind zu überwinden, dieses Gespenst, das unser Leben begleitet, los zu werden. Sie haben dabei allerlei Mittel versucht. Sie haben es etwa damit versucht, daß sie den Menschen Furchtlosigkeit predigten. Sie haben ihnen gezeigt, wie erbärmlich Feigheit sei, haben ihren natürlichen Mut aufgerufen. In der Tat gibt es einen solchen natürlichen Mut. Es gibt eine gewisse Unerschrockenheit und frohe Zuversicht, die sozusagen aus den

guten Nerven stammt und dies auch da, wo sie seelischer, nicht bloß körperlicher Art ist. Dieser natürliche Mut mag den Menschen wirklich ein gutes Stück weit führen. Ich glaube aber nicht, daß er völlig genügt und es ist mir weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart, weder in der Wirklichkeit noch in der Dichtung je ein Mensch begegnet, bei dem auf diese Weise die Furcht besiegt worden wäre. Dieser Mut mag für bestimmte Zeiten und Lagen ausreichen, aber für andere versagt er. Er mag ausreichen für den Sturmangriff auf eine feindliche Schanze, er mag genügen für die gewöhnlichen Tage, er mag, um es kurz zu sagen, gegen Menschen und menschliche Dinge standhalten. Aber wir haben es nicht nur mit menschlichen Dingen zu tun. Unser Leben schwebt über Abgründen von Ewigkeitsbedeutung, unsere Seele berührt sich in ihren Tiefen mit übermenschlichen Mächten. Es ist dunkel um uns und dieses Dunkel ist es ja, das auch uns Erwachsene ängstigt. Es sind in dem alten Hause dieser Welt so viele düstere Winkel, aus denen jeden Augenblick unbekannte Schrecknisse brechen könnten. Diesem Schrecken ist kein Menschenherz gewachsen, aber auch keines; davor erzittert heimlich auch das Herz des Kühnsten. Aus dem Dunkel aber blickt der Tod, der Tod in vielerlei Gestalt. Denn er hat nicht nur eine Gestalt. Er bedroht nicht nur den Leib, sondern auch die Seele, er bedroht nicht nur uns, sondern auch die, die uns mehr sind als wir selbst; er schleicht sich ins Leben selbst ein, sodaß wir zwar leben, aber ein Leben, das vom Tode zernagt ist. Wer erbebt nicht davor? Wo ist eine Kraft, die nicht vor diesen übermenschlichen Gewalten hilflos würde? Was kann auch ein Titan gegen die Götter, gegen die Dämonen, gegen das Schicksal?

In dieser Angst sind die Menschen darum zur Religion geflüchtet. Sie haben damit dem richtigen Gefühl gehorcht, daß wir im Kampfe gegen übernatürliche Gewalten nur durch das Bündnis mit übernatürlichen Mächten obsiegen können. So haben sie denn versucht, jene dunklen Gewalten zu bannen, durch Opfer und heilige Formeln, sie haben die lichten Götter zu gewinnen versucht, ebenfalls durch Opfer und heilige Formeln. Haben sie damit Erlösung von der Furcht gefunden? Sie sind sehr oft erst recht tief hinein geraten. Die Religion ist zu der natürlichen Angst des Menschenherzens hinzugekommen und so ist eine potenzierte, eine gesteigerte Angst entstanden, die Religionsangst, die schlimmste der Aengste. Auch hier, wie so oft, ist Religion nur eine Erhebung der natürlichen seelischen Triebe ins Uebernatürliche geworden. Die Götterfurcht hat sich zur Menschenfurcht gesellt und hat die Menschen vollends zu armen Sklaven gemacht. Aus dieser Götterangst haben sie das Tollste und Greuelvollste getan, was die Geschichte des Menschen kennt, aus dieser Götterangst haben sie sich gemordet, Andere und auch sich selbst, haben sie ihr erstgeborenes Kind dem Moloch in die glühenden Arme gelegt, haben sie ihren Verstand, ihr Gewissen, ihre Liebe und Treue weggeworfen. Es ist, als ob sie wie durch jenen geheimnisvollen Reiz zu diesen

Greueln hingezogen worden wären, wie durch eine gewaltige Empfindung, daß sie diesen dunklen Mächten gehörten. Und daß wir uns darüber klar seien: diese Religion der Angst, und Angst der Religion ist auch im Christentum, ist mitten unter uns noch vorhanden. Was hat nicht die Höllenangst, was die Sündenangst Furchtbares angerichtet! Und was war es für eine Religion, die bei Ausbruch des Weltkrieges so Viele in die Kirchen trieb, die dann bald wieder wegblieben? War es nicht bloß eine Steigerung der natürlichen Angst? Sind diese Menschen durch die Religion von der Angst erlöst worden? Vielleicht ja, einen Augenblick, aber nicht von der Feigheit. Denn diese Feigheit ist wenn möglich noch größer als zuvor. Etwas Opium haben sie eingenommen, nicht sind sie im innersten Wesen gesundet.

Es gibt allerdings auch noch eine höhere Form von Religion, bei der Menschen diese Art von Erlösung suchen. Sie erheben sich zu einem gewissen Vertrauen zu der Weltordnung, die auf alle Fälle groß und gut ist, sie fühlen sich getragen von dem, was sie amor fati, Liebe zum Schicksal nennen; sie werfen sich in die Arme der ewigen Natur, übergeben sich dem gütigen Geheimnis des Universums. So leben sie, nach dem Wort des Dichters, so wandeln sie beglückt und sterben auch so. Das ist die Art, die wir nach ihrem Vorbild im Altertum die stoische nennen können. Sie lächelt uns aus Goethes Bild entgegen, sie blickt aus Epiktets ernsten Augen. Was sagen wir dazu? Genügt nun *diese* Religion? Wir antworten: Wer da erklärt, daß sie ihm genügt, dem wollen wir nicht einreden, daß dies im Grunde doch nicht der Fall sei. Diese Religion ist eine Station, an der ein einzelner Mensch und ganze Menschenkreise, ja die Menschheit selbst eine Weile ausruhen mögen auf ihrem Wege, Einzelne auch dauernd verbleiben. Aber wir sagen: der tiefste Ort, wo die Seele vor allen Stürmen geborgen ist, er ist damit noch nicht erreicht. Es bleibt noch Geheimnis, Dunkel. Es ist ein lächelnder See, der uns plötzlich in die Tiefe reißen mag, es ist ein blauer Sommertag, an dem ungeahnt ein Gewitter heraufziehen kann. Es bleiben Schicksal, Schuld, Tod — was dahinter und darüber ist, hat noch *keinen* rechten Namen. Darum hat selten ein Menschenherz dabei bleiben können. Goethe zeigt in seinem Faust, daß *er* selbst es nicht gekonnt hat und daß der Mensch es überhaupt nicht kann. Darum hat die Menschheit dabei nicht verweilen können. Wie könnten wir heute, in den Höllenstürmen des Weltkrieges, damit auskommen? Da bedarf es eines anderen Bundes, wenn unsere Seele nicht verschlungen werden soll von den Wirbeln der neuen Sintflut. Da hilft uns nicht irgend eine *Religion* und wäre es die schönste, sondern nur *Gott*, Gott allein, der wirkliche Gott. Denn Religion ist ein Gebilde des menschlichen Herzens, wenn auch manchmal ein wunderbares, es kann ebenso gut bannen als erlösen, Gott aber, der wirkliche Gott, ist die Macht über allen Mächten und die Freiheit des Menschen.

Das ist das einfache Geheimnis der Furchtlosigkeit: wir werden die Furcht los, wenn Gott zu uns spricht: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!" Die Furcht fällt von uns, wenn wir Gott haben. Sie fällt genau in dem Maße von uns, als er für uns Wirklichkeit ist. Das ist die alte, einfache Wahrheit, von der die Bibel und die Geschichte des Menschenherzens erfüllt ist. Das Maß seiner Furchtlosigkeit ist der Prüfstein für das Verhältnis eines Menschen, auch eines ganzen Volkes, zu Gott. Wer behauptet, an Gott zu glauben und ein Feigling ist, der betrügt sich und Andere. Genau in dem Maße, als wir uns vor den Menschen, vor uns selbst, vor dem Bösen, vor dem Schicksal, vor Gott selbst, im Sinne der Angst, fürchten, glauben wir nicht wirklich an Gott. Wir haben daran einen Maßstab, der uns sozusagen mit mathematischer Sicherheit angibt, ob wir ernstlich mit Gott im Bunde stehen oder bloß Religion haben.

Und nun lasset uns, liebe Freunde, nachdem wir vorher in das Geheimnis der Furcht geschaut, in das Geheimnis des Mutes blicken, nachdem wir die Kerkerwände der Seele betastet, in die Sonne unserer Freiheit treten.

Was uns Furcht einflößt, ist das Dunkel — dieses Dunkel, in dem das Unbekannte wohnt, das feindlich sein könnte, aus dem der Schrecken brechen kann, vor allem der Schrecken der Schrecken, der Tod. Wenn dieses Dunkel völlig vertrieben werden könnte, dann wären wir erlöst. Das ist nun aber das große Geheimnis der Erlösung: dieses Dunkel weicht vor dem: „Ich bins!" Jetzt ist Licht geschafft, völliges, unbedingtes, unendliches Licht; jetzt ist kein Winkelchen der unendlichen Welt mehr finster; jetzt wohnt in keinem Abgrund mehr das gänzlich Unbekannte, überall ist Er, Er allein. Er aber, was ist Er? Ist Er nicht wir selbst? Ist Er nicht das unendliche Ich, aus dem unser Ich nur ein einzelner Strahl ist? Warum sollten wir uns noch fürchten? Wir können doch überall nur Ihm begegnen. Es ist ja in allem zuletzt nur ein Wille, ein Wille, den wir freilich nicht immer verstehen, der aber jedenfalls nicht blind ist und jedenfalls nicht gegen uns, sondern für uns; es schlägt doch im Grunde der Dinge unser Herz, nämlich das Herz, das uns vertrauter ist als unser eigenes, es ist doch in allem Liebe, zuletzt nur Liebe! Nicht als ob es jetzt überhaupt kein Dunkel mehr gäbe, aber es ist nicht mehr ein schreckhaftes Dunkel, das Dunkel des Abgrundes, des Kerkers, sondern das der nächtlichen Wanderung, über der des Himmels Sterne stehen, das des Vaterhauses, wo Vater- und Mutterliebe überall ganz nahe ist. Der Vater ist da, das ist das Wort, das allen Bann löst, das ist der Lichtaufgang für die Menschenseele und die Menschenwelt.

Vor diesem Gott, der die wahre Wirklichkeit ist, verschwinden die Gebilde des menschlichen Herzens, die zu Göttern geworden waren. Nun ist es mit der Religion der Angst und der Angst der

Religion vorbei. Es verschwindet die Angst vor Gott, das Mißtrauen gegen ihn. Denn nun ist gewiß, daß in Gottes Herzen keine verborgenen Gedanken sind, die es böse mit uns meinen könnten. Es verschwindet die Schicksalsangst. Was ist das Schicksal? Es ist doch bloß eines der Gebilde unseres Herzens. Es gibt nur einen Herrn: den Gott, der unser Vater ist. Das Schicksal ist nur der Gott ohne Namen; sobald sein Name genannt ist, fällt die Maske, die uns so zu Tode erschrecken ließ, und es blickt uns das Vaterantlitz an. Das gleiche gilt vom Tode. Er ist ja nur eine dieser Masken des Schicksals, hinter dem doch eigentlich Gott steht. Ebenso die Schuld. Gewiß ist die Schuld eine Wirklichkeit wie auch Schicksal und Tod eine Wirklichkeit sind. Aber wie jene ist auch sie nicht unsere Herrin. Sie ist ein tiefer Schatten, auf die Erdenwelt geworfen, aber sie kann nicht die Sonne verdunkeln. Ueber unserer Schuld steht Gott und vor ihm muß auch sie sich ins Nichts auflösen, muß die Nacht unserer Verdammnis dem hellen Tag der unbegreiflich großen Gnade weichen, die ihre Sonne aufgehen läßt auch über die Bösen, die nicht mit uns rechnet, die die Sünder annimmt.

Nein, es gibt grundsätzlich kein Dunkel mehr, das zu fürchten wäre; es gibt keinen Herrn neben Gott. Die Seele braucht vor der Berührung mit jenen übernatürlichen Mächten nicht mehr zu erzittern; sie berührt auch in ihnen, oder doch durch sie hindurch, Gott, die Liebe, den Vater. Nun ist jener tiefste Ort erreicht, wo keine Angst mehr hin kann. Dort wird das Wort gesprochen: „Ich bin gewiß, daß weder Leben noch Tod, weder Engel noch Fürstenmächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend eine andere Kreatur uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn."

„Die in Jesus Christus ist, unserem Herrn." Dieser Lichtaufgang ist der Menschheit in Jesus Christus erschienen und darum ist er der Erlöser. Vor ihm vergeht alles Religionsgrauen und macht dem Tag des Gottesreiches Platz. Durch ihn erst ist der Name Gottes den Menschen völlig bekannt geworden. Auch die Größten des alten Bundes, auch Jeremias, haben noch mit dem Dunkel in Gott selbst zu ringen. In Christus erst ist er Mensch geworden. Er hat den Vater nicht nur gelehrt, sondern hat ihn gelebt. Er hat das Licht nicht nur verkündigt, sondern hat es in Leben und Tat durch die Welt getragen, durch alles Dunkel, durch Welt, Schicksal, Schuld, Tod, und hat so jeden Winkel der Welt hell gemacht durch den Vater. So ist er das Licht der Welt geworden und in seinem Lichte werden wir frei, von keinem Bann mehr bezwungen.

Werden wir so frei durch das Licht, so auch durch die Kraft. Lasset uns auch das noch klar werden. Wir haben zu sehen geglaubt,

daß die Angst aus Schwäche und Schwächegefühl stamme. Diese Angst wird dann zu einem Reiz und einer Lähmung. Wenn dies wahr ist, dann muß uns geholfen sein, sobald wir uns mit einer Kraft verbinden, die allen anderen Mächten überlegen ist. Das ist aber der Gott, der nicht nur spricht: „Ich bins", sondern auch: „Ich bin mit dir!" Das ist denn auch die Losung, die stets den Menschen mitgegeben worden ist, die zu Schwerem berufen wurden: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!" Der Gott, der so spricht, der allein so sprechen kann, ist aber nicht ein Gott, der nur ein vergöttertes Stück Welt ist, ein ins Uebernatürliche gesteigerter natürlicher Trieb des Herzens oder auch die zum Gotte erhobene Natur selbst, sondern er ist der Gott, der als unser Vater zugleich der lebendige Gott ist, der Gott, der mehr ist als unser Herz, mehr als die Natur, mehr als die Welt, der heilig ist und darum allen Dämonen überlegen, der Macht hat über alle Gewalten und diese Macht uns zu Hilfe schickt. Das ist der Gott, bei dem das Herz allein jenen letzten Ort findet, wo seine Erlösung wohnt. Hier hört das Reich der Furcht auf. Wer braucht zu fürchten, wer mit der Allmacht verbündet ist? Nun verlieren Menschen und Dinge ihren Bann; sie verlieren den Reiz und lähmen nicht mehr. Es verschwindet die Phantasie der Furcht und an ihre Stelle tritt die Nüchternheit, freilich nicht die Nüchternheit der Welt, die nur eine andere Form von Blindheit ist, sondern die göttliche Nüchternheit, die sehend macht. Wir lernen, die Menschen nicht mehr so wichtig zu nehmen. Sie werden uns nicht mehr zu Göttern, im Gegenteil, wir bekommen einen Blick für das Element der Eitelkeit und des Truges, das auf allem Menschenwesen liegt. Wir erfahren denn auch, bei geklärtem Blick, wie diese Macht und Herrlichkeit, heute himmelhoch ragend, morgen am Boden liegen kann, von Gottes Finger nur leise berührt und sagen uns: „Glauben, nur glauben und nicht Angst haben!" Es wird uns immer wieder klar, daß ein wirklich mit Gott verbündeter Mensch stärker sein kann als ganze Zeitalter, ja stärker als alle Zeiten, daß der Vorort der Unendlichkeit ihm aufgetan ist. Wer nur mit Ihm wäre, Er wäre sicherlich mit ihm! Wenn wir nur Glauben hätten eines Senfkornes groß! — Was ist die Macht des Bösen? Eine furchtbare Wirklichkeit, gewiß, und doch auch wieder ein Trug, ein Schein. Es könnte gestürzt werden über Nacht, denn gerichtet ist es ja. Es protzt ja nur mit Macht, weil es eigentlich ohnmächtig ist, weil es selbst Angst hat. Wenn wir nur Mut hätten, Mut aus Gott! O welche Wunder warten auf den Mutigen! — Auch vor dem Bösen in uns selbst sollen wir nicht Angst haben, wenn es auch gut ist, daß wir vor uns auf der Hut sind. Aus der Angst folgt der Reiz und die Lähmung; sie folgen aus der Trugempfindung, daß wir zum Bösen gehören, daß es unser Herr sei; sie hören auf mit der Gewißheit, daß Gott unser Herr ist und daß wir zu ihm gehören. Wir müssen uns klar machen,

daß auch das Böse in uns gerichtet und in sich nichtig ist. Wir müssen seinen Trug, seine Ohnmacht durchschauen, müssen mit Gott seiner lachen. Dieses Lachen ist sieghafter als alle alle Qual des Bußkampfes. Wir gehören zu Gott, sind geborgen hinter dem Schilde seiner ewigen Treue; wir können fallen, aber nicht versinken; wir können sündigen, gehören aber nicht der Sünde; wir sind Kämpfer, haben aber im Glauben schon den Sieg. Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat und stets von neuem überwindet. Das ist und bleibt aller Kampfesweisheit einfachstes und tiefstes Wort. Er überwindet auch die Furcht, alle Furcht. Er überwindet sie von dem Gott aus, der der Lebendige und der Vater ist, und der allein wahrhaft ist.

Er ist allein wahrhaft, die Götzen aber sind nicht. Lasset uns nun auch dies noch einmal sagen, was wir schon wiederholt angedeutet haben: Wenn Gott uns befreit, so sind es die Götzen, die uns in Bann schlagen. Wir könnten ja für Götzen „Welt" sagen. Aber wir fragen und wiederholen damit, was wir schon mehr als einmal gezeigt haben: Was sind die Götzen anders, als ein religiöser Ausdruck für das Wesen der Welt. Was sind sie anders, als Gebilde des von der Welt beherrschten Herzens, die rückwirkend die Herrschaft über es erlangen? So kommen wir zu der großen Wahrheit: Götzendienst knechtet, Gottesdienst macht frei. Es ist eine alte Wahrheit. Aber sie wird immer wieder vergessen, ja es kommt immer wieder so weit, daß man bei den Götzen Freiheit sucht und vor Gott im Namen der Freiheit flieht. Daran mag manchmal der natürliche Hang des Menschen zum Götzendienst schuld sein, manchmal aber auch der Umstand, daß Gott, der wirkliche Gott, unbekannt geworden ist und daß der Gott, den Kirchen und Religionen verehren, ein Gott der Unfreiheit ist, weder ein lebendiger Gott, noch der Vater. Aber immer wieder werden die Geschlechter der Menschen und die Seelen der Einzelnen zu dem einzigen Fels der Freiheit getrieben, der Gott heißt. Das ist der schwerste und höchste aller Menschenkämpfe, der, worin alle anderen ihre Tiefe gewinnen: von der Herrschaft der Götzen zu der Herrschaft Gottes und damit von der Knechtschaft zur Freiheit. Es ist der Weg, den wir heute wieder suchen und finden.

Aber wenn wir ihn finden wollen, so haben wir eine Bedingung zu erfüllen, die wir jetzt noch nennen müssen. Wenn Gott zu uns sprechen soll: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir", so müssen wir sprechen: „Wir wollen Dir dienen, Dir allein". Die Gewißheit, daß Gott mit uns ist, haben wir nur in dem Maße, als wir seinen Weg gehen und genau nur in diesem Maße verläßt uns die Furcht. Sie stellt sich sofort wieder ein, wenn wir von diesem Wege abweichen. Dann steigen die Nebel aus der Tiefe und umhüllen den Weg; dann schrecken aus den Nebeln die Dämonen,

dann kommt die Angst. Nur wenn wir Gott dienen, kommen die Engel und dienen uns.

Das alles gilt auch von den Völkern und gilt gegenwärtig besonders von unserem Schweizervolk. Ich denke, unsere heutige Angst kommt wohl im letzten Grunde daher, daß wir lange verlernt haben, dem wahren Gott zu dienen, dem Gott der Gerechtigkeit, Reinheit und Liebe, und dafür eifrig die Götzen angebetet haben, den Erfolg, den leichten Genuß, die Phrase, die Eitelkeit und Sinnlichkeit, vor allem aber das Geld! Diese Götzen aber machen natürlich nicht frei. Sie knechten, knechten mehr als Kaiser und Könige. So werden wir in der heutigen Not nicht den tiefsten Mut der Freiheit finden, wenn wir nicht einen anderen Weg einschlagen. Solange jeder Stand und jede Klasse der Bevölkerung, dazu jeder Einzelne auf eigene Hand, darnach trachten, aus dem allgemeinen Schiffbruch möglichst viel für sich zusammenzuraffen, solange wir uns an dem Blutgeld der Kriegsgewinne vollsaugen, solange kein großer, einigender, sittlicher Gedanke und ein entsprechender Glaube uns zusammenhält, solange dürfen wir nicht unser Haupt stolz und frei erheben, solange bleibt die Seele unseres Volkes eine Sklavin. Wir haben eine geistige Erhebung und Reinigung nötig, wir müssen, statt selbstisch, klug und kleinlich zu erwägen, was uns gerade für den Augenblick nütze, die großen Aufgaben erfassen, die Gott der Menschheit im Allgemeinen und so auch uns im Besonderen durch die Welterschütterung dieser Zeiten stellt, dann allein, dann aber auch gewiß, spricht Gott zu unserem Volke: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!"

Liebe Freunde! Von dem Kriege sind wir ausgegangen, von dem Heldentum, das er erzeuge. Nun sagen wir: die tiefste Quelle des Heldentums, das wir brauchen, fließt anderswo: Gott ist der Erlöser der Seele zum wahrhaft heldenhaften Leben. Und nun sagen wir noch einmal: dieses Heldentum haben wir nötig, mehr als sonst etwas. Wir haben es nötig gerade jetzt. Denn es werden wohl, wenn nicht alles trügt, Zeiten kommen, die tapfere Herzen brauchen; es werden Kämpfe kommen, worin nur Menschen bestehen können, die die Furcht los geworden sind. Gott braucht solche Menschen; denn wenn nicht alles trügt, so wird, wenn der Weltkrieg aufhört, erst recht der Krieg seines Reiches beginnen, der Krieg Gottes gegen die Mächte, die den Weltkrieg entfesselt haben. Dazu werden vielleicht auch wir gerufen. Dafür müssen wir uns rüsten. Die Rüstung heißt: Näher zu ihm! Amen. L. Ragaz.

Die „Mission“ der Schweiz.

Der Gedanke einer „Mission“ der Schweiz gehört zu den Dingen, über die wir im Lauf der Kriegszeit vorsichtiger denken lernen mußten. Wir wollen die überschwänglichen Ausdrücke nicht wiederholen, mit denen unser Beruf innerhalb der Völkerwelt gelegentlich unter uns verherrlicht worden ist. Wenn wir den Gedanken einer allfälligen „Mission“ unsres Volkes unter uns erwägen wollen, dann gilt es dabei vor allem sich einer ehrlichen Bescheidenheit zu befleißigen. Man hat sich da zu Ausdrücken verstiegen, die besser ungesagt geblieben wären. Wir könnten uns gegenwärtig grundsätzlich klar geworden sein über das Bedenkliche an einem unbescheidenen Missionsbewußtsein eines Volkes. Wir wissen, wie es auf uns gewirkt hat, wenn in dieser Zeit die Westmächte sowohl, als auch Deutschland proklamiert haben, daß die Welt an ihrem Wesen genesen solle. Soweit sich darin eine ehrliche Begeisterung äußert, wird man diese ja in ihrer Art gelten lassen. Der Wille aller selbstbewußten Völker zur innern Autonomie wird aber immer diesem Missionstrieb seine Schranken weisen. Wir lassen uns weder durch die plumpe Macht der Großen, noch durch ihre freundlichen Anpreisungen dazu bewegen, uns ein geistiges Gängelband anlegen zu lassen und uns als dankbare Trabanten der geistigen Führung Eines von ihnen anzuvertrauen! Die Verabsolutierung des eigenen geistigen Nationalgehaltes und der daraus hervorgehende Missionstrieb ist eine eigene Form des Nationalismus und darum besonders gefährlich, weil er gern die Besten eines Volkes in seinen Bann zieht und in den andern Völkern gerade das Innerste, den autonomen geistigen Lebenswillen antastet. Immer läuft dabei eine lächerliche Ueberschätzung des eigenen Volkstums und eine gedankenlose Unterschätzung der Andern mit unter. Wir wollen uns daher nicht auf unsre Weise auch einer solchen Anmaßung schuldig machen.

Aber freilich besteht für uns heute mehr denn je die Notwendigkeit, daß unser gesondertes Volksdasein einen objektiven Wert, und damit schließlich auch einen Wert für die andern Völker besitzen muß. Hier liegt das Berechtigte, ja sittlich Notwendige im Gedanken einer „Mission“ auch unsres Volkes. Wenn wir unsern selbständigen geschichtlichen Weg weitergehen wollen, dann genügt es nicht, daß wir uns verlassen auf das bloße Beharrungsvermögen, das allem Gewordenen auf eine gewisse Zeit innewohnt. Sonst werden wir sicher über kurz oder lang vom „Fluß aller Dinge“ gezwungenermaßen hinweggeschwemmt werden. So „heimelig“ es uns sein mag, inmitten all der großen und kleinen freundlichen Denkmäler aus unsrer Vergangenheit, bei unsern alten Städtlein und Häuslein, unsern Volksliedern, unsern alten Bräuchen und Gewohnheiten, so sehr wir die Pflicht haben, das wertvolle daran gegenüber moderner Verflachung zu bewahren — im ernsten Gang der Menschheitsgeschichte können wir nicht

bestehen mit dem bloßen Kultus unsrer Vergangenheit; wir können vor der Weltgeschichte für unser Land nicht den Anspruch auf ein friedliches Privatidyll zwischen unsern Bergen und Seen erheben. Unsere Existenzberechtigung und damit unsere Zukunft als selbständiger Staat hängt daran, ob wir gerade bei unsrer Selbständigkeit einen unbedingt wertvollen Beitrag an die sittliche Entwicklung der Menschheit auch fernerhin zu leisten imstande sind. „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, der wird umgehauen und ins Feuer geworfen." — Diesem Gesetz unterliegen wir, ob wir wollen oder nicht, auch als geschichtliches Volksganzes.

Nun wird aber gelegentlich unter uns der Selbständigkeit unsres Staatsdaseins überhaupt eine höhere sittliche Bedeutung abgesprochen. Wir reden hier nicht von Leuten, denen überhaupt jede sittliche Fragestellung abhanden gekommen ist. Sondern wir denken im Gegenteil an die religiöse und sittliche Orientierung, deren Vertreter infolge ihres grundsätzlichen Gegensatzes gegen den Staatsgedanken auch unsrem schweizerischen staatlichen Eigenleben gegenüber sich zu keinem tiefern Interesse verpflichtet fühlen. Da fällt natürlich von vornherein der Gedanke einer „Mission" der Schweiz, auch in dem anspruchslosen Sinn einer besondern Leistung, dahin. Denn als ganzes Volk der Menschheit etwas leisten können wir nur, indem wir zu einer besondern Einheit organisiert, indem wir also ein eigener Staat sind. Mit der besondern staatlichen Organisation würde auch das Eigenleben der Schweiz und damit auch jede besondere Mission der Schweiz erlöschen. Nun fragt es sich aber nur, ob wir das sittliche Recht dazu haben, unser geschichtlich-staatliches Eigenleben in seiner Totalität als sittlich wertlos zu erklären. Es scheint uns, es bedürfe schon eines sehr großen Maßes von Selbstbewußtsein zu einer solchen Negation der Volksgemeinschaft, die uns trägt, und deren geistige Bedingungen gerade der Radikalste sich sehr intensiv zu gute kommen ließ. Gewiß, wir haben die Pflicht zur unnachsichtigen Kritik unserer schweizerischen Zustände. Es ist dies eine Pflicht der Liebe zu unserm Volk. Aus Liebe zu unserm Volk wollen wir uns fernhalten von aller nationalen Selbstverherrlichung. Aber anderseits machen wir uns auch einer undankbaren Gedankenlosigkeit schuldig, wenn wir den Blick für die sittlichen Werte verlieren, die uns unsre Väter im Lauf unsrer Geschichte erarbeitet haben. Daß diese Werte bei uns noch sehr unvollkommen verwirklicht sind und oft in unserm Staats- und Volksleben aufs Beschämendste verleugnet werden, das ist eine schmerzliche Einsicht jedes ernsten Schweizers. Aber gibt man einen jungen Menschen auf, wenn sich bei ihm trotz guten Anlagen schwere Widerstände seiner Entwicklung in den Weg stellen wollen? Gerade wenn wir in unserm Denken ganz auf das Reich Gottes hin und damit ganz international orientiert sind, müssen wir einen offenen Sinn haben für die im Blick darauf wertvollen geschichtlich erworbenen Charakteranlagen der einzelnen Volksindividualitäten — es sei denn, daß wir die „Erziehung

des Menschengeschlechtes" bis heute für völlig verfehlt erklären. So dürfen wir auch bei aller Selbstkritik ohne uns damit einer Ueberhebung schuldig zu machen, uns der wertvollen Anlagen in unserm geschichtlichen Volksdasein bewußt sein. Ja, wir tragen alle gemeinsam mit an der Verantwortung für diese uns geschichtlich anvertrauten Werte, sie immer lebendiger zu realisieren und fruchtbar zu machen. Es liegt hier unsre gemeinsame individuelle Verpflichtung, durch die wir bei der internationalen geistigen Wechselwirkung zugleich den andern Völkern unsern geschichtlichen Dienst zu leisten haben.

Wir wollen uns freilich dabei die große Schwierigkeit unserer internationalen Lage nicht verbergen. Sie ist so, daß durch sie unsre weitere selbständige geschichtliche Entwicklung aufs schwerste in Frage gestellt ist. Wir stehen in Gefahr, von dem Koloß „Mitteleuropa" oder von demjenigen der Westmächte samt einigen andern kleinern Staaten wie die Männlein unter der „Walze" Albert Weltis platt gedrückt zu werden. Augenblicklich wird uns ja noch eine kleine Galgenfrist, eine „geschichtliche Wartezeit" von einigen Jahrzehnten in Aussicht gestellt; dann aber müssen wir, ob wir wollen oder nicht, uns auch einfügen in einen der großen Schützengräben (falls dann nicht der Schützengraben mitten durch unser Schweizerland laufen wird). Die weltwirtschaftliche Entwicklung wird keine „Kleinbetriebe" mehr dulden. Es scheint als sollten in der Endzeit die plumpen Riesen und Ungeheuer der Urzeit in veränderter Gestalt wieder von der Erde Besitz ergreifen und alles niedertrampeln. Da wäre es denn auch selbstverständlich mit jeglicher „Mission" der Schweiz bald zu Ende. Nun ist in der Tat die Kleinheit unseres Landes und unsre wirtschaftliche Abhängigkeit von den Großmächten eine unabänderliche Tatsache. Wir könnten daher das Spiel verloren geben, wenn die menschliche Geschichte dem allmächtigen blinden Fatum rein wirtschaftlicher Entwicklungsfaktoren ausgeliefert wäre. Es würde dann vielleicht sehr bald der Zeitpunkt kommen, in dem wir es als wirtschaftlich vorteilhafter erkennen würden, unser selbständiges „Geschäft" zu schließen und uns „bei einer der großen Weltfirmen einzuschreiben". Die Frage ist nur, ob es wirklich die letzte Bestimmung der Menschheit ist, mit Haut und Haar diesem Moloch der wirtschaftlichen Machtentfaltung zum Opfer zu fallen, oder ob es nicht ideale Werte sind, zu deren Verwirklichung wir diese Erde bevölkern. Es fragt sich, ob nicht ideale Werte der menschlichen Geschichte schließlich die entscheidende Gestaltung geben sollen und auch können, wie die bisherige Geschichte es aufs mannigfaltigste bestätigt. Wir stehen damit am Scheidewege der tiefgreifendsten Glaubens- und Weltanschauungsgegensätze. Entweder Idealismus oder wirtschaftlicher Materialismus! Glauben wir an die Gültigkeit der idealen Werte, dann dürfen wir uns freilich nicht einbilden, daß sie sich von selbst, naturhaft durchsetzten. Ihre Durchsetzung ist die Leistung des sittlichen Willens, der sittlichen Freiheit. Wir können uns auch dem wirtschaftlichen Materialismus verschreiben, der dann allerdings

mit naturhafter Macht auch Katastrophen wie die gegenwärtige über uns hereinbrechen läßt. Der idealistische Glaube gründet sich letztlich auf keine Empirie; er stellt sich im Gegenteil ihrer Breitspurigkeit oft scharf entgegen; er gründet sich allein auf die Gültigkeit und den Wert der sittlichen Wahrheit.

Nun sind wir der Ueberzeugung, daß unser Vaterland sein Lebensrecht und seine geschichtliche Mission hat und durchsetzen wird, sofern unser Volk seiner ideellen Anlage und Bestimmung treu bleibt. „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben", dieses Wort gilt als Glaube und als Aufforderung genau für unsre jetzige Situation und sollte unser Volk als lebendig erfaßte Wahrheit in eine kritische Zukunft hinein begleiten. Unser kleiner demokratischer Freistaat wird sich die Achtung und Geltung unter den Völkern in dem Maß weiter behaupten, als er sich als Träger lebendiger geistiger Werte erweist. Wir glauben dann nicht, daß er dem Zwange einer rein wirtschaftlichen Entwicklung zum Opfer fallen wird. Wir glauben dann, daß er als etwas geistig lebendiges die Bestimmung hat, sich durchzusetzen, daß sein Geschick dann nicht der Untergang in einem Schützengrabenverband, sondern dereinst die freie Teilnahme an einer gesamteuropäischen Völkergemeinschaft sein wird. Die Erfüllung einer geschichtlichen Mission wird aber wie in der Vergangenheit, der alleinige Rechtsgrund unsres Daseins sein können.

Wir haben es bisher unterlassen, die auf Grund unsrer historischen Veranlagung mögliche sittliche Leistung, die „Mission" unsres Volkes näher zu bezeichnen. Wir werden uns auch wohl hüten, uns darüber in großartigen Programmreden zu ergehen. Wir dürfen zwar wohl uns dessen bewußt sein, gegenüber welchen Werten uns durch unsre Vergangenheit eine besondere gemeinsame geschichtliche Verpflichtung auferlegt ist. Wir wollen aber gerade bei dieser zentralen Angelegenheit unsrer „Mission" der Wahrheit des alten Spruches gedenken: Hominum confusione et Dei providentia Helvetia regitur. Als klarstes Beispiel steht uns dafür die schweizerische Reformation mit ihrer Bedeutung für die Welt vor Augen. Wann hätte es sich die kriegerische Eidgenossenschaft des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts träumen lassen, daß sie bald die Wiege der weltgeschichtlichen Geistesmacht des reformierten Protestantismus werden sollte! Und doch ist der innere Zusammenhang zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen Vorbereitung und Erfüllung für uns nachträglich in manchem nun wohl erkennbar. In den besten Tendenzen des demokratischen Geistes der alten Schweiz waren die Bedingungen erwachsen, unter denen in Zürich und Genf Zwingli und Calvin dem Protestantismus seine reformierte Gestalt geben konnten. Und auch die äußere politische Autonomie der schweizerischen Gemeinwesen gegenüber Habsburg und Savoyen stellt sich dabei dar als notwendige Voraussetzung dieser ganzen geschichtlichen Entwicklung. Oder wenn wir an die Bedeutung denken, die die Schweiz durch Genf und Rousseau für die

französische Revolution und damit für die ganze moderne demokratische Bewegung erlangt hat, so liegt darin keine beabsichtigte Leistung unseres Volkes — man vergegenwärtige sich die allgemeine politische Struktur der Schweiz im achtzehnten Jahrhundert! — sondern etwas, das den herrschenden Gewalten zum Trotz aus den in unserm Volk erst neu erwachenden demokratischen Energien hervorgewachsen ist. Ebenso ist in Pestalozzi, einem echten Schweizer in seiner Achtung und Liebe gegenüber den Kindern des einfachen Volkes, etwas von dieser bisherigen providentiellen Mission unsres Vaterlandes in Erfüllung gegangen. Wie steht sein bescheidenes Leben in Kontrast zu der entscheidenden Bedeutung, die ihm Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" zuschrieb und die er in der Folgezeit für die moderne sittliche Kultur erlangt hat! Solche Beispiele dürften dazu helfen, uns auch über die künftige geschichtliche Mission unsres Volkes Klarheit zu geben. Die geistigen Wirkungen, die von der Schweiz ausgegangen sind, sind immer irgendwie hervorgewachsen aus unserm demokratischen Volksgeiste; sie stehen mit ihm in einem innern Zusammenhang und haben von daher ihre charakteristische Farbe bekommen. Zugleich erweisen sie sich aber diesem gegenüber auch wieder als etwas Schöpferisches, von der Volksgemeinschaft in ihrem bisherigen Zustand nicht Beabsichtigtes, eine Erfüllung auf höherer Stufe als es irgend im allgemeinen Willen auch der sonst Ernstesten hätte liegen können.

Ein Volk kann sich seine geschichtliche Mission nicht nach wohlbedachten Regeln zurechtkonstruieren. Im gegebenen Moment wird es, wenn es etwas taugt, in gemeinsamer Leistung oder in der Leistung einzelner seiner Glieder den andern Völkern etwas wertvolles zu bieten haben, oder es wird, ohne überhaupt einen Ruf der Geschichte zu vernehmen, versagen und nichts zu bieten haben und allmählich auf diesem Wege sein Lebensrecht verlieren.

Darum aber gerade haben wir die Verpflichtung, im Blick auf den Dienst, den der Herr der Weltgeschichte da und dort unversehens von uns fordert, unsre charakteristische geschichtlich-sittliche Veranlagung durchzubilden und zu stärken. Von Alters her sind die sittlichen Motive der Demokratie in unserm Volksleben wirksam, demselben ihren Gehalt einzuprägen. Unsre deutschen Freunde, die heute in Versuchung geführt werden, alle Demokratie als ein Gift des Westens zu verabscheuen, dürfen wir daran erinnern, daß unsre schweizerische Demokratie in ihren letzten geschichtlichen Wurzeln alt-alemannisches, germanisches Volksgut ist. Der Versuch, der Schweiz ein doktrinäres demokratisches System aufzupressen, ist in der napoleonischen Zeit mißlungen. Unsre heutige Demokratie hat unser Volk sich selber geschaffen, zwar lebendig angeregt durch das revolutionäre Frankreich, aber doch nun autonom, in Verfolgung seiner eigensten Traditionen. So hat der demokratische Geist bei uns, soweit er wirklich lebendig ist, seinen besondern, im innersten

sittlichen Volksempfinden verankerten Charakter. Darum liegt aber auch hier unsre besondere geschichtliche Verpflichtung, den sittlichen und sozialen Gehalt der demokratischen Gemeinschaftsauffassung immer mehr herauszuarbeiten und in allen Lebensbeziehungen zur Geltung zu bringen. Es muß unser nationales Anliegen sein, den demokratischen Geist als den Geist der Achtung vor der Menschenwürde, als den Geist allseitiger innerlichster Verpflichtung und Verantwortlichkeit, als den Geist der sittlichen Freiheit in unserm Volk immer mehr in Kraft zu bringen — allen heutigen reaktionären Stimmungen draußen und in unserm eigenen Lande zum Trotz. Daß wir aus diesem Geist heraus etwas rechtes schaffen, ist das Lebensprinzip unsres Volkes. Aus ihm heraus wollen wir unsre Nationalitätenfrage bewältigen; er muß in der Lösung der sozialen Frage wohl eine seiner schwersten Proben ablegen. Fähig zur Erfüllung der sittlichen Aufgaben der Demokratie sind wir freilich nur, wenn wir immer neu aus den tiefsten Quellen schöpfen. Der letzte Grund ernster Demokratie ist die Verantwortung vor Gott; ihr Ziel die gemeinsame freie Verwirklichung dessen, das Gottes Ehre erfordert.

Wir glauben, daß ein solcher, sich immer mehr vertiefender demokratischer Geist ein bleibender idealer Wert sei und daß wir in seiner immer neuen Realisierung nicht nur gegen uns selbst, sondern auch gegenüber der Welt eine ernste gemeinsame Verpflichtung haben. Damit kann unser Volk auch in Zukunft eine sehr wichtige, am Besten ohne viel Lärm vor sich gehende geschichtliche Mission erfüllen. Wir wollen froh sein, daß wir durch unsern natürlichen Verzicht auf politische Macht einzig auf den Weg einer besondern sittlichen, geistigen Leistung angewiesen sind. Unser ganzes Volksdasein ist heute darauf angelegt, das unsrige zu einer lebendigen Friedenskultur der Völker mitzuwirken. Wir haben keinen Anlaß, uns etwas darauf zugute zu tun; es ist einfach unsre geschichtliche Pflicht. Es ist selbstverständlich, daß wir versuchen sollen, so gut wir es können, später wieder ein Bindeglied zwischen den Völkern zu sein, wie auch, daß wir unsre ausnahmsweise Lage gebrauchen, um ihnen jetzt einige Freundschaftsdienste zu erweisen. Wir wollen keine Pläne entwerfen, wie wir zur Weltverbesserung beitragen können, sondern einfach im Bewußtsein unsrer Verpflichtung unsern geschichtlichen Weg weitergehen. *Ob wir eine Mission erfüllen können, das hängt ja doch allein davon ab, ob tatsächlich geistige Kräfte bei uns lebendig sind, ob tatsächlich etwas Schöpferisches, von Gott her, hervorwächst aus dem Grund unsres Volksdaseins.* Ist dies der Fall, dann muß erst recht alles unbescheidene Missionsbewußtsein aufhören. Denn wenn Gott uns Einsichten und Kräfte schenkt, wenn Er uns gebrauchen will, dann muß der demütige Dienst an seinem Reiche unser ganzes Denken erfüllen.

Peter Barth.

Schweizerische Glossen.

Seelenverwandte. Man schimpft mit Recht über den wieder erwachenden politischen Kantönligeist unserer Welschen; aber im Grund handelt es sich dabei doch um die nämliche Engbrüstigkeit, die heute allerwärts, auch in der Schweiz, als neuerstandener Nationalismus ihre Orgien feiert. Ueberall chinesische Mauern!

Haltbare Kleider. Wenn das Herz weit und der Kopf hell wird, so halten Deutsch- und Welschschweizer und Tessiner von selbst zusammen, eben weil sie dann im Zusammenhang Stärkung und Förderung der eigenen Seelenkräfte spüren. Bloße politische Erwägungen und Klugheiten oder zwangsweise Sprachenerlernerei sind papierne Kleider. Sorgen wir also für andere.

Aus kosmischer Perspektive. „Jeder Schweizer ist mein Bruder. Der Deutsche, der Franzose, der Oesterreicher, der Italiener aber ist mir nur Nachbar." — „Nein, der Seelenmensch ist mein Bruder, gehöre er nun zu diesem oder jenem zufälligen Staatenverband. Und der Rohling, und wohnte er im gleichen Haus, und gehörte er zur gleichen Familie, ist mir im besten Fall bloß Nachbar."

Aus einer Schützenfestrede. Der Festredner: „Alles, was wir haben und sind, verdanken wir doch dem Vaterland." — Wie wenig muß ein Mann, der mit Recht so sprechen kann, haben und sein!

Verräter. „Alle sind eingerückt. Es hat sich kein Verräter gefunden." — Das fragt sich. Vielleicht sind viele gegen ihr Gewissen eingerückt, und sind aus Angst vor den unheilvollen Konsequenzen, die die Machthaber über sie verhängen können, zu Verrätern an ihren Ideen geworden. — —

Man kann nur Menschen und Ideen verraten, zu denen man sich bekannt hat. — —

Einen Menschen, der aus christlicher, sozialistischer oder pazifistischer Ueberzeugungstreue den Militärdienst verweigert, kann der Staat verfolgen und einsperren, sogar töten. Er handelt dann nur konsequent, allerdings in der Konsequenz seiner naturgegebenen Beschränktheit. Einen solchen Menschen aber Verräter zu schelten, dazu braucht's entweder ein gehöriges Maß von Beschränktheit, die unfähig ist, eine andere Seelenbeschaffenheit als die eigene sich vorzustellen, oder dann, im häufigeren Fall, eine tüchtige Dosis demagogischer Gewissenlosigkeit, die durch bewußt falsche moralische Urteile anspornen und abschrecken will.

Der Dienstverweigerer. „Wenn jeder so handeln würde wie du, würde die Schweiz zum Kriegsschauplatz." „Wenn jeder so handeln würde wie ich, so gäbe es keinen Krieg." — Das ist die Antinomie, die sich ergibt je nachdem man einen nationalen oder einen übernationalen Standpunkt einnimmt.

Der Fall Baudraz. Der Staat behauptet zwei Zwecke zu verfolgen, erstens seine Unabhängigkeit zu schützen und zweitens das

Wohl und die Förderung, auch die geistige Förderung, seiner Glieder in jeder Weise zu unterstützen. Faßt er den ersten Zweck ins Auge, so kann man es begreifen, daß er sich an Baudraz rächt und ihn einsperrt. Gedenkt man aber des zweiten Zweckes, so wird dieser durch die von der waadtländischen Erziehungsdirektion betriebene Amtsentziehung in eigenartige Beleuchtung gesetzt. Nämlich: Wollte der Staat wirklich und uneingeschränkt die geistige Förderung seiner Mitglieder begünstigen, so müßte er Baudraz unbedingt im Amt lassen. Oder glaubt man denn, eine solche Kombination von ernster Nachdenklichkeit, tiefster Friedfertigkeit, von Mut und Ueberzeugungstreue sei gar so häufig in der Lehrerschaft, daß man solche Kräfte beliebig verschwenden könne, wenn sie zufällig in einigen wichtigen Ansichten anderer als der vorgeschriebenen Meinung sind. Es handelt sich ja aber offenbar beim Staat auch gar nicht um wirkliche geistige Förderung seiner Mitglieder, sondern nur um Förderung seiner staatsbürgerlichen Gesinnung.

Staaten sind um der Menschen willen da. Es kommt nicht auf die Erhaltung der Staaten, sondern auf die Erhaltung der Menschen an. Es kommt nicht auf die Erhaltung der Menschen, sondern auf die Erhaltung des Geistes an. Es kommt nicht auf die Erhaltung des Geistes an, sondern auf seinen göttlichen Aufschwung.

Der Staat, ein Uebergangsstadium. Der Staatsmann: „Wer den Staat bekämpft, der muß aus dem Staatsdienst entfernt werden." Antwort: „Wer die Menschheitsentwicklung bekämpft, der muß aus dem Wege geräumt werden und sollte es auch der Staat sein." — Der Staat ist gerade so viel wert als er der materiellen Erhaltung und der geistigen Entwicklung seiner Angehörigen wirklich dient. Wenn aber das materielle Wohl und die geistige Entwicklung seiner Angehörigen eine Ueberwindung des heutigen Staates verlangen, und der Staat sich gegen diese Ueberwindung wehrt, werden er und seine Stützen zum Hindernis, das beseitigt oder wenigstens umgebildet werden muß. Auf allen Gebieten, auf denen er sich nicht als solches Hindernis auswächst, kann seine Tätigkeit auch von Entwicklungsgläubigen mit gutem Gewissen unterstützt werden.

Staatsbürgerliche Erziehung. Nicht Belehrung über den Staat, sondern Erziehung zur Staatsidee in ihrer heutigen Ausgestaltung ist ihr Zweck. Die Folge wird sein, daß jede Idee, die eine glücklichere Menschheitsorganisation anstrebt, die dem Elend der einzelstaatlichen absoluten Souveränität und Isoliertheit beizukommen sucht und damit natürlich den gegebenen Staat nicht als Letztes, Höchstes und Heiligstes hinstellen kann, systematisch bekämpft werden wird. Die staatsbürgerliche Erziehung wird so ganz von selbst eine gegen den Sozialismus gerichtete Klassenkampfwaffe. Die Lehrerschaft soll zu zuverlässigen Korporälen des kapitalistischen Staates erzogen werden. — Umso besser, wenn ich falsch sehe. Die Tatsache freilich, daß viel

ehrlicher, aus egoistischer Enge heraus nach Betätigung verlangender Idealismus dabei mitauftritt, wäre noch keine Widerlegung. Es kommt auf das schließliche Resultat an.

Nochmals die staatsbürgerliche Erziehung. Alles Lebendige hat die Tendenz, zu verknöchern, zur Mumie zu werden, wenn es zur Macht gelangt, und das Denken konzentriert sich dann wesentlich auf die Erhaltung dieser Macht: so wurde das siegende Christentum zum Katholizismus, die siegreiche Reformation zur Landeskirche, die siegende Revolution zum Konvent, und der siegreiche Liberalismus, der sein Programm erfüllt und überlebt hat — erfindet die staatsbürgerliche Erziehung.

Die Schweiz und der Alkohol. Es gilt heute als eine unzweifelhafte und nicht mehr ernsthaft bestrittene Tatsache, daß das volksverheerende Elend des Alkoholismus nur durch Totalabstinenz wirksam bekämpft werden kann. Warum sind unsere für staatsbürgerliche Erziehung schwärmenden Bundes-, National- und Ständeräte nicht Abstinenten? Wo fehlt's bei ihnen? Und wie lang geht's wohl noch, bis man die Abstinenz allerwärts als selbstverständliche Standespflicht ernsthafter Volksvertreter auffaßt?

Eine Frage. General Wille berichtet: „Ueber 40 % der von den Kriegsgerichten abgeurteilten Vergehen gegen Disziplin und militärische Ordnung sind unter dem direkten Einfluß des Alkohols entstanden." Ist General Wille Abstinent?

Kultur im Kleinstaat. (Ein humoristisches Intermezzo.) Karl Busse, einer von denen, die gegenwärtig in Deutschland über alles kunstrichtern, brachte auch sein Hölzlein zum Scheiterhaufen, auf dem Spitteler in effigie verbrannt wurde. Er meinte nämlich, Spittelers Lebenswerk könne doch sicher nichts taugen, weil — nun was meinen Sie wohl? — weil Spitteler als Bürger eines Kleinstaates doch unmöglich ein großer Dichter sein könne. Nun, lassen wir Herrn Busse seine Paradestellung, und freuen wir uns darüber, wenn Groß- und Größtdeutschland Weltgenies produziert gegen die der arme kleinstaatliche Goethe nur ein Waisenknabe war.

Christlich-heidnisch. Christlich und heidnisch: Das sind nur Oberflächengegensätze für Kurzsichtige. Christen haben die Inquisition erfunden, und von einem Heiden stammt der Spruch: „Laß den Baum, den Schattenreichen, edler als dich selbst nicht sein, und beschenke den mit Früchten, der nach dir geschnellt den Stein."

Ueberspannt. Wem kann der Vorwurf geistiger Ueberspanntheit heute noch Eindruck machen? Vermutlich war allerwärts der Geist zu wenig angespannt, daß die Ueberspanntheit der Kriegsrüstungen zu einer derartigen Explosion führen konnte.

Die Liebe zur Heimat. „Aber, liebst du denn die Schweiz nicht, dieses herrliche Land, die blauen Seen, die Wälder und die ewigen Firne, das Volk voller Bewegung und Leben, das auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit Hervorragendes geleistet und noch

leistet? . . ." — „Aber ich bitte, wie sollt ich die Schweiz nicht lieben! Natürlich liebe ich sie, vielleicht inniger und tiefer als manche betuliche Vordergrundspatrioten; aber ist das ein Grund, die Nachbarländer weniger zu lieben. Sind sie etwa weniger liebenswert?" —

Was wird aus der Schweiz? Wird sie in den Krieg hineingezogen, vermutlich eine mit Blut und Jammer, Schützenfestreden und Kriegstheologenpredigten zerplatzende Blase; kann sie neutral bleiben, ein wirtschaftlich von der Luft abgeschnittenes, schnappendes Vögelein, das schließlich ängstlich in die schützenden und festhaltenden Arme einer der Mächtegruppen flattert. Am Ende ist doch die Schweiz „auf Tod und Leben" daran interessiert, daß die heutigen Kriegsgegner wirtschaftliche Associés werden.

Nochmals: was wird aus der Schweiz? Früher oder später wie aus allen Staaten eine Erinnerung. Was ist politisch aus Griechenland geworden? Ein Häuflein Elend. Aber leuchtet etwa das alte Griechenland nicht immer noch als herrliches Sternbild am Menschheitshimmel? Persien ist politisch heute ein Spielball der Mächte; aber wird nicht heute noch die Erde durch die weltfrohe Milde des Hafisischen Geistes versöhnt? In welchen Ländern stärken sich die Geister an der liebestiefen Sonnenseele des Nazareners? Etwa wesentlich in Palästina? — Es kommt doch wahrlich nicht in erster Linie auf die Erhaltung einer Staatsform an, sondern einzig und allein auf das zündende Geistesfeuer, das in ihr aufloht. Kann es für Menschen ein schöneres Ziel geben, als kommenden Zeiten ein Licht und ein seliger Traum zu sein!

Der geistige Aufschwung. Der Verleger: „Das Interesse des Publikums an Gedanken über Krieg und Frieden ist völlig erlahmt." — Während immer neue Jahrgänge der europäischen Jugend auf die Schlachtbank geführt werden, ist bei den lesenden Straußen der Krieg und was damit zusammenhängt, schon aus der Mode gekommen. Dies ist wohl der geistige Aufschwung, den der Krieg uns gebracht haben soll!

Die Schweiz als Angliederungskern. (Ein Gespräch.) „Die viersprachige Schweiz als Angliederungskern für das endlich zur Besinnung kommende Europa ist unsere Hoffnung." — „Ja, aber es will sich eben niemand angliedern." — „Der Glaube macht selig." — „Die Botschaft hör ich wohl." — „Abwarten, und inzwischen nach besten Kräften sein Möglichstes tun."

Spital und Gesundbrunnen. Die Schweiz wird gegenwärtig immer mehr zum europäischen Spital. Das ist ganz recht und verdient nicht allzu hohes Lob, da sie ja für einen Großteil ihrer Auslagen bezahlt wird, und ihre Anstrengungen für sie so etwas wie eine Lebensversicherung bedeuten. Wie wär's aber, wenn sie danach strebte, nicht nur Spital sondern Gesundbrunnen für Europa zu werden; geistiger Gesundbrunnen, indem von hier aus systematisch alle die gegenseitigen ungerechten und kenntnisarmen Haßurteile der Krieg-

führenden bekämpft würden? Für einen Neutralen sollte in der gegenwärtigen Katastrophe nur der Standpunkt der Antigone Geltung haben: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." — Au-dessus de la mêlée.

Die demokratische Idee. In der Demokratie gibt es zwei Arten Souveräns: Der geheime ist wie überall der Bankier, der öffentliche der Advokat. Vom Volk, wie es eben in seiner Mehrheit beschaffen ist, ist es schon viel gemacht, wenn es die Parole seiner Lieblingszeitung verstanden hat. Daß es wirklich Zeit, Wissen, Urteil habe, um Gesetze verstehen und Regierungen kontrollieren zu können, glaubt im Ernst kein Unterrichteter. Deshalb eben ist bei allen Parteien in einer Demokratie, seien sie für oder gegen den Staat, die Bauernfängerei so ins Kraut geschossen. Im Kriegsfall kommt auch in sogenannten demokratischen Ländern wie Frankreich und England die Macht ohne weiteres in die Hände der Militärdiktatur. So embrional also auch in der demokratischsten Demokratie (und nehmen wir meinetwegen an, die Schweiz sei das) die demokratische Idee entwickelt ist, so möchte ich das Resultat aller Volksbewegungen, die in ihrem Namen geführt wurden, doch nicht allzu gering einschätzen. Oft hat sich doch spontan dabei der Wille zur Selbstbestimmung, die Auflehnung gegen unerträgliche Unterdrückung und Bevormundung Bahn gebrochen, ist doch in einer großen Zahl devoter Lakaien- und Korporalsseelen eine Ahnung von menschlicher Würde aufgetaucht, hat doch manche Begabung unbekümmert um irgend welche kümmerliche Herkunft den Mut zu ihrem Weg gefunden. Und tief in alle Massen ist die etwas unbestimmte Idee von den Menschenrechten gedrungen, die Idee, daß man sich nicht alles zu gefallen lassen braucht, und daß man selbst auch so etwas wie eine Seele habe, die unter Umständen aufblühen könnte. Kurz, so wenig man Anlaß hat, die Erfolge der demokratischen Idee zu überschätzen, ganz aus der Welt schaffen läßt sie sich nicht mehr. Jeder feudale Versuch, sie zu unterdrücken, wird sie nur lebhafter aufleben lassen. Die Zukunft gehört halt doch der Demokratie, oder, was das Nämliche ist, der Republik — der Universalrepublik, wie sie schon Kant verkündigte.

Wir und die Deutschen. Was uns von Deutschland, mit dem uns sonst so vieles verbindet, am meisten trennt, ist die Mündelseligkeit der Regierung gegenüber, die jenseits des Rheins noch verbreiteter ist als bei uns.

Zentralisten und Föderalisten. In allen Dingen, die Kriege, Wirtschaftskrisen und lokale Brutalitäten hervorrufen und begünstigen können, sollte zentralisiert, in allen andern Dingen, besonders in jenen, wo durch die Uniformierung die Entwicklung persönlicher und lokaler kultureller Eigenart gefährdet ist, dezentralisiert werden — und zwar nicht nur auf eidgenössischem Boden, sondern auf der Erde, soweit sie von denkenden Menschen bewohnt wird: Dies scheint mir das eigentlich haltbare Programm des Sozialismus zu sein. Was für Zentralisten und Föderalisten gilt, gilt also auch für Sozialdemokraten

und Anarchisten, nur daß bei ihnen der Blick über die schweizerischen Grenzpfähle hinweg, auf die ganze Erde gerichtet ist.

Gegen die allgemeine Wehrpflicht. Ist in allem Wirtschaftlichen Demokratie und Mehrheitsprinzip durchaus zu unterstützen, so ist in allem Geistigen und Kulturellen die strengste Aristokratie und die Verwerfung des Mehrheitsprinzips schon von der Natur durch die unverwischbaren seelischen Unterschiede der Menschen vorgezeichnet. Wohin gehört nun die allgemeine Wehrpflicht? Von vielen wird sie als Krone der Demokratie hingestellt. Nun verhält es sich aber damit folgendermaßen: Einerseits bedeutet die Wehrpflicht freilich zum Teil Schutz von Gütern, und damit gehörte sie in den Komplex des Wirtschaftlichen. Andererseits bedeutet die Wehrpflicht aber Zwang zum Morden, unter Umständen gegen seine Ueberzeugung zu morden, und damit greift sie tief in die moralische, geistige, kulturelle Konstitution des Menschen und dies umsomehr, je geringeres Gewicht von den Einzelnen auf die wirtschaftlichen Güter gelegt wird. Unzählige brechen auch, wie von allen Kriegsschauplätzen berichtet wird, darüber zusammen, werden wahnsinnig. Die seelische Vergewaltigung, die solche Menschen durch die allgemeine Wehrpflicht erleiden, steht in keinem Verhältnis zu dem Nutzen, den sie möglicherweise durch Schutz von teilweise recht imaginären wirtschaftlichen Gütern leisten, umsomehr, als sie in ihrer Friedensarbeit oft in höchstem Grade befähigt wären, Schönes und Nützliches zu schaffen. Wo die allgemeine Wehrpflicht herrscht, ist sie ein Zeichen des kulturellen und sittlichen Tiefstands der Majorität, ein Zeichen für eine skrupellose Machtentfaltung, der eben alle Mittel recht sind um oben zu bleiben.

Das Unmögliche. Es muß immer ein paar Toren geben, die das Unmögliche wollen, die den Nüchternen als ärgerliche, lächerliche Weltverbesserer erscheinen. Sie geben doch den Nüchternen den Elan und meist auch die Ideen, womit diese das Mögliche erreichen können. Und so wird die Welt tatsächlich verbessert.

Spitzel. Viele Zeitungsschreiber sind unfähig, dem Geist gegenüber sich anders denn als Spitzel der Regierungsgewalten zu fühlen: statt nachzudenken, entrüsten sie sich, statt zu widerlegen, schwärzen sie an.

U. W. Zürcher.

Warum sollen Genossenschaften gegründet werden?

Es kann nicht scharf und nachdrücklich genug betont werden, daß die wirtschaftlichen Genossenschaften nicht nur die Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter als den Zweck ihrer Gründung ansehen dürfen. Es handelt sich für die Genossenschaft in erster Linie

nicht darum, billigere und bessere Waren zu erhalten, den Mitarbeitern ein höheres Einkommen zu verschaffen, und alles was damit zusammenhängt — das kann auch auf privatwirtschaftlichem Wege und vielleicht dort noch besser erreicht werden — sondern es geht der Genossenschaft vor allem darum, eine Höherentwicklung aller derer, die ihr angehören, zu erstreben, ein Gemeinschaftsleben im besten Sinne des Wortes zwischen ihren Mitgliedern herzustellen.

Recht soll herrschen in der Genossenschaft, aber nicht nur Recht. Zum Rechte sollen noch positive psychische Beziehungen zwischen den Mitgliedern hinzutreten; sie sollen verbunden sein durch ein Gemeinschaftsbewußtsein, das durch alle hindurchgeht, und jeder soll sich als verantwortliches Glied des Ganzen fühlen.

Was wir anstreben ist — und mag es noch manchem als eine phantastische Utopie erscheinen — die Gründung von Gemeinschaften, deren Mitglieder durch ein Gefühl einer Art Familienzusammengehörigkeit aneinander gebunden sind. Aus der Familie nämlich hat sich die ursprüngliche Gemeinschaft entwickelt, in ihr liegen die Keime des Gemeinschaftsbewußtseins. Und dieses Bewußtsein sollen wir herzustellen suchen zwischen Menschen, welche nicht durch die Bande der Blutsverwandtschaft zusammengehören, sondern durch die Bande der gemeinsamen Kultur, der gemeinsamen Interessen und der gemeinsamen Erlebnisse.

Die Gemeinschaft im ursprünglichen Sinne als eine blutsverwandte Familie, als Sippschaft, als Dorf oder Gau läßt sich nicht mehr zurückrufen. Wir sind Großstädter geworden, das Band der Familie und der Verwandtschaft hat sich unter tausend Einflüssen, von denen wohl die wesentlichsten die modernen Verkehrsmittel und die erleichterte Möglichkeit des Gedankenaustausches sind, gelockert. Allein und ohne intimen Zusammenhang mit den Verwandten steht der moderne Mensch da, und der Kampf, den er um seine Existenz zu führen hat, muß ihn immer egoistischer, immer einsamer, immer mehr auf seinen eigenen Vorteil bedacht machen. All die Höflichkeitsformen, die mit Recht als kalt empfunden und bezeichnet werden, vergrößern nur auf „angenehme" Weise die Kluft zwischen den Einzelnen und legen von vorneherein jede Herzlichkeit, jede Offenheit, jedes gegenseitige Vertrauen brach. Sie sind nichts anderes mehr als das zum Symbol gewordene Gefühl, daß der Einzelne allein steht und vom andern außer diesen Phrasen nichts zu erwarten hat.

Das Losungswort kann aber nicht mehr lauten: Zurück zur Familie, zur Sippschaft, zum Dorf, wie es etwa Tolstoi und mit ihm so viele andere gerufen haben. Diese Verhältnisse sind nun einmal vorbei; oder doch immer mehr im Schwinden begriffen. Wir brauchen ihnen auch trotz ihrer sympathischen Züge keine Träne nachzuweinen. Denn sie hatten auch viele Seiten, die die freie Entwicklung der Persönlichkeit, den Fortschritt und die ungehinderte Betätigung des Geistes hemmten. Ohne die Sprengung der Fesseln, die die Familie, die Ver-

wandtschaft und die nationalen Traditionen uns auferlegten, hätten wir wohl schwerlich eine freie Wissenschaft und Philosophie. Wir hätten allerdings auch nicht den trostlosen egoistischen Zustand, in dem die Menschen sich jetzt befinden, aber ohne die Wissenschaft und Philosophie stände die Menschheit trotz aller Gemeinschaftsgefühle noch trostloser und unendlich viel erlebnisärmer da.

Aber noch ist das Gemeinschaftsbewußtsein nicht völlig erstorben. Vom frühern Gemeinschaftsleben ist noch etwas geblieben. Es ist die Sehnsucht danach, die vielleicht in den egoistischesten Menschen am stärksten brennt, und am heftigsten danach verlangt, die Eiswände, die zwischen den einzelnen Menschen jetzt aufgerichtet sind, zu zerschmelzen. Und aus dieser Sehnsucht heraus wird und muß eine neue Gemeinschaft gegründet werden, eine Gemeinschaft, deren Glieder nicht durch Blutsverwandtschaft, sondern durch gemeinsame Interessen, Bildung und den daraus sich ergebenden Gefühlen der Sympathie und zuletzt der Freundschaft sich aneinander gebunden fühlen.

Wir wollen nicht mißverstanden werden. Unsere Worte richten sich nicht gegen die Familie — nein, wir sind sogar mit Tönnies[1]) der Ansicht, daß die moderne Genossenschaft berufen ist, eine Erneuerung des Familienlebens anzubahnen (womit unsere Behauptung, daß die Familie im alten Sinne im Schwinden begriffen ist, nicht im Widerspruch steht). Aber wir sollen bei der Familie nicht stehen bleiben; über dieser soll sich die Gemeinschaft in unserem Sinne erheben.

Nicht die materielle Not ließ den Gedanken einer Gemeinschaft reifen, sondern das gestörte Rechtsbewußtsein und das furchtbare, seelische Elend, das in den Verhältnissen der Menschen zueinander herrscht. Uns leitet der Gedanke, daß eine fortgesetzte Atomisierung der Gesellschaft die Wurzel des Uebels immer mehr um sich greifen und in den Seelen immer mehr sich einnisten läßt. Nicht die materielle Not ist der *eigentliche* Grund für das Uebel, sondern umgekehrt, die materielle Not ist eine Folgeerscheinung der haltlosen menschlichen Zustände, und deshalb muß unser ganzes Bestreben darauf gerichtet sein, diese Zustände zu beseitigen.

Soweit wir die Sache beurteilen können, sehen wir in der innern Zerrissenheit, in der die einzelnen Menschen zueinander stehen, die letzte Ursache für all das Leiden und den Jammer der Zeit, in der wir als einen Lichtpunkt das grandiose Einheitsgefühl bewundern, das in den Völkern Europas unter dem Einflusse des Krieges zum Ausdruck gekommen ist. Nur daß so wenig Hoffnung ist, daß dieses Einheitsgefühl sich auch nachher erhalten wird. Sollte es aber der Fall sein, so wird der Krieg — wir müssen es offen heraussagen — nicht ein Fluch, sondern ein Segen für Europa gewesen sein, und alle Opfer wären nicht zu groß gewesen. Es kann also nicht darauf ankommen, nur um jeden Preis das materielle Elend zu beseitigen, nur daß es

[1]) „Gemeinschaft und Gesellschaft", 1912.

nicht mehr gesehen und empfunden wird. Ein solches Tun kommt uns vor wie das des reichen Mannes, der zu seinem Diener sagt: „Wirf den armen Mann heraus, er bricht mir noch das Herz vor Mitleid.“ Sondern der Not und dem Elend mutig ins Auge schauen, es als eine Gegebenheit mit festem Sinne hinnehmen und daraus lernen, daß nicht dies der Weg ist, den wir fortzuschreiten haben. Das Elend soll uns Lehrer und Anzeiger sein, daß wir auf falscher Fährte sind, und wir sollen uns dazu ermannen, einen andern Weg zu suchen und zu gehen, auch wenn er anfangs schwer sein mag. Und diesen andern, richtigern Weg glauben wir in der Gründung von Genossenschaften zu sehen, in denen ein genossenschaftliches Leben herrschen soll.

Mit dem allem sind wir weit davon entfernt, das Oekonomische irgendwie zu vernachlässigen. Eine nicht genügende Berücksichtigung der ökonomischen Verhältnisse halten wir für ebenso unsittlich wie eine Vernachlässigung der genossenschaftlichen Prinzipien. Sittliches und wirtschaftliches Leben sollen sich nicht ausschließen, sondern sich aufs innigste durchdringen, und unsere Pflicht wird es sein, gerade das ökonomische Problem aufs eingehendste zu untersuchen, weil ja gerade das wirtschaftliche Leben am meisten entsittlicht zu sein scheint. Jedes Tun kann sittlich sein, sobald es im sittlichen Geiste vollbracht wird. Die Gründung einer Genossenschaft, die sich nicht rentiert und infolge schlechter technischer und kaufmännischer Leitung zu Grunde gehen muß, ist nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine moralische Fehlhandlung. Der wirtschaftliche Erfolg soll uns jedoch nicht Selbstzweck sein, womit wir unsere genossenschaftliche Aufgabe erfüllt zu haben meinen, sondern er soll uns Mittel zum Leben auf sittlicher Grundlage sein.

Wir sind uns bewußt, damit nichts Neues zu sagen, und dennoch halten wir uns für verpflichtet, es mit allem Nachdruck zu betonen, weil die Geschichte der Genossenschaften uns in vielen Fällen gezeigt hat, daß diese bisher zwar in Worten unsere Forderungen vertreten, in der Tat aber sich von falsch verstandenen materiellen Interessen leiten ließen, die dann den Ruin der Genossenschaften zur Folge hatten.

* * *

Die vorstehenden Ausführungen sind als Ergänzung zu dem im Maiheft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Zur Frage der wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften“ gedacht und sind von einem Manne, der an der genossenschaftlichen Idee den innigsten Anteil nimmt, inspiriert.

Dr. M. Nachmansohn.

Stimmen im Frührot.

Jetzt ist es Zeit!

Jetzt ist es Zeit!
Verbleicht, ihr alten Götzen!
Der Morgen stampft mit Flammenwucht hervor.
Es wankt die Welt.
Es kracht das Tor!

Jetzt ist es Zeit!
Die Nacht fällt von den Höhen,
Die Nacht mit ihrem Unkennachtgesicht!
Es jauchzt der Tag.
Empor zum Licht!

Jetzt ist es Zeit!
Die Dämmerbrut zertretet,
Die Brut, die unterm nächt'gen Flügel schlief!
Prophetenwort
Der Morgen rief!

Jetzt ist es Zeit!
Die Treue lag in Banden.
Argwohn und Mißgunst lebten frechem Raub.
Jetzt, alte Lüge,
Fresse Staub!

Großheil'ge Zeit
Der Morgenflammenflügel!
Den neuen Menschen wird ein neuer Geist,
Der wie ein Aar
Ob unsern Häuptern kreist.

Das ist die Zeit!
Du bist die neue Sonne
Vertrauen, Liebe, Gottes-Menschenkraft.
Du junge Welt
Der heil'gen Leidenschaft!

Du bist die Zeit!
Und ob das Alte geifre,
Mit Teufelsgiften uns in's Antlitz speit,
Wir siegen doch,
Du wangenrosige Zeit!

Ich weiss.

Ich weiß, ihr nennt Verwegenheit mein Teil.
Mein Leben fordert sich der Kampf als Preis.
Und dennoch sucht es nimmer scheu sein Heil:
Ich weiß!

Ich weiß! Die Not sie ist kein leeres Wort!
Verfolgung, Haß, und Wahnsinn brennen heiß.
Und dennoch stürmt mein Leben trotzig fort.
Ich weiß!

Ich weiß, ich falle. — Und doch sterb' ich nicht.
Wofür ich litt und stritt in engem Kreis,
Das ist's, was über Gräbern weiter ficht.
Ich weiß!

Ich weiß! Und grüßest du im Kampf mich, Tod,
Und fällst du hämisch auch das junge Reis,
So jauchz' ich auf: Noch lebt der Sieger — Gott!
Ich weiß!

Hutten!

Frisch in die Bügel!
Türmen sich schnaubende Rosse
Zaudert der Feige nur. —
Feurig auf tagender Spur!

Greift in die Zügel!
Ekel der dämmernden Blöde! —
Uns hat die Sehnen gestrafft
Männergebändigte Kraft.

Auf! Junge Flügel! —
Krachend zerschellen die Schranken,
Bersten die Pforten! Es tagt!
Frisch, Rosse! Ich hab's gewagt!

Arthur Pfenninger.

Ein Mann und ein Kampf.

Dokumente und Glossen zum Fall Förster.

Vorbemerkung.

Unseren Lesern ist der Fall Förster wohl durch die Zeitungen im allgemeinen bekannt geworden. Wir wollen darum nur noch einige Dokumente bringen, die in der politischen Presse nur unvollständig oder gar nicht zu finden gewesen sind. Sie bilden ein Stück Zeitgeschichte und zwar eines, das zur Erbauung dient, und mehr als dies.

Unsere Leser haben ja auch schon durch die Aufsätze, die wir von Förster bringen durften, seine Haltung während dieser entscheidungsvollen Jahre kennen gelernt. Sie wissen, daß er zu denen gehört, die die Probe des Weltkrieges bestanden haben. Es ist in der Tat eine furchtbare Probe. Sie bringt die Wahrheit der Dinge und Menschen ans Licht. Da erleben wir denn jenes große Versagen, das uns nun eine geläufige Tatsache geworden ist. Die Ungläubigen werden die Gläubigen und die Gläubigen die Ungläubigen; Prediger der Gerechtigkeit Verherrlicher des Militarismus; Männer, deren Leben seinen Wert in der Vertretung der Liebe hatte, verteidigen mit Begeisterung Gewalt und Krieg; Krieger werfen das Gewehr weg um Christi willen und Pfarrer stellen Christus ans Maschinengewehr. Nun zeigt sich, was Kern der Menschen ist und was Schale.

Darum findet jetzt auch eine neue Gruppierung der Geister statt. Sie geschieht nun nach dem inneren Wesen, nicht nach der Etiquette. Wir fragen nicht mehr nach Ansichten, sondern nach Gesinnung und Charakter. So finden auch wir uns mit Förster zusammen. Wir haben mit ihm einst eine Fehde gehabt, eine nicht von uns angefangene, wie Förster gern bezeugen wird. Sie tat uns immer leid; es war viel Mißverständnis dabei. Nun haben wir den Mann im Sturme gesehen, in dem Sturm, wo so viele umgefallen sind, die Felsen zu sein schienen. Er ist aufrecht geblieben; wir haben ihn nur bewundern können. Unser Herz hat sich an seiner freudigen Tapferkeit und herben christlichen Mannhaftigkeit gestärkt. Es ist, als ob in diesem Manne das Beste des Preußentums mit dem Geist Christi eine Verbindung geschlossen hätte. Er ist ob seines „Katholizismus" viel angefochten worden, aber in der Zeit, wo die Protestanten das sacrificio dell'intelletto brachten und nicht nur dell'intelletto, da hat er zu protestieren gewagt, ein Zeichen, wie wenig es auf Worte ankommt; als die, die vorher stolz die „Freiheit" gegen die „Autorität" verteidigten, die Autorität ihrer Regierung und ihres Generalstabs mit mehr als blindem Glauben verehrten, ist er frei geblieben und hat Verstand

und Gewissen nicht preisgegeben. Er, der Laie, hat das Zeichen Christi emporgehalten, das die offiziellen „Diener Christi" in Blut und Schmutz sinken ließen und ist auch damit selbst ein Zeichen geworden, ein Zeichen des Widerspruchs und der Aufrichtung, eine Verheißung.

Was Förster während dieser Zeit alles geleistet hat, wird erst später zu Tage treten, was wir bringen, soll nur den Wert des Beispiels haben.

Dokumente.

Zur Kennzeichnung der ganzen Haltung Försters diene zunächst ein Abschnitt aus einem Artikel, den er in der Wiener „Zeit" gegen ein Buch des bekannten Berliner Historikers Eduard Meyer richtete. Dieser gehört zu den Vielen, die der Versuchung erlagen, ihre Wissenschaft in den Dienst der Tagesleidenschaft zu stellen. Sein Buch über „England" scheint eine Schmähschrift zu sein, etwa in dem Stil, worin neuerdings Brentano vor der Zürcher Freistudentenschaft englische Geschichte dargestellt hat (und noch dazu im Namen der „Neutralität"!). Dazu schreibt Förster:

Die Zusicherung des Verfassers: „Wir Deutsche werden niemals vergessen, was England uns angetan hat," kennzeichnet den nobeln Geist des Buches und den Grad seiner historischen Einsicht in die komplizierte Vorgeschichte des Weltkrieges. „Es wäre eine Versündigung an unserer Nation, wollten wir noch einmal in die Bahnen des Internationalismus treten und ihm von neuem wichtige Interessen opfern." Wo haben wir denn dem Internationalismus wichtige Interessen geopfert? Etwa auf den Haager Konferenzen, die der Verfasser einfach als „Possenspiel" bezeichnet? So springen diese Vertreter deutscher Wissenschaft mit den besten Vermächtnissen deutschen Wesens um, so wagen sie es, Bestrebungen lächerlich zu machen, an die viele der besten Männer unserer Zeit ihr Herzblut gegeben haben, um einen Damm gegen das unverantwortliche Treiben all jener Elemente aufzurichten, die sich in ihren groben Antipathien und ihren nationalen Leidenschaften gehen lassen, ohne an die blutige Saat zu denken, die unvermeidlich früher oder später daraus entsprießen muß!"

Die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz", ein Organ des Evangelischen Bundes, hatte daraufhin geschrieben: „Es ist nur zu fragen, ob ein Mann, der so mit „geschlossenen Augen" in der Welt steht, nicht in jetziger Zeit von anderer Seite davor bewahrt wird, in Blättern des Auslandes uns und unseren Bundesgenossen Schaden anzurichten, zu Nutz und Frommen unserer Feinde." Die von uns gesperrten Worte sind ein Ruf nach dem Staatsanwalt oder dem Minister.

Darüber, daß es ein „evangelisches" Blatt ist, das gegen einen Mann, der eine freie Meinungsäußerung wagt und der auch dem Gegner Gerechtigkeit erweisen will, die Staatsgewalt anruft, braucht man sich leider nicht mehr zu verwundern. Aber lustig ist es doch: sie kämpfen gegen Rom und rufen die Inquisition an.

Förster hat sich in der „München-Augsburger Abendzeitung" zu dieser Sache weiter geäußert:

Sehr geehrte Redaktion! Soeben erst lese ich den in der letzten Sonntagsnummer Ihres Blattes enthaltenen Angriff gegen meine Kritik von Professor Eduard Meyers Buch über England. Zur Berichtigung bemerke ich: In meiner kritischen Besprechung des genannten Buches habe ich nicht eine „Lanze für England", sondern eine Lanze für die deutsche Wissenschaft gebrochen, deren Ehre mir durch derartige, einseitige, von jeder wissenschaftlichen Objektivität verlassene Tendenzschriften schwer geschädigt zu sein scheint. Ausdrücklich habe ich in meiner Kritik „ein ernstes Wort der scharfen Verurteilung all dessen, was roh, faul und falsch ist im modernen England" gefordert — aber eine solche Verurteilung raubt sich selbst die wissenschaftliche Autorität, wenn sie auf ein absolutes Herunterreißen jedes Kulturwertes im gegnerischen Volke hinausläuft. In der Kriegszeit haben bekanntlich acht Edinburger Professoren ein Buch über „Deutsche Kultur" veröffentlicht, worin sie zur Bekämpfung tendenziöser Verunglimpfungen die große Kulturleistung Deutschlands (und gerade auch des modernsten Deutschlands!) ins Licht rücken. Gehört es vielleicht nicht auch zur Ehre der deutschen Wissenschaft, daß solche Tat der Objektivität nun auch mit einer gerechten Würdigung des Guten und Wertvollen in der englischen Kultur beantwortet werde?? Auch der deutsche Gelehrte hat in dieser erregten Zeit doch wohl die Pflicht, dem Gegner gegenüber mit dem alten deutschen Wahrheitssinn durchzuhalten — man erweist ja auch dem deutschen Volke einen schlechten Dienst, wenn man aus seinen Gegnern Karikaturen macht und z. B. die Unterschätzung Englands „wissenschaftlich" begründet; solche entstellende Darlegungen sind auch strategisch gefährlich, und endlich: sie werden auch draußen an der Front, wo man einen ebenbürtigen Gegner haben und ihn als solchen ritterlich achten will, entschieden abgelehnt. Unser Riesenkampf mit England wäre wahrlich nicht so ehrenvoll, wie er wirklich ist, wenn das Jammerbild von der englischen Kultur, das uns Ed. Meyer zeichnet, der Wirklichkeit entspräche. Als langjähriger Kenner des englischen Volkes und seines Weltreiches habe ich das Recht, gegen solche Zerrbilder zu protestieren, habe das Recht, nach einem anspruchsvolleren Publikum zu rufen, das solche „Völkerschilderungen" gebührend ablehnt und es ist wahrlich ein trauriges Zeichen für den Geisteszustand vieler Vaterlandsgenossen, daß ein derartiger, doch wohl aus guten deutschen Traditionen stammender Protest gegen eine allzu „zeitgemäße" Wissenschaft sofort verunglimpft und mit Denunziationen aus dem Hinterhalt beantwortet wird. Da hört doch wirklich alles auf, wenn ein Universitätsmann nicht gerade im Kriege das Recht und die Pflicht haben sollte, sich, wie Carlyle sagt, „jederzeit auf die Seite der gefährlichen Wahrheit" zu stellen, damit die Sache der Objektivität auch innerhalb der Kriegsleidenschaft zu ihrem Rechte komme! Oder meint man etwa, der Universitätsbetrieb solle nur äußerlich durchgehalten werden, der Geist aber, der die deutsche Wissenschaft groß gemacht hat, der solle während des Krieges schlafen gehen und einer dem Tag und der Stunde dienstbaren Wissenschaft Platz machen? Ich danke für eine solche Interpretation meiner Universitätspflichten und werde fortfahren, meine Ueberzeugungen rückhaltlos auszusprechen, in dem Bewußtsein, daß derjenige, der das Ausland gegen einseitige und verständnislose Beurteilungen verteidigt, dadurch dem eigenen Volk besser dient, als derjenige, der den Tageserfolg für sich hat, weil er den Leidenschaften des Tages dient. Auch lasse ich mich von Herrn Professor Meyer nicht über Wirklichkeitssinn belehren — ja ich muß fragen, wie es überhaupt möglich ist, daß jemand, der mit sehenden Augen diese Weltkatastrophe miterlebt hat, es dennoch wagt, sich über jene Bestrebungen lustig zu machen, die in den Haager Konferenzen ihren ersten tastenden Ausdruck fanden. Diese Bestrebungen werden nach dem Kriege zweifellos von allen Kulturvölkern mit ganz anderem bitterem Ernst wieder aufgenommen werden — oder man wird in den definitiven Bankerott der Kultur treiben. Wem heute darüber noch nicht die Augen aufgegangen sind, dem ist in der Tat nicht zu helfen.

Förster hat sich auch gegen Naumanns „Mitteleuropa" gewendet, diese allerschlimmste Gefahr für eine Erneuerung Europas, ein Buch, das bezeichnenderweise auch von einem einstigen Theologen

stammt. Wir entnehmen einem „Mitteleuropäische Schützengrabenpolitik" betitelten Artikel in der „Deutschen Montagszeitung" folgende Abschnitte:

Realpolitik ist zweifellos die Kunst, jedem politischen Problem diejenigen Kräfte zuzuführen, die seiner besonderen Natur entsprechen. Wohl die meisten großen Fehler, die in der inneren und äußeren Politik der modernen Völker begangen worden sind, haben ihre Ursache darin, daß man hochkomplizierte Fragen mit allzu groben und mechanischen Methoden lösen wollte und die realpolitische Bedeutung des Seelischen und Sittlichen völlig verkannte. Ein wahrhaft typischer Politiker dieser Schule ist Friedrich Naumann, ein hochbegabter und hochgesinnter Mann, dessen Tragik aber von Anfang seines Wirkens an die Tragik Wotans im Nibelungenringe ist: Walhalla soll mit den gröbsten irdischen Machtmitteln und auf dem Grunde bloßer materieller Interessen gebaut werden. Das Ende jedes solchen Beginnens aber kann doch immer nur sein, daß die Welt Alberichs über die Welt Walhallas triumphiert, das Kleine über das Große, das Gold über den Geist, der Haß über die Liebe, der Neid und die Eifersucht über die Gemeinschaft . . Naumann kommt aus dem alten idealistischen Deutschland, er ist auch heute noch Romantiker geblieben, auch wenn er es selbst nicht weiß, aber er hat die alte deutsche Romantik in die alleräußerlichste politische Machttechnik hineingetragen, er ist der Idealist und Utopist der bloßen politischen Mechanik geworden und hat in diesem Sinne — in den Neunzigerjahren — verhängnisvoll dazu beigetragen, gerade die gebildeten Schichten seines Volkes für eine falsch verstandene Realpolitik zu gewinnen und die weltpolitischen Anschauungen weiter Kreise zu vergröbern.

Nun hat sich dieser Romantiker der politischen Technik auf das mitteleuropäische Problem geworfen. Sein vielerörtertes Buch „Mitteleuropa" ist nur zu bezeichnend für seine Tendenz zur Mechanisierung des politischen Denkens. Die ungeheure psychologische und sozialogische Kompliziertheit des ganzen kommenden Problems wird völlig ausgeschaltet; wie bei einem Dominospiel die Steine, so werden in Naumanns Schema die europäischen Mittelstaaten aneinandergeschoben, ringsherum wird ein gewaltiger Schützengraben gezogen und die Riesenfragen, um die die Völker jetzt ringen, sind scheinbar aufs einfachste gelöst. In Wirklichkeit aber ist nur der zweite Weltkrieg organisiert. Die brennende Frage, die heute uns allen auf den Lippen liegt, die wie ein Gebet von den blutgetränkten Schlachtfelderu aufsteigt, ja die selbst hinter den verrücktesten Pronunziamentos unserer Gegner steckt: Wie kann der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorgebaut werden? — diese Frage scheint der Konstrukteur des mitteleuropäischen Schützengrabens in seiner Seele und in seinem Gewissen überhaupt nicht zu vernehmen. Denn, daß diese prinzipielle Schützengrabenpolitik, diese Verewigung des bloßen weltpolitischen Koalitionstreibens, ja sogar die Weiterführung dieses Treibens in noch größerem Maßstabe — daß das nicht eine Friedensbürgschaft sein, sondern nur den Zustand der unablässigen explosiven Weltspannung ins Unerträgliche steigern könne — darüber wird sich der Realpolitiker Naumann doch wohl keinen Augenblick lang im Unklaren ein. Männer von der Front haben mir von dem Naumannschen Buche mehrfach mit größter Depression gesprochen; sie haben sich gefragt: wozu nun alle die Opfer, wenn nicht eine geläuterte Welt aus all diesen Schrecken hervorgeht, sondern vielmehr nur eine noch größere und noch stärker fixierte Spaltung Europas? Und das eben ist es, was so viele begeisterte Leser Naumanns hinter der Front gänzlich übersehen haben: Naumann eröffnet uns doch nur scheinbar etwas Neues, Größeres, in Wirklichkeit macht sein Buch den Eindruck, als sei das ganze erschütternde Weltgericht dieses Krieges spurlos an seiner Seele vorübergegangen, habe ihn nur angeregt, uns alte und jetzt ad absurdum geführte Fehler der europäischen Politik nun in vergrößerter Gestalt als neues und begeisterndes Völkerprogramm zu präsentieren. Es ist der böse Dämon des Weltkrieges selber, der, ohne daß der Verfasser es gemerkt hat, das Buch inspiriert hat . . .

Man wolle diese Kritik nicht dahin mißverstehen, als solle der Wert der von Naumann vertretenen mitteleuropäischen Annäherung irgendwie herabgesetzt werden

Aber alles kommt auf den innersten Geist dieser Föderation an. Ob sie nach rückwärts oder nach vorwärts gerichtet sein soll. Ob ihr Symbol der mitteleuropäische Schützengraben sein, oder ob sie selber nur Symbol und Anfang einer europäischen Föderation sein soll — genau so wie einst das heilige römische Reich deutscher Nation seine Aufgabe gefaßt hat. Also ob die Föderation doch wieder nur zum Zwecke der Absonderung und Isolierung geschehen und damit den antisozialen Geist tief in ihre eigene Konstruktion aufnehmen, diesen Geist allen ihren eigenen inwendigen Problemen und zugleich ganz Europa mitteilen soll, oder ob man einen Anfang mit dem echten föderativen Geiste überhaupt machen will. Naumanns Buch vertritt Mitteleuropa gegen Europa, was wir brauchen, das ist ein Mitteleuropa für Europa! Es ist eine ungeheure Gefährdung des europäischen Friedensschlusses und aller von ihm zu erwartenden Garantien, wenn man jetzt, wie Naumann es tut, die Gedanken der Völker in so einseitiger Weise auf ein künftiges Gegeneinander gewaltiger Völkergruppen einstellt. Der neue Föderativgedanke darf nicht so verengt und militarisiert werden. Es ist ja auch eine gerade durch diesen Krieg erhärtete psychologische Wahrheit, daß die einseitigen Defensivbündnisse durch den egoistischen Geist des Mißtrauens, der europäischen Spaltung und Zersetzung, aus dem sie entspringen, in sich selber stets den Keim der Absplaltung tragen; sie kommen nicht aus einem tieferen sittlichen Prinzip, sondern aus einer zufälligen Konstellation des gemeinsamen Nutzens, die sich über Nacht ändern kann, sie sind nicht „sub specie aeternitatis", sondern nach der Formel „rebus sic stantibus" entstanden. Soll der nächste Friede nicht bloß eine Waffenruhe vor einem zweiten Weltkrieg werden, in dem die europäischen Völker endgültig in die Barbarei zurückkehren und sich gegenseitig für viele Jahrzehnte lahmlegen — dann müssen wir schon jetzt alle unsere Gedanken und Willenskräfte auf internationale Abmachungen, Kompensationen und Wechselbeziehungen richten, durch die der allein gesunde Gedanke der gegenseitigen Ergänzung aller Völkergaben und Völkermittel organisatorischen Ausdruck erhält — dieser Entwicklung aber würde eine neue mitteleuropäische Isolierung von Grund aus im Wege stehen. Jenes mitteleuropäische Bollwerk im Naumannschen Sinne würde nicht bloß das übrige Europa in den gleichen unhaltbaren Stacheldrahtmethoden bestärken, sondern es würde auch selber an der Künstlichkeit seines Abschließungssystems kulturell und weltpolitisch zu Grunde gehen; auch aus Mangel an tieferen moralischen Fundamenten müßte es nur zu bald der Zersetzung verfallen. Es scheint mir undenkbar, daß die weltgeschichtliche Entwicklung wirklich jener mitteleuropäischen Einseitigkeit zusteuern wird. Vielmehr wird zweifellos gerade nach all den künstlichen Abschließungen, die der Weltkrieg mit sich gebracht hat, das Bedürfnis nach kulturellem Austausch mit entgegengesetzten Völkerindividualitäten weit stärker als vorher zum Ausdruck drängen; denn trotz allem Haß sind wir einander sehr interessant geworden, haben einander weit mehr achten gelernt, werden von einander lernen wollen, vor allem dort, wo wir am Gegenpart eine uns unbegreifliche und unerwartete Stärke entdeckt und am eigenen Leibe gespürt haben. Es ist doch keineswegs ausgeschlossen, daß bald nach dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland oder zwischen England und Deutschland und anderseits zwischen Rußland und Oesterreich definitive Abmachungen und gegenseitige Leistungen und Aushilfen organisiert werden, die mit einer mitteleuropäischen Verbarrikadierung gänzlich unvereinbar sind und die auch gerade für die Mitteleuropäer eine weit größere Sicherung bedeuten, als sie die größte chinesische Mauer zu geben vermöchte.

Auf den Aufsatz in der „Friedenswarte" („Bismarcks Werk im Lichte großdeutscher Kritik", 1916, Heft 1) erließ die philosophisch-philologisch-historische Sektion der Münchner philosophischen Fakultät folgende öffentliche Erklärung:

Der Professor Dr. Friedr. Wilh. Förster hat in einem Artikel der in Zürich erscheinenden „Friedenswarte" (18. Jahrgang, Heft 1, Januar 1916) über Bismarck, das Deutsche Reich und seine Aufgaben Ansichten geäußert und Wendungen gebraucht, die jeden Deutschen mit Entrüstung erfüllen müssen. Die philosophische Fakultät, erste Sektion, spricht einstimmig ihre stärkste

Mißbilligung darüber aus, daß einer ihrer Professoren in so ernster Zeit und jenseits der Reichsgrenzen solche Meinungen in dieser Tonart vorgebracht hat, und ihre Mitglieder werden jeden Versuch, sie unter der Autorität des Lehramtes in der akademischen Jugend zu verbreiten, mit vollster Entschiedenheit entgegentreten."

Schade, daß nicht steht: „mit bewaffneter Hand entgegentreten"! Man erwartet das beinahe. Es haben denn ja auch einige „Feldgraue" Försters Vorlesungen zu stören versucht, ohne Erfolg. Von den Mitgliedern dieser Sektion der Fakultät nennen wir: Otto Crusius, Robert Poehlmann, Fritz Hommel, Erich Marcks, Fritz Vollmer, Albert Rehm, Joseph Schnitzer, Karl Voßler, Rudolf Unger, Heinrich Wölfflin(!). — Wir fügen gleich hinzu, daß die Fakultät sich gründlich blamiert hat. Große deutsche Zeitungen haben für Förster Partei genommen, zweihundert Studenten in einer Zuschrift ausgesprochen, er habe sich um das Vaterland verdient gemacht und die Fakultät zuletzt erklärte, es sei nicht so schlimm gewesen. Förster hat sich zu der Sache folgendermaßen geäußert:

Er schreibt dem „Berliner Tagblatt" (14. Juni 1916):

Sehr geehrte Redaktion! Nach den alarmierenden Notizen, die in diesen Tagen über meinen Universitätskonflikt erschienen sind, und nach dem scharfen Proteste der Fakultät gegen meine Stellungnahme, darf ich den Lesern wohl folgende ruhige Darlegung des ganzen Falles geben:

Ich habe im Januarhefte der „Friedenswarte" 1916 ein Referat über die „mitteleuropäische" Staats- und Geschichtsphilosophie von Konstantin Frantz veröffentlicht, die bekanntlich von Richard Wagner als „wahrhaft deutsche" politische Philosophie gefeiert worden ist. Wer Frantz' „Deutsche Weltpolitik" (Chemnitz 1882) durchliest, der wird erstaunt sein über den intimen Zusammenhang all dieser Gedanken mit brennenden aktuellen Fragen, und wird es durchaus begreiflich finden, daß ich diese Gesichtspunkte gerade jetzt in die Diskussion getragen habe. Wir haben ja doch nicht bloß Krieg zu führen, sondern auch neue, riesige politische Probleme durchzudenken — wäre das nicht der Fall, so würde ein Buch wie Naumanns „Mitteleuropa" nicht ein so außerordentliches Interesse gefunden haben, auch würden nicht neuerdings die „alldeutschen Blätter" den Vorschlag propagieren, Polen an das deutsche Reich anzugliedern. Für solche übernationalen Föderativentwicklungen hochkomplizierter Art haben wir in unserer nationalpolitischen Tradition gar keine Anknüpfungen — wir bedürfen dazu einer ganz gründlichen Neuorientierung des politischen Denkens. Oder will man in einer Zeit, in der wir alle auf allen Gebieten so durchgreifend umlernen müssen, eine nationalpolitische Orthodoxie proklamieren, auf die dann die Professoren einen Anti-Modernisteneid zu schwören haben? Man lasse doch das Ausland ruhig schwatzen was es will — wir sollten unsere furchtbar ernsten Angelegenheiten unbeirrt mit jenem alten gründlichen und kritischen Geist durchdenken, auf den wir mit Recht stolz sein dürfen. Sind wir nicht wahrlich stark genug, um uns solche innere Freiheit in der Diskussion erlauben zu können? Konstantin Frantz ist der eigentliche Philosoph des mitteleuropäischen Gedankens und muß darum, auch wenn man manches ablehnen wird, gerade heute ernster als je angehört werden — treten doch die Probleme des neuen Europa mit jedem Tag gebieterischer vor unsere Gedanken und vor unsere Staatsmänner!

Mit ihrer öffentlichen Erklärung hat die Münchener philosophische Fakultät zweifellos einen schweren Mißgriff begangen. In einer Zeit, in der von allen Seiten der „Abbau der politischen Zensur" gefordert und nicht nur von den obersten Reichsbehörden, sondern auch vom obersten Generalstabschef als wünschenswert hingestellt wird — in einer solchen Zeit hätte eine wissenschaftliche Korporation

wohl darauf verzichten dürfen, die kritische Revision unserer neueren politischen Entwickelung als Gefährdung des Vaterlandes zu stempeln. Unser Staatswesen steht doch keineswegs auf so wackligen Füßen, daß sofort das amtliche Eingreifen der Fakultät nötig würde, wenn das Bestreben nach gründlicher Neuorientierung des völkerpolitischen Denkens einer mit der Pflege politischer Pädagogik und Ethik betrauten Kollegen zu radikalem Zweifel an gewissen politisch historischen Dogmen führt. In so erschütternden und verantwortungsvollen Zeiten bleibe den Universitäten und ihren obersten Behörden jede Aengstlichkeit fern, man gebe die ganze Kraft des unbestochenen und vorurteilslosen Denkens frei — so wie die alten Seefahrer inmitten der Wasserwüste eine Taube in höhere Atmosphäre steigen ließen, damit sie endlich festes Land erspähe.

Die ganze Hetze hat ihren Ausgangspunkt in der Berliner Zentrale des evangelischen Bundes, die unablässig am Burgfrieden rüttelt und der es schon lange auf die Nerven fiel, daß ich eine gerechte Würdigung des Kulturbesitzes unserer katholischen Mitbürger als ein Gebot wirklich nationaler Gesinnung bezeichnet hatte — genau so, wie ich das gleiche auch von der Gegenseite verlangt habe. In jener Zentrale ist ein Flugblatt hergestellt worden, in dem mit anerkennenswerter Geschicklichkeit der wahre Sinn meiner Aufsätze durch Herausreißen einzelner Sätze und Wendungen geradezu entstellt worden ist. Diese Nummer der „Deutsch-evangelischen Korrespondenz" wurde in alle Welt versandt; eines Morgens war halb München im Besitz dieses Hetzblattes, das mich dem Generalkommando zur Behütung empfahl; man muß wohl annehmen, daß ein besonderer deutsch-evangelischer Flieger nachts den ganzen Vorrat über der schlummernden Stadt entleert hatte. Dieses Flugblatt erregte nicht nur die Kollegen, sondern es drangen auch einige Demonstranten in meinen etwa hundert Köpfe zählenden Hörsaal, dessen Hörer sich jedoch wie ein Mann durch minutenlanges Klatschen und Trampeln gegen die Eindringlinge erhoben, die dann abzogen. Dieser Sachverhalt ist durch von München an die deutsche Presse abgesandte Berichte derart auf den Kopf gestellt und durch abenteuerliche Erfindungen ausgeschmückt worden, daß ich auf diesem Wege an die Ethik der deutschen Presse appelliere, sie möge von dieser meiner Richtigstellung und Rechtfertigung Notiz nehmen — im Unterlassungsfalle müßte ich den betreffenden Redaktionen sagen: „Ihr habt kein Recht, euch über die Lügenpresse des Auslandes zu entrüsten!"

Prinzipiell sei noch folgendes bemerkt: Es scheint weiten Kreisen des deutschen Volkes, und ganz besonders vielen Vertretern des Gelehrtentums, noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß die große Parole für den wahren Patrioten heute lautet: „Umlernen!", und daß die gegenwärtige Weltnot in eine Phase getreten ist, wo alles andere am Platze ist, als ängstliches und reizbares Anklammern an liebgewordene Ueberlieferungen. Die Ueberlieferungen aller Nationen sind mit Blut und Schuld schwer befleckt, und der gegenwärtige Weltkrieg ist die „Summa" des langmütigen Weltgerichts über das furchtbare Treiben der bisherigen europäischen „Historie". Darum hinweg mit allem unfreien Götzendienst gegenüber der politischen Vergangenheit — strecket euch mutig „nach vornen", wenn ihr Europa aus diesem furchtbaren Blutbade erretten wollt! Wir haben jetzt nicht mehr bloß Krieg zu führen, dieses Gebot ist nicht das einzige Gebot der Stunde, dem alle Seelen sich unterwerfen müssen — nein, wir hinter der Front, wir haben jetzt die heilige Pflicht, alles zu tun, daß die Atmosphäre geschaffen werde, in der allein die Entspannung der Leidenschaften kommen und die Stimme der Vernunft sich Gehör verschaffen kann. Dieses geschieht gewiß nicht durch Rufen nach Frieden um jeden Preis. Davon ist auch das deutsche Volk mit Recht himmelweit entfernt. Worauf es ankommt, das ist zunächst nur eine neue Tonart: In allen Ländern müssen sich immer lauter Männer vernehmbar machen, die es offen aussprechen, daß ein Ausweg aus dieser Hölle von Wut und Starrsinn gar nicht möglich ist, wenn wir uns nicht alle entschlossen von dem alten Geist des Völkerverkehrs abwenden, unseren Anteil an dessen Sünden offen und ehrlich bekennen und zunächst einmal in innerster Seele ein neues Europa lieben und

ausdenken lernen. Nur durch diese innere Umkehr und die dementsprechende Tonart, nicht aber durch ein bloßes allgemeines Friedensangebot, komme es von hüben oder von drüben, können die ruhigen Elemente in allen Ländern an das Werk gerufen werden. Deutschlands große Ueberlieferungen verpflichten uns, in dieser Richtung die Hegemonie zu ergreifen. Ohne allseitigen „Abbau" in der Völkerverhetzung und in der eitlen und gottlosen Selbstgerechtigkeit wird kein Friede kommen, sondern die Völker werden sich bis zum Verbluten zerfleischen, so wie es ein Japaner gesagt hat: „Lasset uns ruhig abwarten, bis Europa sein Harikiri vollzogen haben wird." Sollten aber zwei Jahrtausende europäischer Gesittung wirklich nicht verhindern können, daß wir Europäer samt und sonders mit blöden, hilflosen Gesichtern in den Abgrund fahren, wobei noch jeder einzelne einen Lobgesang auf seine herrliche Vergangenheit und seine schneeweiße Unschuld anstimmt?

In einer leitenden englischen Zeitschrift („Hibbert Journal") wurde neulich eine deutsche Broschüre besprochen, die sich gegen die Völkerverhetzung wendet. Der Rezensent (Prof. L. Dickinson-Cambridge) schrieb: „Man sieht, es ist keine Nation von „Barbaren", in der solche Stimmen laut werden." Nun also! Lasset uns mitten im Tumult der Verhetzung das Unsere tun, damit endlich die europäische Stimme auf allen Seiten triumphiere und die Zeit komme, wo „die Rachegöttinnen fern abdonnernd die Tore der Hölle hinter sich zuschlagen!"

Dazu in einem Interview, das die „Vossische Zeitung" (14. Juni 1916) bringt:

Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir Gelegenheit geben, die abenteuerlichen Gerüchte zu widerlegen, die über meinen Konflikt an der Universität München durch die deutsche Presse gingen: Ich „soll die deutschen Stämme gegeneinander aufgehetzt haben." Meine ganze Lehrtätigkeit und meine schriftstellerische Tätigkeit ist stets auf das Gegenteil gerichtet gewesen. In meinen Vorlesungen über politische Pädadogik habe ich nachdrücklich gerade vor einem süddeutschen Publikum die großen Seiten der preußischen Staatspädagogik hervorgehoben — das betreffende Kapitel meiner „staatsbürgerlichen Erziehung" wurde seinerzeit von der freikonservativen „Post" als Leitartikel abgedruckt, dürfte also nicht preußenfeindlich gewesen sein. Wir stehen aber jetzt vor der dringenden Aufgabe, die uns durch die kommenden weltorganisatorischen Probleme nahegebracht wird, die großen Einseitigkeiten des großen preußischen Geistes durch Vertiefung in alte ethische und weltorganisatorische Vermächtnisse der deutschen Tradition zu ergänzen. Nur in diesem universelleren Rahmen sind die preußischen Gaben der ungeheuren Kompliziertheit der kommenden Völkerfragen gewachsen und können ihn restlos entfalten.

Der klassische Mahner und Philosoph für diese Aufgabe ist aber Konstantin Frantz, den Richard Wagner als wahrhaft deutschen politischen Denker gefeiert hat und dessen Hauptwerk die „Deutsche Weltpolitik" und die „Grenzen der preußischen Intelligenz" sind, in denen er die großen föderativen Traditionen des alten Deutschtums als regulatives Prinzip deutscher Weltpolitik nach innen und außen wieder zu beleben sucht, ohne Vergangenes einfach wiederherstellen zu wollen. Ich bin selber Preuße und stolz auf die große männliche Seite des Preußentums, die große Motorkraft des geordneten Willens, die durch das preußische Wesen in die Kulturarbeit eingesetzt wird. Aber nur der mag seine ganze Stärke zu fühlen und weise zu benutzen, der auch seine Schwäche von Grund aus erkennt und sich gegen deren Gefahren sichert. Durch Selbsterkenntnis allein schützt man die eigene Stärke vor zerstörenden Gegenwirkungen. Wir Preußen sollten den männlichen Mut haben, uns zu sagen, daß ein Grund für die explosive Abneigung der übrigen Kulturwelt gegen uns wohl auch in gewissen abstoßenden Härten unseres Auftretens und in mangelnder Kunst der Menschenbehandlung liegt .... Man erkannte nicht, daß der Mensch sich viel Imperium gefallen läßt, wenn man ihn nicht im kleinen schikaniert. Die Mahnung, daß wir hier von Grund aus umlernen müssen (gerade auch unsere jungen Beamten) darf nicht erst nach dem Kriege ausgesprochen werden, nein, gerade jetzt muß sie laut erhoben werden, denn eben jetzt müssen wir uns in

die ganz neuen mitteleuropäischen Aufgaben hineindenken. Darauf zielte mein so stark angegriffener Artikel in der „Friedenswarte" (deren weitaus meisten Abonnenten in Deutschland leben), worin ich eben im Referat und im Kommentar zu Frantz' Hinweise auf die ethischen Vermächtnisse des alten deutschen politischen Geistes gegeben habe. Man mag meine dort ausgesprochenen Ansichten stark bekämpfen. Ich lasse mir aber das patriotische Recht zu solchen Mahnungen nicht absprechen; es ist wahrlich die Stunde gekommen für jedes der kriegführenden Völker, nicht immer bloß nach außen hin zu schelten, sondern die Ursachen für die furchtbare Not der Gegenwart auch einmal bei sich selbst zu suchen.

Die bedeutendste dieser Aeußerungen ist die Rede, die er am 19. Juni, bei der Wiedereröffnung seiner Vorlesungen nach den Pfingstferien gehalten hat und die wir in extenso folgen lassen. (Sie ist in der sozialdemokratischen „Münchner Post" erschienen!)

Meine Damen und Herren! Ich möchte zunächst ausdrücklich feststellen, daß ich Ihre heutige Kundgebung nicht etwa als Zustimmung zu meinen Ansichten deute, sondern nur als Ausdruck des Wunsches, daß an einer Universität, an der die Tradition Bismarck so glänzend und beredsam vertreten ist, daß da auch eine diametral entgegengesetzte Auffassung und Beurteilung die volle akademische Gleichberechtigung haben soll. Damit komme ich nun auf die ganze Angelegenheit. Ich bin durch die Erklärung der Fakultät öffentlich sozusagen geächtet, ja geradezu aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen worden, da kann mir niemand verdenken, daß ich auch vor meiner Zuhörerschaft einige erklärende und abwehrende Worte sage. Ich will dabei alles vermeiden, was den Anschein erwecken könnte, als wollte ich hier für meine Ansichten Propaganda machen, ich will nur das Allernotwendigste zur Erläuterung meines Standpunktes und zur Beseitigung von Mißverständnissen sagen, soweit es eben nötig ist, um das volle Vertrauen zwischen dem Dozenten und seiner Zuhörerschaft herzustellen.

Meine Damen und Herren! Sie werden mir gewiß glauben, daß es nicht gerade ein Vergnügen ist, in großen Krisen des nationalen Schicksals ganz isoliert dazustehen, auch von vielen hochgeachteten Kollegen scharf getrennt zu sein. Es ist zweifellos, daß unter den Bismarck-Gläubigen viele der Allerbesten unseres Volkes sind, und es ist mir ein aufrichtiger Schmerz, daß ich diese Volksgenossen in dem, was ihnen heilig ist, durch meine Kritik schwer verletzen muß. Das ist aber nun einmal ein geistiges Schicksal, dem ich nicht entrinnen kann, denn seit Beginn meiner Universitätslaufbahn habe ich mich mit keinem Problem intensiver beschäftigt als mit dem Problem: Politik und Moral; dabei bin ich eben durch Studium und Weltbeobachtung im Ausland und Inland zum radikalen Gegner der Tradition Bismarck-Treitschke geworden, bei aller Würdigung der persönlichen Größe und Tragik in dieser Tradition. Ich glaube fest, daß wir unseren kommenden mitteleuropäischen Aufgaben und unseren Weltaufgaben nur in dem Maße gewachsen sein werden, als wir weit über diese Tradition hinausschreiten, genau so, wie auch die anderen Völker sich von ihren machtpolitischen Traditionen lösen müssen, wenn Europa nicht in Wut und Blut untergehen soll. Daß nun andere durch solche Absichten verletzt werden, das darf wohl an einer Stätte, die der Wahrheitserkenntnis gewidmet sein soll, kein Grund des Schweigens sein. Auch nicht im Kriege, denn wir müssen durchaus heute schon mit der Vorbereitung auf das Kommende beginnen, mit dem Durchdenken aller neuen politischen Probleme, die uns dann gestellt werden; genau so, wie ja auch die Diskussion über Mitteleuropa schon jetzt entbrennen mußte; wir können das alles nicht bis nach dem Kriege vertagen. Aus dieser Erwägung heraus stammen meine gewiß sehr radikalen Beiträge zur Frage unserer politischen Neuorientierung, zur Revision gewisser Dogmen unseres politischen Credo. Gerade in dieser unserer Zeit scheint es mir dringend, daß ein Element in der deutschen Seele, das in den Jahrzehnten des großen äußeren Erfolges in den Hintergrund gedrängt ist, jetzt wieder in die Oberwelt der Seelen emporsteigt; nur an diesem

Element kann die Welt genesen. Wenn Sie den betreffenden Artikel in der Friedenswarte lesen, so mag er noch so sehr den Vorstellungen widersprechen, in denen Sie aufgewachsen sind, Sie werden doch fühlen, daß er aus deutscher Seele stammt, aus Liebe zum deutschen Wesen und seiner Weltmission; und niemand hat das Recht, mir Mangel an Vaterlandsliebe vorzuwerfen, weil ich eine andere Ansicht vom Heil des Vaterlandes habe als er. Man redet von der Liebe, die den Tod überwindet, größer noch ist wohl die Liebe, die es auf sich nimmt, von dem, den sie liebt, als Feind betrachtet zu werden, weil sie ihm schwere Schmerzen und harten Widerspruch zufügen muß. So gibt es auch eine Vaterlandsliebe, bei der man es ruhig auf sich nimmt, als vaterlandslos zu erscheinen, weil man der Tagesstimmung schmerzlich und unbegreiflich widersprechen muß, da man zu einer anderen Ansicht gekommen ist von dem, was dem eigenen Volke nottut. Wenn es heute scheinen mag, als wollten die Universitäten aufhören, ein Asyl auch für solche Art von kritischem Denken zu sein, so mag an die Zeit erinnert werden, wo das schwarz-rot-goldene Denken dem Partikularismus als Landesverrat erschien. Genau so erscheint es heute dem nationalen Denken der alten Schule als unpatriotisch, wenn man laut darauf hinweist, daß doch der ganze Weltkrieg es dröhnend der Kulturwelt verkündigt, daß wir alle aus dem bloßen Nationalegoismus heraus müssen, daß die nationale Gemeinschaft, bei all ihrer unersetzlichen sittlichen und sozialpädagogischen Bedeutung, doch auch nur ein Partikulares ist, gegenüber der kommenden europäischen Kulturordnung, an deren Heraus gestaltung wir jetzt mit jedem Gedanken und jedem Worte arbeiten müssen. Und diejenigen, die jetzt mit überlegenen Mienen und mit Denunziationen diesem neuen deutschen Streben entgegentreten, das zugleich das älteste und beste deutsche Streben ist, das allerdeutscheste Streben, sie werden von den künftigen Geschlechtern genau so beurteilt werden, wie diejenigen, die damals die neuen schwarz-rot-goldenen Horizonte verspottet und ihre Verkündiger verfolgt haben.

Den traurigsten Eindruck in dieser Angelegenheit hat mir die Technik der Entstellung und Verfälschung gemacht, die man in einem großen Teil der nationalistischen Presse für erlaubt hält. Wenn z. B. von München aus ein Drahtbericht an die ganze deutsche Presse ging, ich hätte ein Flugblatt zur „Verhetzung der deutschen Stämme" verfaßt und in der Universität verbreitet, so ist man solchem Großbetrieb an Verleumdung gegenüber einfach wehrlos. Ich erwähne dieses nur, weil es für die publizistische Moral gewisser national krankhaft erhitzter Kreise charakteristisch ist. Im übrigen ist es für jeden in der Oeffentlichkeit wirkenden Menschen, der nach außen hin doch immer besser erscheint, als er wirklich ist, zweifellos nur höchst wohltätig, ab und zu einmal gründlich mit Mißachtung und Beschimpfung übergossen zu werden. Zwei besonders anmutige Proben solcher heilpädagogischen Behandlung, die mir zugegangen sind, möchte ich Ihnen nicht vorenthalten: Aus Wiesbaden erhielt ich eine Kundgebung, unterzeichnet: Die Rheinpreußen Wiesbadens, darüber standen folgende Worte: „Sie sind das größte Scheusal in München." Heute früh erhielt ich einen Brief mit folgender diskreter Anfrage: „Wie viel englisches und französisches Schmiergeld haben Sie denn bekommen, Sie Lump?" Psychologisch interessant wird es Ihnen sein, daß die allerlebhaftesten Zustimmungen gerade in Feldpostbriefen kommen. Heute schreibt mir ein deutscher Offizier: „Ja, überall sollen sich Männer erheben, die es in die Welt hinausrufen, daß Europa sich aus diesem verrannten Wahnsinn nicht herausfindet, wenn es nicht lernt, ganz neu zu denken, wenn es sich nicht aufrafft zu der nüchternen Kritik: Was ist falsch gemacht worden im Leben Europas, daß dieser ungeheure Schaden für die Menschheit entstehen konnte?" Und ein Oberlehrer, der als Offizier seit Beginn des Krieges im Felde steht, schreibt mir: „Ich habe in Flandern das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten, das freut mich ganz besonders deshalb, weil ich nun, ohne daß mich jemand des mangelnden Patriotismus zeihen kann, meinem Willen zur Erneuerung der internationalen Kulturideale nach dem Kriege Ausdruck geben kann." Daß solche Kundgebungen gerade von der Front kommen, das ist ja nur zu begreiflich, denn welchen vernünftigen Sinn hätte all dies Grauen und Leiden, wenn man sich nicht sagen und geloben dürfte, daß daraus eine ge-

läuterte Welt, ein neues Europa hervorgehen soll, in dem die Wiederkehr solcher Dinge von Grund aus ausgeschlossen ist. Diese Neuordnung der Dinge aber fällt uns nicht vom Himmel, wir müssen *ihre Atmosphäre durch eigene innere Reinigung und Erhebung schon heute vorbereiten*. Es müssen großmütige und aufbauende Worte allmählich wie Tauben mit dem Oelzweig von einem Lande zum anderen fliegen. Diese Veredelung der Tonart, diese Bereitschaft zur Selbstkritik, statt der bloßen leidenschaftlichen Anklage nach außen — das ist noch weit wichtiger als alle Friedensvorschläge. Für diese fehlt zurzeit noch die *moralische Atmosphäre*. Alle diejenigen, die zwar den Frieden herbeiwünschen, aber keinen Anfang mit einer Aenderung der internationalen Tonart machen wollen, sie scheinen wirklich anzunehmen, der Krieg dauere bis 7 Uhr 10, und der Frieden fange 7 Uhr 11 an; man sagt sich bis 7 Uhr 10 alle denkbaren Beschimpfungen und Mißachtung ins Gesicht; 7 Uhr 11 ist dann plötzlich Friede. Diese Wundergläubigen vergessen, daß *der Friede verdient werden muß*, nicht nur durch Waffentaten, sondern auch durch jene stillen Taten der Selbstüberwindung, in denen ein Volk sich auf seine eigenen Sünden, Fehler, Irrungen besinnt und dadurch eine Atmosphäre schafft, in der die starre Selbstbehauptung durch Entspannen und die Idee eines neuen Europa praktische Kraft in den Seelen gewinnen kann. Kein einziger großer Streit auf Erden kann beigelegt werden, ohne daß jeder der streitenden Teile sich fragt: Inwiefern bist auch du mitschuldig geworden und hast dich gegen Grundsätze des Menschenfriedens versündigt? Erst in solcher Selbstprüfung erhebt man sich über den Streit, über den Starrkrampf der Rechthaberei und löst auch im anderen die gleichen Empfindungen aus, befreit sich vom Fluch der eigenen Vergangenheit.

Noch ein Wort ganz direkt über die Stellungnahme der Fakultät gegen mich. Sie wissen alle aus persönlichen Eindrücken, daß es sich hier zweifellos um Männer handelt, die auf ihren Fachgebieten Namen ersten Ranges sind und deren ganze bisherige Lebensleistung sie vor dem Vorwurfe schützt, verfolgungssüchtige Fanatiker zu sein. Wenn sich nun diese Kollegen zu einem Schritte haben bewegen lassen, den sie selbst sicher schon ungeschehen wünschen, so muß da zweifellos auch eine Mitschuld von meiner Seite vorliegen. Ich habe es in meinen Vorlesungen als höchstes und schwierigstes Ziel der Selbsterziehung bezeichnet, die unbeirrte Wahrhaftigkeit mit der Caritas für fremde Empfindungen zu vereinen. Aus der außerordentlichen Erbitterung, mit der meine Publikation von Männern aufgenommen worden ist, die ich hochachten und ernst nehmen muß, habe ich zweifellos den Schluß zu ziehen, daß es mir in jenem Falle selber noch nicht gelungen ist, rückhaltlose sachliche Schärfe mit umsichtiger Schonung fremder Empfindungen zu vereinigen. Allerdings ist solche Aufgabe dort besonders schwer, wo nicht bloß die Form der Kritik, sondern die Kritik selbst schon als Verletzung sakrosanter Ueberlieferung betrachtet wird. Gerade weil ich nun aber in obigem Sinne meine Gegner ehren und mich selbst unter das Gericht der Forderungen stellen will, die ich vertrete, deshalb darf ich um so unnachgiebiger betonen, daß *ich jeden Eingriff in die Freiheit meiner Lehrausübung entschlossen ablehnen muß*. Je wichtiger in kommender Zeit die große Frage der politischen Pädagogik wird, die Ausrüstung der Jugend für alle die neuen hochkomplizierten Aufgaben des staatlichen und zwischenstaatlichen Lebens, je mehr es sich für uns alle darum handelt, aus dieser *Weltkatastrophe* für unsere eigene politische Bildung *gründlich zu lernen* und gründlich umzulernen, desto rückhaltloser muß gerade auf der *Universität* das *kritische Denken* auch über unsere *eigene staatliche Vergangenheit* freigegeben und der Jugend die Möglichkeit gewährt werden, alle Standpunkte anzuhören und erst dadurch die Schwierigkeiten des gewaltigen Problems allseitig zu erfassen.

Trotz schwerer Zeit im alten Geleise weiter.

Von der schweizerischen reformierten Predigergesellschaft.

Zweimal fiel die Jahresversammlung der schweizerischen reformierten Predigergesellschaft wegen der Ungunst der Zeiten aus. Dies Jahr ging wieder eine Einladung dazu aus und zwar von Frauenfeld. Wer dort gewesen, kann nicht anders, als rückhaltlos zugeben: Die einladende Sektion Thurgau, der Konferenzort und alle die freundlichen Hilfskräfte taten ihr Möglichstes, um eine weitgehende Gastfreundlichkeit zu betätigen und zu bewähren. Auch ist durchaus zuzugestehen: Es wurde welsch und deutsch viel Interessantes, Geistreiches, vielleicht sogar Erhebendes gesprochen. Trotz alledem war ich schwer enttäuscht und kehrte heim mit dem Gefühl: Die schweizerische reformierte Predigergesellschaft ist in Gefahr, ein kraftloses Salz zu sein in einer Zeit, wo man von ihr erwarten dürfte, daß sie gesundes Salz sei. Ich bin nicht der Einzige, der dieses Gefühl hatte. Einzelne meinen sogar: Sie ist schon längst kraftloses Salz. Ich gestehe, daß ich im Stillen doch noch von ihr Beweise neuen Geistes und neuer Kraft erwartete.

Der Auftakt war in seiner Art erhebend. Die Predigt im Eröffnungsgottesdienst (Eph. 4, 15) stellte die Zuhörer stellenweise so recht heilsam unbarmherzig vor die Frage: Was sollte unsere Christenheit sein, um aus dem Feuer der Gegenwart gestärkt hervorzugehen? Es fehlte nicht an freundlichen und auch nicht an energischen Winken zur Besserung der Lage in der schweizerischen Kirche. Aber das war nur die erste Nummer in einem Programm, das in Gottes Namen abgewickelt werden mußte und das dafür sorgte, daß alle etwa auf die Erschütterung der Theologengewissen hinzielenden Gedanken jeglicher Schärfe beraubt und zu ordentlicher Einreihung in das dafür bereitstehende Schubfach gelegentlicher Anregungen zurechtgehobelt wurden.

Die beiden Themata der wissenschaftlichen Verhandlungen waren theologische Fragen aus der Zeit vor dem Krieg.

„Die Wahrheit der Religion" war die eine. Wem hat dieses weltumfassende Problem nicht schon auf der Seele gebrannt, wem nicht gerade in unseren Tagen? Aber wer die richtige Intelligenz hat, braucht dadurch eigentlich nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden. Die Seele leidet unnötigerweise unter der Wucht dieser Frage. Laß dir von einem genialen Religionspsychologen den Weg weisen und alles wird einfach und selbstverständlich. Ueber die Ausdrucksweise können noch verschiedene Ansichten bestehen, über die beruhigende Tatsache von der Wahrheit der Religion sind alle vernünftigen Menschen nur einer Meinung. Sapienti sat!

„Der Christ und der Staat" war die andere Verhandlungsfrage. Dank der originellen Persönlichkeit des welschen Referenten meldeten sich hier allerhand wertvolle Gedankenkomplexe. Im Großen und Ganzen aber kam alles darauf hinaus, vorhandene Zweifel energisch zu bannen, als wären die schweizerischen Pfarrer nicht respektvolle Hüter das Bestehenden und warme Freunde des Staates, und die Einigkeit zwischen welschen und alemannischen Theologen deutlich zu dokumentieren. Was im Verlauf der Referate an Lobsprüchen über Bismark und Treitschke und an geringschätzigen Urteilen über Tolstoj und seine Gesinnungsgenossen zu hören war, war mehr erheiternd als belehrend. Das Problem: Ist der Staat, der im Weltkrieg seine Unfähigkeit so furchtbar beweist, überhaupt noch daseinsberechtigt? wurde eigentlich nur in einem Diskussionsvotum angeschnitten. Es war übrigens von vornherein dafür gesorgt, daß nicht etwa staatsfeindliche Gedanken auftauchten: man tagte im Regierungsgebäude in Frauenfeld, das, stimmungsvoll dekoriert, freundlich zur Verfügung gestellt worden war.

Diskussionen kamen beide Male sozusagen nicht zu Stande. Die verfügbare Zeit wurde von den Referenten und Korreferenten gründlich in Beschlag genommen und andere Programmpunkte verlangten Beachtung: Mittagessen, Spaziergänge und Konzert. Es wäre doch unerhört, wenn solch wichtige Programmpunkte bei einer Predigerversammlung geringschätzig behandelt würden. Auch kommt es bei Diskussionen, so urteilt man gewöhnlich, nur zu unfruchtbaren Streitereien.

Unläugbar wickelte sich die Jahresversammlung der reformierten Predigergesellschaft also ganz programmgemäß ab, bot interessante, ja sogar geistreiche Gedanken und Gedänklein, erhebende und unterhaltende Produktionen (sit venia verbo); den Eindruck wird aber keiner der Teilnehmer gehabt haben, daß die Sehnsucht nach Leben in einer Zeit des Todes dadurch auch nur einigermassen gestillt worden wäre. Ein anderer Eindruck war dagegen bei mehr als einem Teilnehmer stark vorherrschend: Es ist noch kein Grund zur Befürchtung vorhanden, daß die schweizerische reformierte Pfarrerschaft wie ein Mann aufsteht und die Welt auf dem Weg zum Himmelreich mutig ein gutes Stück vorwärts bringt.

„Erwarte nicht etwas Großes von einer Gesellschaft, die etwas Großes nicht leisten kann!" sagte mir schon mancher Kollege. „Mich dünkt, von einer Gesellschaft, die in ihrem Namen Andeutungen von Großem trägt, darf man mit Fug und Recht in armer Zeit etwas Großes erwarten, ja verlangen." Das ist meine Antwort, und deshalb bin ich schwer enttäuscht von der Jahresversammlung der schweizerischen reformierten Predigergesellschaft heimgegangen.

Hans Kober.

Rundschau.

Baudraz aufs Neue verurteilt. Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß Baudraz aufs Neue verurteilt worden ist, zu fünf Monaten Gefängnis, zwei Jahren Entzug des Aktivbürgerrechtes und Tragung der Kosten. Er hat der Einladung, zu der Sanitätstruppe zu gehen und so dem Konflikt mit den Militärbehörden auszuweichen, entschieden und standhaft abgelehnt, trotzdem auch Freunde und Gesinnungsgenossen (wenigstens vermeintliche) ihm dringend geraten hatten, sie anzunehmen. Für ihn ist auch die Militärsanität nur ein Hilfsmittel des Krieges, ein Teil der großen Tötungsmaschine, eine Dienerin des Todes, nicht des Lebens. — So geht er wieder ins Gefängnis, mit freiem Gewissen, und ist dort gewiß glücklicher als Viele von denen, die ihn eifrig richten.

Wir haben uns über das ganze Problem, das in diesem Manne und seiner Tat verkörpert ist, so genügend ausgesprochen, daß wir zu diesem neuen Stadium seines Leidens grundsätzlich nichts Neues zu sagen haben. Nur zwei Bemerkungen drängt es uns zu machen. Einmal: es ist herzerfreuend und ein großes Geschenk, daß hier einmal ein Mensch eine so reine und vollkommene Verkörperung einer Idee ist, als dies unter Menschen möglich ist. Er sucht in tiefstem Ernst seinen Weg und geht ihn dann ohne Wanken, im Suchen und Finden nicht von Menschen beeinflußt, von keiner Theorie getrieben, auch von keinem Ideal berauscht, sondern einfach von der Macht der Wahrheit, wie er sie versteht, gedrängt. Er agitiert nicht für seine Ueberzeugung, sucht niemand zu bekehren, richtet niemanden, sondern gehorcht einfach seinem Gewissen. Er widersteht allen Versuchen, ihn von seinem Weg abzubringen, geistlichen wie weltlichen. Dabei ist er von Herzen demütig, bildet sich auf seine Tat nichts ein; läßt sich durch kein Lob zur Eitelkeit verführen, sondern ist froh, wenn er sicher sein darf, auf Christi Weg zu sein. Wenn man weiß, wie oft Wahrheiten durch ihre Träger entwertet werden, und bedenkt, wie leicht das gerade mit dem religiösen Antimilitarismus geschehen kann, dann ist man doppelt dankbar für diesen reinen „Fall". Nachdem dieses Beispiel gegeben ist, könnten auch unvollkommenere Vertretungen nicht mehr so großen Schaden tun, als sie sonst täten.

Das Zweite, was sich uns beim Blick auf diesen Mann immer wieder aufdrängt, ist die Erkenntnis von der Macht, die dem Einzelnen gegeben ist. Wie viel wird nicht vom Kampf gegen den Krieg geredet, wie viel organisiert, Resolutionen gedrechselt, und je mehr man das tut, desto weniger kommt heraus. Aber dieser einzelne Mann geht schweigend hin und handelt. Damit hat er zur Erschütterung der Gewissen mehr getan als alle Andern zusammen — namentlich auch als die Leute, die, wenn sie wieder ein paar pseudomarxistische Sprüche hergesagt haben, sich über die „religiösen Antimilitaristen" so erhaben vorkommen. Nein, nicht

Organisation und Resolution tut's, nicht Partei und Masse, sondern stille, tapfere Menschen, denen es bitter ernst ist.

Baudraz aber möge im Kerker sich des alten Trostes erfreuen: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr." L. R.

Aus Holland. — Die Tat. Nur Tatsachen will ich jetzt mitteilen. Nach dem Erscheinen meines Offenen Briefes (Neue Wege, S. 404, ff.) in der Zeitschrift „De Vrye Mensch" (Red. Dr. Louis A. Baehler) und als Broschüre beim Verleger A. H. Kruyt, Amsterdam, ist unsere antimilitaristische Erklärung (N. W., S. 500) in drei Auflagen, zusammen von mehr als achtzigtausend Exemplaren, publiziert worden, wovon die letzte die Unterschrift von 529 Männern und Frauen trug.

Die ganze Presse hat diese Tat unseres Manifestes besprochen. Sehr begreiflich wurde ihm meistens Mißbilligung zu Teil. Doch fand es auch Zustimmung bei immer mehr Menschen. — Inzwischen sind Flugschriften erschienen, worin das Motiv der Unterzeichnung von verschiedenen Lebensanschauungen aus deutlich gemacht wird: von Pf. L. de Baan „Gott und der Krieg", von Frau Henriette Roland Holst „Warum auch Sozialdemokraten das Manifest unterzeichneten", von Frau Dr. Kruyt-Hogerzeil „Warum auch Frauen das Manifest der Dienstverweigerer unterzeichneten", von Pf. A. R. de Jong „Warum Christen — Sozialisten" u. s. w., von Enka „Die Tat".

Außer den schon von mir in dem Oktober-Hefte genannten, sind noch anti-militaristische Schriften erschienen, u. a: von Pfarrern Dr. Louis A. Baehler, H. G. Cannegieter, J. B. Th. Hugenholtz, T. Leendertz, B. de Ligt, N. J. C. Schermerhorn, M. C. van Wyhe und A. W. van Wyk.

Oeffentliche Zusammenkünfte zur Beleuchtung unseres Manifestes sind schon in Amsterdam, Rotterdam und Haag gehalten worden vor vollen Sälen.

Aber die Regierung hat sich bald mit der Androhung der Amtsentlassung an die Staatsbeamten gewendet, welche die Erklärung unterzeichnet hatten; und ebenso hat sie ihren Einfluß in gleicher Richtung ausgeübt auf nichtstaatliche Korporationen, wie z. B. auch auf Schulverwaltungen. Durch diese Maßregeln veranlaßt, hat eine Anzahl von Personen, welche nichtsdestoweniger von gleicher Gesinnung geblieben sind, ihre Namensunterschrift zurückgenommen.

Gleichzeitig fing man an, uns vor Gericht zu fordern. Dr. Baehler, der uns als Sekretär seine Dienste geleistet hatte, war der Erste. Wir werden verklagt wegen „Aufhetzung zu einer strafbaren Tatsache". Darauf hat Dr. Baehler eine Flugschrift publiziert: „Wer sind die Aufhetzer?" damit andeutend, daß von der anderen Seite aufgehetzt wird. — Jetzt sind schon vor Gericht gefordert: Pfr. De Baan; Pfr. Van Dobben; Elbrink, Lehrer; Fräulein Enka, Christen-sozialistische Propagandist; Heller, Buchdrucker; Honnef, Beamter; Pfr. Hugenholtz;

Pfr. Huiringa; Pfr. De Ligt (als Pfarrer durch den Militär-Kommandant aus seiner Gemeinde und Kanton verbannt nach seiner Predigt: „Veni Sancte Spiritus"); Van Mierop, Schriftsteller; Fräulein Mossel, Religionslehrerin; Ortt, Ingenieur und Schriftsteller; Dr. Van Rees, Professor; Rink, Maler; Frau Roland Holst, Schriftstellerin; Pfr. Schermerhorn; Pfr. Sevenster; Pfr. De Jong; Pfr. Swart; Pfr. Kruyt; Frau Kruyt-Hogerzeil, Redakteur ꝛc.

Infolge dieses gerichtlichen Vorgehens haben wiederum viele ihre Namensunterschrift zurückgenommen, im ganzen ungefähr 180. Aber noch mehr haben ihre Namen hinzugefügt, mehr als 250. Viele gerade darum, weil man eine gerechte Sache zu verfolgen angefangen hat, sodaß bald eine vierte Auflage unserer Erklärung mit mehr als 600 Namen in 100,000 Exemplaren in Holland verbreitet werden wird.

Am 11. Dezember sind Dr. Baehler und Pfr. Hugenholtz vor Gericht gekommen, in öffentlicher Sitzung, in Assen. Sie haben sich selbst verteidigt. Der Strafantrag des Staatsanwalt für Baehler ist drei Monate, für Hugenholtz zwei Monate. Das gerichtliche Erkenntnis wird bald folgen.

Die letzte Woche haben einige Vereine von Arbeitern, Antimilitaristen und Freidenkern in Amsterdam die Initiative ergriffen für eine Protestbewegung gegen diesen Gewissenszwang.

Es gibt jetzt in Holland mehrere Dienstverweigerer. Kryger hat schon vorher drei und vier Monate in Einzelhaft gesessen; er ist wieder verurteilt worden, zu fünf Monaten. M. A. Romers sitzt im Vorarrest in Leyden, ebenso Groot in Haarlem. Andere haben den Militärdienst verweigert und warten die ihnen drohende Verurteilung ab.

Unsere Gesinnungsgenossen in der Schweiz bitten wir nun, daß sie diese Tatsachen und den Inhalt unserer Erklärung überall ins Ausland und in die Presse zu bringen trachten.

Wir streiten hier zusammen, meist von verschiedener Lebensauffassung aus, aus jedem Stande und Kreise, Mann und Frau, Alt und Jung, aber einig in unsrer Erklärung (N. W. S. 500), im prinzipiellen Streit gegen den modernen internationalen Staatsmilitarismus.

Soest (Holland), den 14. Dezember 1915. Lod. Van Mierop.

Redaktionelle Bemerkung.

Wir setzen mit diesem Heft die begonnene Behandlung der Probleme fort, die die heutige Lage der Schweiz stellt.

Soeben vernehmen wir, der General habe Baudraz in Bezug auf die Gefängnisstrafe begnadigt. An unserem Artikel wird dadurch nichts hinfällig.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Jener — — —

Jener, der all unsere Dinge segnet — wann löst er sich aus unserem Boden?

Er wird nicht schauen, was gewesen ist, wird nicht umher blicken wie's anderswo sei.

Und er wird nicht wollen, daß unsere Dinge würden, wie andere sind, um wettzueifern mit ihnen.

Sondern so wie sie sind, rufen sie: Segne uns!

Und gesegnet so wie sie sind, werden sie den andern gleichberechtigt.

Bis dahin sind sie Sklaven, lauernd auf Gnade aus fremden Augen.

Nachher aber werden sie andern ebenbürtig, ohne Stolz und ohne Bescheidenheit, aufrecht unter ihrer Last, gleich unseren Frauen, die mit dem Wassereimer auf dem Kopfe aufrecht gehen, sich aber leicht bewegt neigen und zu trinken reichen, wer sie dürstend darum bittet, sei es ein Mäher aus nahem Dorfe oder ein unbekannter Wanderer, weiß Gott woher. „Danke." — „Gott sei Dank!" — und alles ist geschlichtet unter ihnen.

Und in ihrem Segen wird unsere Freiheit; andere erwarten wir nicht. Warum? Jede wäre nur ein Almosen! —

Jener, der all unsere Dinge segnet — wann erhebt er sich aus unserem Boden?

(Aus dem Slovenischen übersetzt.) Otto Supantschitsch.

Die Erziehung zum Frieden.[1]

Liebe junge Freunde und Freundinnen!
Liebe Zuhörer!

Wenn sich den ländlichen Hütten meiner zweiten Heimat — ich meine Polen — ein Besucher nähert, so lautet der Gruß, den er beim Ueberschreiten der Schwelle entbietet, nicht „Guten Morgen" oder „Guten Abend", sondern: „Gelobt sei Jesus Christ!", und als Antwort tönt ihm entgegen: „In Ewigkeit, Amen!" Mit diesem Gruß möchte ich am liebsten vor Sie hintreten, wenn ich nun das Wort ergreife, und ich wage es zu tun, weil ich an einer Versammlung von christlichen Studierenden spreche, weil Jesus Christus das lebendige Band ist, das uns hier vereinigt und seine Person den Orientierungspunkt für unsere Gedanken und Gefühle bildet.

Welch ein Trost ist es für uns, daß wir uns als Jünger des Menschensohnes, wenn auch noch so geringe, zusammenfinden dürfen; denn sobald wir in sein Bereich kommen, fühlen wir im furchtbaren Toben des Sturmes, daß unser Fuß auf Felsengrund tritt. Hier ist festes Land inmitten der Sintflut — der Gipfel des Ararat, wo die Taube, die der Arche entflogen, uns den frischen Oelzweig zurückbringt.

Mit richtigem Gefühl für das, was die Stunde fordert, haben Sie, liebe Freunde, als Gegenstand unseres Nachdenkens, für heute „die Erziehung zum Frieden" gewählt. In der Herzensqual, die uns Alle drückt, erheben wir seit zwanzig Monaten unsere Augen zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommen soll. Und eine nach der andern sind alle unsere Hoffnungen enttäuscht worden. Der Friede rückt nur immer weiter in die Ferne. Der Zusammenbruch des internationalen Sozialismus, die ratlose Verwirrung der Kirchen, die Nichtigkeit aller Kongresse, Besprechungen, Vereinigungen, die Ohnmacht der Frauen, die Verblendung der Völker, die totgeborenen Versuche, die öffentliche Meinung aufzurütteln — das ist bis jetzt die Bilanz aller Bemühungen um den Frieden. Wenn vielleicht auch noch andere Einflüsse am Werke sind, wenn sich Gegenbewegungen vorbereiten, so verrät doch noch nichts ihre Wirksamkeit und die Ereignisse nehmen ihren Lauf.

Junge Männer und Frauen, die ich vor mir habe! Sie sehen alle diese Dinge und sagen dann: „Was allein helfen kann, sind neue Menschen! Alle Anstrengungen, Pläne, Aufrufe bleiben eitel, solange nicht die Seelen erneuert sind. Internationale Abmachungen, auf einen dauernden Frieden zielende Verträge, Schiedsgerichtshöfe, Abrüstung . . . alles Luftgespinnste, solange nicht die Menschen vorhanden sind, die diese Dinge ernstlich wollen und durchführen! Es bleibt für

[1] Vergleiche die redaktionellen Bemerkungen.

das Heil der Welt eine einzige Hoffnung: ein neues Geschlecht von Menschen zu bilden, deren Seele ein Tempel des Friedens ist!"

Sie haben tausendmal recht! Aber wenn dieses Erziehungswerk unsere letzte Zuflucht ist — wie wollen wir es durchführen, wie auch nur damit beginnen, ohne daß wir zuerst uns selbst umgebildet haben? Sind wir, liebe Freunde, für ein solches Unternehmen schon reif? Sind wir selbst Friedebringer? Diese Frage ist es, die mit aller Schärfe an unser Gewissen dringen, vor der jeder in der Tiefe seiner Seele erbeben muß.

Denn Erziehung ist nicht ein technischer Vorgang, ein System von Regeln, die man sozusagen rein objektiv anwendet. Sie ist Inspiration von Seele zu Seele, und der Erzieher kann nichts anderes tun, als etwas von seinem persönlichsten Sein auf den Zögling zu übertragen. Methoden und Systeme haben nur den Wert eines Instruments. Für sich allein bleiben sie unfruchtbar, jeden Tag erfahren wir es aufs neue.

Eine Reform der Erziehung hat darum eine Erziehung der Erzieher zur unumgänglichen Voraussetzung. Auf diese vorbereitende Arbeit möchte ich zunächst Ihre Aufmerksamkeit lenken.

Einige Jahre vor dem Ausbruch des Krieges hat ein Kreis von Frauen, den ich nicht näher bezeichnen will, sich ernstlich mit Plänen für eine Erziehung zum Frieden beschäftigt. Verbot kriegerischen Spielzeugs, Beseitigung der Bleisoldaten und hölzernen Säbel, Verbannung der Erzählungen von militärischen Taten für die Jugend, Umgestaltung des Geschichtsunterrichts im Sinne der Verdrängung der Schlachten aus dem Vordergrund in den Hintergrund, Verurteilung aller Eroberungen und Annexionen — das war das Programm.

Es wurde auch der Versuch gemacht, dieses Programm bis zu einem gewissen Grade zu verwirklichen.

Heute sind die gleichen Kreise nicht weniger als andere von der Kriegsleidenschaft beherrscht. Man begeistert sich für die Helden der Schützengräben. Jung und Alt ist von den Großtaten der Krieger hingerissen. Die pazifistische Erziehung ist von der Hochflut der Ereignisse wie ein Strohhalm mit fortgerissen worden.

Das ist geschehen, weil das Unternehmen von vornherein oberflächlich war. Es rechnete nicht mit dem wahren Wesen des kriegerischen Instinktes, es verkannte seine tiefen Wurzeln. Man behandelte diesen Instinkt als eine Art von schlechter geistiger Gewohnheit, die man vermeiden könnte, wenn man dem Kinde alles fernhielte, was imstande wäre, sie ihm beizubringen, wenn man alle Gedanken und Bilder, von denen sie sich nährte, verbannte. Aber das ist nicht die Art und Weise, liebe Freunde, wie man eine Anlage besiegt, die ihre Quelle in den dunkelsten Gründen unserer tierischen Natur hat. Den kriegerischen Hang bringt jeder von uns mit der Geburt auf die Welt und er begleitet uns, bewußt oder unbewußt, genau bis zu dem Punkte, wo ein entgegengesetztes Element ihn an der Quelle selbst

aufhebt. In Seelen von bestimmter Art mag dieser Trieb bei Ermangelung eines genügenden Anreizes lange schlummern, bis auf einmal unter dem Stachel eines heftigen Begehrens, der Eifersucht oder der Notwendigkeit, ein bedrohtes teures Gut zu verteidigen, dieser wilde Atavismus sich erhebt und der scheinbar friedlichste Mensch plötzlich fähig wird, zu morden und alles um sich herum zusammenzuschlagen. Wer von uns hat nicht schon beobachtet, wie diese Kampfleidenschaft das Gesicht eines Kindes rötet und seine Züge wie im Krampf zusammenzieht, oder wie zwei Kleine im Streit um ein Spielzeug sich aufeinander werfen? Vor allem: haben wir nicht in unserem eigenen Herzen sie schrecklich und unerwartet aufflammen sehen, uns selbst durch ihre Gewalt völlig verstörend und zugleich tief beschämend? Dann wissen wir durch die unmittelbarste Erfahrung, daß der Krieg nicht ein zufälliges, bloß aus äußeren Verumständungen entsprungenes Ereignis ist, sondern der allgemeine Ausbruch eines seelischen Zustandes, zu dem wir Alle hinneigen. Ihn beseitigen, heißt, einen alten und tiefwurzelnden Hang unserer Natur besiegen.

Will ich damit sagen, daß dieser Hang unbesieglich sei und haben also die recht, die behaupten, der Krieg werde so lange dauern, als das Menschengeschlecht selbst? Keineswegs! Ich glaube an das Wunder der Verwandlung der Seelen! Aber freilich, um die Herrschaft über die tierische Natur zu gewinnen, bedarf es der Mittel, die der Größe dieser Aufgabe angemessen sind. Die erzieherische Arbeit muß bis zu dem Punkte vordringen, wo die Leidenschaft, die es zu unterjochen gilt, ihren Ursprung hat. Dieser Ursprung ist *der Durst nach Macht*, das Begehren nach einem Raube oder der Streit darum. Der Wettbewerb um einen umstrittenen Gegenstand, das ists, was in den meisten Fällen Tiere, Kinder, Erwachsene, Einzelne und ganze Völker, sich aufeinanderstürzen heißt, das ists, was Haß, Rache, „Revanche", mit einem Wort: Krieg entfesselt.

Es ist jedoch nicht bloß die Begierde, die das Wesen des kriegerischen Instinktes ausmacht. Von Kindheit an ist darin ein zweites Element zu unterscheiden: die Freude an der Beherrschung anderer durch die eigene Kraft, die Wollust des Vorneanstehens. Man könnte sie für unschuldig halten, wenn sie sich auf den Spielplätzen unserer Schulen austobt, in frohem Wettkampf, Leib an Leib, ohne den Köder des Geldgewinnes. Viele sind geneigt, darin nur ein Ueberschäumen jugendlicher Lebenskraft zu erblicken und solchem Treiben mit einem Lächeln zuzuschauen. Wird man es mir verargen, wenn ich darin schon ein erstes Symptom des Geschmackes an der rohen Kraft erblicke, der, wenn er nicht gebändigt wird, zum *Machtwillen* wird, zur Geringschätzung des Schwachen und Verachtung des Rechtes?

Man könnte auch die Freude an der Gefahr, den Hang zum Abenteuer, den Reiz eines halbwilden Lebens anführen, um die

Anziehungskraft zu erklären, die der Krieg auf die jugendliche Phantasie ausübt. Wir wissen, welch ungeheuren Umfang in den letzten Zeiten die populären Schriften und Schauspiele, die diesen Geschmack aufreizten, angenommen hatten. Es waren die Heldenstücke von Räubern und Banditen, an denen die Apachen unserer großen Städte sich nährten. Auch heute noch reizen die Kinematographen diese Instinkte im höchsten Grade auf. Diese Reizungen haben jedoch, so gefährlich sie auch sein mögen, in meinen Augen mehr künstliche als natürliche Ursachen. Ich erblicke darin eine Reaktion gegen das entartete Leben der großen Bevölkerungszentren. Meines Wissens hat man auf dem Dorfe, unter der bäuerlichen Bevölkerung, niemals ein Apachentum gedeihen sehen. Diese erratischen und antisozialen Erscheinungen sind meines Erachtens pathologische Symptome, Früchte einer falschen Zivilisation. Es sind Rückfälle in den Naturzustand, den Zustand des Wilden, die in den Dienst des Guten gestellt werden könnten, wenn man ihnen andere Ziele zu stecken wüßte.

Uebrigens erscheint der wirkliche Krieg, so wie man ihn uns heute beschreibt, wenig geeignet, diese Lust an Abenteuer und Aufregung zu befriedigen. Die trübe Spannung und verhältnismäßige Einsamkeit des Lebens in den Schützengräben, die Einförmigkeit, die Unbeweglichkeit, das Ausharren in einer Lage, die alles dessen entbehrt, was die Einbildungskraft unterstützt und entflammt, die unheimliche drohende Gefahr, Verstümmelung und Tod, denen man ins Auge sehen muß, während man den Feind, der sie zufügt, nicht einmal zu sehen bekommt, das alles ist eher geeignet, Geister, die nach Abenteuern begierig sind, zu enttäuschen. Auch hegen wir einige Hoffnung, daß die in den Schoß ihrer Familien zurückkehrenden Krieger dazu beitragen werden, den falschen Glanz zu zerstören, den der Krieg immer noch bewahrt, und seine letzten Reste zu zerstreuen. Verlassen wir uns indes nicht zu stark auf diese wahrscheinliche Reaktion, in der Meinung, daß sie der Menschheit den Krieg für immer entleiden werde. Denn auf der anderen Seite haben gerade die gegenwärtigen Kämpfe das Bewußtsein der kollektiven Kraft, das die Seele der Armeen ist, bis zur Trunkenheit gesteigert. Noch nie hat die Kriegskunst einen gewaltigeren Aufwand von Genie entfaltet, noch nie ihre satanische Macht einen solchen Zauber ausgeübt. Man kann sogar in den neutralen Ländern genug Leute antreffen, die beim Anblick der Wunder, die zu vollbringen sie fähig ist, von Enthusiasmus ergriffen werden. Und die Apotheose der bewaffneten Macht tut sich in allen Lagern kund, sogar bei den Völkern, die behaupten, daß sie den Militarismus bekämpfen. Sie bewundern erst recht diese Kraft, die sie, wie sie sagen, zu zerstören wünschen; sie beneiden sie offenkundiger Weise; sie ahmen sie in allen Einzelheiten ihrer schändlichen Betätigung nach; in der Ausübung von Repressalien hegt keines Bedenken, die Methoden, die es tadelt, zu den seinigen zu machen. So wahr ist es, daß man den Gott der

Erde nicht mit seinen eigenen Waffen bekämpfen kann, ohne seiner Herrschaft zu unterliegen.

Die kriegerischen Leidenschaften, die durch die Erziehung besiegt werden sollen, haben also ihre Quelle in zwei angeborenen Trieben der Seele: dem Durst nach Besitz und dem Durst nach Herrschaft.

Um ihnen die Spitze zu bieten, verkündigen nun heute die Pazifisten die Herstellung eines internationalen Rechtes, das die Beziehungen der Völker regeln solle, so wie das Strafrecht die der Individuen regelt.

Dazu ist jedoch zu bemerken, daß die Strafgesetzgebung sich darauf beschränkt, den Aeußerungen der auf Ueberwältigung Anderer abzielenden Leidenschaften Grenzen zu setzen, keineswegs aber es unternimmt, diese Leidenschaften auszurotten. Sie wäre dazu übrigens auch gar nicht imstande. Da das Gesetz nur über Abwehrmittel verfügt, kann es nur einen negativen Einfluß haben. Es heißt hier immer bloß: „Du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen." Die Drohung mit Zwang hat keine schöpferische Kraft, die fähig wäre, die Seelen zu verwandeln. Das Gesetz unterdrückt die Gewalt durch Gewalt; das ists, was die Vorschläge des heutigen Pazifismus zu sittlicher Ohnmacht verurteilen müßte, wenn kein höherer Einfluß auf den Plan träte. Wenn man dazu gelangte, das neue Recht unter den Völkern einzuführen, so könnte dieses doch nicht durchgesetzt werden ohne eine konkrete zu seinem Schutze geschaffene Macht, die nur in einer Armee bestehen könnte. Das Prinzip des internationalen Friedens müßte sich daher zu seiner Durchsetzung auf die Gewalt stützen, also auf sein genaues Gegenteil. Es müßte sich selbst verneinen, um sich zu behaupten. Weder für die Völker, noch für die Erziehung der Einzelnen genügt das Gesetz für sich allein, um den Frieden zu erzeugen. Wenn das Gesetz eines Tages doch wirksam würde, so wäre das ein Beweis, daß in den Gewissen eine Erweckung vor sich gegangen sei und daß „Gott einen neuen Geist über die Völker ausgegossen habe".

Wenn also das Gesetz nicht die Kraft hat, die Welt von dem Geiste der Herrschaft und dem Kultus der Gewalt zu erlösen, so ist es noch viel ohnmächtiger gegenüber dem Durst nach Besitz. Hier verzichten nicht nur das Recht und die aus ihm entspringenden einzelnen Gesetze überhaupt darauf, die üble Leidenschaft zu bekämpfen, sondern es wirkt vielmehr die ganze bestehende Gesellschaftsordnung mit, sie zu reizen und zu nähren.

Alles ruft heute den Männern und Frauen, den Familien, den Parteien, den Körperschaften zu: „Sammelt euch Schätze auf Erden!" Sich trotzig auf das tierische Dogma vom Kampfe ums Dasein stützend, regiert und regliert das Prinzip des Wettbewerbs alle menschliche Betätigung, von der Arbeit des Schulkindes an

bis zu der aller Menschen in allen Zweigen menschlichen Lebens. Gewiß schließt der Kultus des Privateigentums die Achtung vor dem Eigentum Anderer in sich, und die groben Diebstähle und Räubereien fallen unter die Strenge des Gesetzes. Aber der Wucher und die Ausbeutung[1]) sind erlaubt, das darf man ruhig sagen. Verboten sind nur gewisse Methoden. Sobald es sich um die Hantierungen der Großfinanz handelt, erreicht die Kunst des Erwerbes einen solchen Grad von Vollkommenheit und Verwickeltheit, daß man fast ohne es selbst zu merken die Grenze überschreiten kann, die erlaubte Geschäftspraxis von räuberischer Spekulation trennt, und zahlreich sind die, welche sie ungestraft überschreiten. Alle bisherigen Bemühungen, zu verhindern, daß fürs Leben notwendige Stoffe durch eine kleine Anzahl von Menschen zum Gegenstand wucherischer Ausbeutung gemacht werden, wie dies bei den Trust der Fall ist, erweisen sich als fruchtlos. Das Eigentum an Grund und Boden vollends bleibt unantastbar.

Weder die Kirchen, noch die geläufige Moral denken daran, zum Sturm auf diese Zitadellen einer vorgeblichen Zivilisation vorzugehen. Ohne Zaudern verneigen sie sich vor dieser vorhandenen Ordnung des Eigentums, ungeachtet der ungeheuerlichen Ungleichheit in der Verteilung des Besitzes.

Selbst der Sozialismus, der gegen den Kapitalismus zu Felde zieht, wendet sich in Wirklichkeit gar nicht gegen die Besitzgier, woraus doch der Kapitalismus entsprungen ist. Sehr selten sind die Führer, die öffentlich oder im Verborgenen ihres Herzens ihm Absage leisten und die für sich selbst, für ihre Klasse und ihre Sache alle Gemeinschaft mit ihm ablehnen. Viele Sozialisten, namentlich einige ihrer bedeutendsten Theoretiker, wollen keineswegs die Macht des Mammons zerstören, sondern bloß die entthronen, die gegenwärtig im Besitze seiner Machtfülle sind.

Inmitten eines solchen Standes der Dinge, wo alle menschliche Tätigkeit den Wettbewerb zum Beweggrund und Prinzip hat, wo die Konkurrenz um den Besitz offen waltet, ohne Fesseln und Schranken, zwischen den Einzelnen, den Familien, den Klassen, wie könnte man da daran denken, das Gelüsten nach Eroberungen aus den internationalen Beziehungen zu verbannen? Kann die Kuppel jemals auf anderen Grundlagen ruhen als das übrige Gebäude?

Auch die, welche die Ueberwindung des Krieges von einer allgemeinen Herrschaft der Demokratie erwarten, wiegen sich in Täuschungen. Sicherlich würden die Volksmassen, die die blinden Opfer der gegenwärtigen Schlächtereien sind, diesen ein Ende machen, wenn sie dazu die Macht hätten. Aber wenn nicht eine tiefgreifende Aenderung in den Beweggründen ihres Tuns eintritt, so werden auch die Völker stets wieder dem Antrieb der räuberischen und

[1]) L'accaparement.

tyrannischen Neigungen, die dem natürlichen Menschen eigen sind, nachgeben. Der beschränktere Horizont ihrer Begierden wird sie vielleicht nicht zu internationalen Kriegen veranlassen, aber ihre auf Ueberwältigung und Ausbeutung Anderer abzielenden Leidenschaften werden sich auf weniger entfernte Gegenstände werfen und wir werden die Kämpfe der Parteien, der Klassen, der Kasten oder Interessengruppen haben. Einige von ihrem Interesse getriebene Agitatoren werden genügen, um die Flamme, deren Herd nicht ausgelöscht sein wird, frisch zu entfachen.

Kurz, wir dürfen es als eine ausgemachte Sache betrachten: keine Macht der Welt wird der tiefen Ursachen des Krieges Herr werden, außer einer Aenderung in der Einstellung der Herzen. Die letzte Grundlage der menschlichen Beziehungen selbst muß verändert werden. Wir müssen bis zu dem Ausgangspunkt alles Wollens zurückgehen und dort einen neuen Beweggrund alles Tuns setzen.

Christliche Studenten, welches wird dieser Ausgangspunkt sein?

Jesus Christus zeigt ihn uns in sehr einfachen Worten und mit vollkommener Klarheit: es ist der Wille zum Dienen und der Verzicht auf Reichtum.

„Die Fürsten der Völker herrschen über sie und die Großen üben Gewalt an ihnen. So soll es unter euch nicht sein, sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener, wie der Menschensohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene."

Das ist der Geist des Dienens, der Gegensatz zum Geiste des Herrschens.

„Niemand kann zwei Herren dienen; . . . . . ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon."

Das ist die unumgängliche Absage, die die ausdrückliche Vorbedingung des Dienens bildet.

Wie die Herrschgier und Habsucht sich verbinden, um die kriegerische Geistesart zu bilden, so ergänzen und unterstützen sich der Geist des Dienens und der Verzicht auf Reichtum, um jene rückhaltlose Hingabe seiner selbst hervorzubringen, die aus dem Menschen ein Werkzeug der Macht Gottes schafft. Von einer kleinen Zahl von Menschen in ihrer Fülle ergriffen und verwirklicht, vermögen sie die Welt in der Richtung des Heils mit fortzureißen, gerade wie entgegengesetzte Kräfte sie in der Richtung des Verderbens mit fortgerissen haben. Sie vermögen es, weil sie eine im höchsten Grad wirksame Gegenkraft darstellen, einen höchsten, fortreißenden Antrieb, der in das Land der Seele einbricht und es erobert, der durch Uebung wächst, der auch seinerseits zur Leidenschaft wird. Diese erlösende Leidenschaft ist imstande, die bisher herrschenden Leidenschaften matt zu setzen, weil sie selbst nicht weniger männlich, sondern männlicher ist als diese Leidenschaften, weil sie

ein höchster Aufschwung der Seele ist, voll schöpferischer Energie, voll Verachtung der Gefahr, stark an allen edelsten Kräften, die die Seele bewegen mögen. Dieser aktive Charakter ist es, durch den sie die Oberhand gewinnen wird.

Aber worin denn soll, so fragen Sie wohl, die neue Art bestehen? Hat man nicht von jeher diese Prinzipien verkündigt und diese Tugenden gepredigt?

Meine Antwort lautet: *Man hat sie gepredigt ohne ihr Gegenteil zu verurteilen.* Der Kompromiß ist überall König gewesen. Der Dienst des Nächsten paktiert mit dem selbstischen Interesse und die Pflicht, sich hinzugeben, paktiert mit dem Durst nach Besitz. Man hat das Mirakel zustande gebracht, die beiden entgegengesetzten Forderungen zu versöhnen und beides zusammen als anerkanntes Ziel des menschlichen Strebens gelten zu lassen. Daraus ist ein Wesen entstanden, das auf beiden Seiten hinkt, ohne sichere Orientierung und von moralischer Ohnmacht gelähmt. Der Dienst am Nächsten ist ein Zweck, der als Anhang des übrigen Lebens hinzukommt, ein Luxuszweck, dem man soweit nachstrebt, als der persönliche Vorteil darunter nicht zu sehr leidet. Es ist ein Abfall vom Ueberfluß, wie das Almosen. Darum denn auch die ungemessene Bewunderung für Fälle wirklicher Selbstlosigkeit der Hingabe! Man erhebt sie als Erscheinungen, die über das gewöhnliche Maß hinausgehen. Die Entsagung ist eine überschüssige Tugend.

Die Stunde ist aber gekommen, wo es gilt, mit diesem Kompromiß zu brechen, wenn wir am Kommen einer neuen Welt arbeiten wollen. Einzig die Menschen, die Gott *einer völligen Hingabe ihrer selbst, nach Leib und Seele,* fähig erfinden wird, werden die Urheber einer Strömung erneuernder Kräfte sein können. Sie werden die auserwählten Erzieher nicht nur eines neuen Geschlechtes, sondern all ihrer Zeitgenossen sein.

Zurückkehren zum Ausgangspunkt unseres Lebens; seine ganze Einstellung ändern; mit fester Hand alles beseitigen, was uns auf falsche Bahnen lenkt, und dann, befreit von dem, was das Dienen lähmt und verdirbt, unseren Weg gehen — das ist die notwendige Vorbereitung, die wir „die Erziehung der Erzieher" genannt haben. Nichts weniger, aber auch nichts mehr, und jedenfalls nichts anderes.

Es ist nicht notwendig, daß wir die ökonomischen und sozialen Probleme gelöst oder die Antwort vorausgenommen haben, die auf die Fragen dieser tragischen Stunde gegeben werden wird; es ist der Ausgangspunkt worauf es ankommt. Der Ausgangspunkt aber ist die freie Entscheidung des Willens. Die Hingabe seiner selbst und der Verzicht auf Reichtum sind Taten, die sich in der Einsamkeit unseres Innern vollziehen müssen. Nichts veranlaßt uns, sie zu verschieben, bis man den Ausgang der gegenwärtigen

Katastrophen erkennen kann. Welches immer dieser Ausgang sei und welches die Formen des sozialen, ökonomischen, internationalen Wiederaufbaus, die man morgen entwerfen mag, es ist auf alle Fälle notwendig, daß eine Schar von Männern und Frauen sich ohne Rückhalt dem Ideal der Gerechtigkeit und des Friedens weihen, das in Jesus Christus enthüllt ist. Und diese Schar kann schon heute rekrutiert, eingeübt, organisiert werden. Nur die Bedingungen der Anwerbung kommen in Betracht. Diese Bedingungen aber: Hingabe seiner selbst, Wille zum Dienen, sind keine grausamen Forderungen. Oder glauben Sie, der Verzicht auf Reichtum bedeute eine Verarmung? Ganz sicher nicht! Er ist eine Erlösung. Erst indem wir uns hingeben mit Leib und Gut, finden wir uns selbst. Besitztümer, ehrgeizige Ziele, Verlangen nach Genuß oder träger Ruhe, das alles sind Ketten, die uns binden. Das alles hindert uns, unsere wahre Natur, unseren Genius, zu entfalten. Unsere Freiheit besteht darin, die Ketten fahren zu lassen, an die wir uns klammern, ohne zu wissen, daß sie uns in der Knechtschaft festhalten.

Wunderbar ist auf der anderen Seite die Macht, die in dieser innern Freiheit liegt; erstaunlich die Anziehungskraft von Menschen, welche dergestalt frei geworden sind! Lesen Sie daraufhin das Leben des Franziskus von Assisi. Vielleicht ist gar nicht nötig, so weit weg zu suchen. Manche von uns kennen zeitgenössische Beispiele dieser strahlenden Kraft und Freudigkeit, die von einem ungeteilten Herzen ausgehen. O seltsamer Reichtum, o wunderbare Entfaltung solcher Seelen, die frei sind von erbärmlichem Ehrgeiz, die mit allem, was da lebt, in warmem Mitleben verbunden sind! Sie haben die Verkümmerung gegen das volle Leben vertauscht und in ihrem Verzicht auf alles verwirklicht sich das triumphierende Wort des Apostels: „Alles ist euer!"

Frau E. Pieczynska (Wegmühle, Bern). Uebersetzt von L. R.

Der Prozess der Tolstojaner in Moskau.

Ich habe lange gezögert, meinem Artikel diesen Titel zu geben. Denn es gibt im Grunde keine Tolstojaner. Oder, genauer gesagt, alle, welche sich Tolstojaner nennen, haben sehr wenig mit Tolstoj gemein. Hat nicht Tolstoj selber in seiner oft so paradoxen Sprache den gleichen Gedanken ausgedrückt, als er einem Freunde schrieb: „Es gibt niemand, der mir so fern stünde, wie die sogenannten Tolstojaner."

Tolstoj wiederholte gern den Ausspruch Pascals: „Man wird allein sterben müssen." Er zog daraus den weiteren Schluß: „Man muß darum auch allein leben können." Auf diese Art wollte Tolstoj der

absoluten Gedankenfreiheit, der Selbständigkeit, der persönlichen Ueberzeugung, mit einem Wort, der Selbständigkeit der Religion einen prägnanten Ausdruck verleihen. Daher kommt der Mangel an Organisation bei den Freunden und Gesinnungsgenossen Tolstojs. Es gibt keine tolstojanische Sekte.

Aber die russischen Zeitungen haben anfangs April fast jeden Tag den Titel „Der Prozeß der Tolstojaner" gebraucht. Ich behalte ihn, um dadurch anzudeuten, wovon ich hier reden will.

Sehen Sie sich diese Gruppe von Männern und Frauen, die sich Tolstojaner nennen, etwas genauer an. Sie werden bald sehen, daß nicht zwei von ihnen in ihrer religiösen Ueberzeugung völlig übereinstimmen. Ihre Einheit entspringt viel eher einem gemeinsamen Gegensatz. Der gemeinsame Feind, der ihnen diese Einheit verliehen hat, ist das Verbrechen des Krieges. Es ist für sie alle ein Greuel, gegen den sie mit vereinten Kräften kämpfen müssen.

Teilen wir diese Leute in einzelne Gruppen ein, um sie besser studieren zu können. Im ganzen waren am Prozeß ungefähr hundert Personen beteiligt, achtundzwanzig Angeklagte und mehr als siebzig Zeugen. Diese zwei Hauptgruppen zerfallen wieder in Unterabteilungen.

Bei den Angeklagten unterscheiden wir zwei Gruppen. Die erste besteht aus drei Personen: Sergius Popoff, Wassili Bespaloff und Leo Pullner. Die zweite umfaßt alle übrigen. Ihren Mittelpunkt bilden auch wieder drei Personen: Valentin Bulgakoff, Duchan Makowitski und Ivan Treguboff.

Wir entnehmen der russischen Zeitung „Rußkoje Slowo" einige charakteristische Züge über die erste Gruppe. Darin sind auch einzelne Angaben über den besondern Charakter der ganzen Angelegenheit enthalten.

„Am 24. Oktober 1914 vereinigte sich eine Gruppe von Arbeitern bei einer Gießerei (in der Nähe der Stadt Tula). Sie lasen laut einen Aufruf, der an den Zaun geheftet war.

Vereinzelte Stimmen riefen: „Solche Menschen gehören ins Gefängnis." Ein junger Mujik mit langen Haaren und kurzem hellbraunem Bart in einem langen Kittel entfernte sich von der Gruppe.

Inmitten der Arbeiter befand sich der Direktor der Gießerei. Als er den Aufruf gelesen hatte, rief er laut: „Mir nach, ihr Arbeiter; es ist ein Spion." Und er lief, um des Mujiks habhaft zu werden und ließ ihn von den Soldaten, die in der Nähe waren, verhaften. Der sonderbare Mujik machte keinerlei Versuch, zu fliehen oder Widerstand zu leisten. Er stellte sich ohne weiteres dem Direktor zur Verfügung, der ihn der Polizei überwies. Unterwegs gab er an, er heiße Sergius Popoff und erklärte, er habe noch weitere Exemplare des gleichen Aufrufs in Tula angeschlagen. Man konnte in der Tat an verschiedenen Orten der Stadt, an den Zäunen und an den Telegraphenstangen solche Aufrufe sehen. Es war immer der gleiche Text, der mit den Worten begann: „Liebe Brüder und Schwestern." Der Aufruf

war unterschrieben: „Eure Brüder Sergius Popoff, Wassili Bespaloff und Leo Pullner.“ Neben diesen Unterschriften befand sich die Adresse der Verfasser des Aufrufs: „Dorf Khmelowo, zehn Kilometer von Tula.“

Als ihnen diese Aufrufe eingeliefert wurden, fühlten sich Polizei und Behörde in ihrem Berufsbewußtsein tief verletzt. Die Verfasser des Aufrufs hatten der diesbezüglichen Tradition, den Gesetzen der Logik und den Grundsätzen von Kampf und Verschwörung keinerlei Rechnung getragen. So erhob sich vor allem eine Frage: Wie soll man sich denn gegen diesen Aufruf und seine Verfasser verhalten? Ist es wirklich eine Empörung gegen die Behörde? Ist es nicht einfach ein Glaubensbekenntnis, ohne den Versuch, in den Massen den Willen zum Handeln wachzurufen?

Die Unterschriften des Aufrufs und die Adresse schienen eher eine Art Visitenkarte zu sein, welche die Schuldigen beim Polizeibureau abgeben wollten.

Was sind diese Menschen? Sind es Gottesmänner, Gewissenshelden? Oder sind es leichtsinnige Gassenbuben, sind es einseitige und hartnäckige Sektierer? Ihre Charakteristik soll darauf antworten.

Sergius Popoff ist der Verfasser des Aufrufs. Seine Gestalt ist nicht nur für den, der die tolstojanischen Bewegung studieren will, sondern auch für den Historiker der russischen Sitten höchst bemerkenswert.

Es sind schon einige Jahre, seit Popoff in Jasnaia Poliana erschien. In seinem äußern Leben hat er das Ideal der Einfachheit verwirklicht. Popoff stammt von einer reichen Familie aus Petrograd. Sein Vater ist Kommerzienrat, sein Onkel präsidiert am Gerichtshof einer großen russischen Provinzialstadt. Schon als Gymnasiast hatte sich Popoff für die Gedankenwelt Tolstojs begeistert. Danach verließ er seine Familie, gab der Umgebung, in der er aufgewachsen war, den Abschied und begann, wie ein Landstreicher zu leben. Seine Familie litt zunächst sehr darunter, versöhnte sich aber nachher mit ihm. Oftmals brachte er seine Familie in Verlegenheit. Mehr als einmal wurde er im Laufe seiner endlosen Wanderungen verhaftet. Das Wanderleben aber wurde zur Grundlage der Weltanschauung Popoffs. Er zog durch ganz Rußland; er besuchte die Intellektuellenkolonien des Kaukasus; er irrte in den Steppen der Krim umher. Er zog durch den Ural und begab sich von dort zu den Sektierern der Wolga.

Da er keine äußere Ordnung anerkennt, weigert sich Popoff kategorisch, irgend einen Paß oder eine Legitimationskarte bei sich zu führen. Darum wurde er oft verhaftet nnd per Schub nach Petrograd zurückspediert. Oft mußten ihm seine Gesinnungsgenossen an Ort und Stelle zu Hilfe eilen. Popoffs Gewissen verträgt sich nicht mit der äußeren Lebensordnung. An Stelle der äußeren Lebensnormen setzt

er geistige Prinzipien. Wenn man ihn fragt: „Wer bist du?“ so antwortet er: „Sohn Gottes.“

„Aus welcher Regierung kommst du?“

„Sie reden von Regierungen; sie irren; das ist ein Blendwerk; es gibt keine Regierungen; es gibt nur die Welt Gottes, und die Welt Gottes, das ist das Haus Gottes.“

„Wie nennt man dich?“

„Serjoscha[1]) Popoff, dein Bruder.“

Serjoscha Popoff gewinnt sogar harte Polizistenherzen durch seine echt christliche Demut. Einmal ließ ihn ein Polizeichef prügeln, ließ sich aber nachher begütigen und wollte ihm Geld zustecken. Popoff gab es ihm aber zurück; denn er leugnet die Berechtigung des Geldes und führt darum keins bei sich.

Oft geriet er ins Polizeibureau oder ins Gefängnis; aber man beeilte sich, ihn zu befreien. In Tula kennt ihn jedermann.

Er wohnt in einer selbstgebauten Hütte und bemüht sich, aus seinem Leben die letzte Spur weltlicher Kultur auszumerzen. Er hat sein Leben aufs äußerste vereinfacht und sich selber ein Hemd aus Schnur gewoben. Strahlend vor Freude zeigte er es einmal und sagte: „Es ist so gut, daß mich sogar die Bauern nicht darum beneiden.“

Popoff arbeitet hie und da auf den Bauernhöfen der Intellektuellen, die ihr Leben vereinfacht haben. Doch zieht er es vor, bei den eigentlichen Bauern zu arbeiten — im Garten oder auf dem Feld. Er versteht sich darauf, Brunnen zu graben und tut es sehr gern; denn er hält es für eine gute Tat, den Bauern Gottes Wasser zu verschaffen.

Die Bauern lieben Popoff, behandeln ihn sehr freundlich und überhäufen ihn mit Kosenamen. Es wäre eine Sünde, ihn zu beleidigen, sagen sie. Sie schätzen seine Arbeit. Popoff ißt keine Eier und trinkt keine Milch. Er lebt ausschließlich von Gemüsen. Die Liebe zu den Tieren ist aufs innigste mit seiner Lebensanschauung verbunden. Er pflügt nie mit Pferden; es wäre in seinen Augen eine Sünde. Er spatet alles selber um. Er weigert sich, Honig zu essen; denn zu seiner Herstellung muß man Bienen töten.

Das höchste Ideal Popoffs ist das Wanderleben ohne ständigen Wohnort. Durch Gottes Welt wandern und mit allem, was in der Welt lebt, die Freude gemeinsam genießen, ist sein Daseinsrecht. „Gott ist in allem.“ Popoff trennt sich nie vom Buch Tolstojs „Der Weg des Lebens“ (Tolstoj hat dieses Buch im letzten Jahr seines Lebens verfaßt und es für das Volk bestimmt).

Popoff ist nicht nur mild und sanftmütig, sondern außerordentlich charaktervoll, wenn es die Verteidigung seiner Ansichten gilt. Er weigerte sich, vor den Gefängnisbehörden aufzustehen. Einmal gab ihm der Gefängnisinspektor einen Befehl und fügte bei: „Ich bin der

[1]) Diminutiv von Sergius.

Herr." — „Ich habe keinen andern Herrn als Gott; du und ich sind Söhne Gottes," antwortete Popoff, der übrigens alle Menschen duzt. Dem gleichen Gefängnisinspektor sagte er einmal: „Bruder, gib doch dein Amt auf; es ist ja eine Sünde, laß uns alle frei. Sieh, wie die Welt schön und frei ist."

Leo Pullner, das war der Name, der dicht neben Popoffs Namen unter dem Aufruf stand. Er lebte in der gleichen Lehmhütte wie Popoff. Dieser junge Mensch hat seine (orthodox-jüdische) Familie verlassen. Vor drei Jahren kam er nach Jasnaia Poliana und befreundete sich dort mit Popoff. Pullner ist ein typisches Produkt des jüdischen Ghetto. Er ist physisch schwach, ein glühender, begeisterter Idealist.

Bei seiner ersten Bekanntschaft mit den Tolstojanern gab er dem Talmud den Abschied, verließ seine Familie und begann, in treuer Befolgung der tolstojschen Grundsätze zu arbeiten. Er spatet mit Popoff den Boden der tulanischen Bauern und gräbt ihnen Brunnen. Die Bauern nennen ihn „Bruder Leo" und behandeln ihn mit besonderer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit; sie wissen, daß er Jude ist.

Die dritte Unterschrift des Aufrufs ist die des Bauern Wassili Bespaloff. Seine Teilnahme an der Sache ist ganz zufälliger Art. Er kam nach Tula, um Popoff zu besuchen, las den Aufruf, hatte Freude daran und unterschrieb ihn. Dann half er Popoff, die Flugblätter anzuschlagen.

Bespaloff ist früher Gemeindeschreiber gewesen. Um seinem Gewissen zu folgen, gab er sein Amt auf und beschäftigte sich mit landwirtschaftlichen Arbeiten. Seine philosophischen und literarischen Kenntnisse, seine ganze intellektuelle Entwicklung sind staunenswert. Dieser sechsunddreißig Jahre alte „Mujik" ist schweigsam, ernst, in sich gekehrt. Er neigt zur stillen Meditation. Eine zeitlang hielt er das Schweigen für das Hauptdogma seines Glaubens. Als er aber Tolstojaner wurde, brach er dieses Schweigen, namentlich unter Popoffs Einfluß, der es als echter „Vogel des Himmels" für nötig hält, dem göttlichen Tempel des Weltalls lebendige Loblieder darzubringen.

Ein zweiter Aufruf wurde von einer anderen Gruppe herausgegeben. Diese Gruppe war mit dem Vorgehen Popoffs nicht einverstanden, obwohl sie vor seiner Initiative Achtung empfand. (Wir haben schon die Uebersetzung dieses zweiten Aufrufs in der zweiten Nummer der Zeitschrift „Demain" publiziert.[1]) An der Spitze dieser Gruppe sehen wir die drei an zweiter Stelle genannten Persönlichkeiten, die nicht weniger interessant sind, als die drei bereits charakterisierten. Es sind Ivan Treguboff, Valentin Bulgakoff und Duchan Makowitski.

---

[1]) Eine Uebersetzung ist in der Februar-Nummer der Neuen Wege erschienen. Die Redaktion.

Treguboff ist der älteste. Er ist fast sechzig Jahre alt. Ich kenne ihn seit dreißig Jahren und bin aufs innigste mit ihm befreundet. Er wurde als Sohn eines Priesters in einer kleinen Stadt Südrußlands geboren. Sehr ernst, äußerst streng gegen sich selber, gewissenhaft und wahrhaftig, ist er beständig bemüht, die Menschen zum gemeinsamen Suchen des höchsten Gutes zu verbinden. Nicht er hat die orthodoxe Kirche verlassen; es ist die Kirche, die ihn durch die Unsittlichkeit ihrer Diener und die Lüge ihrer Lehren abgestoßen hat. Was ihn mit Tolstoj verband, war die Liebe zu der Wahrheit, die der große Apostel verkündigte und das redliche Bestreben Tolstojs, im Leben mit der Lehre Christi ernst zu machen. Treguboff ist Vertreter der gemeinsamen Aktion. „Eintracht macht stark" könnte sein Motto sein. Hierin unterscheidet er sich von Tolstoj, der in seinem Leben oft kollektive Schritte vermied. Meiner Ansicht nach ist Treguboff der Haupturheber des zweiten Aufrufs. Durch diesen Aufruf wollte er die Menschen zu einem gemeinsamen Protest gegen das Verbrechen des Krieges vereinigen.

Valentin Bulgakoff ist der Verfasser des Aufrufs. Es ist ein junger, kraftvoller, kühner und literarisch hoch begabter Mann. Als Student an der Moskauer Universität las er Tolstojs Werke. Er besann sich nicht lang. Er verließ die Universität, ging zu Tolstoj, ließ sich nicht weit von ihm (bei seinem Freunde Tschertkoff) nieder und verwendete seine ganze Kraft auf die Verbreitung der „frohen Botschaft". Als der Sekretär Tolstojs, Nikolas Gussef, ins Gefängnis gesteckt und dann verbannt wurde, trat Bulgakoff an seine Stelle. Seine Hingabe an den Meister ist unbegrenzt. Bulgakoff hat diese Zeit innigster Geistesgemeinschaft mit Tolstoj in seinem Buch „Bei Tolstoj während des letzten Jahres seines Lebens" beschrieben. Als er zum Militärdienst einberufen wurde, hat er sich kategorisch geweigert, einzurücken. Die Militärbehörde benützte aber seine Kurzsichtigkeit, um ihn für untauglich zu erklären. So ließ man ihn frei, und er kam nach Jasnaia Poliana zurück.

Die dritte Person ist Duchan Makowitski, der intime Freund Tolstojs, sein Arzt, genauer gesagt, sein Krankenwärter. Es ist ein Asket, ein Heiliger. Als ich ihn zum letztenmal besuchte, wohnte er in einem kleinen Dorf bei Jasnaia Poliana. Den ganzen Tag pflegte er Kranke. Am Nachmittag besuchte er die Patienten, die nicht zu ihm kommen konnten. Er schlief nur auf Brettern. Sein Kopfkissen bestand aus einigen Büchern, die mit dünner Leinwand überzogen waren. Er verblieb ungefähr sechs Jahre im Hause Tolstojs. Während dieser Zeit schrieb er alles auf, was er von Tolstoj vernahm. So entstand ein umfangreiches Werk, das sein Freund Guseff gegenwärtig ordnet. Duchan Makowitski ist nicht ohne Fehler. Er ist Nationalist, Panslavist. Tolstoj, der ihn leidenschaftlich liebte, sagte, dieser Fehler sei ihm gegeben worden, damit er auf Erden bleibe. Sonst würde er seinen Flug zum Himmel nehmen. Er kennt aber keinen Haß

gegen seine Feinde. Ich nehme an, gerade diese Eigentümlichkeit habe ihn veranlaßt, zu unterschreiben. Dieser Duchan war der einzige Begleiter Tolstojs, als er Jasnaia Poliana verließ.

Das sind die Verbrecher, die man vor Gericht zog. Sie waren natürlich viel zahlreicher. Wenn ich sechs Persönlichkeiten besonders charakterisiert habe, ist es einfach, weil ich sie genauer kenne, nicht weil ich ihnen mehr Wert beimesse, als den andern.

Das schauderhafte Verbrechen, dem die Menschheit verfallen ist, das Mitleid mit den Menschen, die zum Verbrechen mitgerissen werden, verband diese Freunde Tolstojs zu einem edeln und aufrichtigen Protest. Durch solchen Adel und solche Aufrichtigkeit wurden die Richter entwaffnet.

Ein Teil der Angeklagten wurde einige Monate vor dem Urteil gegen Kaution freigelassen. Der Prozeß begann am 3. April. Alle Angeklagten waren infolge des Kriegszustandes dem Militärgericht überwiesen worden. Infolge der großen Zahl der Angeklagten und der Zeugen wurde es nötig, zu den Verhandlungen nicht das kleine Gebäude des Militärgerichts, sondern den großen Justizpalast des Bezirks Moskau zu benützen. Dieser Justizpalast ist ein prunkvolles Gebäude innerhalb des Kreml. Der große, der Kaiserin Katharina II. gewidmete Saal bildete einen seltsamen Gegensatz zum Publikum, das ihn an diesem Tag füllte. Neben den vornehmen Vertretern der Moskauer Jurisprudenz sah man eine Gruppe von Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen in Bauerntracht. Die Greise trugen langen Bart, hatten Kaftane und große Stiefel an. Die jungen Mädchen trugen kurzes, blondes Haar. Sie hatten einfache Blusen an. Alle hatten intelligente Gesichter, etwas Sanftes, fast Schüchternes und doch wieder Tiefes, Entschlossenes im Blick. Sie waren von Zeugen, ihren Freunden, ihren Verwandten, ihren Gesinnungsgenossen umgeben.

„Die Justizbehörden," schrieb mir Frau Suchotin — die älteste Tochter Tolstojs — „haben uns ein Meeting von Tolstojanern veranstaltet, wie wir es selber nie zustande gebracht hätten. Bei den Gerichtsverhandlungen über Bulgakoff, Duchan und Makowitski waren alle zugegen, die in inniger Beziehung zu Tolstoj standen oder jetzt noch stehen. Ich traf im Zeugensaal gute Freunde, die ich seit Jahrzehnten nicht gesehen hatte. Von denen, mit welchen man in stetem Verkehr geblieben war, gar nicht zu reden."

Geben wir einem Moskauer Journalisten, der den Verhandlungen beiwohnte, das Wort: „Hunderte von Menschen drängten sich in den Gängen des Moskauer Gerichtsgebäudes, Zeugen, Advokaten, Verwandte und Freunde der Angeklagten. Die sonderbaren Verbrecher, die durch ihre bescheidene Haltung sofort auffielen, lehnten sich an die Mauern oder wandelten unter dem Publikum. Seltsam in der jetzigen Zeit, diese friedfertigen Menschen mit den sanften Augen, dem liebenswürdigem Lächeln, den feinen Bewegungen, der stillen, schweig-

samen Haltung. Der sanfte geistige Widerstand und die ruhige Kraft dieser Menschen sind wunderbar. Gibt es auf der Welt etwas Größeres als eine solche „Hartnäckigkeit?“

Solche Menschen ließen sich früher mit Lächeln und Lobliedern im Munde vorbrennen und ans Kreuz schlagen.

Bulgakoff, der Sekretär Tolstojs, erstrahlt in lebendiger Sanftmut. Mit Rührung weist er auf die Angeklagten hin und weiß von jedem in höchsten Liebestönen zu reden. „Der da ist wirklich bemerkenswert, und diese dort staunenswert . . . Schauen Sie diese alte Frau,“ sagt er leise und fröhlich, indem er uns eine alte Frau mit weißen Haaren zeigt, „das ist E. P. Netschajewa. Höchst wunderbar. Niemand suchte sie; sie selber sagte auf der Straße, gerade vor der Polizei: „Ja, ich bin ganz mit ihnen einverstanden; was sie geschrieben und gesagt haben, ist gerecht und wahr.“ — „Und das ist Nowikof,“ sagte er, „ein bemerkenswerter Mensch, der bedeutendste von uns allen. Es ist der Bauer, zu dem sich Tolstoj am Schluß seines Lebens flüchten wollte.“ —

Dieser Greis mit dem langen grauen Bart, der sich uns nähert, ist Radin. Seine ganze Familie, seine Frau, seine zwei Söhne und seine Tochter sind hier. Die ganze Familie hat den Aufruf unterschrieben und ist nun aus den Steppen von Wonorejch mit unerschütterlichem Glauben in den Gerichtssaal gekommen. Was ihrer von seiten des Gerichts droht, macht diesen Angeklagten nicht die geringste Sorge. „Ich denke gar nicht an das Gericht,“ sagt Bulgakoff, „ich denke viel eher an das, was getan worden ist.“ Treguboff nähert sich uns. „Nun, wie geht's?“ fragen wir. „Gut, nun geht's recht gut,“ sagt er tapfer. „Vorher war ich niedergeschlagen; denn ich dachte immer: es muß, es muß etwas geschehen. Aber als man uns ins Gefängnis steckte, fühlte ich, wie mein Gewissen beruhigt war. Handeln mußte man, das Gewissen verlangte es.“ Zwischen den Reihen von Soldaten mit Säbel und aufgepflanztem Bajonett werden die Angeklagten in den Gerichtssaal geführt. Da werden sie wie neu belebt. Fröhlich grüßen sie ihre Gesinnungsgenossen. Ihrer sind fünf. Neben den Russen befinden sich ein Jude und ein Deutscher. So sehr hat das Tolstojsche Ideal die verschiedenartigsten Menschen zusammengebracht. Unter den Zeugen finden sich auch Menschen, die aufs engste mit Tolstojs Namen und Gedanken verbunden sind, Tschertkoff, Gorbunoff, Stachowitsch, Goldenweiser, und die Kinder Tolstojs: Tatiana, Alexandra und Sergius.

Die Angeklagten helfen dem Gerichtsdiener, Bänke hereinzutragen und zu stellen. Sie suchen sich nützlich zu machen. Ein seltsamer Gedanke, diese so ergebenen, ruhigen, friedfertigen Menschen, die nun auf der Anklagebank Platz nehmen müssen. Die Richter treten mit der erforderlichen Feierlichkeit ein. Der Präsident erklärt zunächst, daß die Gerichtsverhandlungen infolge des Kriegszustandes bei geschlossenen Türen stattfinden müssen. Das Publikum verläßt den Saal. Doch wird einer ziemlich ansehnlichen Gruppe erlaubt, den

Verhandlungen beizuwohnen. Es sind die Advokaten, die Justizbeamten, die Verwandten und Freunde der Angeklagten (jeder Angeklagte hat nämlich das Recht, drei ihm nahe stehende Personen der Sitzung beiwohnen zu lassen). Die Zeugen werden vereidigt. Die Mehrheit weigert sich, es zu tun — aus Gewissensgründen. Diese Förmlichkeit, die sie für unsinnig und verletzend halten, wird für sie durch etwas ersetzt, das man in der Gerichtssprache „feierliches Versprechen" nennt. Es besteht im passiven Einverständnis mit einer Erklärung des Präsidenten. Die Zeugen werden verhört. Die Angeklagten erwidern oder fügen weitere Angaben bei. Die meisten Zeugnisse waren ein Lob der Angeklagten. Die Antworten der Angeklagten war nichts als ihr Glaubensbekenntnis.

Es passierten einzelne seltsame Vorfälle. Man läßt Sergius Popoff kommen.

Der Präsident fragt: „Ihr Name?"

„Sohn Gottes bin ich."

„Aber wie nennen Sie denn Ihre Bekannten?"

„Meine Persönlichkeit, meine Erscheinung heißt Sergius Popoff."

„Wie alt sind Sie?"

„Ich bin ewig."

„Aber wann erschien denn Ihre Erscheinung auf der Welt?"

„Meine Erscheinung ist achtundzwanzig Jahre alt."

Nach einem Schweigen fragte der Präsident, der sich kaum des Lachens enthalten konnte: „Können Sie mir sagen, wann Ihre Erscheinung die Anklageschrift bekommen hat?"

Popoff antwortet; man lacht.

Die Reden Popoffs und Bulgakoffs machten großen Eindruck. Viele weinten; alle waren bewegt.

Der Angeklagte Treguboff erklärte den Richtern, er werde sich bei seinen Angaben auf die Evangelien berufen und dieselben zitieren. Der Präsident wollte es nicht zugeben; denn die Debatte sei politischer und nicht religiöser Natur. Die Verteidiger protestierten. Schließlich beschloß der Gerichtshof, man könne die Evangelien zitieren, soweit sie als Motiv des Verbrechens in Betracht kämen. Die Debatte beschränkte sich auf die juristische Grundlage der Anklage, welche von den Verteidigern Muravjoff und Maklakoff vollständig verworfen wurde. Als der Staatsanwalt nach beendigter Rede aus dem Gerichtsgebäude trat, kam eine Schar Zeugen zu ihm. Diese Zeugen erklärten, sie seien völlig solidarisch mit den Angeklagten und baten ihn, ihre Namen auf die Anklageakten einzutragen. Der Beamte war höchst erstaunt; er entsprach ihrem Begehren nicht.

Nach einer langen Beratung des Gerichtshofes (von Mittag bis Mitternacht) wurde folgendes Urteil gefällt:

Sergius Popoff wird folgenden Vergehens schuldig erklärt: Als er am 25. Oktober 1914 im Gouvernement Tula von Leuten aus dem Volke und von Garnisonssoldaten verhaftet und zum Dorfpolizisten

geführt wurde, hat er den Soldaten mit lauter Stimme erklärt: „Man soll nicht in den Krieg ziehen, noch daran teilnehmen. Wir sind alle Brüder. Die Deutschen haben die gleichen Seelen, wie wir." Popoff wird somit für schuldig erklärt, Soldaten zur Verweigerung ihrer Dienstpflicht aufgestiftet zu haben. Er wird zu 1½ Jahr Zuchthaus verurteilt. Ein Jahr und fünf Monate Präventivhaft werden ihm abgezogen. Er verliert seine bürgerlichen Rechte nicht.

Ferner werden sowohl Popoff als Pullner und Bespaloff folgenden Vergehens für schuldig erklärt: „Sie haben sich im Oktober 1914 verabredet, gemeinsam die Menschen aufzustiften, dem heutigen Krieg entgegenzuwirken, indem sie einen besondern Aufruf erließen. Dieser Aufruf trug den Titel: ‚Liebe Brüder und Schwestern'. Sie erklärten, daß es unser gemeinsamer Geist, der göttliche Geist sei, der sie veranlasse, sich an die Menschen zu wenden; sie hätten nicht gewünscht, durch diesen Aufruf Dienstverweigerungen zu provozieren, und nicht gedacht, daß ihr Aufruf solche Folgen nach sich ziehen könne. Auf Grund hiervon werden Popoff, Bespaloff und Pullner zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Präventivhaft wird von dieser Strafe abgezogen."

Schließlich werden alle fünfundzwanzig anwesenden Angeklagten folgenden Vergehens für schuldig erklärt: Sie haben sich verabredet, die Völker der kriegsführenden Staaten, Rußland inbegriffen, und auch die Völker der neutralen Staaten anzustiften, dem heutigen Krieg entgegenzuwirken. Zu diesem Zweck haben sie einen Aufruf verfaßt, den man zunächst in den neutralen Staaten drucken lassen wollte, und den man nachher in Rußland und in den andern kriegsführenden Staaten zu verbreiten hoffte. Zu diesem Zweck wurde der Aufruf „Besinnt euch, Brüder" von Bulgakoff, Treguboff unb Makowitski verfaßt und von den andern unterschrieben. Dieser Aufruf fordert ganz allgemein alle Menschen auf, sich dem Krieg zu widersetzen, ohne jedoch irgend jemanden zur Dienstverweigerung aufzustiften, und ohne anzunehmen, daß der Aufruf diese Folgen nach sich ziehen könne. Bulgakoff und Treguboff haben den Aufruf an viele Gesinnungsgenossen gesandt, damit sie ihn unterschrieben. Sie haben auch beabsichtigt, ihn in allen kriegsführenden Staaten, Rußland inbegriffen, und in den neutralen Staaten drucken zu lassen und zu verbreiten. Diese Absicht hat sich jedoch nicht erfüllt. In alledem hat der Gerichtshof nur die Vorbereitung auf das Vergehen erblickt, die das Gesetz nicht bestraft. Von der Anschuldigung, den Aufruf verbreitet zu haben, werden sämtliche Angeklagte freigesprochen.

* * *

Trotz der Ruhe, die ihre ganze Haltung charakterisierte, herrschte bei den Angeklagten große Freude, als sie ihre Freisprechung vernahmen. Daß Popoff mit einem Monat Haft bestraft wurde, fiel niemand allzuschwer, nicht einmal dem Verurteilten.

Die am Prozeß Beteiligten verbrachten den Abend bei einem Freunde Tolstojs.

Hier geben wir einem Journalisten das Wort, der zu diesem Abend eingeladen war:

„Es ist, als ob man in einer andern Welt wäre. Die lärmige, tobende Stadt, alle Verkehrtheiten unserer materialistischen Kultur, der Schrecken, die Angst, die unreine Leidenschaft — alles scheint verschwunden zu sein . . . wie reden sie doch einfach, diese Menschen! wie strahlend sind ihre Augen! wie gerad, wie aufrichtig ist ihr Gesichtsausdruck." Der Prozeß, sein Ausgang, das Urteil, alles erfüllt sie mit großer, unerwarteter Freude. „Auf die schwersten Strafen, auf Haft und Verbannung waren wir alle gefaßt, und auf einmal sind wir alle frei. Serjoscha allein verbringt noch einen Monat im Gefängnis."

Diese Freude ist weit davon entfernt, selbstsüchtig zu sein; sie ist viel zu rein und zu tief dazu. Man freut sich nicht über das eigene Los; man freut sich darüber, daß sich in der tiefsten Seele der Richter die gleichen Grundsätze der Liebe und Vergebung gefunden haben, wie bei den Angeklagten.

Die Advokaten, welche die Verteidigung übernommen hatten, redeten am meisten. Sie hatten an vielen wichtigen Gerichtsverhandlungen teilgenommen; viele Richter und Angeklagte hatten sie gesehen; aber nichts, was diesem Prozeß irgendwie gleichgekommen wäre.

Während des Prozesses gab es auf der Straße und in den Gängen viele rührende Vorfälle. Ein berühmter Moskauer Bildhauer befand sich unter dem Publikum. Er wurde so bewegt, daß er in der gleichen Nacht die Büste eines der Angeklagten begann. Die Büste ist bereits vollendet. In den weit geöffneten Augen sieht man die ewige Wahrheit. Der Bildhauer hat seine Arbeit „Du sollst nicht töten", genannt.

Frau Suchotin, welche ich schon anzuführen Gelegenheit hatte, hat mir ihren Eindruck vom Prozeß folgendermaßen beschrieben:

„Das Urteil ist ein ganz außergewöhnliches gewesen. Was wir alle wissen, was wir aber nicht genug glauben, und was wir nicht genug anwenden, ist, daß die Liebe ansteckender ist als irgend eine Krankheit, und daß diese Ansteckung beständig vor sich geht, und so rasch, daß es wie ein Wunder ist.

Wir befanden uns im Zeugenzimmer und nahmen uns alle vor, den Richtern gegenüber eine achtungsvolle und wohlwollende Gesinnung beizubehalten, wer sie auch seien, welchen Ton sie auch anschlügen, welches Urteil auch gefällt würde. Meine Schwester und ich haben versucht, dies als allgemeine „Parole" aufzustellen. Wir fürchteten ein wenig, gewisse Angeklagte oder Zeugen könnten die Richter reizen oder zu scharf kritisieren; sie könnten ihnen mit Ironie begegnen oder im Gespräch irgend eine Falle stellen. Wir wünschten, den ganzen Saal mit „guten Schwingungen" (wie die Theosophen

sagen) zu erfüllen, sodaß alle Anwesenden es empfinden müßten. Es ist glänzend gelungen.

Sie wissen wohl, daß der Staatsanwalt beim Kassationshof eine Klage eingereicht hat. Man sagt, dieser werde ihr keine weitern Folgen geben, da solche Prozesse nur gefährlich seien. Und es gibt keine Strafe, welche die Angeklagten einschüchtern oder „bessern" könnte. Aber diese Entscheidung ist *seine* Sache. *Wir* müssen in der gleichen Seelenstimmung bleiben, wie während des Prozesses."

Man könnte hier die Beschreibung des Prozesses schließen. Aber ich möchte noch einige Worte über die Bedeutung dieser Vorgänge beifügen. Aus den russischen Zeitungen und den Berichten konnte man neben den Worten der Achtung und des Wohlwollens einen Ton der Ironie herausspüren, diesen „Lämmern", diesen „Unschuldigen" gegenüber. Gewiß hätten sie ihr Ideal fest vertreten; aber dieses Ideal sei immerhin eine unerhörte Utopie. Man könne sie dank all der mildernden Umstände dulden; aber sie würden niemals imstande sein, das Leben der Menschheit in andere Bahnen zu lenken.

Ich glaube, man setzt viel aufs Spiel, wenn man die idealistischen Utopien verspottet, welche einzelne „Einfältige" je und je in der Geschichte der Menschheit gehegt haben. Gewiß, wenn man in der Alltäglichkeit verbleibt, läuft man nicht Gefahr, zu fallen. Aber was würde aus der Menschheit ohne diese Flüge ins Unendliche, ohne solche fernen Sterne? Sie würde in der Atmosphäre der niedrigen Instinkte, im dichten Nebel ihrer irdischen Interessen ersticken. Man würde den Maßstab des Schönen und des Wahren verlieren. Ich glaube darum, die sanfte Tollkühnheit und die schüchterne Festigkeit, mit der in diesem Prozeß die Worte der ewigen Wahrheit ausgesprochen worden sind, werden eine große Kraft haben; nachdem sie das Gericht von Moskau überwunden haben, werden sie das Böse überwinden, das das Leiden der ganzen Menschheit ist. Paul Birjukoff (übersetzt von J. M.).

Leo Tolstoj.

Ein Volk in seiner bittern Not, —
Da standst du auf,
Wie hell am Himmel Licht.
Bis in die ärmsten Hütten spendetest du Glück,
Wardst teuer allen Guten, alle liebten dich.
Gottsucher du in dumpfer Stickluftzeit,
Von Geldgier Freier und von Heuchelei,
Du Mann der Wahrheit!
Aus dir spricht Ursprüngliches.
Seit deinem Schwinden, wer glaubt stark wie du?

Wer will so Großes, liebt und tut so treu?
O glühe deine Flamme bis ins Mark
Uns Kraft ein, hellen Drang zum Ewigen,
Daß wir aus Schmach und Sklaverei erstehn!

Otto Volkart.

Grundlagen für ein neues Leben.[1]

1. Voraussetzungen.

In jeder Volksgemeinschaft findet sich ein starrer Block stumpfsinniger Individuen, die ohne jedes höhere Streben gedanken- und gewissenlos in den Tag hineinleben und durch nichts in ihrer trägen Ruhe zu erschüttern sind. Zufrieden trotz der unwürdigen Rolle, die sie in der Gesellschaft spielen, und unbekümmert um das Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen, ist ihr ganzes Sinnen und Trachten nur auf das Wohlbefinden der eigenen Person gerichtet. Sie stehen feindlich jeder fortschreitenden Bewegung gegenüber, weil sie davon eine Gefährdung oder Benachteiligung ihres heiligten Ichs befürchten. Diese Sorte Menschen ist leider noch sehr zahlreich und aus ihnen setzt sich jene zähe, dickflüssige Masse zusammen, die den Strom der Entwicklung immer wieder einzudämmen und aufzuhalten sucht. Achtenswerter erscheinen da jene konservativen Elemente, die temperamentvoll und tatkräftig längst überlebte Formen, Einrichtungen und Vorrechte verteidigen, dabei aber auf einer festen Lebensauffassung fußen, wenn auch nach unsern Begriffen auf einer verkehrten. Mit ihnen kann man sich in irgend einer Weise auseinandersetzen. Das ist aber nicht der Fall bei jener unentschiedenen Masse, denn wer da zugreifen will, erfaßt ein schwammiges und haltloses Etwas, aber nichts, was Knochen und Charakter hat.

Wenn schon der Mensch sich über das Tier erheben will, dann muß er sich eine klare Anschauung über das Leben bilden, die ihm in allen Fährnissen einen Halt bietet. Grundsätze muß der Mensch haben, einen Charakter; dann erst wird man ihn achten und schätzen können. Und handeln muß er seinen Grundsätzen gemäß, durch Taten seinen Charakter erweisen, sofern er als ein wertvoller Mensch beachtet werden will. —

Sich eine Weltanschauung bilden, d. h.: Alles, was unseren Sinnen und Gedanken erreichbar ist, einheitlich zusammenfassen, die verschiedenen Ein-

---

[1]) Wenn wir den folgenden Aufsatz, der uns freundlich zur Verfügung gestellt worden ist, in den Neuen Wegen veröffentlichen, so werden unsere Leser wohl bemerken, daß wir in den philosophischen und religiösen Grundfragen vielfach etwas anders stehen als der Verfasser. Aber wir fühlen uns in Geist und Gesinnung mit ihm Eins, und sein Aufsatz ist dazu als Zeichen dessen, was heute in den Geistern vorgeht, wertvoll. Denn der Verfasser ist ein deutscher sozialistischer Arbeiter. Die Red.

drücke, die wir empfingen und die Erkenntnisse, die wir gesammelt haben, zu einem harmonischen Ganzen verbinden. *Eine Weltanschauung bedeutet Vereinfachung, bedeutet die Vereinigung unserer unendlich vielfältigen Gedankenarbeit auf einer bestimmten Grundlinie.* Dabei sollen Temperament und Gefühl den gleichen Anteil haben wie das Wissen und der Verstand. Wenn gleich sich — allgemein betrachtet — das Reich des Geistigen als eine Einheit darstellt, so birgt es doch wieder einzelne verschiedene Bezirke in sich. Darauf deuten schon die verschiedenen Bezeichnungen „Gefühl", „Geist," „Seele" und „Verstand" hin.

Was nennen wir nun „Gefühl?" Es sind eine Anzahl Ausdrücke vorhanden, die den Begriff „Gefühl" zu umschreiben suchen wie z. B. „Unterbewußtsein," „Wesenheit," Instinkt," das „Unwillkürliche" u. s. w.; aber in keinem dieser Worte ist der volle Sinn enthalten. Gefühl ist eine Regung in unserm Innern, deren Herkunft wir nicht erfassen, deren Vorhandensein wir aber nicht leugnen können. Unser Vorstellungs- und unser Sprachvermögen reichen nicht aus, eine volle Erklärung zu geben. Man könnte vielleicht von Schwingungen reden, die wie elektrische Wellen durch alles Lebendige fluten, seitdem auf der Erde Leben entstand; auch von einem Urtrieb könnte man sprechen, der alle Lebewesen verbindet und auch in den Herzen der Menschen mehr oder minder kräftig wirkt. Das Gefühl kommt aus Tiefen, die wir nicht ergründen und strebt zu Höhen, die wir nicht ausdenken, sondern eben nur ahnen und fühlen können. Deswegen sind wir fast geneigt, ihm eine richtunggebende „gute" Macht zuzusprechen. Das Gefühl erscheint uns gleichsam als der Pulsschlag der Natur, als eine mahnende innere Stimme, die bald leise und zart erklingt wie Flüsterhauch und bald laut und voll erdröhnt wie Orgelton. Gefühl ist das noch nicht zum Bewußtsein erwachte Sein.

Das Wort „Verstand" ist leichter zu erklären. Es kommt her von „Verstehen" und umschließt Alles was wir wissen, erfahren und erkennen. Es gibt Viele, die das Vorhandensein ursprünglicher Gefühle schlankweg leugnen, für die selbst der Verstand nur das Erzeugnis von materiellen Veränderungen innerhalb der Gehirnsubstanz und das Denken mithin ein rein mechanischer Vorgang ist. Mit den Vertretern dieser Ansicht werden wir weiter unten noch Gelegenheit haben, uns auseinanderzusetzen. Vorderhand kommt es uns nur darauf an, darzutun, welcher Art die geistigen Kräfte sind, die wir zum Bau einer Weltanschauung benötigen.

Es ist klar: wenn Gefühl und Verstand in Erscheinung treten, sich offenbaren, dann können sie dies nur in und am Materiellen tun. So ist unser Leben eine ununterbrochene Kette von Handlungen, bei welchen in mehr oder minder gleichem Verhältnis die drei Faktoren Körper, Gefühl und Verstand zusammenwirken.

Die beiden Worte „Geist" und „Seele" gebrauchen wir im Sinne einer Zusammenfassung unserer Gefühls- und Verstandeskräfte; doch

neigen wir dazu, beim Gebrauch des Wortes „Geist“ den Nachdruck mehr auf das Verstandesmäßige und bei dem Worte „Seele“ mehr auf das Gefühl zu legen.

Erhebt sich ein Leben, in dem nur die Bedürfnisse des Körpers und das instinktive Gefühl maßgebend sind, ohne daß der Verstand dabei eine nennenswerte Rolle spielt, kaum über's Tier, über das eines naiven Wilden oder eines Kindes, so muß anderseits beklagt werden, daß wir gegenwärtig, wo einseitiger Weise nur der Verstand gepflegt wird, während das Gefühl kaum mitsprechen darf, eigentlich nicht unter Menschen, sondern unter einer Gattung von Verstandestieren hausen, was sich mitunter als recht unerfreulich erweist.

Unser Verstand genügt wohl unter Umständen, daß wir uns von den allgemeinen Vorgängen und Erscheinungen der Welt ein Bild machen; aber um einen Sinn, einen Zusammenhang darin zu finden, eine tiefere Anschauung darüber zu gewinnen, dazu muß auch unser Gefühl mitwirken; denn es wurzelt in Urtiefen und zielt nach dem höchsten Licht, der Verstand jedoch gleicht einem Geschöpf, dessen Horizont nicht weiter reicht als seine Bewegungsmöglichkeiten und seine Sinneswerkzeuge. In jenem offenbart sich das Ewige, kommen des Lebens ursprünglichste Kräfte zur Wirkung, während der Verstand aus dem Zeitlichen schöpft, für die Zeit und mit der Zeit schafft und auch ihren Schwankungen unterliegt.

Bei der Vereinheitlichung unserer wissenschaftlichen Kenntnisse, die wir zum Bau unserer Weltanschauung benützen, wird es viel auf das „Wie“ ankommen, auf die Art, wie wir die Zusammenfassung vornehmen und wie wir die einzelnen Bausteine bewerten, aneinanderreihen und verwenden. Das ist zum großen Teil Gefühlssache.

Diejenige Wissenschaft, die sich damit beschäftigt, den Sinn der wahrnehmbaren Erscheinungen und aller Gedankengespinnste, womit man diese Erscheinungen umhüllte, zu ergründen und zusammenzufassen, nennen wir die Philosophie. Sie stellt sich sozusagen als ein Extrakt aller Wissenschaften dar oder — vielleicht noch genauer ausgedrückt — als die mathematische Wurzel, die in der Gesamtsumme der Erkenntnisse steckt und mit vieler Mühe daraus errechnet wird. Ihre absolute Zuverlässigkeit und Richtigkeit ist freilich stets bestritten worden.

Wir müssen einen Unterschied machen zwischen den Begriffen, „Weltbild“ und „Weltanschauung“. Unter Weltbild stellen wir uns die zu einem Ganzen vereinigten Erfahrungstatsachen vor, wie sie im Laufe der Zeit von den Gelehrten ermittelt und festgestellt wurden. Das Weltbild läßt sich daher als konkret bezeichnen, denn es hält sich in Grenzen, deren Genauigkeit der Kontrolle unserer Sinneswerkzeuge und wissenschaftlichen Hilfsmittel untersteht. Anders dagegen steht es mit einer Weltanschauung, weil diese allem Geschehen erst einen Sinn,

eine Bedeutung und einen Zweck unterzuschieben versucht, weil sie Rückschlüsse zieht und Voraussichten eröffnet. Infolgedessen wird eine Weltanschauung mancherlei Abstraktes und Spekulatives enthalten. Darüber kommen wir vorerst nicht hinweg.

In demselben Augenblick, wo der Gelehrte den realen Boden der einfachen Tatsachen verläßt, um dieselben in einen ihm als richtig erscheinenden Zusammenhang zu bringen, überschreitet er ja eigentlich schon die Grenzen der Wissenschaft, um für sich das Vorrecht der Phantasie und der Spekulation in Anspruch zu nehmen. Selbstverständlich wird immer eine solche Weltanschauung die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, die den Tatsachen am nächsten bleibt.

2. Geist und Materie.

Sobald die Menschen angefangen hatten zu denken, drängte sich ihnen der Unterschied auf zwischen der Welt des Geistigen und des Stofflichen; die Denker trennten sich in zwei Heerlager: Spiritualisten einerseits und Materialisten anderseits, je nachdem ihnen das Geistige oder das Stoffliche von größerer Wichtigkeit erschien. Bei dem sonderbaren Hang der Menschen, einen Gedanken jeweils bis ins äußerste Extrem zu verfolgen, entstanden zwischen den Anhängern dieser beiden Richtungen fast unüberbrückbare Gegensätze. Im Verlauf der Geschichte gewann einmal diese, das andermal jene Richtung die Oberhand; aber in der Lebenspraxis waren stets beide zugleich wirksam, wenn auch zeitweise diese oder jene in überwiegendem Maße.

Als eine Zeit, wo das Leben von einem rohen Materialismus fast ausschließlich beherrscht war, dürfen wir insonderheit die Verfallperiode des römischen Kaisertums bezeichnen. Erst die Ausbreitung des Christentums und die darauf folgende Blütezeit der Gothik setzten das Geistige, den Idealismus wieder in seine Rechte ein. Später wiederholte sich das Spiel: Auch in jener Zeit, als das Papsttum seine höchste Macht erlangt hatte, war ein krasser Materialismus Tyrann des Lebens geworden; auch damals flüchtete sich der Geist in das Gebiet der Kunst und des Religiösen. Damals entstanden die unvergleichlichen Werke der großen Renaissancekünstler und die Reformation brach der unheimlichen Gewalt der Hierarchie die Spitze ab.

Auch in der Gegenwart triumphiert ein öder Materialismus und sind die sittlichen Grundlagen des Gesellschaftslebens auf ein Minimum zusammengeschmolzen, sodaß selbst das furchtbare Feuer des Weltkrieges es nicht vermochte, die Herzen der Menschen zu erheben und zu läutern. Tierische Triebe wurden dagegen aufs neue rege, deren Wiedererwachen die meisten unter uns für unmöglich hielten. Es wäre gewiß verfehlt, den Materialismus an sich dafür verantwortlich zu machen, sicher aber ist der Umstand mitschuldig, daß der Materialismus meist ins Extrem getrieben wird.

Durch die ungeheure Ernte an Erkenntnissen und tieferen Einsichten, die von den Naturforschern des achtzehnten und neunzehnten

Jahrhunderts eingebracht wurde, ist das philosophische Denken der Menschheit stark beeinflußt worden. Der Gedanke an eine allmähliche und fortdauernde Entwicklung flammte neu auf und die Masse von Erfahrungstatsachen und Forschungsresultaten, die herbeigeschleppt wurde, ihn zu stützen, wirkte so wuchtig, daß ganze Lehr- und Dogmengebäude zusammenkrachten. Da war es ein unzweifelhaftes und großes Verdienst der materialistischen Richtung, die neugewonnenen Einsichten zu ordnen und die Macht ihrer Beweiskraft gegen die veralteten, morsch und brüchig gewordenen Anschauungen wirken zu lassen. Solange sie es dabei vermied, auch das behaupten zu wollen, was nun einmal nicht zu beweisen war, konnte auch der Fortgeschrittenste unbedenklich mitgehen.

Wenn uns z. B. der Materialist erklärt, daß sich Alles in der Welt nach einer strengen Gesetzmäßigkeit vollzieht, daß alles Geistige und Seelische unter allen Umständen an die Materie, an ein Stoffliches geknüpft ist, wenn er ferner lehrt, Alles befindet sich im Fluß eines natürlichen Werdens, im Bann einer Entwicklung und es gibt kein Schaffen aus dem Nichts, so führt er uns einen Weg, wo wir festen Boden unter den Füßen fühlen und ihm folgen können.

Bedenklicher aber wird die Sache, wenn er etwa die Behauptung aufstellt, die Materie sei das Primäre, der Geist das Sekundäre oder — um es deutlicher zu sagen — das Stoffliche sei das Ursächliche, Uebergeordnete, das Geistige dagegen nur das Erzeugnis, das Untergeordnete. Eine solche Behauptung wird nämlich durch keine sinnliche Wahrnehmung erhärtet. Ebenso wenig beweisbar ist die pessimistische Auffassung vieler Materialisten, daß die ganze Entwicklung sinn- und zwecklos sei, denn sie komme vom Chaos her und führe schließlich doch nur zum Chaos zurück. Wie ungünstig eine solche Auffassung das sittliche Bewußtsein der Zeit beeinträchtigt, sei später aufgezeigt. Aber auch die Annahme mancher Materialisten, daß geistiges Leben nur an verhältnismäßig wenigen Stellen zu bemerken sei, während das übrige große Weltall in Todesstarre liege, ist ziemlich willkürlich.

Wenn wir diese Ausflüge ins Unbeweisbare nicht mitmachen, dann werden wir auch an anderen Sätzen, die der einseitigen Ueberschätzung der materiellen Kräfte entsprungen sind, zweifeln müssen. Dabei haben wir uns freilich davor zu hüten, nach der idealistischen Seite hin ins Extrem zu verfallen: denn wenn wir die Materie nicht als das Absolute anerkennen, dann dürfen wir auch das Geistige nicht überschätzen. Was hindert uns jedoch auf dem stets erweisbaren Satz stehen zu bleiben, daß Seelisches immer an Stoffliches gebunden ist und in dieser Beziehung ein Parallelverhältnis anzunehmen, wie dies z. B. Fechner getan hat?

Es war sicher nur das Streben nach Vereinfachung, das dazu verführte, in etwas summarischer Weise dort das Psychische dem Physischen und hier das Stoffliche dem Seelischen unterzuordnen. Aber muß denn Alles ins Extrem gezerrt sein? Ist nur in solcher Weise

eine Vereinfachung denkbar? *Kann der Monismus nicht in der harmonischen Entfaltung und gleichmäßigen Durchdringung der Materie durch den Geist und des Geistes durch die Materie beruhen?* Man denke hier an den analogen Vorgang bei der Vereinigung von Mann und Weib im intimsten Liebesakt!

Manche Religionsgemeinschaften lassen nur bei den Menschen das Vorhandensein einer Seele gelten. Die meisten Naturwissenschaftler nehmen auch bei den Tieren ein Seelenleben an und viele sogar bei den Pflanzen. Wäre es da nicht einfach eine logische Folgerung, sich die ganze Materie belebt vorzustellen? Das Leben des Einzelnen ist wohl nur kurz, aber jeder Mensch hat seine eigene Geschichte. Er ist jedoch nur ein Glied der Gesamtmenschheit, deren Geschichte sich über Hunderttausende von Jahren erstreckt; die Menschheit bildet nun wieder einen Teil der Erde; wer berechnet das Alter der Mutter Erde und wer erzählt uns ihre Geschichte? Und doch ist auch sie nur ein Trabant der Sonne, die uns mit Licht und Wärme überschüttet. Wie? Sie, deren Feuerseele über unendliche Räume hinweg Leben spendet, soll selber tot sein? Die Erde, die wir unter ihrem warmen Anhauch alljährlich grünen und blühen sehen, soll gleichfalls nur eine tote Masse sein? Das Weltall mit seinem brandenden, gährenden Sonnenmeer, seinen zahllosen Sternenaugen, die so lebhaft sprühen und funkeln, soll keine Seele haben? . . . Etwa darum, weil unser armes Menschenhirn zu klein ist, um sich die Größe einer solchen ausdenken zu können?

Die beiden Mächte „Geist" und „Materie" sind also in Wirklichkeit eins. Ihr Dualismus ist im Grunde nur ein scheinbarer. *Ein Zustand des Wohlbefindens und des Glückes würde erreicht, wenn die Uebereinstimmung, die Harmonie von Geist und Materie* (zuvörderst) *innerhalb der Menschheit nach jeder Richtung hin eine vollkommene würde. Alle Uebel dieser Welt einschließlich unserer wirtschaftlichen und politischen Mißverhältnisse lassen sich auf den Mangel an dieser Harmonie zurückführen.*

Einer der bekanntesten Sätze, die sich von der einseitigen Ueberschätzung des Materiellen herleiten, ist der von Karl Marx, *wonach Wissenschaft, Kunst und Ethik nur Folge- beziehungsweise Reflexerscheinungen der jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse seien.* Auf den ersten Blick hin könnte es tatsächlich so scheinen. Die wirtschaftlich Stärkeren in Verbindung mit dem Staat sind ja wirklich eifrig bestrebt, sich die genannten geistigen Gebiete botmäßig zu machen, wobei ihnen sogar ein sehr großer Teil unserer Gelehrten, Künstler und Ethiker entgegenkommt, aber die Herrschaft der Mächtigen erstreckt sich wohl über Personen und Sachen, doch nicht über den Geist, sofern er sich nicht

freiwillig unterordnet; denn das Wesen geistiger Strömungen ist von Haus aus selbständig. Der freie, unbändige, menschliche Geist läßt sich nicht einfangen, noch tottreten. Sperrt man ihn in den Kerker, so entschlüpft er durchs Schlüsselloch und stellt man ihn an die Mauer, um ihn zu füsilieren, so schwingt er sich auf wie ein Adler zur Sonnenhöhe. Das, was sich im Sinne Marxens als der geistige Gehalt einer Zeitperiode darstellt, ist in Wirklichkeit Aftergeist, ist tatsächlich nur eine Reflexerscheinung; denn der wahre und echte Geist hat eigne Leuchtkraft und braucht kein fremdes Licht zu borgen. Jedes große Kunstwerk, weit entfernt, lediglich ein Spiegel seiner Zeit zu sein, greift weit hinaus in ideale Fernen — oder will etwa jemand behaupten, daß sich z. B. in den Schöpfungen Goethes nur die wirtschaftlichen, materiellen Verhältnisse seiner Zeit spiegeln? Einen ähnlichen Zug ins Große weisen aber auch die Werke der echten Wissenschaft und jener tiefen Ethik auf, die sich hoch über die Moral der heutigen Welt erhebt.

Im Lichte unserer Betrachtungsweise gerät auch die berühmte materialistische Geschichtsauffassung ins Wanken, sofern sie nämlich Anspruch erhebt, alle geschichtlichen Vorgänge allein nach ihrer Methode deuten und erklären zu wollen. Damit soll das Verdienst von Karl Marx keineswegs geschmälert werden. Gewiß ist es beim Studium der Geschichte unbedingt notwendig, die ökonomischen und sozialen Vorbedingungen und Veränderungen mit zur Beurteilung heranzuziehen; aber deswegen dürfen die geistigen Einflüsse nicht weniger beachtet werden. Bei einer Kugel können wir im gleichen Augenblick immer nur die eine Hälfte sehen, wenn wir aber eine gewissenhafte und genaue Beschreibung von dieser Kugel liefern wollen, ist es schon notwendig, uns auch die andere Hälfte zu besehen. Die Wechselwirkung nicht nur materieller, sondern auch ideeler Ursachen und Einflüsse auf das geschichtliche Werden ist so offenbar, daß es nachgerade höchst oberflächlich erscheinen würde, wollten wir alle geschichtlichen Begebenheiten lediglich aus einer Verschiebung der jeweiligen ökonomischen Verhältnisse herleiten.

Unter dem nachteiligen Einfluß der extremen Richtung des Materialismus haben sich auch noch andere Anschauungen gebildet, die wir bekämpfen müssen. Seit Darwin ward viel von einem „Kampf ums Dasein“ gesprochen, durch welchen sich im Verlauf von unendlichen Zeiten die Arten allmählich herausgebildet hätten und immer neue Formen von Lebewesen entstanden wären. Von späteren Naturforschern, die wohl der pessimistischen Richtung anhingen, wurde die Formel vom „Kampf ums Dasein“ in den Satz vom „Kampf Aller gegen Alle“ umgewandelt, ein Grundsatz, dessen rücksichtslose Betätigung in unseren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen schon sehr viel Unheil stiftete. Dagegen erhoben sich aber andere Forscher und erbrachten

den Beweis, daß der Geschlechtstrieb, die Liebe und das Prinzip der gegenseitigen Hilfe mindestens den gleichen Anteil an der Entwicklung hätten, als der sogenannte „Kampf ums Dasein". Dieser brauche nicht in einen „Kampf Aller gegen Alle" auszuarten und in der Regel geschehe dies auch gar nicht; am wenigsten innerhalb ein- und derselben Art. Der Mensch degradiere sich gleichsam selbst unters Tier, wenn er gegen Seinesgleichen wüte.

Eine weitere Folge des extremen Materialismus war die einseitige Pflege des Verstandes, während das Gefühls- und Gemütsleben vernachlässigt wurde. Aber der Verstand allein kann nicht das Maß für den Wert eines Menschen abgeben; ein gescheiter Halunke ist ebensowenig als normaler Vollmensch zu achten wie ein gutmütiger Idiot. Man findet es weibisch und betrachtet es heutzutage fast als eine Gefahr, wenn Diplomaten, Politiker, Staatsmänner, militärische Anführer, Richter, Beamte u. s. w. bei ihren Entscheidungen außer der Stimme der Vernunft und des Verstandes auch die des Gefühls mitsprechen lassen, insbesonders, wenn es sich dabei um gute und menschliche Gefühlsregungen handelt; in Bezug auf das Gefühl des Hasses und der Rache übt man merkwürdiger Weise mehr Toleranz. Wohin die Ueberschätzung des Materiellen, die wir auf allen Gebieten beobachten können, sowie die einseitige Verstandeskultur führen, das zeigt deutlich unser häßliches Erwerbsleben und das zeigt erschreckend der methodische Wahnsinn des Weltkrieges.

Wir glauben nicht mißverstanden worden zu sein: Nicht dem eigentlichen Materialismus, der sich auf die Grenzen des Erweisbaren beschränkt, wollten wir zu Leibe gehen, nur die einseitigen und übertriebenen Folgerungen spekulativer Köpfe, welche diese an die materialistische Philosophie knüpften, bekämpften wir, weil wir das Unheil vor Augen sehen, das sie anstifteten. Und noch anstiften! Stehen nicht alle unsere wirtschaftlichen und politischen Vereinigungen — einschließlich der Sozialdemokraten aller Schattierungen, einschließlich sogar des größten Teils der Anarchisten — blank und bloß auf dem Boden des extremen Materialismus? Sind nicht unter seinem eisigen Hauch die Herzen der Menschen erstarrt? Leiden wir nicht unter seinen Wirkungen?

Konstant wie die stoffliche Welt ist auch der Geist, der sie durchdringt und beseelt. Wir haben keine Ursache, den Stoff, die Materie höher zu werten als die Kraft des Geistes. Alle Formen und Verbindungen befinden sich in einem unendlichen Wechsel. Hat der Entwicklungsgedanke einen Sinn, dann liegt er auch den wechselnden Formen zugrunde und kann nur die Bedeutung eines „Empor", eines „Aufwärts" haben. Empor zu immer größerer Harmonie, Einheit und Vollkommenheit!

Noch trennt uns von diesem Ziel — wir wissen und beklagen es — ein, ach, so weiter — weiter Weg. Fritz Oerter (Fürth, Bayern).

(Schluß folgt.)

Zwölf Sprüche.

Auctor culturae cultor, non culter.

*

Kein reines Herz fürchtet den klaren Geist.

*

Der sittliche Mensch nimmt sich ernst; der anständige will ernst genommen werden; der fromme weiß, daß er im Ernste begriffen ist.

*

Unmittelbare wirkliche Sittlichkeit: da ist Gott.
Das Unmittelbare ohne wirkliche Sittlichkeit: das ist das Tier.

*

Deutungen. „Der Geist wehet, wo er will."
„Der Geist wehet, wo er will."
„Der Geist wehet, wo er will."

*

Gegenpole. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung."
„Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung."

*

Daß die Sünde schließlich nicht Wirklichkeit sei, ist Lüge.
Aber daß die Sünde nicht die schließliche Wirklichkeit sei, ist wahr.

*

Man predigt eine Pflicht, indem man sie erfüllt;
man erfüllt sie nicht, indem man sie predigt.

*

Ohne Gesetz wäre keine Sünde? Ist Adam durch Moses gefallen?

*

Die rohe Vorzeit warf Steine auf die Schuldigen, die höhere Gesittung nur noch auf die Opfer.

*

Ein Trotzkopf ist kein Willensmensch.

*

Ohne Recht ist keine Gnade, ohne Gnade ist kein Recht.

Gottfried Bohnenblust.

Die Angeklagten im Weltgericht.[1]

Wenn Schiller Recht hat mit seinem Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, so hören wir die Posaunen des Gerichts schon seit zwei Jahren dröhnen, und doch gibt's Schläfer, die auch unter dem Kanonendonner weiterdämmern. Ich meine die Leute, die sich immer nicht getroffen fühlen, die auch das Wetter des Weltzusammenbruchs vergessen werden, wie man das Gewitter eines Sommerabends vergißt. Die Frage, über wen und worüber das Gericht ergeht, ist mit oberflächlichem Gerede nicht zu beantworten. Es ist selbstverständlich leicht, über gewisse Staatsmänner zu schelten, die ihre Untertanen wie Figuren auf dem Schachbrett behandeln und bei ihren Expansionsbestrebungen mit dem Leben der Millionen umgehen wie mit Rechenpfennigen, die unvorsichtig oder gewissenlos genug die Lunte an das Pulverfaß legten, das man die europäische Konstellation zu nennen pflegte. Es ist auch nicht schwer, den Kapitalismus im allgemeinen für den Zusammenbruch verantwortlich zu machen, den wir erleben, und in den immer weiter ausgreifenden Welteroberungstendenzen der Plutokraten und Autokraten die Ursache des Weltkriegs zu sehen. Der ernster Denkende wird tiefer graben müssen. Aber auch in kirchlichen Kreisen wird viel zu oberflächlich geurteilt. Der Krieg soll die Strafe für die Sünde sein, aber man versteht unter der Sünde eben immer nur die Privatverirrungen, die Extratouren, die das liebe Ich mit seinem Fleisch und seinem Leichtsinn tanzte, und sieht nicht, daß die ganze Grundlage, auf der unsere Kultur aufgebaut war, einer Revision bedürftig ist. So ergibt sich das schmerzliche Schauspiel, daß diejenigen, die eigentlich durch die Blitze des Weltgerichts getroffen werden sollten, sich gar nicht getroffen fühlen. Oder wo sind eigentlich die Nationalisten unserer Tage, die es einsehen gelernt haben, daß gerade die Ueberschätzung der nationalen Eigenart, der nationale Egoismus es ist, der den Krieg gezeitigt hat, und ihn immer wieder zeitigen muß? Haben sie nicht gerade das Gegenteil gelernt von dem, was sie hätten lernen sollen? Haben sie sich nicht durch abgrundtiefen Haß von den im anderen Lager stehenden Völkern geschieden, sind sie nicht geneigt, die eigene Nation noch viel mehr als bisher zum Selbstzweck zu erklären, und allein für die Macht und Größe ihres Volks zu leben und zu sterben, statt dem weltumspannenden Reich des Höchsten sich zu weihen? Und wo sind eigentlich die Gläubiger, die in dieser Zeit des Schreckens einsehen gelernt hätten, daß die Zinsforderung als solche eine fragliche und anfechtbare Sache ist, daß es dem Ideal der Gerechtigkeit nicht entspricht, in der leichten Weise des Rentenempfängers Geld einzunehmen, während andere im sauren Schweiß des Angesichts ihre Nahrung sich verdienen müssen? Wo sind in bürgerlichen Kreisen die Nationalökonomen, die ein-

[1] Verfasser dieses Artikels ist ein bekannter Reichsdeutscher. Die Red.

sehen, daß eine gründliche Reform des Schuldenwesens nötig ist, wenn man gesunde Völker haben will, daß die Verschuldung der Immobilien einen viel zu hohen Grad erreichte; daß es eine Zinssklaverei gibt, die den Unterjochten nötigt, nur für den Gläubiger zu schaffen, statt für sich und die Familie? Wo sind die landwirtschaftlichen Produzenten, die es als schnöden Mißbrauch der ihnen gegebenen Stellung betrachten würden, wenn sie die Lebensmittelpreise steigern, ohne Rücksicht auf die Not der Zeit, daß sie dafür zur Rechenschaft gezogen werden könnten, wenn sie nur daran denken, den eigenen Beutel zu füllen, statt ihrem Beruf entsprechend, die Nahrungsmittel der Bevölkerung möglichst billig zuzuführen? Wo sind die industriellen Unternehmer, die sich sagen würden: „Es ist kein menschenwürdig Dasein, das wir unseren Arbeitern zumuten, wenn wir sie Tag für Tag wie ein Maschinenrad ihr Pensum abschnurren lassen, ohne Abwechslung und vielfach ohne genügenden Lohn, es ist das Gegenteil von Recht, wenn wir die Leute abhängig machen von der Konjunktur, die sie zur Unsicherheit und zum Dasein des verscheuchten Vogels auf dem Zweig des wurzellosen Baumes verdammt?" Wo sind die Industriellen, die demgemäß aus der anarchischen Produktion herausträten und bereit wären, sich etwa als kaufmännische oder technische Leiter in die Organisation von Berufsgenossenschaften einfügen zu lassen? Wo sind die Kaufleute, die es als Verbrechen empfinden würden, irgend eine zum Leben notwendige Ware so lange zurückzuhalten, bis sie fast unerschwingliche Preise erreicht, die es als unerlaubt betrachten würden, die Ware von einer Hand zur andern zu geben, bis sie so verteuert wird, daß die Konsumenten sie kaum bezahlen können? Wo sind die Bodenbesitzer, die auf ihre Spekulationsgewinne verzichten wollten? Ist es nicht so, daß sie nur auf das Ende des Krieges warten, um möglichst bald die Parforcejagd nach Gewinn wieder beginnen zu können? Wo sind die Lehrer und Schulbehörden, die einsehen würden, daß auch sie den kriegerischen Zustand mitverschuldet haben, indem sie jahraus, jahrein die weichen Gehirne der Schüler mit Kriegsgeschichten übersättigten, und dadurch den Eindruck hervorriefen, als ob der Krieg zum Handwerk der Menschheit gehörte; die einen Patriotismus pflegten, der in seiner Konsequenz notwendig zur Verletzung der anderen Vaterländer führen mußte? Wo sind die Wirte, die einsehen würden, daß ihre Tätigkeit in der Hauptsache darauf hinauskommt, die Volkskraft zu verzehren und die Volkswohlfahrt zu schädigen? Wo sind die Börsenmenschen, die entschlossen wären, von nun an den Tanz um das goldene Kalb zu lassen und die schmierigen Spekulationsgewinne zu verwerfen? Wo sind die Pfarrer, die einsehen, daß es ein Verbrechen ist, den Haß statt der Liebe zu predigen, und die Universalkirche zur Nationalkirche zu degradieren? Ich könnte noch lang so fortfahren zu fragen, aber es sei genug an den angeführten Beispielen. Die Entschuldigung mag in die Wagschale geworfen werden, daß fast alle Stände ganz gewaltige Verluste erlitten haben, und daß man es

verstehen kann, wenn sie nach dem Krieg darangehen wollen, ihre vielfach zerrütteten Verhältnisse wieder zu bessern. So ist es auch hier wieder einmal nicht die Einzelsünde, die ich geißeln will, es ist das Kollektivgewissen, das ich wecken möchte. „Wie viel muß noch über unser Volk kommen," hat ein treuer Vaterlandsfreund vor sechsunddreißig Jahren schon geschrieben, „bis es einsehen lernt, daß seine Existenz auf falscher Grundlage aufgebaut ist?" Er meinte aber den Eigennutz, der unter der lockeren Herrschaft eines zügellosen Liberalismus alle Schranken mehr und mehr durchbrach. Und an die Stelle davon sollte der Berufsgedanke treten, als der rettende Talisman, vor dem die verschlossenen Pforten der besseren Zukunft aufspringen müßten. Nun aber stehen wir vor der erschütternden Frage, ist auch das Weltgericht, das heute noch im Gange ist, nicht fürchterlich genug, um die Menschheit aus dem schwülen Traume aufzuwecken, der sie umfangen hält? In Wahrheit sind es Träumer, die da meinen, daß wir künftigem Verhängnis wohl entgehen könnten, wenn wir nur ein wenig klüger und ein wenig frömmer wären in den Angelegenheiten des privaten Lebens. Der Krieg hat seine Wurzeln in der nichtigen Gesellschaftsordnung, die wir jetzt in allen Fugen krachen hören. Wird sie am Ende dieser Katastrophe einfach wieder aufgerichtet, werden die Risse nur verkleistert und die abgefallenen Ornamente wieder angeleimt, so wird der Höllensturz von neuem zu erwarten sein. Man sollte aber meinen, daß die aus tausend Wunden blutende und halb zerstampfte menschliche Gesellschaft fragen lernte, was geschehen müßte, um derartige Zertrümmerungen zu vermeiden, wie wir sie erleben mußten. Wenn der fromme Dichter sang: „Es kann nicht Friede werden, bis Jesu Liebe siegt," so kann ich das, obwohl auf ganz modernem Standpunkt stehend, mir in gewissem Sinn zu eigen machen. Die Menschheit muß einmal lernen, daß es wenigstens zwei Pole sind, von denen sie geleitet wird, die Not der Selbstbehauptung und die Pflicht der Selbstverleugnung. Sie hat die Wirtschaftsordnung einseitig auf dem ersten dieser zwei Prinzipien aufgebaut und so berechtigt die Selbstbehauptung als solche ist, so unberechtigt wird sie doch als Egoismus, d. h. als rücksichtslose Ueberschreitung der dem Individuum gesetzten Grenzen. Als solche greift sie in fremdes Gebiet, als solche unterdrückt sie die Nebenmenschen, als solche weidet sie sich am Schaden und letzt sich am Verderben. Friede kann erst werden, wenn die Selbstbehauptung ergänzt wird durch die Selbstverleugnung oder Selbstlosigkeit. Erst wenn der Mensch erkennt, daß wahres Glück allein in der Arbeit für andere zu finden ist, daß eine wirkliche Ordnung erst hergestellt werden kann, wenn Unterdrückung und Gewalt beseitigt ist, daß die Ruhe auch der Höherstehenden nur dann gewährleistet wird, wenn auch die bisher Enterbten ein menschenwürdig Dasein führen und Grund haben, wahrhaft zufrieden zu sein, erst dann wird der Krieg, der jetzt noch seine blutige Geißel über unseren Völkern schwingt, mit seiner tiefsten Wurzel ausgerottet werden. Die

Behauptung von der Unvermeidlichkeit des Kriegs hat ihre scheinbare Berechtigung nur darin, weil die ganze menschliche Gesellschaft auf einer Art kriegerischer Basis steht, weil unter der Herrschaft des Prinzips des Eigennutzes der Einzelne der Feind des andern ist. Sobald die Liebe mit dem Rechtsgedanken sich verbindet, sobald die Konkurrenten in Associés sich verwandeln, sobald der Mensch zum Bruder des Menschen wird, so wird der Friede mit segenduftenden Schwingen sich auf die blutgedüngte Erde niederlassen, und aus den vom Gericht aufgewühlten Furchen wird die Saat der Hoffnung sprossen. Heute noch stehen wir als die Angeklagten vor Gericht, und wehe denen, die sich nicht getroffen fühlen! Wohl aber allen, die sich beugen unter dem gewaltigen Donnerrollen, sie werden einmal als die Freigesprochenen hinuntergehen in ihr Haus. Artur Lasky.

Stimmen der Meister.

Der Staat.

Räume nicht dem Staat zu viel Gewalt ein! Er, der Staat, darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das lasse er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlage es an den Pranger! Beim Himmel, der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

O Regen vom Himmel! O Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wieder bringen. Dich kann der Staat nicht hergebieten. Aber er störe dich nicht, so wirst du kommen; kommen wirst du mit deinen allmächtigen Wonnen; in goldene Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe. — Fragst du mich, wann dies sein wird? Dann, wenn die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehen wird aus diesen befleckten veraltenden Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit und seiner Brust die schöne Jugend wiederbringen wird, wann — ich kann sie nicht verkünden; denn ich ahne sie kaum, aber sie kommt gewiß, gewiß!

Hölderlin.

Ueber Staat und Philosophie.

Freilich, hundertmal größer wäre das Glück, wenn bei dieser Untersuchung heraus käme, daß etwas so Stolzes und Hoffnungsreiches wie dies Zeitalter noch gar nicht dagewesen sei. Nun gibt es auch augenblicklich naive Leute in irgend einem Winkel der Erde, etwa in Deutschland, welche sich anschicken, so etwas zu glauben, ja die allen Ernstes davon sprechen, daß seit ein paar Jahren die Welt korrigiert sei, und daß derjenige, welcher vielleicht über das Dasein seine schweren und finstern Bedenken habe, durch die „Tatsachen widerlegt" sei. Denn so stehe es: die Gründung eines neuen Deutschen Reiches sei der entscheidende und vernichtende Schlag gegen alles „pessimistische" Philosophieren, — davon lasse sich nichts abdingen. — Wer nun gerade die Frage beantworten will, was der Philosoph als Erzieher in unserer Zeit zu bedeuten habe, der muß auf jene sehr verbreitete und zumal auf den Universitäten sehr gepflegte Ansicht antworten, und zwar so: es ist eine Schande und Schmach, daß eine so ekelhafte, zeitgötzendienerische Schmeichelei von sogenannten denkenden und ehrenwerten Menschen aus- und nachgesprochen werden kann, — ein Beweis dafür, daß man gar nicht mehr ahnt, wie weit der Ernst der Philosophie von dem Ernst einer Zeitung entfernt ist. Solche Menschen haben den letzten Resten nicht nur einer philosophischen, sondern auch einer religiösen Gesinnung eingebüßt und statt alledem nicht etwa den Optimismus, sondern den Journalismus eingehandelt, den Geist und Ungeist des Tages und der Tageblätter. Jede Philosophie, welche durch ein politisches Ereignis das Problem des Daseins verrückt oder gar gelöst glaubt, ist eine Spaß- und Afterphilosophie. Es sind schon öfter, seit die Welt steht, Staaten gegründet worden; das ist ein altes Stück. Wie sollte eine politische Neuerung ausreichen, um die Menschen ein für allemal zu vergnügten Erdenbewohnern zu machen? Glaubt aber jemand recht von Herzen, daß dies möglich sei, so soll er sich nur melden: denn er verdient wahrhaftig Professor der Philosophie an einer deutschen Universität, gleich Harms in Berlin, Jürgen Meier in Bonn und Carrière in München zu werden.

Hier erleben wir aber die Folge jener neuerdings von allen Dächern gepredigten Lehre, daß der Staat das höchste Ziel der Menschheit sei, und daß es für einen Mann keine höheren Pflichten gebe, als dem Staate zu dienen: worin ich nicht einen Rückfall ins Heidentum, sondern in Dummheit erkenne. Es mag sein, daß ein solcher Mann, der im Staatsdienste seine höchste Pflicht sieht, wirklich auch keine höheren Pflichten kennt; aber deshalb gibt es jenseits doch noch Männer und Pflichten — und eine dieser Pflichten, die mir jedenfalls höher gilt als der Staatsdienst, fordert auf, die Dummheit in jeder Gestalt zu zerstören, also auch diese Dummheit. Deshalb beschäftige ich mich hier mit einer Art von Männern, deren Teleologie etwas über das Wohl des Staates hinausweist, mit den Philosophen, und auch mit

diesen nur hinsichtlich einer Welt, die wiederum von dem Staatswohle ziemlich unabhängig ist, der Kultur. Von den vielen Ringen, welche durcheinander gesteckt, das menschliche Gemeinwesen ausmachen, sind einige von Gold und andere von Tomback. Nietzsche.

Ueber Gelehrsamkeit und Gelehrte.

Wenn man die vielen und mannigfaltigen Anstalten zum Lehren und Lernen und das so große Gedränge von Schülern und Meistern sieht, könnte man glauben, daß es dem Menschengeschlechte gar sehr um Einsicht und Wahrheit zu tun sei. Aber auch hier trügt der Schein. Jene lehren, um Geld zu verdienen und streben nicht nach Weisheit, sondern nach dem Schein und Kredit derselben: und Diese lernen nicht, um Kenntnis und Einsicht zu erlangen, sondern um schwätzen zu können und sich ein Ansehn zu geben. Alle dreißig Jahre nämlich tritt so ein neues Geschlecht auf, ein Kuck in die Welt, der von nichts weiß und nun die Resultate des durch die Jahrtausende angesammelten menschlichen Wissens, summarisch, in aller Geschwindigkeit in sich fressen und dann klüger als alle Vergangenheit sein will. Zu diesem Zweck bezieht er Universitäten und greift nach den Büchern, und zwar nach den neuesten, als seinen Zeit- und Altersgenossen. Nur alles kurz und neu! wie er selbst neu ist. Dann urteilt er drauf los. — Die eigentlichen Brotstudien habe ich hier noch nicht einmal in Rechnung gebracht.

Studierende und Studierte aller Art und jedes Alters gehn in der Regel nur auf Kunde aus; nicht auf Einsicht. Sie setzen ihre Ehre darin, von Allem Kunde zu haben, von allen Steinen, oder Pflanzen, oder Bataillen, oder Experimenten und samt und sonders von allen Büchern. Daß die Kunde ein bloßes Mittel zur Einsicht sei, an sich aber wenig, oder keinen Wert habe, fällt ihnen nicht ein, ist hingegen die Denkungsart, welche den philosophischen Kopf charakterisiert. Bei der imposanten Gelehrsamkeit jener Vielwisser sage ich mir bisweilen: o, wie wenig muß doch Einer zu denken gehabt haben, damit er soviel hat lesen können! Sogar wenn vom ältern Plinius berichtet wird, daß er beständig las, oder sich vorlesen ließ, bei Tische, auf Reisen, im Bade, so dringt sich mir die Frage auf, ob denn der Mann so großen Mangel an eigenen Gedanken gehabt habe, daß ihm ohne Unterlaß fremde eingeflößt werden mußten, wie dem an der Auszehrung Leidenden ein consommé, ihn am Leben zu erhalten. Und von seinem Selbstdenken mir hohe Begriffe zu geben ist weder seine urteilslose Leichtgläubigkeit, noch sein unaussprechlich widerwärtiger, schwer verständlicher, papiersparender Kollektantenstil geeignet.

Den bei Weitem allermeisten Gelehrten ist ihre Wissenschaft Mittel, nicht Zweck. Darum werden sie nie etwas Großes darin leisten; weil hiezu erfordert ist, daß sie Dem, der sie treibt, Zweck sei und alles Andere, ja, sein Dasein selbst, nur Mittel. Denn

Alles was man nicht seiner selbst wegen treibt, treibt man nur halb, und die wahre Vortrefflichkeit kann, bei Werken jeder Art, nur Das erlangen, was seiner selbst wegen hervorgebracht wurde und nicht als Mittel zu ferneren Zwecken. Ebenso wird zu neuen und großen Grundeinsichten nur Der es bringen, der zum unmittelbaren Zweck seiner Studien Erlangung eigener Erkenntnis hat, unbekümmert um fremde. Die Gelehrten aber, wie sie in der Regel sind, studieren zu dem Zweck, lehren und schreiben zu können. Daher gleicht ihr Kopf einem Magen und Gedärmen, daraus die Speisen unverdaut wieder abgehen. Eben deshalb wird auch ihr Lehren und Schreiben wenig nützen. Denn andere nähren kann man nicht mit unverdauten Abgängen, sondern nur mit der Milch, die aus dem eigenen Blute sich abgesondert hat.

Dilettanten, Dilettanten! — so werden die, welche ein Wissenschaft oder Kunst aus Liebe zu ihr und Freude an ihr, per il loro diletto, treiben, mit Geringschätzung genannt von Denen, die sich des Gewinnes halber darauf gelegt haben; weil *sie* nur das Geld delektiert, das damit zu verdienen ist. Diese Geringschätzung beruht auf ihrer niederträchtigen Ueberzeugung, daß keiner eine Sache ernstlich angreifen werde, wenn ihn nicht Not, Hunger, oder sonst welche Gier dazu anspornt. Das Publikum ist desselben Geistes und daher derselben Meinung: hieraus entspringt sein durchgängiger Respekt vor den „Leuten vom Fach" und sein Mißtrauen gegen Dilettanten. In Wahrheit hingegen ist dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne vom Fach, als solchem, bloß Mittel; nur der aber wird eine Sache mit ganzem Ernste treiben, dem unmittelbar an ihr gelegen ist und der sich aus Liebe zu ihr damit beschäftigt, sie con amore treibt. Von Solchen, und nicht von den Lohndienern, ist stets das Größte ausgegangen.

Uebrigens ist es in der Gelehrtenrepublik, wie in andern Republiken: man liebt einen schlichten Mann, der still vor sich hin geht und nicht klüger sein will, als die Andern. Gegen die exzentrischen Köpfe, als welche Gefahr drohen, vereinigt man sich und hat, o welche! Majorität auf seiner Seite.

In der Gelehrtenrepublik geht es, im ganzen genommen, so her, wie in der Republik Mexiko, als in welcher jeder bloß auf *seinen* Vorteil bedacht ist, Ansehn und Macht *für sich* suchend, ganz unbekümmert um das Ganze, welches darüber zu Grunde geht. Eben so sucht in der Gelehrtenrepublik Jeder nur *sich* geltend zu machen, um Ansehn zu gewinnen: das Einzige, worin sie Alle übereinstimmen, ist, einen wirklich eminenten Kopf, wenn er sich zeigen sollte, nicht aufkommen zu lassen; da er Allen zugleich gefährlich wird. Wie das Ganze der Wissenschaften dabei fährt, ist leicht abzusehn.

Schopenhauer.

Zur systematischen Ausrottung des armenischen Volkes.

Herr Dr. Eduard Graeter, ein Schweizer, früher Lehrer in Aleppo (Türkisch Kleinasien), besuchte mich dieser Tage und gab mir die folgenden Zeilen zur beliebigen Verwendung, resp. Veröffentlichung. Der mitunterzeichnete Dr. Niepage ist Deutscher. Beide haben infolge der dortigen Zustände ihr Amt als Lehrer für armenische Kinder in Aleppo niedergelegt. Zwei andere, die die Akte mitunterzeichneten, nenne ich hier nicht, aber von den beiden Genannten bin ich dazu bevollmächtigt.

Nachdem das deutsche Auswärtige Amt die Sache schon im Oktober 1915 erhielt, aber dennoch verschwieg, während die Unterzeichneten den Mut haben, für dieselbe einzustehen, hielte ich meinerseits das Schweigen für eine Feigheit. Dr. Eduard Graeter kenne ich seit Jahren als einen ausgezeichneten Menschen, der hohen Idealen nachstrebt und sich für dieselben aufopfert. Von einer gehässigen Parteinahme gegen Deutschland und die Deutschen, von jedweder Uebertreibung und falscher Tendenz kann daher keine Rede sein. Verwandte des Herrn Dr. Eduard Graeter sind überdies in Basel für ihre umfangreiche aufopfernde Tätigkeit in der Frage der Abstinenzbewegung wohlbekannt.

Jeder Zusatz würde dem kurzen Bericht an das deutsche Auswärtige Amt nur Eintrag tun. Starr vor Entsetzen steht man den Tatsachen gegenüber. Geht denn die Waffenbrüderschaft der Deutschen und Türken so weit, daß hier Stillschweigen geboten erscheint? Für die deutsche Strategie vielleicht ja, man kann ihre heutige Not begreifen; aber wir neutralen Länder müssen laut gegen solche bestialische Ausrottung eines ganzen Volkes protestieren, die alle Grausamkeit der Raubtiere weit hinter sich läßt. Mögen einige armenische Kaufleute ihrem Volk im Ausland einen schlechten Ruf gegeben haben — dies trifft die ebenso tüchtigen als arbeitsamen armenischen Bauern und viele andere ihrer tüchtigen Landsleute durchaus nicht.

Offengestanden verstehe ich immer weniger, wie heute, angesichts des Weltkrieges, nicht jeder anständige Mensch Sozialist wird und energisch für den internationalen Frieden auf der Erde seine ganze Kraft aufbietet.

Yvorne, 10. August 1916. Dr. A. Forel,
vormals Professor in Zürich.

Aleppo, den 8. Oktober 1915.

Dem Auswärtigen Amte erlauben wir uns ganz ergebenst folgendes zu berichten:

Es scheint uns Pflicht, die Aufmerksamkeit des Auswärtigen Amtes darauf zu lenken, daß unserer Schularbeit die sittliche Grund-

lage und die Achtung bei den Eingeborenen fürderhin fehlt, wenn die deutsche Regierung tatsächlich nicht imstande sein sollte, die Brutalität zu mildern, mit der hier gegen die ausgewiesenen Weiber und Kinder getöteter Armenier vorgegangen wird.

Angesichts der Schreckensszenen, die sich täglich bei unserem Schulgebäude unter unsern Augen abspielen, ist unsere Schularbeit zu einer Verhöhnung menschlichen Empfindens herabgesunken. Wie können wir Lehrer Schneewittchen und die sieben Zwerge mit unsern armenischen Kindern lesen, wie sollen wir deklinieren und konjugieren, wenn in den Höfen gegenüber und neben unserm Schulgebäude der Tod unter den verhungernden Stammesgenossen unserer Schüler Ernte hält: Mädchen, Knaben, Frauen, fast nackt, am Boden liegend, andere zwischen Ausgelittenen und schon bereit gestellten Särgen ihre letzten Seufzer aushauchen.

40 bis 50 Skelette bleiben übrig, wenn 2000 bis 3000 gesunder Bauernfrauen aus Hocharmenien hier heruntergetrieben werden. Die Schönen dezimiert die Sinnenlust ihrer Wächter. Die Häßlichen fallen den Stockhieben, dem Hunger, dem Durst zum Opfer, denn am Ufer des Wassers liegend, läßt man die Verdurstenden nicht trinken. Europäern, die Brot unter den Hungernden verteilen wollten, verweigert man das. Ueber hundert Leichen Verhungerter trägt man täglich aus Aleppo heraus.

Und das alles geschieht unter den Augen hoher türkischer Beamten. 40 bis 50 Gerippe liegen in einem Hofe bei unserer Schule zusammen. Sie sind wie irrsinnig. Sie haben das Essen verlernt. Gibt man ihnen Brot, legen sie es gleichgültig zur Seite. Sie stöhnen leise und warten auf den Tod.

Ta-â-lim el alman (die Lehre der Deutschen) sei das, behaupten die Eingeborenen. Gräßliche Flecken drohen hier dem Ehrenschild Deutschlands in der zukünftigen geschichtlichen Erinnerung der morgenländischen Völker. Die Deutschen, sagen die Gebildeteren unter den Aleppinern, wollen diese Greuel nicht. Vielleicht weiß auch das deutsche Volk nicht darum. Wie wären sonst bei den wahrheitsliebenden Deutschen Zeitungsartikel möglich, die von humaner Behandlung armenischer Hochverräter berichten? Aber vielleicht sind der deutschen Regierung durch gewisse Kompetenzverträge die Hände gebunden? Nein, wenn es sich darum handelt, daß Tausende hilflose Frauen und Kinder dem sichern Hungertode entgegengeführt werden, da haben die Worte „oportun" und „Kompetenzvertrag" keine Bedeutung mehr. Jeder Kulturmensch ist da kompetent und hat die heilige Pflicht, einzuschreiten. Unsere Achtung im Morgenlande steht auf dem Spiele. Auch feiner empfindende Türken und Araber schütteln bedauernd den Kopf, wenn beim Transport durch die Stadt von brutalen Soldaten mit Knütteln auf hochschwangere Weiber losgeschlagen wird, die sich nicht mehr fortschleppen können.

Noch stehen fürchterliche Menschenhekatomben bevor, das zeigt der in der Anlage beigefügte Erlaß Djemal Paschas. (Den Ingenieuren der Bagdadbahn ist verboten, Photographien von Armenierzügen zu machen. Alle schon aufgenommenen Platten müssen innerhalb 24 Stunden abgeliefert werden. Andernfalls Verfolgung durch das Kriegsgericht.) Ein Beweis, daß man an maßgebenden Stellen das Licht wohl fürchtet, aber noch nicht gewillt ist, mit diesen, die Menschlichkeit entwürdigenden Szenen ein Ende zu machen.

Es ist uns bekannt, daß das Auswärtige Amt von anderen Seiten bereits eingehende Schilderungen der hiesigen Verhältnisse empfangen hat. Da sich aber in dem Deportationsverfahren bisher nicht das mindeste geändert hat, so fühlen wir uns doppelt zu diesem Bericht verpflichtet, zumal wir im Auslande die ungeheure Gefahr deutlich erkennen, die hier dem deutschen Namen droht.

gez. Dr. Niepage. Dr. Eduard Graeter."

Rundschau.

Zum Fall Baudraz möchten wir noch einige Nachträge bringen. 1. Zunächst das Urteil. Es ist interessant, einige der Erwägungen des Gerichtes zu bedenken. Dieses findet z. B. (wir zitieren wörtlich)

daß Baudraz, ohne daß man ihn als unzurechnungsfähig betrachten oder seine Ehrlichkeit in Zweifel ziehen dürfte, sich doch nicht in einem normalen Geisteszustand zu befinden scheint, insofern seine sich widersprechenden Aeußerungen die eines Schwärmers (illuminé) sind;

daß er demgemäß behauptet, wenn seine Frau, seine Mutter oder seine Kinder in seiner Gegenwart den schlimmsten Mißhandlungen ausgesetzt wären, würde er keine Waffe ergreifen, um sie gegen den Angreifer zu verteidigen;

daß er dessen ungeachtet Anhänger der Einrichtung der Gendarmerie ist;

daß die mangelnde Konsequenz seiner Gedanken sich auch in seiner Erklärung zeigt, daß er in Morges bei der Beeidigung der Truppen den Arm nur halb erhoben habe und ohne die Schwurformel auszusprechen;

daß er in diesem besonderen Punkte zuerst erklärt, nur einen halben Eid geleistet zu haben und später, überhaupt keinen;

daß er, aufgefordert, sich über seine Weigerung, bei der Sanitätstruppe zu dienen, auszusprechen, erklärt hat, er wolle nicht die Verwundeten pflegen, weil nach seiner Ansicht die Verwundeten doch bloß Nummern seien;

daß Baudraz auf bedauerliche Weise unter dem Einfluß von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln stand, die er nicht immer verstand, und von denen einige allerdings seine Lieblingsideen verteidigten;

daß sodann Baudraz von Seiten gewisser Geistlichen nicht die vernünftigen Ratschläge empfing, die ihm zu geben angebracht gewesen wäre!

In diesen Aeußerungen haben wir ein kostbares Stück Psychologie des vulgären „Freisinns" und der vulgären „positiven" Frömmigkeit zugleich vor uns. Diese Unfähigkeit, religiöse Motive zu begreifen, diese geistige Roheit, die für das harte Ringen eines Mannes um

eine Gewissensentscheidung — ein Ringen, zu dem natürlich auch Schwankungen gehören — nur die Kategorie der Inkonsequenz haben, dieser Hochmut, der einen Mann, der an Kraft des Willens und sittlicher Klarheit weit über seinen Richtern steht, als einen armen Verführten hinstellen will, der seine Verführer nicht einmal verstanden habe, alles das ist klassisch. So haben solche Richter in ähnlichen Fällen wohl fast immer geredet. (Dieser Stil erinnert übrigens ganz an irgend einen Kirchenblättchenartikel gegen die „Religiös-Sozialen".) Nur in einem Punkte haben die Richter recht: „normal" ist der Mann nicht, normal sind, leider, sie selbst![1])

Baudraz hat in uns bekannten privaten Aeußerungen, besonders ausführlich in einer als Manuskript gedruckten Schrift, seine jetzige Stellung und den Kampf, der ihn dazu geführt, mit solcher Klarheit, Einfachheit und Kraft, einem solchen schlichten Ernst und einer so tiefen und ehrlichen Bescheidenheit beschrieben, daß man an die edelsten Beispiele des Märtyrertums aller Zeiten erinnert wird. Wir dürfen zu diesem Manne unbedingtes Zutrauen haben. Wenn er z. B. die Polizei noch als eine notwendige Einrichtung gelten läßt, so kann nur verkehrte Konsequenzmacherei ihm daraus einen Strick drehen wollen. Man kann sehr wohl die Polizei für nötig und den Krieg für unnötig halten. Ebenso viel wert ist die andere Frage: „Was er tun würde, wenn u. s. w." Der Krieg kann beseitigt werden, auch wenn vielleicht noch nicht alle Gewalt zu vermeiden ist. Das sind alles kleinliche Ausflüchte der „Logik" gegenüber dem Gewissen.

2. Die „gewissen Geistlichen", denen es so sehr an Verständnis des Feldpredigerevangeliums mangelt, haben sich durch die letzte Bemerkung des Urteils veranlaßt gesehen, folgende Erklärung der Oeffentlichkeit zu übergeben:

Da die unterzeichneten Pfarrer in einer der Erwägungen des Urteils im Falle Baudraz von dem Kriegsgerichte mit einem Vorwurfe bedacht worden sind, so betrachten sie es als ihre Pflicht, folgende Erklärung abzugeben:

1. Weit davon entfernt, John Baudraz als einen Schwärmer zu betrachten, sind wir der Ansicht, daß seine Haltung dem Geist des Evangeliums, so wie wir es verstehen, entspreche.

2. Da wir uns selbst in einer verhältnismäßig sicheren Stellung befinden und nicht wissen, ob wir, wenn wir in seine Lage kämen, den Mut hätten, so zu handeln, wie er, so hat keiner von uns ihn irgendwie zu seinem folgenschweren Entschlusse veranlaßt.

3. Aber da dieser sichtlich vom Geiste des Evangeliums eingegeben war, und in unsern Augen auf wirksame Weise dazu beitragen konnte, die Welt aus dem blutigen Geleise, worin sie festgefahren ist, herauszubringen, so wären wir untreu gegen unser Amt gewesen, wenn wir ihn entmutigt hätten.

4. Wir sind dagegen nicht müde geworden, ihn zu bitten, die Beweggründe und den Ernst seiner Tat wohl zu prüfen, in der Ueberzeugung, daß diese unfruchtbar und schuldbar würde, wenn sich ihr der geringste Zusatz von Hochmut oder Eigensinn beimischte.

5. Unsere Ueberzeugungen verhindern uns nicht, jene Hochachtung auszusprechen, die der Glaube ausgezeichneter Christen und die Treue derer verdienen,

[1]) Man vergleiche übrigens die aus dem „halbasiatischen" Rußland stammende Ausnahme S. 344 ff.

die ihrerseits einem andern Lichte folgend oder von Gott zu andern Aufgaben berufen, unter den Waffen, und zwar manchmal auf heldenhafte Weise, ihre Pflicht tun.

Diese Erklärung ist unterzeichnet von den vier Pfarrern Maurice Vuillemier in Chesalles bei Moudon, Jules Vincent in Villarzel, Arnold Porret in Missy (wo Baudraz jetzt Lehrer einer freien Schulgemeinde ist) und Louis Monastier-Schroeder in Moudon. Zwei von ihnen gehören der „freien" und zwei der „nationlen" Kirche an.

Sie ist von einer größern Anzahl von Zeitungen des Waadtlandes abgedruckt worden, meistens ohne Kommentar. Ob sie trotzdem das Signal zu einem großen Kampfe wird, bleibt abzuwarten.

Wo noch etwa Menschen sind, die ein Verständnis für Seelengröße und Ritterlichkeit haben, da werden sie dieser Tat der vier Pfarrer ihre Hochachtung nicht versagen können, und das auch dann, wenn sie ihre Ansichten nicht teilen.

3. Zu der Gerichtsverhandlung schreibt uns ein Freund folgendes:

Im Gegensatz zu der früheren Verhandlung zeigte das Gericht diesmal, abgesehen von einer Ausnahme oder zweien, einen völligen Mangel an Verständnis für die Tiefe der Frage. Dagegen war die Haltung des Auditors und des Verteidigers ausgezeichnet. Der erstere, Eduard Chapuisat, Redaktor des „Journal de Genève", hielt ein Plädoyer von seltener Tiefgründigkeit. Dies sein wesentlicher Inhalt: Dieser Mann ist von Grund aus achtungswert, wie jeder, der aufrichtig seinem Gewissen gehorcht. Wir dürfen nicht versuchen, ihn zu einem Wechsel seiner Ueberzeugung zu bewegen. Ihn zu bestrafen hat keinen Zweck. Es gibt gegenwärtig keine Möglichkeit, ihn vom Militärdienst zu befreien. Der als Ersatz vorgeschlagene Bürgerdienst (service civique) besteht noch nicht, die Ausweisung ist keine Lösung, das Gesetz ist unzweideutig. Es muß um jeden Preis vermieden werden, daß er wieder vor einem Gerichtshof zu erscheinen hat. So sehe ich nur e i n e Lösung: die Degradation — die wir aussprechen könnten, ohne daß damit irgend welche Ehrenfolgen verbunden wären. Aber nach dem Gesetz kann die Degradation nur vollzogen werden, wenn eine Strafe von einem Jahr Zuchthaus ausgesprochen worden ist. Keiner von uns wird sich dazu entschließen können. Dennoch meine ich, das Gericht sollte diese Strafe aussprechen, aber gleichzeitig beim General ein Gesuch um Begnadigung einreichen. So wird der Fall endgültig erledigt sein.

Der Verteidiger konnte nichts anderes, als die gleiche Lösung vorschlagen. (Es war Herr Albert Picot, Advokat in Genf, Sohn eines Bundesrichters, sehr tätiges Mitglied der Neuen helvetischen Gesellschaft, Verfasser der Broschüre, die neuerdings viel Aufsehen erregt hat: Est-ce l'heure de cargner les voiles?) Aber er zeigte zugleich, wie die Haltung des Angeklagten sich unter christlichen Gesichtspunkten rechtfertigen lasse — ohne übrigens diese für seine Person zu teilen. Das Gericht hatte also ein ausgezeichnetes Mittel in der Hand, um sowohl das Prinzip, als den Mann zu retten, indem es ihn scheinbar sehr streng, in Wirklichkeit gar nicht bestrafte. Es hat dies nicht g e w o l l t, da es offenbar von vornherein entschlossen war, den Pfarrern und „Muckern" eine Lektion zu erteilen. Der Mann mußte nochmals leiden. Das Urteil wurde mit grenzenloser Verwunderung und Betrübnis aufgenommen.

Da kam zwei Tage nachher, ganz von selbst, ohne die Fürsprache des Gerichts, ohne das Begehren des Angeklagten oder seines Advokaten (vielleicht auf einen Schritt des Auditors hin?) die Begnadigung durch den General.

Ganz wunderbar. — Was wird das Gericht dazu gesagt haben? — So ist unser wackerer Freund aus der Sache, unendlich glücklich und bewegt über diese Befreiung. Wieder einmal ist unser Glaube die Kraft gewesen, die die Welt überwindet. Es scheint mir unmöglich, daß man diesen Mann zum dritten Mal vor einen Gerichts-

hof bringe. Eine endgültige Lösung wird folgen. Er tritt in die Stille zurück und preist Gott dafür." L. R.

Zum Fall Förster möchten wir noch einige weitere Dokumente veröffentlichen. In der „Neuen Hochschule", einem Organ der deutschen Freistudentenschaft, äußert sich stud. phil. Bernhard Schottländer u. a. folgendermaßen:

Die öffentliche Erregung hat sich gelegt, die Zeitungen, die anfangs nicht hastig genug ihren Lesern verlogene Berichte über Försters Vaterlandslosigkeit (und ihre eigene Bravheit) vorsetzen konnten, berichtigen allmählich, und sehr bald wird nur die unbestimmte Erinnerung an eine — allseits stillschweigend zugegebene — Blamage der Münchener philosophischen Fakultät übriggeblieben sein. Doch das würde nicht der Bedeutung des Falles entsprechen; hier hat sich nicht nur die Urteilslosigkeit einiger Münchener Professoren gezeigt — sie hat sich gezeigt, und es wäre interessant, zu erfahren, wie und zwischen wem diese Einstimmigkeit zustande kam, und ob noch keiner der Professoren den Mut gefunden hat, seine Unterschrift zurückzuziehen, — hier liegt vor allem ein unzweideutiges Dokument für die politische und geistige Haltung der heutigen Universitäten überhaupt vor. Die Professoren der philosophischen Fakultät treten geschlossen auf, als Stand, als hätten sie ein Recht, die Handlung eines ihrer Kollegen zu beurteilen, nicht rechtlich — dazu ist das Strafrecht da, — nicht wissenschaftlich — das ist Sache des einzelnen Forschers —, sondern: wie im Offizierskorps, vom Standpunkt einer Standessolidarität. Dieser Gedanke ständischer Solidarität weist zurück auf eine ursprünglich gesellschaftliche Auffassung des Professorenberufes: nicht Erkenntnis, sondern Oekonomie berief den Dozenten zu seinem Amt; grundsätzlich ist es nicht verschieden von dem des Schusters und Postbeamten. Der Professor fühlt sich als „Staatsbürger" und ist — bestenfalls — überzeugter, fleißiger, scharfsinniger Beamter. So ist es nicht nur in München; so wäre es auch an anderen Hochschulen, hat doch z. B. der Rektor der Universität Berlin, v. Wilamowitz-Moellendorf, erklärt, es gäbe — höchste intellektuelle Moralität vorausgesetzt — trotz dem Erkenntnisse, die ihren Denker von der Arbeitsgemeinschaft der Universität ausschlössen. Die Erklärung der Münchener Fakultät ist das Zeugnis dieser Lage.

Es ist nicht wahr, daß die verfassungsmäßig garantierte Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Lehre auf den Universitäten besteht. Es ist ferner nicht wahr, daß die akademischen Behörden politisch neutral sind. Vielmehr ist erwiesen, daß sie die Freiheit wissenschaftlicher Arbeit durch politische Dogmen beschränken, und daß deshalb geistige Menschen nur im Gegensatz zu ihrer tatsächlichen Bestimmung an den Hochschulen wirken können. Denn der geistige Mensch ist vor allem frei von Vorurteilen, ist bemüht, zu erkennen, zu erfahren, was wirklich ist. Geist ist nicht Scharfsinn (obwohl scharfsinnig), sondern ein „Pathos", eine bedingungslose Hingegebenheit an das Wirkliche, Andere, Fremde, Unbekannte. Geist ist darum von Grund aus „revolutionär", die Institution der Universität ist grundsätzlich konservativ und darum: ungeistig. In geistigen Menschen ist die Möglichkeit des vates, des Sehers, des Propheten; der Universitätsprofessor ist Beamter.

Ich schreibe diese Worte in klarem Bewußtsein ihrer Tragweite nieder und will, daß man sie wortwörtlich durchdenke. Wenn noch etwas Gutes auf den Universitäten gedeiht — und das kommt vor — so geschieht das unabhängig von dem dort geltenden Geist. Die Hochschulen sind nicht frei, wie es auch die Schulen nicht sind; sie sind die Institution einer Gesellschaft, die den historischen Machtstaat bejaht. Eine Gesellschaft, die eine auf Wirklichkeits-, d. h. Werterkenntnis, begründete Rechtsordnung will und — schaffen wird, muß Autonomie des Schul- und Hochschulunterrichts fordern und die geringen Ansätze dazu, wie sie die Freie Schulgemeinde darstellt, oder wie sie eine freie Hochschule wäre, fortführen.

Keine Platonopolis wird ersehnt, keine Stätte für in sich versunkene Denker. Aber der Gedanke der Akademie soll aufleben, und die große wirklichkeitsmutige Inbrunst, in der Plato das Wissen der Idee und das Handeln nach ihr als eines und dasselbe aussprach. Die fundamentale Einheit theoretischen und politischen

Verhaltens soll wieder lebendig werden! Daß nicht, wie heute, sich brutale Macht mit Hilfe wissenschaftlicher und — geistiger Ergebnisse durchsetzt (und „unsere Wissenschaft" sozusagen durch ihre schlagenden Resultate gerechtfertigt erscheint), sondern daß künftig das, was wir als sinnvoll und gut erkannt haben, Wirklichkeit sei! Daß wir künftig nicht mehr Quantität, Massigkeit und ähnliche absurde sinnlose Fetische als „real" respektieren; daß wir uns nicht von voluminösen Exzentriks, Heroismen und dergleichen bluffen lassen, sondern daß wir unsere einfachen Gefühle wieder achten und den gesunden Menschenverstand! Und daß wir es nicht mehr für „naiv" halten, zu moralisieren, und vor allem: daß wir helfen und bessern! . . . .

Ich habe nur einen unvollkommenen Auszug aus Försters Aufsatz geben können, doch dieses wenige wird gezeigt haben, wie umwälzend wahrhaftig und universal sein politischer Wille ist. Förster hat recht: „Wer die deutsche Jugend der jüngsten Generation beobachtet hat, der weiß, wie sehr sie innerlich diesen Dingen („Realpolitik") fremd geworden war und wie sehr sie nach größeren Horizonten für ihren Enthusiasmus dürstete." In dem Protokoll einer freistudentischen Zusammenkunft in Dresden (1. 9. 1915) heißt es: „Realpolitik war das Wort, auf das jeder Schmock hineinfiel. Das sei endlich abgetan! Der Geist soll Macht werden!" Und so in vielen Variationen.

Wir wollen nicht Formulierung, sondern Besserung! Ganz gewiß ist nur dann ein Friede erreicht, wenn die Gesinnung der Völker die bestehende staatliche Anarchie verneint, wenn die Völker freien Willens miteinander leben wollen. Alles andere ist Gewalttat und birgt den Keim künftiger Vergewaltigungen. Welcher Gedanke aber ist natürlicher als der, frei und hilfsbereit miteinander zu leben! Es ist gegen unser moralisches Bewußtsein, neben uns jemanden verhungern zu lassen; wir teilen selbstverständlich mit dem Hungernden. Ein Wirtschaftskrieg widerspricht der moralischen und intellektuellen Einsicht europäischer Menschen. Das ist so.

Wenn das aber so ist, und wenn wir das erkannt haben, dann wollen wir über solche Selbstverständlichkeiten nicht weiter debattieren, dann haben wir ganz phrasenlos, umstürzend ehrlich demgemäß zu leben, zu handeln und zu helfen. Heute noch!

Ja, was kann man denn heute tun? Beispielsweise dieses: die Volksseuche des Journalismus mit heiliger, unerbittlicher Wut unabläßig im Großen und im Einzelnen zu bekämpfen. Die Schuld der Presse an der Entstehung und Verlängerung des Krieges und an der Verschändlichung des Lebens ist unermeßlich. Ein kleines Beispiel: In den kritischen Tagen des Juli/August — vor der französischen Kriegserklärung — ging die Nachricht durch die Zeitungen, ein französischer Flieger habe in der Nähe von Nürnberg Bomben abgeworfen. Dem zuständigen Generalkommando ist davon nichts bekannt; ich erfahre das erst heute. Vielleicht wurde es auch damals schon berichtigt — die Zeitungen sind mir nicht mehr zur Hand, — aber wie entscheidungsschwer wenige Stunden sein können, — das wissen wir aus diesen Tagen; eine nachträgliche Berichtigung schafft das angerichtete Unheil nicht aus der Welt.

Kommilitonen, die Niedertracht, die Herzlosigkeit der Journalisten bringt es fertig, das zitternde Bangen von Frauen und Kindern, „herzzerreißende Szenen vor dem Londoner Marineamt", den „Schmerz der Hinterbliebenen" — als Gemütsstärkung wahrscheinlich — dem deutschen Bürger in Fettdruck mitzuteilen! Und das Erbärmliche ist dieser profitable Gebrauch, den sie von ihrer „vaterländischen" Gesinnung in selbstherrlicher Unfehlbarkeit machen, indes Millionen Menschen im Dreck der Schützengräben liegen oder in Schmerz und Bangen zurückgeblieben sind! Und noch dieses muß gesagt werden: auch die sogenannt fortschrittliche und liberale Presse beteiligt sich daran.

Kommilitonen, heute schon können und müssen wir handeln! Was können wir tun? Uns bewahren vor der Vergiftung durch die Presse durch eigenes Denken. Durch rücksichtsloses Zerdenken journalistischer Ideologien (Patriotismus, Kulturpolitik, Militarismus, Freiheit der Meere und vieles andere, worüber ich in einem künftigen Aufsatze sprechen werde). Durch unbeirrbares Eintreten für die Wahrheit gegen die Zeitungsschreiber (durch Briefe an die Redaktionen, Berichtigungen, Ver-

öffentlichungen und Boykotte). Durch Zusammenschluß aller anständigen und denkenden Menschen! Was möglich ist, weiß man erst, wenn es getan ist. Machen wir Ernst, ganz einfach, rücksicht- und hoffnunglos, tun wir, was gut ist! Und glauben wir, daß das Gute das wahrhaft Mächtige ist! Glauben wir an den Menschen im „Feinde"!

Keine Gemeinde und kein Orden soll gegründet werden. Förster erwartet das Ende der Anarchie nur von einer Erneuerung der christlichen, katholischen Welt. (Ich glaube nicht, daß eine Rückkehr zum geltenden Katholizismus für uns heute wirklich möglich ist; es würde zu weit führen, wollte ich darauf eingehen.) Doch ich glaube vor allem, daß es zu der notwendigen politischen Erneuerung keiner religiösen Umwälzung bedarf. Es genügt eine Erweckung unserer tapfersten und empfindsamsten Sinnlichkeit, ein Ansprechen des Sinnes für Gerechtigkeit!

Vielleicht noch eindrucksvoller ist ein Artikel von Leutnant der Reserve Wilhelm Franke, den wir ganz wiedergeben:

Viele von denen, die für Friedrich Wilhelm Förster als Leser seiner zahlreichen Schriften ein Gefühl der Verehrung empfunden haben, werden sich angesichts der scharfen Kritik, die neue Gedanken dieses Mannes in letzter Zeit vielfach erfuhren, des Gefühles nicht haben erwehren können, es habe das klare Bild, das sie sich im Innern entworfen hatten, einen Fleck erhalten. Besonders seit ein gegen Förster gerichteter Aufsatz des Historikers an der Münchener Universität, des Herrn Geheimrat Marcks, ohne eingehende Erwiderung von seiten Försters blieb, werden manche seiner Anhänger glauben, er habe die Waffen gestreckt.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, sich in irgend einer Weise an der historisch-wissenschaftlichen Diskussion zu beteiligen, in deren Gebiet der Aufsatz Herrn Geheimrat Marcks' die Försterschen Gedanken gezogen hat, sondern sie machen sich lediglich zur Aufgabe, darauf hinzuweisen, daß die erörterten Fragen außer der politisch-historischen noch eine ganz andere Seite haben, eine Seite, auf deren Erörterung es dem Laien vor allem ankommen muß. Diese Seite wurde in jenem Artikel vollständig übersehen. Ich nenne die geistig-reale Seite der Försterschen Gedanken, und ich möchte behaupten, sie sei nicht weniger wesentlich als die andere, weltlich-praktische. Allerdings scheint mir, gehöre zu ihrer Würdigung weniger verstandesmäßige Wissenschaftlichkeit als Unparteilichkeit und natürlicher Mutterwitz.

In einem einzigen Satze weist Herr Geheimrat Marcks auf diese Seite hin: „Hinter Försters Artikel steht als Grundanschauung der Pazifismus." Leider sind mit diesem Worte Vorstellungen von „idealistischer" Schwärmerei verbunden, so daß ich behaupten möchte, dieser Ausdruck passe nicht auf die Gedankenbilder, die hinter dem Försterschen Artikel in der „Friedenswarte" stehen. Ganz anderes als Schwärmerei findet man an den Quellen, die hier fließen: Försters ureigenstes Gebiet, die Charakterbildung.

„Ja!", höre ich den Zweifler und den Gegner einwerfen. „Und auf dieses sein Gebiet hätte Förster sich beschränken und nicht anderen Wissenschaftlern in die ihren hineinpfuschen sollen!" Er übersieht dabei, daß Förster in der Tat dieses sein Gebiet gar nicht verläßt, sondern dessen Gültigkeit nur logisch weiter ausdehnt, als eine oberflächliche Weltanschauung das für angängig gehalten hat.

„Auch der Staat muß eine Seele haben," schreibt Förster in „Autorität und Freiheit", „wenn er nicht zu einer toten Maschinerie werden oder der Zersetzung verfallen soll; diese Seele des Staates aber bedarf der Seelsorge — und diese Seelsorge wiederum muß den staatlichen Machtinteressen unabhängig gegenüberstehen, wenn sie wirklich konsequent die tiefen geistigen Bedingungen aller staatlichen Lebenseinheit pflegen soll. Wer das nicht begreift, dem geht das Verständnis für die psychischen Grundlagen des Staates ab, er weiß nicht, daß die Gesundheit und Energie des kollektiven Ganzen gegenüber allen zentrifugalen Tendenzen durchaus fordert, daß im Individuum selber die zentrale geistige Macht über die bloß peripherischen Reize zur Herrschaft komme." In vielen seiner Bücher weist nun Förster darauf hin, wie „die höheren Sanktionen, aus denen einst der

Gehorsam gegenüber der staatlichen Ordnung hergeleitet wurde, in den weitesten Kreisen ihre Wirksamkeit verloren" haben. An ihre Stelle seien äußere Zwangsmittel, Appell an die einfachsten sozialen Triebe getreten, und wo das nicht mehr genügt habe, da mußten Rasseninstinkte und nationale Leidenschaften das staatliche Solidaritätsgefühl neu beleben. „Es wäre aber nur Selbsttäuschung, wenn man glaubte, damit könne eine wirkliche Inspiration gegeben werden. Die höheren Sanktionen, deren der Staat durchaus bedarf, können, wie dies schon Plato klar war, keineswegs aus dem bloßen politischen Bewußtsein entspringen. Erst Christus, der über dem bloßen Reiche des Cäsar und über der Welt des individuellen Egoismus ein höheres Reich der inneren Freiheit begründet, gibt damit die höchsten Motive und Sanktionen auch für die Hingebung an die soziale Lebensgemeinschaft. Scheinbar entzieht er den Menschen gänzlich dem Staate, indem er ihn auf das Werk der innersten Erlösung von der Selbstsucht konzentriert — aber gerade dadurch erhält auch der Gehorsam gegenüber der staatlichen Ordnung ganz neue Motive aus den Tiefen der geistigen Persönlichkeit." . . . „Nur aus der Kultur des Charakters kommt alle wirklich zuverlässige Loyalität gegenüber der staatlichen Lebensgemeinschaft . . . Denn ohne die Macht des Gewissens bleibt der Staat nur eine unorganisierte Horde! Je tiefer nun das persönliche Gewissen ausgebildet und befestigt wird, um so selbständiger wird es freilich der kollektiven Suggestion, der nationalen Erregung, der staatlichen Machtpolitik gegenübertreten . . . Wer an unvergängliche Wahrheiten gebunden ist, der kann allerdings nicht mehr in den vergänglichen Vorteilen der nationalen Ehrsucht und der staatlichen Machtentwicklung aufgehen, aber gerade weil er nicht durch jedes beliebige Sonderinteresse und jede persönliche Leidenschaft ins Wanken gebracht wird, ist er der eigentliche Erhalter der sittlichen Grundlage des Gemeinschaftslebens." . . . „Machialli, der klassische Vertreter der sogenannten Realpolitik, der erste Vertreter der prinzipiellen Loslösung der Politik von der christlichen Ethik, hat am meisten darin geirrt, daß er kein Auge für die unvergleichliche sozial-konstruktive Kraft des christlichen Gewissens hatte." Gerade im Gegensatze zu dem Worte dieses Staatsmannes, der Staat brauche Menschen, die ihr Vaterland mehr lieben als ihre Seele, meint Förster, auf die Liebe zum Vaterlande lasse sich auch das englische Dichterwort anwenden: „I could not love Thee, Dear, so much, loved I not honor more!"

Hier waren meines Erachtens die Punkte, an denen eine wirksame Befehdung der Försterschen Aeußerungen hätte einsetzen müssen. Wenigstens dann, wenn man die Laien aufklären wollte. Und an diese hauptsächlich richtet sich doch ein in einer Tageszeitung veröffentlichter Aufsatz. Man mußte doch dessen eingedenk sein, daß Friedrich Wilhelm Förster im Herzen des deutschen Volkes lebt, daß seine Schriften und der Wind, der in ihnen weht, weit und breit bekannt sind. Man mußte daran denken, daß der Laie hinter dem Aufsatze und den Gedanken des anerkannten Pädagogen ganz anderes sucht und sieht als nur politische Kombinationen. Eine wirksame Befehdung, sagte ich, hätte einsetzen können, wenn man klar dargelegt hätte (wenn es möglich wäre), daß die „politischen Wirklichkeiten" der Tradition Bismarcks auch jenen geistigen Wirklichkeiten entsprechen, zu deren Hütung sich Friedrich Wilhelm Förster berufen fühlt. Daß das nicht geschah, muß den nachdenklicheren Laien durchaus unbefriedigt lassen, ja wird ihn noch mehr auf die Seite Försters hinüberweisen.

Die Gegner Försters werfen mit großen Worten um sich, wenn sie sagen: „Politik ist die Kunst des Möglichen!" oder „Erst brauchen wir größtmögliche Macht!" Sie bedenken dabei aber nicht, daß sich der Laie in seinem innersten Herzenskämmerlein — in das ja kein „echter Patriot" Einblick erhält — fragt: „Ja, gehören denn Wahrhaftigkeit, Selbstüberwindung, Gesinnungsgröße nicht in den Bereich des Möglichen!" oder: „Meinst du mit Macht nur Brutalität oder auch Macht des Herzens und der Seele?" Auf solche innerste Fragen erhält man bis heutigen Tages nur Antwort im Lager Försters, nicht im anderen. Und will jemand bezweifeln, daß diese Fragen wichtiger sind — für jeden einzelnen — als die Frage, ob wir den Weltkrieg gewinnen werden oder nicht?

Auf diesem Gebiete gibt es keine Zensur, und man könnte die Zeit bis zur Aufhebung der politischen im förstergegnerischen Lager sehr gut dazu verwenden, einmal über diese wesentlichen Fragen der ganzen Diskussion nachzudenken und der Nachfrage nachdenklicher Zeitungsleser entgegenzukommen. Oder will man etwa hier in der Heimat, in einer Zeit, in der Hunderttausende unseres Volkes die Realität all der ewigen, geistigen Mächte, unter deren Gesetzen auch unser vergängliches Leben steht, draußen im Felde in Stunden der Angst, des Leidens, des Sterbens erleben, wollen da die hinter der Front unseren Kämpfern in den Rücken fallen, indem sie über dieses tiefste, heiligste Erlebnis des Krieges lächeln oder es auch nur irgendwie in Zweifel zu ziehen suchen? Dann, hütet euch!

Dazu fügen wir die Kundgebung der Königsberger Freien Studentenschaft zu Gunsten Försters:

Die Königsberger Freie Studentenschaft unterzeichnete nach dem Beschlusse des Weiteren Ausschusses vom 30. Juni folgendes Schreiben des Internationalen Studentenvereins an der Universität Berlin an Herrn Professor Dr. Förster:

Sehr geehrter Herr Professor!

Das Verhalten eines Teiles der Münchner Studentenschaft gegen Ihre Persönlichkeit und die Beeinträchtigung der verfassungsmäßig garantierten Freiheit des Lehramtes hat uns mit tiefem Bedauern erfüllt. Wir sehen in Ihrem Handeln eine notwendige Konsequenz aus der Internationalität der Wissenschaft und sprechen Ihnen daher unser Vertrauen aus.

Seien Sie versichert, daß alle deutschen Studenten mit Ihnen gehen, denen an Geistesfreiheit etwas gelegen ist. Wir sind gewillt — soweit es unsere Kräfte erlauben — an Ihrer Seite zu arbeiten.

In Hochachtung

Der Internationale Studentenverein an der Universität Berlin.

J. A.: (gez.) Dr. E. Gumbel, Vorsitzender.

Berlin W., Heilbronner Str. 11, II

am 15. Juni 1916.

All diese Aeußerungen (die zum Teil auch für die Schweiz Bedeutung haben) sind ein hocherfreuliches Zeichen des besseren Deutschland, an das trotz allem glauben zu dürfen uns immer ein großes Geschenk ist. L. R.

Ebenfalls ein Zeichen guten Geistes in der deutschen Jugend ist folgende **Resolution der Berliner Freistudentenschaft gegen die Militarisierung der Jugend:** Die Berliner Freistudentenschaft ist entschlossen, gegen die für den Frieden geplante Zwangsjugendwehr anzukämpfen, weil sie in ihr eine schwere Bedrohung jugendlichen Lebens erblickt. Sie verspricht, ihren jüngeren Gefährten überall dort zu helfen, wo der Wille zu freier und aufrechter Lebensführung lebendig ist.

Kurse zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben. Vom 1. Oktober 1916 bis 30. September 1917 wird in Zürich unter Aufsicht des Erziehungsrates der siebente soziale Fürsorgekurs abgehalten, welcher den Zweck hat, freiwillige und besoldete weibliche Hilfskräfte für soziale Aufgaben heranzubilden. Die Kursteilnehmerinnen verpflichten sich, soweit es die Verhältnisse gestatten, nach dem Kurse einen Teil ihrer Zeit der sozialen Arbeit zu widmen.

Das Kursgeld beträgt, Lehrmittel inbegriffen, Fr. 180.—; es kann Ermäßigung gewährt werden. Die Kursteilnehmerinnen wohnen

zu Hause, sie sollen in der Regel nicht unter 20 und nicht über 30 Jahre alt sein.

Nähere Auskunft erteilen die Kursleiterinnen, Fräulein Fierz, und Fräulein von Meyenburg, Merkurstraße 64, Zürich 7. Sprechstunden: Dienstag 2—5 Uhr.

Gedanken-Scherflein.

Es ist ein Glück, daß sich von unseren vielen Dummheiten, die wir im Leben begehen, etwelche seelisch rentieren.

* * *

Ein Volk entschuldigt immer mit der Barbarei des andern seine eigene, anstatt es umgekehrt zu machen. H. Thurow.

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Beitrag, der an der Spitze dieses Heftes steht, ist die erste Hälfte eines Vortrages, den die Verfasserin dieses Frühjahr an der Christlichen Studentenkonferenz in Aarau gehalten hat. Wir danken ihr und dem Verleger herzlich für die Erlaubnis, diese in unseren Augen hochwichtigen Aeußerungen, die auch unsere tiefe Ueberzeugung aussprechen, denjenigen Lesern der Neuen Wege darbieten zu dürfen, die den Bericht über die Konferenz nicht in die Hand bekommen, möchten uns aber auch erlauben, auf diesen noch ausdrücklich und mit warmer Empfehlung hinzuweisen. Er ist bei A. Francke in Bern erschienen und enthält außer dem genannten noch folgende Beiträge: Das Eine Notwendige, Predigt von Karl Barth. — Gottes Wort an uns im alten und im neuen Testament. Von R. Liechtenhan. — Die sittlichen Ziele der Volksgemeinschaft. Von L. Ragaz. — Die Bedeutung der Genossenschaftsbewegung. Von Dorothea Staudinger. — Der Sinn der Philosophie. Von P. Haeberlin. — Das Heft ist des Lesens und des Preises wert und seine Verbreitung äußerst wünschenswert. Es kostet Fr. 1.80. Den ganzen Geist, der die Versammlung beseelte, kann es allerdings nicht wiedergeben.

Auf die „Stimmen der Meister" sind wir durch Andere aufmerksam gemacht worden. Das prächtige Stück vom „Staate" sendet uns eine deutsche Leserin, die zwei andern bringt uns die „Neue Hochschule" in Erinnerung.

Ueber einige wichtige Dinge, die wir gern in diesem Heft besprochen hätten, werden wir uns das nächste Mal äußern.

Ebenso werden wir die in den letzten Heften begonnene Erörterung des Problems der Schweiz fortsetzen.

Noch möchten wir das aus dem Slovenischen übersetzte Gedicht der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Es sagt über den wahren „Weg zum Frieden" mehr als Dutzende der üblichen Reden und Broschüren. Den Uebersetzer möchten wir bitten, uns nochmals seinen Namen anzugeben.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Wie Gott die Welt, die Menschen erobert.[1]

Lucas 12, 49—53.

Gebet: Vater im Himmel! Du bist unsere Kraft und Hilfe in allen Nöten, Kämpfen und Mühen unseres Lebens. Du machst uns froh und glücklich, Du sorgest für uns in allen Dingen. Das haben wir auch in der vergangenen Woche wieder erfahren dürfen. Darüber ist unser Herz voll Dank und Freude. Auch jetzt sind unsere Gedanken auf Dich gerichtet. Denn wir wissen, daß Du bei uns bist, daß Du uns Alle erfüllen willst mit neuer Kraft, mit freudigem Vertrauen und starker Zuversicht!

Wir tragen in unsern Herzen den heißen Wunsch, die flehentliche Bitte, daß Dein Reich zu uns kommen möge, zu uns und allen Völkern auf Erden. Auch wir wollen uns in Deinen Dienst stellen. Auf Dich wollen wir uubedingt vertrauen; eintreten wollen wir für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, für alle armen, schwachen Brüder! Wir wollen uns nicht fürchten vor dem Hasse, der Verfolgung der Menschen, denn Du bist bei uns, Du hältst und trägst uns! Du tust Dich allen Menschen kund und ziehst sie hinein in Dein Reich, dein Leben; Deine wunderbare Liebe trägt den Sieg davon. Amen."

Liebe Gemeinde! Heute wird also bei uns im Bündnerlande der Missionssonntag gefeiert. Was heißt das? Wie denken wir uns eigentlich die Feier dieses Missionssonntags? Nun, unter dieser Feier verstehen wir in erster Linie eine Missionspredigt, d. h. eine Predigt, die an die christliche Pflicht der Mission unter den Heiden erinnert, die vielleicht auch auf die Erfolge der verschiedenen Missionsgesellschaften bei den heidnischen Völkern hinweist. Dazu gehören ferner Missionsgebete und Missionslieder. Und endlich die Hauptsache: eine Kollekte für die Mission. Das ist der fatale Eindruck, der dabei immer bewußt oder unbewußt erweckt wird, daß eben die Kollekte die Hauptsache sei, daß man es vor allem auf den Geldbeutel der Christen abgesehen habe. Darum rechnet man angelegentlich die großen Ausgaben der Mission

[1] Predigt, gehalten in Chur am 13. Dezember 1914.

vor, darum weist man hin auf die großen Defizite der Gesellschaften. Oft hat es wirklich fast den Anschein, als ob die Größe der Kollekte ein sicherer Gradmesser der Reichgottessehnsucht der einzelnen Christen, der Gemeinden oder ganzer Gegenden und Länder sei. Allein im Ernste kann davon ja gar keine Rede sein. Ich meine und darin werdet wohl auch Ihr mir Recht geben — wenn unsere Missionsfeier in dem Genannten sich erschöpft, so ist damit eigentlich für das Reich Gottes in der Welt gar nichts getan und gewonnen. Und darum eben handelt es sich eigentlich, um die Ausbreitung und Vollendung des Reiches Gottes auf Erden. Die Mission ist also nicht Selbstzweck, sondern sie ist nur ein Mittel zum Zweck, ein Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums, des Reiches Gottes unter den heidnischen Völkern. Ueber den praktischen Wert des Mittels und über seine Tauglichkeit zur Erreichung des Endzweckes kann man ja wohl in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Tatsächlich wird ja auch an der heutigen Mission, an der Methode, an der Praxis Kritik geübt und ohne Zweifel in mancher Hinsicht mit Recht. Ich bin überzeugt, daß die Leiter der verschiedenen Missionsgesellschaften selbst keineswegs der Meinung sind, daß alles, was sie tun, vollkommen und über jegliche Kritik erhaben sei, daß man nicht manches anders und besser machen könnte. Allein das ist gewiß, so unvollkommen auch noch das Mittel sein mag, so vieles man auch an der Mission aussetzen mag — der Zweck, das Ziel, das man mit diesem Mittel, mit der Mission erreichen will, nämlich die Förderung und Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden — muß jedem lebendigen Christen am Herzen liegen. Es ist gar keine Frage, daß wir als Christen die Pflicht haben, das Evangelium zu allen Menschen und Völkern zu bringen, unser ganzes Leben, unsere Kraft einzusetzen für dieses Gottesreich auf Erden; denn Jesus hat von seinen Jüngern und zu seinen Jüngern gesprochen: Ihr seid das Salz der Erde; so nun aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts nütze, als daß man es hinausschütte und lasse es die Menschen zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Darum lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Allein, nicht wahr, wir fühlen es alle sofort, daß man diesen Worten Jesu unmöglich gerecht werden kann nur durch ein wenig oder meinetwegen auch ein großes Missionsinteresse, dadurch, daß man mehr oder weniger an die Kosten der Mission beisteuert, daß man aufmerksam die Arbeit der Mission, die Erfolge, die Mühen und Gefahren in den verschiedenen Ländern verfolgt. Denn dabei bleibt alles, was wir tun, nur ein indirektes Tun, das mit der eigentlichen Missionsarbeit, geschweige denn mit der Gottesreichsarbeit, nur in einem sehr losen, äußerlichen Zusammenhange steht. Je heißer aber in uns die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes ist, desto mächtiger, lebendiger wird dann auch in uns, in einem jeden Einzelnen, der Drang und Trieb selbst, etwas zu tun für das Gottesreich unter den Menschen, für seine Aus-

breitung und Vollendung unter den Heiden, den Völkern. Und dazu brauchen wir wahrlich nicht Missionar zu werden, die zu den Heiden hinausziehen, sondern wir können ruhig hier bleiben in unserer Heimat, in unsern Verhältnissen, in unserer Arbeit, Stellung, Beruf, und doch direkt mitarbeiten an der wahren und wirklichen Mission, an der Ausbreitung und Vollendung des Gottesreiches auf Erden. Denn, wie heute immer wieder gesagt wird, daß das Schicksal der überseeischen Kolonien der kriegsführenden Staaten auf den Schlachtfeldern Europas entschieden werde, so wird auch der Sieg über das Heidentum nicht draußen, sondern hier bei uns, in der Christenheit erfochten, hier allein kann und muß die Entscheidung fallen. Und das ist nun eben der Punkt, wo wir alle eine Aufgabe haben, als Jünger Jesu, wo wir selbst etwas tun können und sollen. Wie wir alle, ohne Ausnahme am großen Werke des herrlichen Gottesreiches auf Erden beteiligt sind, wie wir daran arbeiten können, das kommt uns zum Bewußtsein, wenn wir an Hand unseres Textes einmal uns zu vergegenwärtigen und klar zu machen suchen: wie Gott die Welt, die Menschheit erobert.

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden", sagt Jesus. Das ist ja zunächst ganz gewiß ein bildlicher Ausdruck und wir müssen uns darum zu allererst darüber klar werden, was dieser bildliche Ausdruck bedeutet, was Jesus damit sagen will. Nun im allgemeinen will Jesus damit zunächst ganz einfach sagen, daß er ein Neues schaffen will auf Erden, daß er in der Welt, in der Menschheit eine Bewegung hervorbringen will. Das Feuer ist immer ein Sinnbild des Geistes, also denkt Jesus ohne Zweifel an eine geistige Bewegung, an die gewaltige, wunderbare, göttliche, treibende Kraft des Geistes. Und wenn wir diese Kraft genauer bestimmen, näher kennen zu lernen suchen, so finden wir, daß das Feuer, das Jesus auf Erden anzünden wollte und auch angezündet hat, nichts anderes ist, als die wunderbare, herrliche Gottesgewißheit, die tiefinnere, überwältigende Gewißheit des Vaters und damit im engsten Zusammenhange die wunderbare, allgewaltige Kraft der Liebe, der Bruderliebe.

In der Tat, wo das ist in der Welt, in einem Menschenherzen, wo ein Mensch des lebendigen Gottes unbedingt gewiß wird und im Vater lebt, erfüllt, durchdrungen, getrieben von der wunderbaren Macht und Kraft der Liebe, da erweist sich das als ein verzehrendes Feuer, als ein Feuer, das alle Angst, Furcht und Sorge verzehrt und alles Vertrauen und Pochen auf eigene Kraft, auf Menschen, auf irdische, natürliche, materielle Mächte und Gewalten, als ein Feuer, das die Selbstsucht verzehrt und allen Haß, Neid, Zorn, Ungerechtigkeit, alle Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit gegen die Mitmenschen. Ja dadurch, durch die herrliche Gottesgewißheit und durch die Liebe ist immer, zu allen Zeiten der Mensch innerlich, im Geiste gereinigt worden, wie das Gold im Feuer gereinigt wird von allen unreinen Schlacken. Das war vor allem der Fall bei Petrus und den andern Aposteln, bei Paulus und vielen einfachen Christen: durch ihre Gottesgewißheit und

ihre wunderbare Menschenliebe, Bruderliebe, wurden sie gereinigt; sie wurden lebendig und dadurch zu lebendigen Zeugen Gottes, zu wirklichen Aposteln, zu wahrhaftigen Missionaren. — Seht, das ist das erste, das uns durch das Wort Jesu zum Bewußtsein kommt: was Jesus wollte, das war ein Feuer auf Erden, eine treibende Macht in dem Menschen, eine Gärung in der Menschheit, eine mächtige Bewegung. Es ist wirklich nötig, daß man immer und immer wieder darauf hinweist. Denn man scheint es in der Christenheit vergessen zu haben. Das Evangelium Jesu ist fast ganz zu einer neuen Religion geworden mit mehr oder weniger kirchlichen Formen und Zeremonien; zur christlichen Religion, zum sogenannten allgemeinen Christentum, zu einer bloßen Lehre, zu einem schönen Glauben, aber von einem Feuer, von einer gärenden, treibenden Kraft, von einer die Welt revolutionierenden Bewegung ist heutzutage in der Christenheit wenig mehr zu merken. Dieses Christentum, diese christliche Religion oder Lehre, dieser Glaube hat keine Macht und Kraft, wirkt keine tiefgehende Umwandlung der Menschen — es bringt keine Bewegung, keine Gärung hervor in der Welt, sondern läßt die Zustände und Verhältnisse ganz einfach, wie sie sind. Und wie es hier in der Christenheit ist, so ist es natürlich auch in der Mission und auf den Missionsfeldern draußen. Was wird den Heiden gebracht? Ein Feuer, eine Bewegung, Gärung, eine treibende Macht und Kraft? Nein, nicht das, sondern meistens ganz einfach die christliche Religion und Lehre, ein ganz bestimmt formuliertes Glauben, eine Kirche, das Christentum, das wir eben selber haben. Denn das ist ja klar und selbstverständlich, daß wir, die Christenheit, den Heiden nichts anderes, nichts besseres, nicht mehr bringen und geben können, als wir eben selbst haben. Erst wenn in uns selbst wieder das Feuer der Gottesgewißheit, der Brüderlichkeit lodert, wenn Gott in uns das Feuer ist, das Leben, die treibende Macht und Kraft, erst dann wird auch die Mission davon erfüllt werden. Das Feuer wird ganz von selbst um sich greifen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk. Auch die Heiden werden davon mit Macht im tiefsten Innern erfaßt, ergriffen werden, ja die ganze Welt, alle Zustände und Verhältnisse werden dann von Grund aus umgestaltet werden.

Nicht wahr, wenn wir daran denken, dann begreifen wir ganz gut, daß Jesus damals die Worte hinzufügte: „Was wollte ich lieber — denn es brennete schon?“ Wer wollte sich nicht sehnen darnach, nach diesem herrlichen Gottesreiche auf Erden, nach der wunderbaren Macht und Kraft der Gottesgewißheit und der Bruderliebe? Das war der eine heiße Wunsch, der in der Seele Jesu brannte: den Vater wollte er bringen allen Menschen, nicht nur den Juden, auch den Heiden, sie alle sollten erfaßt werden vom lebendigen Gott und erfüllt sein von der Macht der Liebe. Und dieselbe heiße Sehnsucht erfüllte dann auch wieder den Apostel Paulus; sie trieb ihn rastlos von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Er betrachtete sich als einen Schuldner aller Menschen. Dieses heiße Sehnen, die Menschen

für Gott und sein Reich zu gewinnen, treibt auch heute noch die Missionare hinaus zu den Heiden. Auch in uns lebt dieser Wunsch, dieses Sehnen und dieses Begehren nach dem Gottesreiche, aber je mächtiger und lebendiger diese Sehnsucht in uns ist, desto deutlicher muß es uns zum Bewußtsein kommen, daß wir noch ungeheuer weit davon entfernt sind, desto schmerzlicher und trauriger muß es für uns sein, daß das Feuer, das Jesus auf Erden angezündet hat, noch so klein ist, daß es noch kaum brennt, noch so wenig emporlodert in heller, leuchtender Flamme.

Dieses niederdrückende Gefühl haben wir besonders in unserer Zeit. Wenn wir an diesen Krieg denken, der nun schon seit Monaten in Europa tobt und wütet und der mit unverminderter Heftigkeit, trotz Winter, Regen und Kälte weiter geführt wird in ungeheurer Wut und Erbitterung, wenn wir denken an all den Haß, die Roheit, Brutalität und Gemeinheit, an die Zerstörungswut, die jetzt zum Vorschein kommt, dann will es uns manchmal scheinen, als brenne da überhaupt kein Feuer mehr, das von Gott, von Jesus Christus kommt, als sei jeder Funke der Gottesgewißheit und der Bruderliebe ausgelöscht. Und wie hart, wie gleichgültig sind doch die Menschen, die sich Christen nennen, gegen andere. Wie viel Not, Jammer und Elend ist doch da in den Massen des niedern Volkes und die Menschen gehen achtlos daran vorüber. Die Schwachen werden ausgebeutet und niedergedrückt, mit Füßen getreten von den Starken und Mächtigen. Ungerechtigkeit und Willkür herrscht in der Christenheit, wie bei den heidnischen Völkern. Das ist der traurige, entmutigende Eindruck, der sich uns aufdrängt mit aller Macht. Wohl sind ja auch noch Funken des heiligen, göttlichen Feuers vorhanden. Da und dort leuchten sie empor in der Dunkelheit, nicht nur hier in der Christenheit, sondern auch draußen bei den Heiden, wie die Missionare uns sagen. Es wäre ja auch gar zu traurig, wenn alles erloschen wäre. Aber das genügt uns nicht und kann uns nicht genügen: dieser Funke muß zum lodernden Feuer werden. Gott muß uns und alle Menschen ganz erfüllen, die Liebe muß uns alle umfassen und uns, alle Völker verbinden zu dem großen, herrlichen Gottesreich. Gibt es für uns etwas Größeres und Herrlicheres, etwas, das wir lieber wollten, nach dem sich unsere Herzen heißer sehnten, als nach dem Vater, dem lebendigen Gott, nach dem allumfassenden Bruderreiche!

Freilich damit, daß wir uns nach Gott, nach der Vollendung seines herrlichen Reiches auf Erden sehnen, ist es noch nicht getan, dadurch ist die Verwirklichung des Gottesreiches noch um keinen Schritt näher gerückt. Sie ist vielmehr an eine unerläßliche Bedingung geknüpft, nämlich wir müssen dafür leiden und Opfer bringen. Das wußte auch Jesus. Deshalb fährt er fort: „Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit seiner Taufe und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde." Dabei dachte Jesus ohne Zweifel an seinen Tod, an sein Leiden und Sterben am Kreuze. Dieses Sterben Jesu am

Kreuz für seine Ueberzeugung, für die Menschen, das war der Tatbeweis seiner ungeheuren, unerschütterlichen Gottesgewißheit und seiner wunderbaren Liebe. Damit hat Jesus in der Tat ein Feuer entfacht auf Erden, das nimmermehr erlöschen konnte; er hat eine Bewegung, eine Gärung hervorgebracht in der Menschheit, die nicht zur Ruhe kommen kann, als bis das Gottesreich auf Erden vollendet ist.

Es ist auch heute noch nicht anders geworden: nur durch Leiden und Opfer kann es mit dem Gottesreich auf Erden vorwärts gehen. Nun werdet Ihr mich vielleicht verwundert fragen, wie wir denn für Gott und sein Reich leiden und Opfer bringen können. Das sei ja heutzutage für uns ganz unmöglich. Denn wir leben ja in der Christenheit, mitten unter einem christlichen Volke, in einer christlichen Stadt, und da sei es doch ganz ausgeschlossen, daß man um seines Glaubens und seiner Ueberzeugung willen verfolgt werde, daß man dafür kämpfen, leiden, Opfer bringen müsse. Allerdings, so ist es ja in der Tat, bei uns. In der Christenheit hat der Kampf völlig aufgehört, scheinbar, aber gerade das ist das Fatale, das uns mißtrauisch machen müßte. Denn Jesus hat etwas ganz anderes voraus gesagt. Er fragte seine Jünger: Meinet Ihr etwa, daß ich hergekommen bin, den Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage Euch: Nein, sondern die Zwietracht, die Spaltung und Feindschaft oder wie es in einem andern Evangelium heißt: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Die Hausgenossen, die nächsten Blutsverwandten werden sich um seinetwillen entzweien, gegen einander auftreten und kämpfen.

Natürlich dachte Jesus bei diesen Worten nicht im Entferntesten an den Krieg, bei dem es sich immer um irdische, weltliche Macht handelt, auch bei dem heutigen Kriege. Es ist eine ganz erstaunliche Verkennung Jesu, seines Denkens und Wesens und dessen, was er wollte, wenn man, wie es ja mehrfach geschehen ist, „nicht Frieden, sondern das Schwert" eben auf den europäischen Krieg unserer Tage bezogen hat. Es scheint mir etwas ganz Unsinniges zu sein, wenn man glaubt, sich zur Rechtfertigung dieses furchtbaren Krieges, dieses schrecklichen Mordens auf Jesus, auf sein Wort und Evangelium berufen zu können. Jesus und sein Evangelium kommt bei diesem Krieg, bei seiner Entstehung und seinem Verlauf nicht im geringsten in Frage. Es ist vielmehr etwas ganz anderes, das Jesus meint. Wenn z. B. die christliche Kirche, wir Pfarrer in jenen Tagen, Ende Juli einmütig, laut und energisch gegen den Krieg protestiert hätten, wenn die sozialistischen Abgeordneten im Reichstag, in den Parlamenten die Kriegskredite verweigert hätten, dann hätten sie die Wahrheit des Wortes Jesu an sich selbst erfahren; es hätte Spaltung, Uneinigkeit, Unfrieden gegeben, das Schwert d. h. die brutale Macht und Gewalt des Staates hätte sich gegen sie erhoben. Ihre Volksgenossen, ihre nächsten Freunde hätten sich von ihnen abgewandt. Sie wären gehaßt, verflucht worden als Vaterlandsverräter. Und derselbe Haß der Welt, Verfolgung,

brutale Gewalt erhebt sich auch heute noch gegen alle, die es wagen, z. B. gegen den Militarismus aufzutreten, ihn zu verwerfen und überhaupt gegen die Macht und Gewalt des Staates. Höchst empfindlich sind die Menschen ferner, wenn das liebe Geld, wenn ihr Besitz, wenn der Mammon angetastet wird. Da erhebt sich sofort der grimmigste Widerstand, da entfacht sich glühender Haß, bittere Feindschaft. Da kommt der Zwiespalt hinein in die Familien. Das Eintreten für die Armen und Niedrigen, für die Entrechteten und Unterdrückten, für die sogenannten Schlechten, für die lasterhaften, verkommenen Menschen, das Kämpfen für Gerechtigkeit, für Wahrheit — das alles erzeugt auch heute noch immer Haß, Feindschaft, Zwietracht, Spaltung in den Häusern und Familien, in den Gemeinden und im ganzen Volk. Und doch ist es gar keine Frage, daß darin gerade der Geist, die Gesinnung Jesu zum Ausdruck, zur Erscheinung kommt — ja, das hat Jesus ohne allen Zweifel von seinen Jüngern verlangt.

Freilich, das ist richtig, von diesem Kampf, Haß, Spaltung, Zwietracht, von diesem Schwert ist ja heutzutage bei uns nicht viel zu sehen. Aber wißt ihr, warum nicht? Ganz einfach darum, weil wir nicht Jünger Jesu sind, weil wir lieber mit der Welt paktieren und im Frieden leben wollen, als in der treuen Nachfolge Jesu zu leiden und Opfer zu bringen, verachtet, verlacht, verspottet, gehaßt und gemieden zu sein. Wären wir wirkliche Jünger Jesu, machten wir wirklich Ernst mit unserm Glauben — wahrlich alsbald würde auch der Kampf entbrennen, wir bekämen das Kreuz zu fühlen, die brutale Gewalt der Welt.

Und seht, das ist nun eben die eine große Bedingung der Verwirklichung des Gottesreiches in der Welt, daß wir diesen Kampf, diesen Haß der Menschen, der Welt auf uns nehmen, daß wir in diesem Kampfe unsere Gottesgewißheit bewahren, wie auch unsere Liebe zu den Menschen, daß wir trotz allem, freudig, unbedingt auf den Vater vertrauen und an die Menschen glauben. Dadurch wird dann, wie am Kreuze Jesu, Gott herrlich offenbar als die eine, große Wirklichkeit, als gegenwärtige Macht, Kraft und Hilfe, als die wunderbare Macht der Liebe. — Dann erweist sich Gott, unsere Gottesgewißheit, unser Glaube, unsere Zuversicht als ein Feuer, das die Herzen der Menschen erfaßt und ergreift, das alles Gottwidrige in den Menschen, in den Zuständen und Verhältnissen auf Erden verzehrt. Es ist eine umgestaltende Kraft und Macht, eine Gärung und Bewegung in die ganze Menschheit gekommen.

Es ist gar keine Frage: So und so allein erobert Gott die Welt, die Menschheit. Und da müssen wir alle mithelfen. Das Feuer der Liebe, der Gottesgewißheit muß vor allem in uns brennen; Gott muß die Macht und Kraft unseres Lebens sein. Und dann erst, wenn wir, die Christenheit, wirklich lebendig geworden und wenn in uns das Feuer brennt und lodert — dann kann und wird die Missionsarbeit wirklich Erfolg haben. Dann werden auch die Heiden von

dem Feuer erfaßt, ergriffen werden. Sie erleben den Vater, den lebendigen Gott und werden mit uns hineingehoben in das herrliche, wunderbare Reich des Geistes, der Liebe, der jubelnden Freude und des Lebens. — Amen. P. Martig.

Das Staatsproblem.[1]

Der Staat ist uns wirklich zum Problem geworden, sogar zu einem bereits drückenden Problem, und schon diese Tatsache weist darauf hin, daß die Zeit einer selbstverständlichen Bejahung des Staates vorbei ist. Unsere Zeit unterscheidet sich darin gründlich von früheren, für die der Staat die einfach selbstverständliche Form der Gemeinschaft oder gar noch ein zu erkämpfendes Ziel darstellte. Ein Ideal können wir nicht mehr in ihm sehen; die Ueberzeugung der Griechen und Römer vom unbeschränkten Recht und Wert des Staates gegenüber dem Individuum, oder die der deutschen idealistischen Philosophen von der großen sittlichen und kulturellen Bedeutung des Staates, oder Luthers Ansicht vom Gottesgnadentum der Obrigkeit, oder endlich Calvins theokratisches Ideal in staatlicher Form: diese vier historisch vielleicht bedeutsamsten Formen der Bejahung des Staates sind uns einfach fremd geworden, so verschieden wir uns dabei den einzelnen gegenüber verhalten mögen. Wir nehmen den Staat nicht mehr einfach als eine Selbstverständlichkeit hin, weder mit der für die Antike charakteristischen Staatsbegeisterung, ja Staatsvergötterung, noch mit der den lutherischen Quietismus kennzeichnenden, nur allzuleicht in devote Unterwürfigkeit und eine neue Staatsfreudigkeit umschlagenden Resignation; wir sind aber auch gegenüber der ihm zugemuteten sittlichen und kulturellen Mission und seiner Beurteilung als höchsten sittlichen Gutes sehr skeptisch geworden, und auch seine Verwertung als Werkzeug zur Errichtung der Theokratie, wiewohl uns dem Geiste nach diese Stellungnahme vielleicht am sympathischsten berührt, lehnen wir ab; denn gerade in dieser letzten Stellungnahme, der dasselbe Ziel wie uns vorschwebt und über der das calvinische soli deo gloria steht, das auch für uns das richtungweisende Wort ist, sehen wir jene Verquickung auseinanderstrebender Kräfte, die für uns unhaltbar oder doch höchst problematisch geworden ist: die Verquickung staatlicher und göttlicher Kräfte. Wir wollen nicht mehr die Theokratie, sondern das Gottesreich, mit welcher Gegenüberstellung das entscheidende Moment ausgedrückt werden soll, daß wir uns

[1] Referat, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in Reichenau (Graubünden), August 1916.

die ideale Menschengemeinschaft nicht als Zwangsherrschaft — auch nicht als eine solche Gottes — vorstellen und der Gewalt überhaupt nicht mehr die Fähigkeit, sittlich wertvolle Gebilde zu schaffen, zutrauen können.

Mit dieser Beurteilung der Theokratie in staatlicher Form — ich denke dabei vor allem an Calvin in Genf, an die Täufer in Münster oder schon an Savonarola in Florenz — ist zugleich auch dasjenige Moment hervorgehoben, das uns den Staat überhaupt zum Problem macht: der Staat ist uns fraglich geworden, weil er seinem Wesen nach sich auf Gewalt aufbaut und weil wir ein Ziel menschlicher Gemeinschaft vor Augen haben, das sich mit der Gewalt nicht verträgt. Ziel der Gemeinschaft, regulative Idee des menschlichen Zusammenlebens, ist für uns das Gottesreich geworden, und am Gottesreich gemessen kann der Staat im besten Fall nur als ein zu überwindendes Stück des Weges vom rein naturhaften Zustand zum Ziele hin, vielleicht gar aber nur als ein abseits führender, die gesunde Entwicklung unterbrechender Irrweg erscheinen. Ganz allgemein betrachtet, dünkt mich der Staat eher die erstere Rolle zu spielen; doch wenn ich den heutigen Staat und die Stellung zum Staat betrachte, die in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr maßgebend wurde und im gegenwärtigen Weltkrieg einen furchtbar deutlichen Ausdruck fand, dann kann ich darin nur eine Abirrung vom Weg zum Gottesreich oder doch ein verblendetes, jedem Vorwärtsschreiten radikal abgeneigtes Stillestehen auf demselben erblicken — was aber prinzipiell auch auf eine Leugnung jener richtungweisenden Idee hinauskommt. Der Staat, der einmal vielleicht die notwendige Schutzhülle gerade für die vorwärtsdrängenden Lebenskeime gewesen ist, ist zum harten Panzer geworden, der jede Weiterentwicklung jener Keime verhindert, sodaß diese Entwicklung zum Staate in Parallele zu setzen ist zu jenen Sackgassen, in die wir da und dort in der biologischen Entwicklung die Natur sich verrennen sehen.

Prinzipiell ist also jedenfalls der Staat, wie er sich uns heute darstellt, und die heute herrschende Beurteilung des Staates abzulehnen, da sie mit der Gottesreichshoffnung, die uns geistig einigt, auf keine Weise zu vereinen sind. Prinzipiell ist der Staat für uns etwas, das überwunden werden muß. Mag er, was wir rundweg zugeben wollen, der früheren Anarchie gegenüber einen großen Fortschritt bedeuten, indem er der Willkür und zuchtlosen Gewalttätigkeit der Einzelnen Grenzen zog, so bedeutet er doch keineswegs ein Ende der Entwicklung und stellt kein ewiges Gut dar; vielmehr wird das wahre Ziel und Ende, die Gemeinschaftsform, die wahrhaft ein ewiges Gut darstellt, den Staat nicht mehr kennen. Mit der aus Kants Ethik bekannten Unterscheidung möchte ich sagen: am sittlichen Maßstab gemessen schließt der Staat auch in

seiner besten Form (insbesondere als Rechtsstaat) nur Legalität, nicht aber Moralität in sich; er ist nicht selber sittlich, sondern nur ein von der sittlichen Lebensbewegung ausgeschiedenes, abgelagertes Gebilde; er ist nicht der Wasserquell, der von den Gletschern ins Tal eilt, vorwärts und vorwärts, der Unendlichkeit des Meeres entgegen, voller ungeahnter Lebens- und Kräftemöglichkeiten, sondern eine, ein Stück weit mitgeschleppte, dann aber von der Vorwärtsbewegung ausgeschiedene Moräne; oder, um ein verwandtes Bild zu gebrauchen: er ist nur der Gletscher, d. h. erstarrtes Lebenswasser, das aber eben erst zergehen muß, bevor es mit frischer Kraft vorwärts in die weite Gotteswelt hinaus gehen kann.

Das ist unsere prinzipielle Beurteilung des Staates, in der neben der Ueberzeugung, daß er als bloßes Uebergangsgebilde überwunden werden muß, auch sein relatives Recht zum Ausdruck kommt, das ja in jeder Entwicklungsreihe neben dem absoluten Recht des Zieles den einzelnen Entwicklungsstufen zukommt. Ich darf vielleicht darauf hinweisen, daß Kant in seinem Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" die bestehenden Staaten und das durch ihren Zustand bedingte gegenseitige Verhältnis der Staaten ähnlich beurteilt und diesen Zustand, da er „nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepfropft ist" als „lauter Schein und schimmerndes Elend" bezeichnet und im Namen der menschlichen Gattungsvernunft ein Fortschreiten aus dem verderblichen Staatenzustand zu einem Staatenbund, zum Weltbürgertum fordert. Ja auch auf einen oft angeführten Apostel der Staatsidee, auf Fichte glaube ich mich berufen zu dürfen, wenn man einfach den Geist seiner Geschichtsphilosophie, wie sie in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" dargestellt ist, in Betracht zieht. Bekannt dürfte vor allem Tolstoj's Auffassung von den drei Stufen des menschlichen Zusammenlebens sein, nach der auf eine anarchische, staatenlose Periode die gesellschaftliche, staatliche folgte, welche ihrerseits der christlichen, überstaatlichen, nicht durch Gewalt und Zwang, sondern durch die Liebe geleiteten weichen muß. Ganz ähnlich redet auch Pestalozzi von den drei Ständen des Menschen, dem natürlichen, gesellschaftlichen und sittlichen, denen die Zustände der Anomie, Heteronomie und Autonomie entsprechen.

Doch nicht nur um prinzipielle, gleichsam in welt- und zeitentrückter Sphäre sich haltende Bestrebungen soll es sich hier handeln. Vielmehr stellt uns die Gegenwart sogleich vor die Frage: wie wird das Prinzip jetzt, im aktuellen Augenblick, in lebendige Erscheinung treten? In welche persönlich konkrete Form kleidet sich die Idee, wenn sie unter uns Menschen mit unseren Nöten und Kämpfen einherwandeln soll? Mit dieser Frage verlassen wir alles Akademische und tauchen im Gegenwartskampf unter; erst jetzt wird der Staat wirklich zum drückenden Problem, das immer dringender eine Entscheidung fordert.

Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt das Staatsproblem unter uns lebendig wurde; denn mit einem Teilproblem des weitverzweigten Staatsproblems haben wir ja bereits in hartem Augenblickskampf gerungen und die persönliche Entscheidung ist bei vielen von uns innerlich bereits gefallen und hat sogar da und dort schon äußere Lebensgestaltung gefunden. Das Staatsproblem erwuchs uns aus dem Problem des Krieges, und dieses wurde in uns lebendig, entscheidungsheischend durch den Weltkrieg. Beider Verhältnis zueinander kann ich vielleicht am besten in einem Bilde veranschaulichen: von der Gottesreichshoffnung getrieben nahmen wir die Besteigung eines sich uns entgegenstellenden Berges in Angriff; der Berg Krieg stellte sich jedem Fortschritt auf dem Weg zum Gottesreich entgegen und wir machten uns, vom Signal des Augenblicks gerufen, an seine Erstürmung, in der leisen Hoffnung vielleicht, von seinem Gipfel aus (wie Moses nach Kanaan) ins ferne, unendliche Land des Gottesreiches hinausschauen zu können. Durch diese persönliche Entscheidung auf den Gipfel des Berges geführt, erkannten wir aber, daß es sich nur um einen Vorgipfel handelte, daß hinter diesem und mit ihm verbunden sich die gewaltigen, vorerst noch nicht einmal übersehbaren Wände eines neuen Berges auftürmten: und dieser neue Berg heißt Staat.

Dürfen wir nun stillstehen auf dem ersten Gipfel? Ach, es ist ja gar kein Gipfel, so sehr er sich über die Niederung des dunsterfüllten Tales erheben mag, sondern nur ein Rastpunkt, von dem der Weg sofort wieder weiter führen wird; und dieselbe Hoffnung, die uns die vorgelagerte Höhe ersteigen hieß, drängt unaufhaltsam weiter.

Ich möchte zwar betonen, daß es viele sehr achtenswerte Menschen und Bestrebungen gibt, die dieses Vorwärts nicht verspüren. Gerade Kant würde wohl zu ihnen gehören, indem er bei voller Anerkennung des Staates die Ueberwindung des Krieges fordert und sich den ewigen Frieden als einen solchen der Staaten denkt. Und bekanntlich erwartet ja auch ein Großteil der heutigen Pazifisten von den Staaten die Verwirklichung des Völkerfriedens und das Schiedsgerichtsgebäude im Haag mag als äußeres Symbol dieses Pazifismus gelten. Allein, haben wir nicht beim Gedanken an diesen Palast heute das Gefühl, es wehe kein Geist darin, sodaß wir uns darin nicht heimisch fühlen und drängt es uns nicht aus diesem Steinbau mit seinen leeren Räumen und geschlossenen Kabinetten hinaus unter den freien Himmel? Mit anderen Worten: der Pazifismus, die am Weltfrieden orientierte Gesinnung wird ihre Hoffnung auf die Staaten abstellen; wir aber sind nicht am Weltfrieden orientiert, sondern am Gottesfrieden und diesen können wir uns nicht durch irgend einen europäischen oder weiteren Staatenbund verwirklicht denken, sondern allein durch das Gottesreich. Der Pazifismus sieht noch — ähnlich wie die idealistischen

Philosophen vor hundert Jahren — im Staat den Träger und Verwirklicher sittlicher Ideen, wenn auch in bereits sehr reduzierter Gestalt; er erwartet vom Staat noch die Verwirklichung sittlicher Forderungen, während wir das nicht mehr können und in ihm nur noch den Förderer (übrigens aber auch den Zerstörer) materieller Güter erblicken. Vielleicht ist zwar die pazifistische Hoffnung auf einen von den Staaten zuwege gebrachten Frieden berechtigt — ging doch, woran der Weltkrieg prinzipiell nichts ändert, die Tendenz deutlich auf den Internationalismus hin — allein es wäre nicht der Gottesfriede, sondern der Staatenfriede, d. h. ein Friede um — ruhiger Geschäfte treiben zu können. Dieser Friede könnte aber im besten Fall nur als ein Uebergang in Betracht kommen.

Damit kommen wir tiefer in unsere Beurteilung des Staates hinein. So, wie sich der Staat und die Stellung des Menschen zu demselben bis auf die gegenwärtige Stunde entwickelt hat, können wir im Staat überhaupt nicht mehr ein Glied in der Entwicklung zum Gottesreich sehen, sondern müssen ihn als ein in gänzlich anderer Richtung orientiertes Gebilde beurteilen. Nur zu wahr ist es, was uns gewisse Theologen immer und immer wieder zurufen: daß nämlich der Staat seine Eigengesetzlichkeit habe! Die Frage ist nur, ob wir ihn um dieser seiner Eigengesetzlichkeit willen in dieser Eigengesetzlichkeit beharren lassen müssen, oder ob wir nicht vielmehr als Christen, als von der Gottesreichshoffnung beseelte Menschen ihn gerade um dieser seiner Eigengesetzlichkeit willen ablehnen und bekämpfen sollen, da wir darin kein Vorwärts zum Gottesreich, wohl aber ein Hemmnis für dessen Kommen erblicken und da für uns die dritte Bitte des Unser Vaters nicht stillschweigend die Ausnahme des Staates mit seiner Eigengesetzlichkeit in sich schließt. Diese Eigengesetzlichkeit des Staates, die uns besonders durch den Krieg aufs klarste zum Bewußtsein gebracht wurde, besteht nun vor allem in dessen Gewaltsprinzip. Nicht sein Charakter als Rechtsstaat, auch nicht sein Charakter als Organisator des menschlichen Zusammenlebens bringt diese Eigengesetzlichkeit zum deutlichen Ausdruck (obwohl diese natürlich auch in diesen Funktionen sich äußert), sondern sein Charakter als Gewaltstaat. Der Staat baut sich auf dem Fundament der Gewalt auf, er behauptet sich gewaltsam und setzt seinen Machtwillen mit Gewalt durch, nach innen und außen, — und zwar geschieht all dies nicht zufällig, sondern notwendig, denn seine Seele ist gewalttätig! Damit hängt zusammen, daß er sich niemals an der Sittlichkeit orientiert — „sittliche Politik" bedeutet wie „christlicher Staat" eine contradictio in adiecto — sondern allein an der Macht, insbesondere heute, im Zeitalter des Kapitalismus, an der wirtschaftlichen Macht. Diese Orientierung an der Macht statt an der Gerechtigkeit (um nicht von noch Höherem zu reden) bringt nach innen hin den Klassenstaat und nach außen hin den kriegerischen Nationalstaat hervor.

Für einen solchen Staat (und wir haben diesen vor uns!) erscheint das gewaltsame Vorgehen gegen mißliebige Bewegungen im Innern als selbstverständlich und der Krieg als eine Notwendigkeit — oft nicht einmal als notwendiges Uebel, sondern einfach als das der ganzen Tendenz entsprechende, bei besonderer Konjunktur opportun erscheinende Mittel zum Zweck. Ob dann dieser Macht-, Gewalt-, Klassen-, Kriegsstaat in den konkreten Staatsgebilden deutlichere oder weniger scharfe Ausprägung findet, ob wir eine Ausgabe in Quart oder nur in Oktav oder Duodez vor uns haben, sodaß das Machtprinzip nach außen hin sich (zu seinem größten Leidwesen) auf gewaltsame Selbstbehauptung beschränken muß, statt zur gewaltsamen Selbsterweiterung schreiten zu können, ändert an seinem Prinzip nichts mehr: diesen Staat mit dieser Seele können wir nicht anerkennen, auch nicht als notwendiges Durchgangsstadium, denn bei diesem Staat erscheint ein Durchgang zum Gottesreich unmöglich!

Dieser Staat läßt uns übrigens, seines Gewalt- und Machtcharakters wegen, gar nicht lange den Gedanken abwägen, ob wir ihn heute zwar noch anerkennen, prinzipiell aber als ein zu überwindendes Gebilde betrachten wollen oder ob wir ihm jetzt schon diese Anerkennung versagen: denn er fordert Anerkennung (das liegt in seinem Machtprinzip) und ist gewillt, sie auch durchzusetzen (kraft seines Gewaltprinzips). Und bereits haben ja auch Zusammenstöße zwischen Gottesreichsgesinnung und Staat stattgefunden: wir sind bereits praktisch und nicht nur theoretisch, speziell und nicht nur prinzipiell, im Augenblick und nicht nur in zeitloser Ewigkeit mit dem Staat zusammengestoßen, denn das Kriegsproblem ist ja eben ein Stück des Staatsproblems, und wo wir im Gewissen die Entscheidung für unbedingten Friedenswillen und uneingeschränkte Liebesgesinnung und gegen Krieg, Kriegsgeist, Kriegsdienst gefällt haben, da haben wir an einem Punkt den Staat geleugnet. Der Gegensatz zwischen Christus und Caesar ist bereits lebendige Wirklichkeit geworden, und an einem sehr zentralen Punkt haben wir da, wo der Kaiser das forderte, was Gott gehört — nämlich das Opfer des Gewissens, der christlichen Ueberzeugung, der Seele — ihm das Opfer verweigert oder sind doch innerlich entschlossen, es im gegebenen Fall, so wir die Kraft dazu finden, zu verweigern.

Der Uebergang von der Idee zur Wirklichkeit in unserer Stellung zum Staat ergibt sich also viel leichter und natürlicher als wir erst etwa glauben mochten. Da aber gerade hinsichtlich dieser Frage oft eine merkwürdige Unklarheit herrscht, möchte ich hier einmal prinzipiell Stellung zu derselben nehmen und sie dabei in einen größeren, philosophischen Zusammenhang hineinstellen. Fast alle vergangene und gegenwärtige Philosophie steht im Zeichen des Intellektualismus — was Wunder, wenn auch die meisten

ethischen Systeme intellektualistisch sind" — ja alle Systeme, sofern sie eben Systeme sind! Im System liegt die ganze Ethik in schöner Ordnung vor uns ausgebreitet: an der Spitze ein Prinzip — eine Art Axiom — dann seine Folgerungen und Ableitungen bis in alle Einzelheiten hinein — genau wie in der euklidischen Geometrie (wobei uns auch sofort die „Ethica more geometrico demonstrata" des Spinoza, dieses Muster-Intellektualisten, einfällt). Alles sauber beieinander, nicht nur mit scharfer Konsequenz, d. h. Folgerichtigkeit, sondern sogar Konexistenz, d. h. gleichzeitiger Gegebenheit, gerade wie in der Geometrie auch nicht nur eins aus dem andern folgt, sondern eigentlich alles mit dem einen gegeben ist. Solche Systemethik mag etwas Imponierendes an sich tragen und Menschen, denen die Mathematik das Ideal aller Wahrheit darstellt und die darum allenthalben klare Scheidung und durchsichtige Konsequenz in Denken und Gewissen verlangen, können sich eine andere Art von Ethik überhaupt gar nicht vorstellen. Und doch bedeutet diese Art Ethik nichts anderes als die Uebertragung einer für die tote Materie zu Recht bestehenden Methode — eben der intellektualistischen, die ganz an der Materie orientiert ist[1]) — auf einen Gegenstand, der diese Methode seinem ganzen Wesen nach nicht erträgt: auf das Leben, den Geist, das Gewissen. Der Grundirrtum dieser intellektualistischen Ethik geht gerade aus der Analogie zu der euklidischen Geometrie hervor: das beiden Gemeinsame und für beide Charakteristische besteht darin, daß Geometrie wie Systemethik lauter Gleichzeitigkeiten aufweisen, d. h. zeitlos sind, welches den Tatbestand besser kennzeichnet als das beliebtere „ewig". Die Zeit existiert für diese Ethik nicht, weshalb auch der Entwicklungsbegriff so große Verwirrung in ihre Systeme brachte; die Zeit existiert für sie genau so wenig wie für die Geometrie, obschon diese es mit dem Reich des Zeitlosen — das ist das Hauptmerkmal der Materie — jene aber mit dem Leben zu tun hat, für das es nichts so Bedeutsames gibt wie die Zeit, die Dauer. In der Ethik, als einem zentralen Lebensgebiet, spielt die Zeit, die Dauer[2]), die Entwicklung — und zwar eben die schöpferische Entwicklung — eine entscheidende Rolle: drum ist hier nicht alles mit einem Axiom oder Prinzip gegeben, sondern es entsteht Neues, vorher Ungeahntes; drum gibt es neue Offenbarungen des Guten — mag man sie als Selbsterschließungen Gottes oder als schöpferisches Eindringen der Seele in immer größere Tiefen der Geisteswelt verstehen — und damit neue sittliche Erkenntnisse und Imperative. In sittlichen Fragen kenne

[1]) Man wird in dieser Beurteilung des Intellekts unschwer den Einfluß der Philosophie Bergsons erkennen. Es sei gleich hier bemerkt, daß der Geist derselben auch hinter den nächstfolgenden Ausführungen steht.

[2]) Vgl. die für Bergsons Philosophie zentralen Begriffe der durée réelle, des temps créateur.

und anerkenne ich daher nur ethische Imperative, nicht aber logische Schlüsse; ich kenne und anerkenne überhaupt nur eine intuitive Ethik, bei der die sittlichen Erkenntnisse und Willensentscheidungen von der Seele geschaut, im Gewissen getroffen, nicht aber vom Kopf mit klarer Konsequenz gefolgert und ausgerechnet werden. Zwischen den einzelnen Entscheidungen liegt nun aber eben jene schöpferische Zeit, die die Forderungen wachsen und im gegebenen Augenblick — „wenn die Zeit erfüllet ist" — klar hervortreten läßt. Aller Mechanismus ist hier verbannt: Gott setzt die Stunde für jene neuen Schauungen fest und wir dürfen wohl annehmen, daß jede solche tiefere Schauung die Frucht ernsten sittlichen Lebens, der Treue gegen das schon Empfangene ist.

Wenden wir das nun auf unser besonderes Problem an, so lautet auch hier unsere oberste Forderung: nicht logische Schlüsse ziehen für das eigene persönliche Verhältnis zum Staat, sondern dem Erleben Gottes und seines Willens gehorchen; und dabei nicht Gottes Ruf vorauseilen wollen in der Meinung, seine Absichten mit uns im voraus ausrechnen zu können, nein warten, wenn er nicht redet, aber treu sein, unerbittlich treu gegenüber dem bereits empfangenen Wort; denn nur diese Treue wird ihn zu weiteren Offenbarungen seines Willens bewegen können — wiederum aber, „wenn die Zeit erfüllet ist"! Gott redet in der Zeit und nicht zeitlos ewig, wie er ja auch in der Zeit, in der Geschichte lebt, wirkt, schafft. Aus der Zeit heraus ergehen seine Rufe an uns. Das haben wir auch in unserem sittlichen Verhalten zum Kriege erfahren. Der Weltkrieg erst hat ja manche von uns zu Antimilitaristen gemacht. Hieß das aber nicht für all diese Einzelnen — und intuitive Ethik wendet sich stets in eminent persönlicher, subjektiver Weise an die Einzelnen — daß Gott zu ihnen redet und ihnen neue sittliche Wahrheiten schenken will, daß er jetzt die Stunde für gekommen hält, wo sie einen seiner Feinde als Feind bewerten müssen? Der Antimilitarismus war uns längst vorher als eine Konsequenz des Gottesreichsgedankens prinzipiell klar — und doch zogen wir diese Konsequenz noch nicht, wenigstens nicht mit dem Gewissen. Antimilitaristen wurden wir, denn es gibt auch in der sittlichen Welt, wie in der natürlichen, nicht nur ein Sein, sondern ein Werden, das jeweils mit einem göttlichen, schöpferischen „Es werde!" einsetzt. Antimilitaristen wurden wir in der Zeit und wir beurteilen die frühere Zeit deshalb gar nicht als „inkonsequent". Es hat seinen tiefen Sinn, daß die Bibel nicht von einer zeitlos ewigen Schöpfung redet, sondern von einem bestimmten Tag, an dem Gott sprach: es werde Licht! Lassen wir uns diesen tiefen Sinn nicht verdunkeln und verderben durch griechisch-intellektualistische Ewigkeits- oder besser eben Zeitlosigkeitsphilosopheme! Auch heute noch hat

Gott seine bestimmten Schöpfungstage, an denen er zu uns spricht: es werde Licht!

Dem Krieg gegenüber hat Gott geredet, und nicht zufällig gerade diesem Stück des Staates gegenüber zuerst; denn im Krieg findet der Gewalt- und Machtcharakter des Staates den deutlichsten, furchtbarsten Ausdruck; hier zeigt der Staat seine gottesreichsfeindlichen, ja überhaupt gemeinschaftsfeindlichen Tendenzen am greifbarsten. „Antimilitarismus" ist nun aber nicht ein Axiom, aus dem logisch und konsequent eine Negierung aller übrigen Teile des Staates sich ergibt: von der Polizei und unserem Gerichtswesen (in welchen Gebilden der Gewaltcharakter des Staates wohl nächst dem Krieg besonders deutlich zum Ausdruck kommt) bis hin zu den staatlichen Schulen und Eisenbahnen. Das mag Logik sein — mit ihrer Konsequenz aber an Kinderei grenzend! — nicht aber Ethik. Unser Antimilitarismus ist überhaupt nicht eine für sich bestehende, von allem anderen losgelöste Forderung; er ist Ausfluß des Gotterlebens und hat überhaupt nur dort Recht und Kraft, wo er getragen ist von diesem Erlebnis, wie die Frucht vom Baume. Meine feste Ueberzeugung ist es, daß unsere Ablehnung des Staates nicht stehen bleiben wird bei der Ablehnung des Krieges und aller Waffengewalt, sondern — mit der Zeit, um dies oft charakterlos gesprochene Wort mit tiefer Bedeutung anzuwenden — mehr und mehr dem Staat überhaupt gegenüber zur Geltung kommen wird. Tolstoj hat Recht bekommen mit seiner Forderung dem Krieg und Militär gegenüber, er wird gewiß auch dem ganzen Staat gegenüber noch Recht bekommen. Der Staat als Kriegsstaat ist unser Gegner von heute, der Staat überhaupt ist unser Gegner von morgen und übermorgen. Auf das „Morgen" gilt es aber warten zu können — warten, bis Gott redet: denn nur ein von Gott geweckter Geist, nur von ihm gespendete Kraft vermag es, den Kampf aufzunehmen und durchzuführen, aber keine Kraft menschlicher Logik und Konsequenz. Was wir jetzt tun sollen und wollen ist nicht die Verwirklichung irgend eines konsequenten Programms, nein wir wollen eindringen in den Geist des lebendigen Gottes, der uns führen wird in alle Wahrheiten hinein, die wir verstehen können, und in alle Aufgaben, die wir zu lösen im Stande sind. Zuerst und vor allem wollen wir trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so werden uns auch unsere Augenblickspflichten von selber zufallen.

Zusammenfassend möchte ich also sagen: der Staat wird dem Gottesreiche weichen müssen; aber er fällt nicht auf einmal, sondern die Zeit wird (wie sie's schon bisher getan hat; vgl. unsere Haltung dem Klassenstaat, Kriegsstaat, Militärstaat gegenüber) einzelne Forderungen des Gottesreiches wachsen und reifen lassen, die dann in den auf Gott horchenden Menschen zu persönlicher Willensentscheidung und Tat werden. Der Staat als Ganzes

ist dem Gottesreich im Wege, drum tun wir gut, ihm überhaupt nicht viel zuzutrauen und auch dort, wo wir ihn noch gelten lassen, nicht sittliche Werte von ihm zu erhoffen. Wie die ersten Christen nach einer Stelle im Diognetbrief zwar in der Welt, doch nicht von der Welt waren, so werden wir zwar im Staat leben, doch nicht vom Staat, d. h. nicht in seinem Geist. Denn vor allem andern wird es gelten, daß wir uns selber von seinem Geiste rein und frei machen, werden doch nur die von neuem Geist ergriffenen Einzelnen ihn überwinden! Nur dann vermögen wir auch, treu gegen Gott und unsere Seele, ihm dort den Gehorsam zu verweigern, wo er von uns fordert, was nicht sein, sondern Gottes ist, welche Verweigerung immer persönliche, wahrhaft sittliche Tat mit einem „Ich kann nicht anders" Gott helfe mir!" sein muß. Der scharfe Kampf gegen den Staat wird vielleicht — als Folge unserer Stellung zum Krieg — von ihm selber herbeigeführt werden, sodaß er selber das Zeichen der Zeit gibt: dann wollen wir dessen eingedenk sein, daß es nur durch Kampf vorwärtsgehen kann und daß es gerade die Einzelnen sind, die bahnbrechend voraus müssen. Gebet Gott, was Gottes ist, wird es dann heißen und dieses Geben wird in irgend einer Art die Form des Opfers annehmen. Mit einer Anspielung auf Kierkegaard, um vom Höchsten, dem Kreuz Jesu, zu schweigen, darf ich vielleicht sagen, daß an den entscheidenden Wendungen des Weges zum Gottesreich stets Grabsteine stehen — nicht von Massengräbern, wie sie der Weltkrieg schafft, nein, über Einzelnen — auf denen allen die Inschrift steht: Dieser Einzelne! Denn der Kampf für das Gottesreich wird durch Einzelne, durch Persönlichkeiten, durch oft recht einsam dastehende Jünger Jesu ausgekämpft und nicht durch unpersönliche Massen und unbewußte Kräfte. Drum auch kommt es zuerst und vor allem auf den neuen Geist an, ohne den wir nichts sind und vermögen. Von innen nach außen geht's bei allem Großen, von innen her, aus den Tiefen des neuen Geistes und Lebens allein wird auch die Ueberwindung des Staates und die Schöpfung einer höheren Form menschlicher Gemeinschaft geschehen.

* * *

Gegenüber der hier vertretenen Auffassung einer prinzipiellen Ablehnung des Staates und einer stückweisen Realisierung derselben, wobei jedes Stück dieser Realisierung persönliche Entscheidungen und Taten erfordert und eine eigentliche Revolution bedeutet, in der neuer Geist schöpferisch sich durchsetzt und neue Formen der Gemeinschaft hervorbringt, erhebt sich die Frage: könnte die Entwicklung vom Staat zum Gottesreich sich nicht in einem allmählichen, von selbst sich vollziehenden Uebergang abwickeln, in einer Evolution statt Revolution? Und liegt diese Auffassung nicht nahe, wenn doch der Staat eine Zwischenstufe zwischen dem zügellosen, anarchischen und dem in Freiheit und Liebe gebundenen Zustand darstellt?

Hiezu erst ein kurzes prinzipielles Wort: ich glaube nicht an jene mechanische Entwicklung, die einfach den biologischen Entwicklungsgedanken auf die Soziologie überträgt; ja ich glaube überhaupt nicht, auch in der Biologie nicht, an eine rein mechanische Entwicklung. Entwicklung — gewiß! — wer wollte, zumal, wenn er auf ein Gottesreich hofft, diese leugnen! — aber nicht mechanische Entwicklung, sondern schöpferische Entwicklung, wo neue Schöpfungen aus der Tiefe des Lebens hervorbrechen. Und zumal im Menschenleben, wo das Leben im menschlichen Geist eine Stätte der Freiheit gefunden hat, glaube ich nur an solche auf schöpferischer Tat beruhende Entwicklungen. Jede Schöpfung aber, wie schon jede Aeußerung der Freiheit, ist Revolution. Das gilt nun auch bei dem sogenannten „Uebergang" von der staatlichen zur höheren Form der Gemeinschaft, wie man übrigens auch jeden, der persönlich diesen Uebergang vollzieht, nicht einen „Evolutionär" — ich kenne dieses Wort gar nicht — sondern einen Revolutionär nennen wird. Daß ich bei diesem Bekenntnis zur schöpferischen Kraft der Revolution nicht an Gewalt und Blutvergießen denke, brauche ich kaum zu betonen: ich glaube ja eben nicht an die sittliche Kraft und Bedeutung der Gewalt, sondern nur an den Geist, was zwar nicht ausschließt, daß ich dabei eine dem Fortschritt und der Gerechtigkeit dienen wollende Gewalt in der Geschichte anders beurteile, als die gewaltsame Aufrechthaltung alles Bestehenden. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß der Calvinismus das Recht der Revolution prinzipiell anerkennt; und ich glaube, daß sein weltüberwindender Gottesglaube eher geeignet ist, dem sittlichen Leben des Christen die Richtung zu weisen, als der lutherische Quietismus, bei dem in geistesdürren Zeiten gar leicht das ganze Christentum zu dem einen Satz zusammenschrumpft: Seid untertan eurer Obrigkeit! Zum Glauben an die Revolution, nicht an die Evolution, führt vor allem die Ueberzeugung, daß nur das Neue über das Alte hinaushilft und daß man bei prinzipiellem Stehen auf dem alten Boden nie den Weg in ein Neuland finden wird. Es gilt den Mut, Altes zu verlassen und sich vom Geist in unbekanntes Neues führen zu lassen! Staat und Gottesreich stehen sich aber heute nicht nur graduell, sondern essentiell als Alt und Neu gegenüber. Es sind zwei in ihrem ganzen Sein und Wesen, in ihrem Aufbau und ihrer Tendenz, in ihrer Orientierung verschiedene Formen menschlicher Gemeinschaft. Der Staat ist orientiert an der Macht, an der Gewalt, am Interesse, am Ich und spricht diese heilig — das Gottesreich aber an der Liebe, am Dienen, an der Selbsthingabe, am Du; der Staat steht unter dem Zeichen des Kampfes aller gegen alle (sanktioniert er doch den Konkurrenzkampf, den Klassenkampf in bürgerlicher Auffassung und den Krieg), das Gottesreich aber unter dem der gegenseitigen Hilfe. Der Staat redet — seinem innersten Wesen durchaus treu! — vom sacro egoismo und

Jesus ruft angesichts dieses Egoismus und seiner gewaltsamen Durchsetzung uns zu: unter euch aber sei es nicht also, sondern wer unter euch groß sein will, sei der andern Diener! Der Staat ist ja auch nicht aus christlichem Geist geschaffen worden, sondern fand seine bedeutsamste Ausprägung im griechischen und römischen Heidentum, wie denn auch in den drei ersten Jahrhunderten des Christentums, also damals, als der neue Lebensimpuls zweifellos noch am stärksten in den Menschen wirkte, der Gegensatz zwischen Christentum und Staat beiderseits sehr deutlich erkannt wurde, wovon auf der einen Seite die glühende Hoffnung der Christen auf Roms Untergang, auf der anderen Seite die Verfolgung der Christen, die dem Cäsar die Opfer verweigerten, durch den römischen Staat reden. Dieser prinzipielle Gegensatz zwischen Gottesreich und Staat hat in unserer Zeit die höchste Zuspitzung erfahren, indem mehr und mehr die Tendenzen des Staates beherrschend in den Vordergrund rückten, die dem Gottesreich ihrem ganzen Wesen nach entgegengesetzt sind: das Macht-, Gewalt-, Interesseprinzip, währenddem z. B. das Prinzip der Gemeinschaft, der Organisation, des Rechtes mehr in den Hintergrund gedrängt wurden und zudem ganz von jenem Geist der Macht und der Gewalt getragen sind. Ja, der Staat, der doch seiner geschichtlichen Stellung nach berufen war, die Anarchie zu überwinden, führt mehr und mehr in eine neue Anarchie hinein. Drum kann ich vom jetzigen modernen Staat keinesfalls mehr glauben, daß auf seinem Baume je die Frucht des Gottesreiches wachsen könnte. Der Staat ist nicht mehr einfach ein mächtiger Ast am Baum der Menschheit, dessen Zweige verheißungsvolle Blüten und Früchte tragen könnten: dieser Ast gleicht vielmehr jenen wilden Schoßen, die wir etwa in der Natur antreffen; die stark und groß aus dem Ganzen heraustreiben, alle Kraft für sich in Anspruch nehmen und gerade in all ihrer Macht und Stärke — blütenlos und fruchtlos bleiben, weil sie sich vom gesunden Wachstum des Ganzen getrennt haben und — zum eigenen Schaden wie zum Schaden des Ganzen — ein selbstsüchtiges Eigenleben führen. Solche Schoße pflegt man abzuschneiden, um dem Ganzen das Blühen und Fruchttragen zu ermöglichen: und das hat nach meiner Ueberzeugung, wenn auch nicht auf einmal, auch mit dem Staat zu geschehen, mit diesem eigenmächtig, allbeherrschend, und dadurch für das Wachstum der Gemeinschaft und aller Einzelnen schädlich gewordenen Aste. Mit der Aufhebung des Staates würden wir also nicht (wie man in einem anderen Bilde schon etwa sagte) den Ast absägen, auf dem wir sitzen — mit unserem wahren, besten Wesen sitzen wir wahrlich überhaupt nicht auf dem Ast des Staates — nein, dieser Ast trägt nicht mehr das Leben, sondern saugt alles Leben in sich auf, sodaß neben ihm eine verderbliche Dürre sich zeigt. Sollte da nicht vielmehr der ganze Baum wieder anfangen zu blühen und Frucht zu tragen, wenn nur erst einmal der kraftstrotzende und doch durch und durch ungesunde Ast beschnitten und schließlich abgeschnitten

würde? Wer weiß, ob nicht neue Triebe, die da und dort bereits schon hervorschauen, nur auf jenes Abschneiden warten, um mit frischer Lebenskraft hervorzuwachsen und wirkliche Lebensträger zu werden!

Diese Beurteilung des Staates berührt sich mit der anarchistischen. Der Anarchismus sieht im Staat mit seinem Zwang und seiner Gewalt den großen Feind jeglichen Fortschritts und bekämpft ihn deshalb leidenschaftlich. Und zwar den Feind auch des sittlichen Fortschritts, denn der Anarchismus — der edle selbstverständlich, den wir auch allein im Ernst im Zusammenhang mit unserer Gottesreichshoffnung nennen können — will nicht die Anarchie, sondern eine höhere Gemeinschaft. Bei aller (übrigens berechtigten und im Zeitalter der Maschine und des Mechanismus bitter nötigen) Betonung des Individuums und der Persönlichkeit hat er durchaus eine Gemeinschaft im Auge; und zwar eine Gemeinschaft, die nicht, wie der Staat, Persönlichkeit und Seele unterdrückt und vergewaltigt, sondern eine Gemeinschaft, die diese fördert und sich frei entfalten läßt, vor allem drum eine auf Freiwilligkeit und gegenseitige Hilfe, nicht aber auf Zwang und Gewalt beruhende. Hierin sind die großen Anarchisten — höchstens von dem Propheten des Uebermenschen mit dem Pathos der Distanz abgesehen — alle einig: Krapotkin mit seiner gegenseitigen Hilfe wie Tolstoj mit seiner Liebe, um nur diese zwei zu nennen. Der Anarchismus ist ein Vorstoß gegen den Mechanismus, der im Staat, im politischen und wirtschaftlichen Leben, aber auch in der Erziehung und Weltanschauung zu erschreckender Herrschaft gelangt ist. Und zwar hat dieser Vorstoß gegen den Staat durchaus nicht nur zerstörende Tendenzen, sondern aufbauende; es ist das Ausjäten, das dem Neupflanzen stets vorausgehen muß und das drum Gott schon dem Jeremia als Prophetentaktik befohlen hat. Auch der Anarchist will Gemeinschaft, aber nicht durch Zwang und Gewalt zusammengezimmerte, sondern durch freien Willen und Gemeinschaftssinn getragene. Und ist das nicht auch unser Ziel? — eine Gemeinschaft, getragen vom Geiste, von der Liebe, vom Gewissen, die als solche jeglicher sittlichen Freiheit eine weite, freie Stätte bietet? Was meinen wir mit der regulativen Idee des Gottesreiches anderes, als daß alle Gemeinschaft einer sittlichen Gemeinschaft freier Menschen zustreben, daß an diesem Ideal jedes Zusammenleben der Menschen sich orientieren müsse? Wenn wir diese edlen Anarchisten in ihrem tiefsten Wollen verstehen, dann dürfen wir in ihnen Arbeiter am Gottesreich erblicken, was uns ja eigentlich nicht in Staunen setzen sollte, wo wir doch den einen Tolstoj in ihrer Reihe aufzählen müssen! Ihr Ideal liegt auf der Linie zum Gottesreich und dem Staate gegenüber bekennen wir uns zu demselben. Und gerade auch die Wahrheit des Revolutionsgedankens

im oben skizzierten Sinn haben sie tief erfaßt, hätte ich doch meinen Ausführungen als Motto einfach das Wort Proudhons voraus-schicken können: „Echte Revolution ist Schöpfung", ein Wort, das sich mit vollem Recht auch umkehren läßt: „Echte Schöpfung ist Revolution!"

In schroffem Widerspruch zu dieser unserer und der anarchistischen Beurteilung des Staates steht nun aber die Staatsauffassung des deutschen Idealismus, mit der eine Auseinandersetzung deshalb notwendig ist, weil wir in jenen Männern wirkliche geistige Führer sehen. Mit dem deutschen Idealismus, und zwar schon mit Kant, deutlicher aber mit Fichte, setzt eine von der Aufklärung gründlich abweichende Beurteilung des Staates ein. Während die Aufklärung im Staat nur den Polizeidiener sah, erscheint er hier als eine Institution der praktischen Vernunft, als ein Produkt der Sittlichkeit, das als solches ein hohes sittliches Gut ist und hohe sittliche Aufgaben zu erfüllen hat. So weist Fichte und ganz ähnlich W. von Humboldt, die übrigens beide den Weg von der naturrechtlichen, alle sittlichen Aufgaben des Staates leugnenden Betrachtung des Staates zur Ueberzeugung vom sittlichen Wert und der sittlichen Mission desselben durchgemacht haben, dem Staat die höchsten kulturellen und sittlichen Aufgaben zu, wobei vor allem das Erziehungsrecht, ja die Erziehungspflicht des Staates in den Vordergrund gestellt wird. Parallel mit dieser Wendung in Fichtes Denken über den Staat geht die andere vom Kosmospolitismus zum Nationalitätsbewußtsein: nationale Erziehung und zwar durch den Staat als berufenen Erzieher! — wird in der napoleonischen Zeit seine Losung, wobei er auch Gedanken Pestalozzis verwertet (vgl. besonders seine „Reden an die deutsche Nation"). Ob wohl unsere heutigen Apostel des staatsbürgerlichen Unterrichts ein wenig Fichte spielen wollen? Es wäre aber wirklich nur ein Spielen und zwar sehr en miniature und en — „caricature"! Ja, Fichte nähert sich in der „Bestimmung des Gelehrten" ganz der „Politeia" Platos, insofern beide vom Grundsatz der Erziehungsaufgabe des Staates aus die Gelehrten, die Philosophen, als die berufenen Staatslenker betrachten, eine Folgerung, die übrigens kaum in den Intensionen der Staatsbürgerlichen liegen dürfte! Auch Hegel geht, womöglich in gesteigerter Form, diesen Gedankenweg und sein antikes Denken kommt darin am deutlichsten zum Vorschein, daß er im Staat die konkrete Realisation der sittlichen Idee sieht; etwas ernüchtern muß uns freilich sein hoher Gedankenflug, wenn wir dann als fleischgewordene Idee mit einem Mal den konservativen preußischen Staat der Reaktionszeit vor uns sehen. Diese ganze Beurteilung des Staates ist in ihrer Art gewiß großartig; es lebt ein großer Glaube darin und vor diesem empfinden wir, auch wenn wir ihn nicht mehr teilen können,

Ehrfurcht, wie wir ja auch das theokratische Ideal Calvins aufrichtig bewundern und doch als taktischen Irrweg beurteilen müssen. Ich muß aber gleich hinzufügen, daß diese Art Staatsverherrlichung nicht viel zu tun hat mit der heutigen, so sehr sie gerade in Deutschland von Fichte und Hegel ausgegangen ist und sich immer wieder auf jene beruft. Kant, Fichte, Hegel sehen im Staat eine Institution der praktischen Vernunft: über dem Staate selber steht also, als dessen geistiger Vater, der sittliche Gedanke — und zwar sicher als ein Vater, der dem Kinde noch etwas zu sagen hat, wie denn nach Fichte nur durch sittliche Ueberzeugung der ersehnte Nationalstaat gegründet werden kann. Sie sehen im Staat den Diener der sittlichen Idee, den Diener der sittlichen Freiheit und der wahren sittlichen Gemeinschaft. Ist aber nicht gerade das ein Hauptmotiv unserer Ablehnung des Staates, daß er kein Sittengesetz über sich anerkennt, daß er Sittlichkeit, Religion, Seele, Persönlichkeit — alles also, was er fördern und schützen, dem er dienen sollte, als ein Gewaltherrscher in seinen Dienst zwingt? Was hat die heutige Real- und Machtpolitik noch mit jener großartigen Idee vom Staat als einer Inkorporation der Gattungsvernunft und der ihr zugrunde liegenden Orientierung am freien sittlichen Menschen und an der Menschheit zu tun? Die heutigen Staatsanwälte haben nicht allzuviel Grund, die großen Denker vor hundert Jahren als Kronzeugen ihrer Staatsverherrlichung anzurufen; eher glaube ich — womit ich aber die tatsächliche Differenz in der Stellung zum Staat nicht verschleiern möchte — daß jene edle Begeisterung für den Staat zu einem guten Teil Begeisterung für etwas war, was wir nicht mehr Staat nennen können und was einfach der als Zielpunkt hingestellten sittlichen Volks- und Menschheitsgemeinschaft gleichkommt.[1]) Anknüpfend an ein Wort Natorps über Pestalozzi (den man übrigens in mehrfacher Hinsicht der Staatsauffassung des deutschen Idealismus zugesellen darf, trotz scharfer Ausdrücke über den außersittlichen Charakter des gesellschaftlichen, staatlichen Menschenzustandes) könnte man sagen: der deutsche Idealismus erstrebt, gegenüber der polizeilichen Staatsauffassung der Aufklärung, eine Vermenschlichung des Staates, während die heutige Staatsauffassung durchaus auf eine Verstaatlichung des Menschen hinausläuft. Die idealistische Auffassung orientiert sich am Menschen, an dem sittlichen, persönlichen Individuum — die heutige am Staat,

[1]) Besonders nahe kommt uns der alte Fichte, bei dem sich in der „Staatslehre" z. B. folgende Stelle findet: „Irgend einmal irgendwo im Reiche des Christentums . . . wird der Zwangsstaat ohne alle Kraftanstrengung gegen ihn an seiner eigenen, durch die Zeit herbeigeführten Nichtigkeit ruhig absterben . . . Zum Troste, falls etwas von dieser Weissagung vor ihnen (den letzten Erben der Souveränität) verlauten sollte, läßt sich hinzusetzen, daß sie (die Zwangsregierungen) weichen werden nur Gott und seinem Sohne Jesu Christo." Gerade der letzte Ausspruch läßt hier Fichte ganz als Vertreter unserer Auffassung erscheinen.

an diesem durchaus unpersönlichen, sittlich indifferenten, meist ganz abstrakt verstandenen Machtgebilde.

Aber — und das trennt uns von dieser hohen Auffassung des Staates — wir können dem Staat die hohe Mission prinzipiell nicht mehr zutrauen; und zwar ist wohl das die Hauptursache dieser andern Beurteilung, daß Fichte einen Nationalstaat erst *ersehnte*, wir aber auf einige Jahrzehnte üppigster Blüte des Nationalstaatentums zurückschauen können und im gegenwärtigen Weltkrieg unter anderem eine Frucht dieser Blütezeit erblicken. *Der Staat selber ist nicht sittlich orientiert — drum kann er auch nicht sittliche Werte hervorbringen*: wie sollte (was in der Individualethik als Kuriosität berühren würde) bei einer Orientierung am Interesse als Ergebnis das Gute hervorgehen und bei einer Orientierung an der Macht eine wirkliche Gemeinschaft? Das erwarten hieße doch etwas gar viel auf die Hegel'sche List der Geschichte vertrauen! Nein! Der Staat, der in seiner ganzen Tendenz dem Gottesreich entgegengesetzt ist, kann nicht ein Bringer desselben, auch nicht ein Führer auf dem Weg zu ihm sein! Auch in dem sittlichen Nimbus, den man heute gewöhnlich dem Staat verleiht, steckt oft ein Stück Heidentum, ein Stück Kreaturvergötterung, wie denn die religiöse Weihe des Staates und all seiner Institutionen, Praktiken, Forderungen, Handlungen einfach ins Heidentum zurückweist! Es mag übrigens zu denken geben, daß nicht nur die edle Gesinnung eines Fichte vom Staat die Förderung der Sittlichkeit erwartet, sondern daß ihm hierin ein — Macchiavelli vorangegangen ist! Macchiavelli erwartet für die Sittlichkeit alles vom Staat. Der Ursprung der moralischen Grundsätze liegt ihm ausschließlich in der Erziehung durch den Staat und Macchiavellis Denken weist stets auf die römischen Imperatoren zurück.[1]) Staat und Sittlichkeit können wegen der vom Staat konsequent geübten und gerade auch von vielen heutigen Theologen sanktionierten „Eigengesetzlichkeit" nicht zusammengehen. Wir erwarten vom Staat nichts für die Sittlichkeit; wir sehen im Gegenteil, je mehr er sich mit seinem Gewalt- und Machtgeist durchsetzt, aus ihm mannigfache Schädigung der Sittlichkeit hervorgehen und möchten drum dringend wünschen, daß er sich nicht in die Sittlichkeit, in das Heiligtum des seelischen Lebens einmische, denn die „Eigengesetzlichkeit", die alle seine Schritte und Absichten begleitet, kann nur allzuleicht jenes Heiligtum schänden und das Sittliche in die Bahnen des Unsittlichen lenken! Um der reinlichen Scheidung willen würden wir es auch sehr begrüßen, wenn der Staat seine aus dem sacro egoismo geborenen Geschäfte nicht mit Gebeten beginnen und beschließen und über sein ganzes Tun nicht die fromme Maske des „Im Namen Gottes" hängen möchte. An dieser Beur-

[1]) Vgl. Dilthey, Auffassung und Analyse des Menschen im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.

teilung ändert auch der Charakter des Staates als Rechtsstaat prinzipiell nichts: denn das Recht, das, ethisch gewertet, als der Hauptwert des Staates erscheinen muß, gehört nicht ins Reich der Moralität, sondern der Legalität und hat in der idealen Gemeinschaft, die wir erstreben, keinen Platz mehr; welche Beurteilung des Rechtes sich übrigens am besten gerade auf Kant und Fichte berufen würde! Insbesondere auf das Recht mag jenes früher angewendete Bild von der Moräne zutreffen, währenddem anderes nicht einmal Moräne ist, d. h. uns gar nicht dem Gottesreich entgegenweist, sondern eher in der entgegengesetzten Richtung liegt. Und es ist klar, daß das Recht, ohne das wir heute tatsächlich wohl nicht zusammenleben könnten, noch bestehen wird, wenn andere Elemente des Staates längst aufs heftigste bekämpft werden oder gar überwunden sind. Uebrigens liegt es im Charakter des Rechtes als ausgeschiedener Masse des sittlichen Lebensstromes, daß es nicht vollkommen entwicklungsunfähig ist, sondern vielmehr — wie Petrus dem Herrn — der Sittlichkeit von ferne nachfolgt, allerdings auch nicht ohne daß es — wie Petrus den Herrn — diese dabei hin und wieder schmählich verleugnet. Die Gletscher verharren nicht in absoluter Ruhe; langsam und träge bewegen sie sich talwärts, und je näher sie dem Ausgang sind, umso mehr wächst die Hoffnung, daß sie zerbröckeln, in der wärmeren Umgebung zerschmelzen und vom munteren Lebensfluß mit aufgenommen werden.

Der Staat ist also nicht der Förderer der Sittlichkeit und einer wahrhaft sittlichen Gemeinschaft: so wenig auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit ihrer Orientierung am Profit eine geistige und wirtschaftliche Genossenschaft zu erwarten ist, so wenig auf dem Boden des Staates mit seiner Orientierung an der Macht und am Interesse eine sittliche Menschengemeinschaft. Nicht einmal an eine Ueberwindung des Krieges auf staatlicher Grundlage kann ich glauben, da der Krieg nichts anderes ist als eine besonders deutliche Verkörperung des Geistes, der den ganzen Staatsbau durchweht.

Eine in ihrem Optimismus dem deutschen Idealismus verwandte Beurteilung des Staates haben wir auch im Sozialismus selber, sofern er sich als Staatssozialismus darstellt; findet doch hier, wo die bestehende Staats- und Gesellschaftsform prinzipiell überwunden wird, der Staatsgedanke eine mächtige Steigerung. Eine kurze Auseinandersetzung mit demselben dürfte drum in diesem Zusammenhang geboten sein. Vorerst ist aber zu sagen, daß der Staatssozialismus seine einstige umfassende Bedeutung — setzte doch einst die Sozialdemokratie fast ihre ganze Hoffnung auf ihn — tatsächlich verloren hat und nur noch für einzelne Programmpunkte praktisch eine wichtige Rolle spielt. In Einzelheiten mag auch der Staatssozialismus noch eine Mission auszuüben haben, namentlich, wenn

wir etwa an die Verstaatlichung von Grund und Boden, der Wasserkräfte, aller Verkehrsmittel und anderer Dinge denken. Teilweise ist uns ja der Staatssozialismus bereits selbstverständlich geworden und besonders hat ihn auch der Weltkrieg in mancher Hinsicht gefördert. Aber — der Staatssozialismus kann doch in der Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft nur einen Uebergang bilden. Ueberall da, wo jetzt auf wirtschaftlichem Gebiet noch die vorgesellschaftliche Anarchie herrscht (am verderblichsten beim Grund und Boden!), da wird diese zweite, staatliche Entwicklungsstufe noch ihr Recht bekommen müssen, um aber freilich selber wieder dem höheren Ziel zu weichen. Die Tatsache ist auch offenkundig, daß der Staatssozialismus zusehends durch höhere wirtschaftliche Gemeinschaftsformen verdrängt wird, vor allem durch die Genossenschaftsbewegung und durch die Gewerkschaftsbewegung. Prinzipiell ist auch vom Staatssozialismus zu sagen — was am deutlichsten aus seinem Namen hervorgeht — daß er noch an der alten, zu überwindenden Form der menschlichen Gemeinschaft orientiert ist, wenn er auch dieselbe nach Möglichkeit ideal gestalten und ihrer ursprünglichen Bestimmung zuführen möchte. Bei diesem Staatssozialismus sei übrigens nochmals Fichte erwähnt, der in seinem „Geschlossenen Handelsstaat" ein von edlem sozialen Geist getragenes Programm des sozialen Staates entwirft: der Staat muß nach ihm allen Handel, die Anstellung und Löhnung der Arbeiter übernehmen, wobei das das leitende Prinzip sein soll, daß der Staat nicht einfach jeglichen Besitz, wie immer er zusammengekommen, schütze, daß er vielmehr einem jeden zu dem ihm von Rechts wegen zukommenden Anteil verhelfe. Daß wir Fichte auch an dieser, schon in die soziale Bewegung hineingehörenden Stelle erwähnen müssen, sollte vollends davor warnen, ihn einfach für die heute im Schwunge stehende Staatsverherrlichung in Anspruch zu nehmen. Bei ihm kommt hier vor allem auf erhebende Weise das Moment der Organisation zum Ausdruck, das jedenfalls ein Teilrecht des Staates darstellt, im konkreten Staat aber von desorganisierenden Tendenzen stets durchkreuzt wird und mit seinem Wahrheitsmoment über den Staat hinausweist. So sehr der Staatssozialismus den Staat von seiner günstigsten Seite sehen läßt, so bringt er doch trotzdem das nur vorübergehende Recht desselben zum Ausdruck. Es ist wohl auch ein Zeichen des Erwachens eines neuen, über den Staat hinausweisenden Geistes, daß in der Sozialdemokratie selber die Strömung gegen den Staat zunimmt; die Erfahrungen des Weltkrieges, der in der Haltung gerade der staatlich stärksten Parteien eine erschreckende Ohnmacht zeitigte, mögen diese Strömung noch fördern. Gerade in der Haltung der sozialistischen Parlamentsfraktionen — und auch die politische Bewegung stellt ja mit dem Abstellen auf den Staat ein Stück Staatssozialismus dar — kam es doch zum deutlichsten Ausdruck, daß eine einseitige Orientierung an der Er-

kämpfung der Staatsgewalt eine ganz bedenkliche Bindung an den Staat mit all seinen anderen, sehr unsozialistischen Tendenzen mit sich bringt, welche Bindung der bereits errungenen Macht proportional zu sein scheint. In dieser großen Frage sah Tolstoj jedenfalls tiefer als Marx, wie auch bei ihm die Persönlichkeit, der Wille, die individuelle sittliche Tat gegenüber der zu sehr auf die Masse bauenden parlamentarischen und am Staat orientierten Richtung zum gebührenden Recht kommt. Um eine alte Form der Gemeinschaft zu überwinden, ist doch jedenfalls wichtiger, als sich ihrer Macht zu bemächtigen, daß man sich vom Geist der neuen Gemeinschaftsform tragen lasse, d. h. eben wiederum sich an der wahrhaft sittlichen Menschengemeinschaft orientiere.

Die Tatsache, daß Bewegungen wie der deutsche Idealismus oder der Sozialismus — beides vereinigend könnte ich einfach den einen Fichte nennen — dem Staat gegenüber eine so ausgesprochen bejahende Stellungnahme finden, läßt uns vermuten, daß im Staate außer der geschilderten, heute übermächtig und verderblich hervortretenden Tendenz noch andere Tendenzen sich vorfinden, oder wenigstens mit der Idee des Staates sich verbinden lassen. Es würden sich also im Staate doch auch Teilwahrheiten und Teilrechte nachweisen lassen, was ja auch bei seiner weltgeschichtlichen Stellung zwischen Anarchie und sittlicher Gemeinschaft nicht weiter überraschen kann. Auf diese gilt es noch einen raschen Blick zu werfen.

Da ist einmal das schon berührte Recht zu erwähnen, das zweifellos, auf die Menschheitsentwicklung im Großen gesehen, eine wichtige Mission hat, das aber ebenso zweifellos im Lauf dieser Entwicklung, je näher wir der wahrhaft sittlichen Gemeinschaft kommen, umso mehr von etwas Höherem, vom sittlichen Geist selber überwunden werden muß. Schon heute wird es ja oft sittliche Pflicht — und auch das ist dann ein Stück im Augenblick sich vollziehender Ablehnung des Staates — im Namen der Sittlichkeit das Recht, das als bloße Ausscheidung der Sittlichkeit nur zu leicht Unrecht und Hemmnis des Guten wird, zu bekämpfen. Wir wollen aber hier betonen, daß das Recht doch eben im Zusammenhang mit der Sittlichkeit steht: es ist einfach die Sittlichkeit, die auf staatlicher Stufe allein möglich ist, eine vom Machttrieb erfüllte und ganz auf die Gewalt abstellende „Sittlichkeit". Im Recht lebt die Sehnsucht nach dem Guten — und doch kann es mit seiner durchaus staatlichen, d. h. hier gewalttätigen, mit Macht sich behaupten wollenden Seele niemals die Schwelle desselben überschreiten.

Da ist ferner all das, was ich zusammenfassend mit dem Wort Organisation bezeichnen möchte. Als gröbste, fast völlig von der Macht- und Gewalttendenz durchwirkte Form derselben mag die ganze Polizeiordnung im weitesten Sinne des Wortes genannt sein,

während etwa all das, was wir unter dem Namen der sozialen Fürsorge zusammenfassen können, uns feinere Formen derselben zeigen. Wir haben hier noch ein großes, bisher fast unbebautes Feld vor uns, auf dem sich dieses Teilrecht des Staates noch kräftig durchsetzen muß. Organisation als solche steht keineswegs dem Leben hemmend im Wege. Mit tiefem Sinn ist das Wort gerade dem Lebensprozeß entnommen, in dem ja der Organismus die entscheidende Rolle spielt. Organisation als solche dient dem Leben, auch dem sittlichen Leben. Biologisch betrachtet ist ja der Mensch der komplizierteste Organismus, und gerade dieser komplizierte Organismus ermöglicht seine Freiheit! Besonders instruktiv ist da eine Betrachtung des Nervensystems in der biologischen Entwicklungsreihe: je mehr die Organisation durchgeführt ist, desto mehr Auswahlgelegenheiten hat das Lebewesen für seine Reaktionen auf empfangene Reize, während das Lebewesen mit ganz primitiver Organisation des Nervensystems zu unwillkürlichen Reaktionsbewegungen gezwungen ist. Je feiner der ganze Organismus, umso mehr Bewegungsfreiheit für den Geist! Bei den Zellen im animalen Organismus wie beim Menschen im sozialen Organismus wächst mit der Organisation die Freiheit: die Sozialisierung steht zugleich im Dienst der Individualisierung.

Mit der Organisation hängt aufs engste das gesellschaftliche Moment zusammen, das den Staat ja eben über den vorstaatlichen, anarchischen Zustand emporhebt. Wie das Recht sich uns zeigte als die auf staatlicher Stufe überhaupt mögliche Sittlichkeit, als verstaatlichte (und damit eigentlich aufgehobene!) Sittlichkeit, aber halt doch eben als Sittlichkeit, wenigstens als ein Wollen, ein Vorahnen derselben, so stellt dieses gesellschaftliche Moment ein Wollen und Vorahnen der Gemeinschaft dar: es ist die Gemeinschaft auf staatlicher Stufe und selbst in der Verzerrung doch wieder ein Hinweis auf Höheres.

Was uns bei diesen Teilrechten des Staates wichtig ist, ist gerade das, daß sie im Staat keine wahre Verwirklichung finden, und zwar notwendig keine solche finden können. Die ganze Orientierung an der Macht und am Interesse und das Sichaufbauen auf Gewalt und Zwang, die dem Staate wesentlich sind und unmittelbar aus seiner Seele stammen, durchkreuzen, fälschen diese Wahrheiten und entstellen sie oft bis zur Unkenntlichkeit und fast völligen Aufhebung. Drum weisen uns gerade diese im Staate angelegten Wahrheitsmomente selber über ihn hinaus und fordern seine Ueberwindung, da sie nur in einer höheren Form menschlicher Gemeinschaft eine wahre Entfaltung finden können. Recht, Organisation, Gesellschaftlichkeit werden innerhalb des Staates notwendig durch und durch vom Geist der Gewalt, des Zwangs, des Machtwillens, des Interesses durchdrungen und können drum hier stets nur Zerrbilder dessen werden, was sie ihrem tiefsten Sinn nach eigentlich darstellen

möchten; nur allzuleicht wird auf diesem Boden das Recht zum Unrecht, die Organisation zur Atomisierung, die Gemeinschaft zur Zerrissenheit. Besonders deutlich wird uns dies, wenn wir einmal den Staat als Klassenstaat ins Auge fassen und ihm dann das Volk gegenüberstellen. Es ist doch auffallend, wie gleichgültig meist der Staat dem Volk gegenüber ist, obschon dieses, ähnlich wie die Familie, eine auf die Natur abstellende sittliche Gemeinschaft darstellt. Hätten wir wirklich ein Volk und nicht nur einen Staat, dann wahrlich könnte diese Gemeinschaftsform als eine Vorstufe des Gottesreiches gelten; aber gerade darin besteht die früher erwähnte Abirrung vom wahren Wege, daß wir, statt den Weg zur Volksgemeinschaft zu gehen, uns ins bloße, der natürlichen Grundlage in hohem Maße entbehrende Staatentum hineinverirrten. Das ist vielleicht der tiefste Schaden des heutigen staatlichen Denkens, daß es den Volksbegriff sozusagen ignoriert und sich in eine blutlose Abstraktion verliert: im Gegensatz zu aller sittlichen Gemeinschaft ist der Staat eben nicht am Menschen, sondern an unpersönlicher Macht orientiert; auch der Patriotismus, der — künstlich gezüchtet — unter uns sein Unwesen treibt und nun gar, als ideale Errungenschaft der Weltkriegszeit, glücklich systematisch in der Schule gepflanzt werden soll, gilt durchaus dem Staate und nicht der Volksgemeinschaft — deshalb eben müssen wir ihn aufs schärfste bekämpfen. Daß auch der Staat als Nationalstaat ebenfalls Recht, Organisation, Gesellschaftlichkeit bis zur völligen Suspendierung durchkreuzt und schädigt, brauche ich in dieser Zeit des Weltkrieges nicht näher auszuführen; betont sei nur, daß diese furchtbare Schädigung wiederum auf staatlichem Boden nicht als Anormalität dasteht, sondern als natürliche Frucht aus dem ganzen Wesen des Staates hervorgeht. Gerade auch dann also, wenn wir den Teilrechten des Staates nachgehen und uns die Funktionen klar machen, die ihn der Anarchie gegenüber als höhere Form menschlichen Zusammenlebens erscheinen lassen, werden wir gleichfalls zu einer Ablehnung des Staates gedrängt, denn nur bei einer Ueberwindung des Staates können die Teilwahrheiten, die als solche noch oft genug zu Schein und Lüge entstellt werden, sich zu wirklichen, vollen Wahrheiten entfalten.

Aber welche neue Form der Gemeinschaft soll denn den Staat ersetzen? Fallen wir mit seiner Aufhebung nicht einer verderblichen Anarchie anheim, da doch wohl niemand annehmen wird, daß uns die Aufhebung des Staates gleich ins Gottesreich hineinstellen werde? Gelangen wir mit der Ueberwindung des Staates nicht wiederum auf die frühere, durch den Staat überwundene Stufe zurück, statt daß wir zur ersehnten höheren durchdringen?

In diesen stets zu hörenden Argumenten liegt erstens einmal ein großes Stück Kurzsichtigkeit. Ganz abgesehen davon, daß wir uns die Aufhebung des Staates nicht als einmaligen Vorgang denken,

kann doch auch davon nicht die Rede sein, daß zugleich mit dem Staat auch jene zwar höchst ungenügenden, aber doch notdürftig die Gemeinschaft tragenden Momente des Rechtes, der Organisation, der Gesellschaftlichkeit dahinfallen werden. Im Gegenteil ist nach dem oben Gesagten zu erwarten, daß jene jetzt durch den Staat schwer gehemmten Teilrechte des Staates sich erst recht entfalten werden, wenn erst einmal mit dem Staat die Orientierung an Macht und Gewalt dahinfällt. Gewiß, auch jene Teilrechte, die ja, wenn sie auch über den Staat hinausweisen, doch staatliche Gebilde sind, werden einmal überwunden werden müssen, aber ihre Ueberwindung wird das Letzte in diesem Werdeprozeß sein und sie wird durch höhere positive Kräfte erfolgen, von denen wir heute wohl noch kaum eine Ahnung haben. Und tappen wir denn so ganz ins Dunkle, wenn wir über die staatliche „Gemeinschaft" hinausgehen wollen? Wir haben doch bereits deutliche Ansätze einer besseren Gemeinschaftsform und Regelung des Zusammenlebens, als sie der Staat zu bieten vermag, vor uns. Da ist vor allem einmal der Sozialismus, in dem der christliche Brudergedanke wieder neu aufleuchtet, und der mit seinem Gemeinschaftsideal durchaus über den Staat hinausweist und wieder eine Orientierung am Menschen und an der Menschheit bringt. Daß diese Idee, ja diese reale Bewegung uns geschenkt wurde — sollte es nicht ein Zeichen sein, daß Gott uns über die staatliche Scheingemeinschaft hinausführen will, daß die Stunde geschlagen hat? Höchst bedeutungsvoll ist da auch die Genossenschaftsbewegung, nach ihrer ideellen, wie nach ihrer wirtschaftlichen Bedeutung hin. Es ist eine historische Tatsache von wirklich weltgeschichtlicher Bedeutung, daß nach der auf wirtschaftlichem Gebiet gesellschaftlichen (staatlichen) Stufe des Patriarchalismus zwar erst die Anarchie des Kapitalismus kam, daß aber bald diese Aufhebung der staatlichen Form eine neue, höhere Gemeinschaftsform, eben den Genossenschaftsgedanken, hervorwachsen ließ. Wenn wir den Genossenschaftsgedanken als eine Anwendung des Gottesreichsgedankens auf das wirtschaftliche Gebiet bezeichnen dürfen, kann dann jene historische Tatsache uns nicht eben zeigen, daß die Aufhebung von Zwang und Gewalt, die wir auf der gesellschaftlichen Stufe des Patriarchalismus haben, nicht bei der Anarchie enden muß, nein vielmehr die Bahn frei machen kann für die christliche Stufe, die rein verstandene Genossenschaft? Auch auf die Gewerkschaftsbewegung sei noch kurz hingewiesen, obschon hier die Sache in ihrer tiefsten Bedeutung noch weniger deutlich hervortritt, als bei der Genossenschaftsbewegung. Die Gewerkschaftsbewegung bezeichnet aber doch insofern eine Tendenz zu besserer Gemeinschaft, und zwar auf industriellem Gebiet, als sie eine Demokratisierung der Industrie erstrebt. Nur erwähnt sei endlich der ganze internationale Gedanke, der — im Christentum angelegt, vom Sozialismus wieder aufgenommen — gerade in unserer Zeit

eine mächtige Entfaltung erlangt hat und seinerseits, wie alle erwähnten Bewegungen, über den Staat hinausweist und höhere Formen menschlicher Gemeinschaft vor uns auftauchen läßt. *An Neuem fehlt es also gar nicht*, Gott, der uns das Nein ins Herz legte, läßt uns bereits ein dahinter stehendes Ja schauen — und zwar nicht nur in der reinen Form der Gottesreichsbotschaft, die allen unseren Gedanken über menschliche Gemeinschaft das höchste Ziel zeigt, sondern auch in realen, deutlichen Anbahnungen. Und ich wiederhole: warum sollte nicht das Neue gerade dann, wenn das Alte dahinfällt, machtvoll hervortreten? Der Gewalt-, Macht-, Militär- und Kriegsstaat, der Klassen- und Nationalstaat schützt und trägt die Gemeinschaft nicht, nein hemmt und vernichtet sie: mit dem Kampf gegen ihn dienen wir dem Vorwärts, der höheren Gemeinschaft.

Und nicht nur Kurzsichtigkeit liegt in jenen Argumenten, sondern auch ein großes Stück — *Unglaube*. Die ganze Hoffnung, die uns über den Staat hinausdrängt, ist von Gott — und Gott sollte uns in lauter Finsternis führen? Das eben nenne ich Unglauben! Ich gebe Tolstoj vollkommen recht, wenn er uns heißt, einfach Gott zu gehorchen und die Folgen dieses Gehorsams — Gott zu überlassen. Viele mögen dies Schwärmerei und frommeinfältige Verantwortungslosigkeit nennen — ich nenne es Glauben. Der Glaube ists, der uns vorwärtsführt — er allein vermag uns Kraft zu geben — er allein auch gibt unserem Tun die Weihe. Denn über unseren ganzen Kampf gegen den Staat möchte ich die Worte setzen: Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde; ebenso aber: Was aus dem Glauben kommt, ist — Gottesdienst. R. Lejeune.

Wir selbst!

Wir selbst sind Schicksalsgeister unsrer Zeit;
Was klagt ihr tatlos über Gott und Welt?
Ein Mietling klagt — ein Königskind ist frei
Und wirbt um Kraft, daß es sein Erbe mehre. —
Wir alle sind im Geiste Königskinder
Mit freiem Willen und mit freier Seele,
Und jedem, jedem winkt sein kleines Reich.
Gott will kein Spielzeug, Gott will stolze Seelen,
Daß er sie lieben darf mit Vaterfreude,
Daß er sie tief in alle Wahrheit leite.
Als seine Kinder sind wir ausgegangen
Von ihm — und tragen diese Erdenhülle;
Und gehn durch Dunkelheit und Leid und Tränen,

Daß unser Licht sich eigne Bahnen breche,
Und leuchtend, siegend sich zum Urquell ringe,
Zum Urquell alles Lichts und alles Seins.
So stehn wir werdend — schaffend in der Zeit.
Weh uns, daß Furcht noch Fesseln um uns schlägt
Und unsre freien Geisteskräfte hemmt!
Weh uns, daß Erdengold die Sinne knechtet
Und unser Königsrecht die Liebe schändet!
Weh uns, daß wir der Erde Sklaven sind!

Carolina Lutz.

Grundlagen für ein neues Leben.

3. Entwicklung.[1])

Eine der wichtigsten Errungenschaften, die wir der modernen Naturwissenschaft verdanken, ist, wie bereits bemerkt, die Entwicklungsidee. Sie hat der biblischen Auffassung von einer einmaligen Gesamtschöpfung am Anfang der Welt ein Ende bereitet. Selbst christliche Gelehrte messen ihr eine solche überzeugungskräftige Wahrscheinlichkeit bei, daß sie sich bemühen, die Worte der Bibel so zu deuten, daß sie mit dem Entwicklungsgedanken einigermaßen übereinstimmen.

Die Entwicklungskraft beruht auf der Fähigkeit des sich fortzeugenden Lebens — im weitesten Sinn — sich nicht nur ewig zu wiederholen, sondern ein kleines, wenn auch noch so geringfügiges Etwas hinzuzufügen, das über das unmittelbar vorausgegangene Stadium hinausführt.

Ueber den Ursprung des Weltsystems im Allgemeinen und über die Entstehung organischen Lebens auf der Erde im Besonderen gibt es verschiedene Theorien von größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit, die hier im einzelnen nicht erörtert werden sollen; aber bei der Feststellung des weiteren Verlaufs der Entwicklung tritt die Forschung immer bestimmter und beweiskräftiger auf. Und das Bild, das sie uns davon gibt, zeigt uns, daß die Entwicklung einem Baume gleicht, dessen Krone die Menschheit ist, zeigt uns, daß der Entwicklung eine Tendenz innewohnt, die aufwärtsführt.

„Aufwärts?", wirft hier spöttisch der Pessimist ein; „mit nichten! Im Kreise führt sie herum." Gut, bleiben wir beim Bilde des

---

[1]) Vgl. die redaktionelle Bemerkung zum ersten Teil dieses Aufsatzes.
Die Red.

Kreises; er sei uns das Symbol der Vollkommenheit, Einheit und Harmonie. Ist anzunehmen, daß die Entwicklung bereits abgeschlossen ist? Ist die Kreislinie schon fertig gezogen? Klafft in der der Peripherie nicht noch eine große Lücke? Befinden wir uns nicht noch mitten drin im sausenden Schwung der Entwicklungsbewegung? „Ja", wird der Pessimist hier abermals einwenden, „aber einmal muß die Linie doch wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren und dann beginnt der alte Leidensweg von neuem." Solchen Verzagten und Kleinmütigen werden wir antworten, daß sich in der Natur nichts wiederholt und daß das fortzeugende Leben, die Entwicklung, wohl Aehnlichkeiten, aber nie das absolut Gleiche schafft. Wir wissen z. B. recht gut, daß, wenn wir einmal tot sind, sich unser Leben nicht mehr wiederholt, daß aber unsere Kinder und Kindeskinder einen ähnlichen Kreislauf zurücklegen werden wie wir. Und wir sehen in dieser Weise immer mehr und mehr Kreise auseinander hervorgehen, die sich berühren, an einander anlehnen und sich schließlich zu einem Ganzen verschlingen. Es ist wie beim Zeugungsakt: Die befruchtete weibliche Eizelle bildet den strahlenden Kern, von dem sich immer mehr und mehr neue runde Zellen ablösen und um die Kernzelle herumgruppieren; diese erzeugen wieder andere und so reift langsam der werdende Mensch im Mutterleibe dem Licht entgegen. So stehen wir mitten im Leben und es bangt uns nicht vor seinem Abschluß, denn ob wir schließlich wieder zur Erde zurückkehren, aus der wir uns erhoben haben, inzwischen schufen wir unser Lebenswerk und wohl Allen, von denen sich sagen läßt, ihr Leben und Wirken habe ein schönes Bild geboten!

Wir dürfen demnach an der optimistischen Auffassung schon festhalten, daß es ein „Aufwärts", ein „Empor" gibt, wenngleich es verkehrt wäre, sich die Entwicklungslinie als eine ununterbrochen ansteigende vorzustellen; Rückschläge, Niederungen und Unterbrechungen sind zu verzeichnen. Daher dürfen wir die Linie am ehesten eine wellenförmige nennen; denn es müssen schon sehr große Zeiträume zusammengefaßt werden, eh sich ein allgemeiner Aufstieg nachweisen läßt.

Wir denken dabei nicht an den einseitigen Fortschritt der Technik, der keinen unbedingt günstigen Einfluß auf das Wesen des Menschen ausübte — der Weltkrieg liefert den Beweis hierfür — sondern an die körperliche und geistige Vervollkommnung im allgemeinen.

Wer erschauert nicht ehrfürchtig, wenn er das Werden des Menschen vom Keim an bis zur Geburt überdenkt und dabei erkennt, wie sich in diesem Werdeprozeß die ganze, fast unendlich währende Entwicklungsgeschichte des Lebens wiederholt von der einzelnen Zelle bis zum wundervollen, vielzelligen Organismus des

Menschenkörpers? Wenn er hier die Entwicklungsgeschichte von Jahrmillionen sich abspielen sieht in wenigen Monaten?!

Wen ergreift nicht die Betrachtung des ungeheuren Weges, der uns aus den Tiefen unwirtlicher Höhlen, die von dunklen Trieben erfüllte Wilde bewohnten, allmählich und langsam heraufführte in unsre bequemen Heimstätten und lichtvollen Wohnhäuser?

Haben wir uns nicht der dumpfen Furcht vor den Naturerscheinungen, wovon unsre wilden Urahnen noch völlig beherrscht waren, entwöhnt und es gelernt, sie unseren Zwecken dienstbar zu machen?

Hier unter diesem Himmelstrich, den wir bewohnen, hausten in grauer Vorzeit vielleicht noch Kannibalen, deren Gemeinschaftssinn kaum über die Geschlechtsgemeinschaft, die Sippe, die Horde oder den Stamm hinausreichte. Der außerhalb des Stammes stehende Mensch galt ihnen nicht höher als irgend ein Tier, das man erlegte und aufaß. Gewiß, der Abstand ist weit, der uns von jenen trennt und doch noch lange nicht soweit, als er sein sollte. Zwar der Kanibalismus ist erledigt, aber das Menschentöten wird immer noch geübt. Die Stämme verdichteten sich erst zu kleineren, dann zu größeren Volksverbänden. Hierauf entstanden Staatengebilde von wachsender Ausdehnung, denen oft verschiedene Völker zu einer — mitunter freilich zweifelhaften! — Einheit angegliedert wurden. Aber auch die Großstaaten schlossen sich wieder zu größeren Gruppen zusammen und nichts schien mehr einer allgemeinen Vereinigung der europäischen Staaten im Wege zu stehen. Da brach mit einem Male der Weltkrieg aus und riß jäh auseinander, was mit aller Macht zusammenstrebte. Wir haben ähnliche Trauerspiele — allerdings in kleineren Maßen — sich des öftern in der neuern Geschichte wiederholen sehen. Gingen nicht jeder größeren Staatengründung heftige Kämpfe im Inneren voraus? Ist es nicht ein furchtbares und tragisches Geschick, daß die Völker sich erst in tötlichstem Kampfe miteinander messen müssen, bevor sie Achtung vor einander lernen?

Als wir soweit fortgeschritten waren, daß kein Zivilisierter mehr Menschenfleisch als Speise genießen konnte, da haben wir gleichsam die eine Hälfte der uns überkommenen Tierheit schon abgestreift; wenn wir es einmal über uns gewinnen, auch keinen Menschenbruder mehr zu töten — auch im Kriege nicht, weil es einfach über unsere Kraft geht — dann erst werden wir ganz das Tierische in uns überwunden haben.

Unser höchstes Ziel soll sein: Die größtmögliche harmonische Entwicklung aller moralischen geistigen und physischen Kräfte, nicht nur bei Einzelnen, sondern bei allen Einzelnen, d. h. der Allgemeinheit.

Um einen einzigen Menschen zu erzeugen, ist ein Menschenpaar nötig; um dieses hervorzubringen, mußten vier Individuen am Werke sein. Diese hatten acht Personen zur Voraussetzung und wenn wir nur bis auf zwanzig Generationen die Sache zurückverfolgen, steigert sich die Zahl der in Frage kommenden Ahnen und Urahnen bereits auf über eine Million. Wer noch weiter zurückrechnen will, gelangt bald zu einer Zahl, die kaum mehr geschrieben werden kann. Dies Beispiel mag eine Vorstellung geben, wie tief der Einzelne in der Gesamtheit wurzelt. So viele Herzen mußten schlagen, soviel Blut mußte rauschen, soviel Sinnenglut sich entzünden, damit er werden konnte. „Wir Menschen sind alle Brüder und jeder ist mit uns verwandt," so heißt's in einem alten Volkslied. Wer einen Menschen erschlägt, wo und wann es auch sei, begeht immer einen Brudermord.

Genau so breit und tief wie der physische Zusammenhang ist auch sein geistiger, der ihn mit der Allgemeinheit verbindet. Was in den verflossenen Jahrtausenden des menschlichen Geisteslebens erdacht und geschaffen worden ist, harrt der Ausbeute. Kaum, daß unser Verstand erwacht ist, setzt man uns vor einen ungeheuren Wissenskram, durch den wir uns hindurchfressen müssen, falls wir, groß geworden, als gebildete Menschen gelten wollen. Ein Schlaraffenleben ist es zwar in der Regel nicht, was wir uns damit erwerben, aber wir werden vielleicht urteilsfähiger und gereifter. Die besten Stücke von diesem Wissenskuchen bleiben freilich für die Bevorrechteten und Zahlungsfähigen reserviert. Sie erhalten auf den Gymnasien und Universitäten die geistige Nahrung gleichsam konzentriert, während der große Haufe sich mit einer recht verdünnten und verwässerten Lösung zufrieden geben muß.

Alles was an Werten und Schätzen materieller und geistiger Art vorhanden ist, kann als das Produkt der gemeinsamen Arbeit aller Menschen und Zeiten bezeichnet werden. Nach natürlichem Recht hätte daher auch jeder einzelne Mensch den gleichen Anspruch darauf. *Aber so ist es nicht, der großen Masse des Volkes wurden sowohl die materiellen als auch die geistigen Güter vorenthalten.* Wenn trotzdem in unserer wüst-egoistischen Zeit der Arme immerhin noch eher die Möglichkeit hat, sich geistigen Reichtum zu erwerben, als daß er imstande wäre, Schätze zu sammeln, die — nach der Bibel — von Motten und Rost gefressen werden, so liegt das weniger darin begründet, daß die geistigen Schätze ihrer Natur nach nicht so leicht zu bewahren sind, sondern vor allem darin, daß eben in unserer Zeit alles Materielle höher geschätzt und ängstlicher behütet wird.

Die Epoche, in der wir leben, war schon vor dem Krieg als eine absteigende zu bezeichnen (wir erinnern hier an die Vorstellung einer wellenförmigen im Ganzen aber aufwärtsstrebenden Entwicklungslinie) und ist durch den Krieg auf ein Niveau herab-

gesunken, wie es das Menschengeschlecht seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hat. Es gibt wohl keinen Gebildeten, der einen solch ungeheuren Rückschlag voraussah. Und wenn wir dennoch die Hoffnung nicht verlieren, so geschieht es deswegen, weil wir trotz alledem an der aufwärts gerichteten Tendenz der Entwicklung glauben festhalten zu dürfen; denn was wir bei der Betrachtung der Naturgeschichte, die sich über einen schier unendlichen Zeitraum erstreckt, als richtig erkennen, das müssen wir für die Periode des geschichtlichen Menschen, die höchstens sechs bis acht Jahrtausende umfaßt und gleichsam als das letzte Kapitel der Naturgeschichte angesprochen werden kann, doch wohl auch gelten lassen.

Die Fähigkeit zur Entwicklung ist eine Eigenschaft des Lebens. Sie aufhalten zu wollen, wäre ein ebenso törichter als vergeblicher Versuch wie der jenes Narren, der glaubte, den Lauf eines Stromes verhindern zu können, indem er seiner Quelle den Weg vertrat. Aber wir können sie fördern, wenn wir uns des Ziels bewußt sind, auf das sie hinsteuert und Alles tun, was sie beschleunigt. Bei diesem Bemühen wird der Erfolg stets von dem Kraftaufwand abhängen, den wir aufbieten, das Ziel zu erreichen. Es ist nicht ganz richtig, was einst der alte Liebknecht sagte, daß das Revolutionäre hauptsächlich im Ziel läge; nein es liegt nicht nur im Ziel, sondern viel mehr im Tempo, mit dem sich die Umwandlung vollzieht. Auch der Ernst und die Tiefe der Auffassung sowie die Begeisterung für die gewollte Umgestaltung verstärken den revolutionären Charakter einer Umsturzbewegung. In diesem Sinne wäre die Revolution überhaupt nichts anders als eine bewußt herbeigeführte und beschleunigte Entwicklung.

4. Kultur.

Der Mensch hat das, was man heutzutage „Kulturfortschritt" heißt, teuer bezahlen müssen. Sein Leben, dem früher sich unbegrenzte Möglichkeiten boten, ist jetzt sorgfältig umzäunt und eingeschränkt worden. Die Autoritätsgewalten, denen er sich beugt, bestimmen nicht nur sein äußeres Treiben und Tun, sie lasten auch schwer auf seinem Herzen und seinem Hirn. Wohl ist er im Laufe der Zeit, was Wohnung, Atzung und Kleidung anbelangt, von den Zufälligkeiten der Natur immer unabhängiger geworden, aber dafür wurde sein Leben in anderer Hinsicht unfreier, oberflächlicher, kraft- und haltloser, dafür ist er — im schlimmsten Sinne — von seinen „lieben" Mitmenschen immer unabhängiger geworden. Er läßt sich dahintreiben mit dem materialistischen Strom der Zeit, der sich dick und träg, Alles mit sich fortschwemmend, durch die Gegenwart wälzt und verläßt sich auf all die schönen Einrichtungen wie „Staat", „Kirche", „Militär", „Gesetz" und so weiter, daß sie seinem Leben eine Richtung, einen Zweck und einen Sinn

geben sollen. Das tun diese Mächte auch, allerdings in ihrer Weise: Tausende und Abertausende versinken und gehen physisch, moralisch und geistig zugrunde, und die vom Glück Begünstigten vermeinen doch, in der „besten der Welten" zu leben.

„Schaut", rufen sie aus, „haben wir nicht großartige Verkehrsmittel, Dampfbahnen, Telegraphen, Telephone, elektrisches Licht, Flugapparate, Ueberlandzentralen und herrliche Maschinen für alle Zwecke (sogar für's Menschenmorden)? Haben wir nicht prächtige Theater und Museen, eine reiche Literatur und eine hohe Kunst?" — Und haben wir nicht, so wollen wir die Aufzählung fortsetzen, stinkige Fabriksäle, eine jammervolle Heimindustrie, fuselduftende Schnapskneipen, düstere Gefängnisse, Zuchthäuser, Schafotte und Irrenanstalten?

Ach, alle diese Erfindungen und Maschinen, diese ganze vielgepriesene Technik und einseitige Verstandesentwicklung vermochten nicht, die Menschheit sittlich zu heben und zu läutern. Noch ist die Bestie aus ihrem Herzen nicht vertrieben und harrt nur des Anreizes, um loszubrechen. Wir erfahren es ja täglich, stündlich, was für schändliche Möglichkeiten das Menschenherz in sich birgt. Das ist eben das Grauenvolle des Zustandes, den man anmaßend „Kultur" nennt, daß Leute, die unter gewöhnlichen Verhältnissen harmlos, gemütlich, ja liebenswürdig sind, unter Umständen schrecklich roh, gewalttätig und gewissenlos werden können, daß unter den gleißenden Blüten, welche die Technik hervorzauberte, immer noch die giftigsten Schlangen lauern, um plötzlich bei gewißen Anlässen hier oder dort hervorzuzischen.

Wir ersehen daraus, daß „Technik" und „Kultur" unter keinen Umständen verwechselt werden dürfen. Technik ist im Wesentlichen angewandte Wissenschaft und kann nur als ein untergeordneter Bestandteil der Kultur betrachtet werden. Aber unter Kultur fassen wir alle in der Vergangenheit und Gegenwart gemachten geistigen und physischen Anstrengungen und Ergebnisse zusammen, die den Zweck haben, der Natur eine sich stetig mehrende Summe materieller und geistiger Werte abzuringen, damit diese in der Gegenwart und Zukunft wieder der Gesamtmenschheit zugute kommen.

Nicht das bloße Vorhandensein einer Fülle von Annehmlichkeiten und Möglichkeiten gilt uns als Gradmesser für die Höhe der Kultur, sondern das Maß und das Verhältnis, in welchem alle Einzelnen an den Errungenschaften Teil haben, zeigt uns den Stand der jeweiligen Kulturhöhe an. Uns genügt nicht die Tatsache ungeheurer ideeller und materieller Fonds und Besitzstände — der Ausgleich, die Art und Weise, wie alle das geistige und wirtschaft-

liche Vermögen unter den Menschen verteilt ist, interessiert uns, wenn wir von Kultur reden.

Diese Betrachtung lehrt uns, wie groß die Kluft ist zwischen dem, was man heutzutage gemeinhin Kultur nennt, und dem, was in eigentlichem Sinne Kultur ist.

Vor dem Kriege kannte man nur eine allgemeine menschliche Kulturbewegung; jetzt werfen sich die großen Nationen gegenseitig Barbarei vor und eine jede rühmt sich jetzt, eine höhere und bessere Spezialkultur zu besitzen. In Wirklichkeit sind aber die einen genau so weit vom wahren Kulturideal entfernt wie die andern.

Aber der Geist der Kultur und der Entwicklung, der unaufhaltsam zur Vollendung drängt, ist mächtiger als die siegreichsten Feldherrn und die größten Volksheere. Vielleicht war das, was wir bisher für Kultur hielten, zu faul und brüchig geworden, als daß sich hätte darauf weiterbauen lassen. Vielleicht war es notwendig, zu einem früheren Ausgangspunkt der Entwicklung zurückzukehren, weil die Menschheit einen falschen Weg eingeschlagen hatte, vielleicht dienen die jetzigen furchtbaren und blutigen Zusammenstöße — ohne daß die Teilnehmer sich dessen bewußt sind — doch letzten Endes dazu, den Boden für eine wirkliche und höhere Kultur vorzubereiten. Auch die Kulturbewegung steigt nicht geradlinig an, auch sie strebt nach einem Gipfel in blauer Ferne, zu dem der Weg über manchen Hügel, über manchen Vorberg, durch Täler und Bodensenkungen und mitunter sogar durch Niederungen von Sumpf und Moor führt.

Zunächst allerdings stecken wir in einem blutigen Sumpf und müssen sehen wie wir herauskommen, bevor wir wieder aufwärtssteigen können. Aber den Mut und die Hoffnung wollen wir deswegen nicht sinken lassen.

Es ist notwendig, die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge über die Jahrtausende hinweg zu erfassen. In frühester Zeit, in welche das Licht der Geschichtswissenschaft nur schwach hineinleuchtet, sehen wir in den Euphrat- und Tigrisländern sowie am Nil die ersten Ansätze zu einer nennenswerten kulturellen Entwicklung. Später ward dann die Kultur nach Griechenland verpflanzt und dehnte sich über die Inseln und Küsten der Levante aus. Hierauf sprang sie nach Italien hinüber und zog allmählich alle Küsten des Mittelmeeres in ihren Bann. Die Kultur des römischen Weltreiches, die gewiß tiefe Fehler hatte und nach und nach völlig entartete, brach im Strudel der Völkerwanderung zusammen. Auf ihren Trümmern erhob sich die Kultur des Mittelalters, Venedig wurde groß, die Hansa entfaltete ihre kulturfördernde Macht, Städtebündnisse entstanden und die Küsten der Ostsee, des atlantischen Ozeans, sowie ganz Westeuropa erschlossen sich kulturellen Einflüssen. Ein paar Jahrhunderte später erfolgte die Entdeckung Amerikas; nun

gewann der atlantische Ozean die Bedeutung, die früher das Mittelmeer als Verkehrsweg der Kulturvölker hatte und heutzutage sprechen vorausschauende Köpfe schon vom großen stillen Ozean als dem Mittelmeer der Zukunft. Indien, Ostasien, Australien, Afrika, Südamerika sind auch bereits der Kultur eröffnet, kurz: diese hat sich mit all ihren Vorzügen und Fehlern, welche letztere allerdings bedeutend überwiegen, über den ganzen Erdball ausgebreitet.

Die wirtschaftlichen Bedingungen, die geistigen Voraussetzungen und die Struktur der Gesellschaft sind in allen Kulturländern — im wesentlichen — die gleichen; und wo sie es noch nicht ganz sind, werden sie sich immer ähnlicher. Das bedeutet, daß die Verteilung der Kulturgüter überall gleich schlecht ist, daß sie überall von einer auserwählten Schar verwaltet werden, während die große Masse des Volkes das Nachsehen hat. Das erhöht ja die Spannung in so unerträglicher Weise, daß wir wohl wissen, es ließe sich der Tisch des Lebens für Alle decken, und doch sehen, wie Wenige in Wahrheit daran Platz finden; daß wir erkennen, wie reich sich im schönsten Sinne des Wortes das Leben ausstatten ließe und wie erbärmlich es für Viele in Wirklichkeit ist.

Darum können wir auch an den gegenwärtigen Zuständen keine rechte Freude haben. Der ganze Aufbau macht auf uns den Eindruck sinnverwirrender Kompliziertheit und des Ueberladenseins mit zweckloſem, störendem Bei- und Schnörkelwerk. Auch schwere Konstruktionsfehler lassen sich erkennen. Aller Nachdruck liegt bei ihr im Aeußerlichen. Die Kultur der Seele und des Gefühls hat nicht gleichen Schritt gehalten mit der des Verstandes und der Technik. Unserer gegenwärtigen Kultur fehlt mit einem Worte die Harmonie und damit die Gerechtigkeit.

Naiv und unbewußt ging der Mensch einst aus dem Mutterschoß der Natur hervor; da überwog noch das Tierische. Seit Jahrtausenden strebt er nun im Zustande eines mangelhaften Bewußtseins und einer noch halbbarbarischen Kultur nach aufwärts. Das Tierische und spezifisch Menschliche halten sich die Wage und in manchen Zeiten des Niederganges — z. B. im Kriege — sinkt immer noch die Wage des Tierischen. Von einer wahren Kultur läßt sich erst sprechen, wenn der Mensch zum vollen Bewußtsein erwacht, alles Barbarische und Tierische abgelegt hat und ganz Mensch geworden ist. Das Wesen des Menschen von allem Tierischen zu läutern, es zu erhöhen: das ist Kultur.

So erhebt sich vor unserm geistigen Blick ein neues Leben, das sich durchaus auf den Geist der Gemeinschaft und Gerechtigkeit stützt, eine neue Gesellschaft, die einen großen, lebendigen, harmo-

nischen Organismus bildet, eine freie, geläuterte Menschheit, die friedlich und freudig — jetzt kaum noch geahnten — höheren Zielen zustrebt. Alle Schranken, die zur Zeit noch die Menschen trennen, werden fallen. Ein Vaterland: die Erde, eine Nation: die Menschheit! wird es heißen. So sieht unser Kulturziel aus.

Man wird dies als Sozialismus bezeichnen. Wenn darunter ein Leben in Frieden und Eintracht verstanden wird, ein Bund der Freiwilligkeit, der äußern Zwangs entraten kann, wo der Geist der Gerechtigkeit triumphiert und der Wille herrscht, weder als Herr über den Andern, noch als Knecht unter den Andern zu stehen, sondern in treuer Gemeinschaft als Gleicher unter Gleichen zu leben, dann stimmen wir freudig zu.

Gar oftmals im Verlauf der Geschichte wurde der Versuch gemacht, die Kultur bewußt zu gestalten, ihr eine allgemeinere und tiefere Grundlage zu geben und sie vor allem auch auf das Gebiet des Seelischen auszudehnen, stets aber wußten dies finstere Mächte zu verhindern. Indessen konnten selbst so furchtbare Ereignisse wie die Völkerwanderung, die Inquisition oder wie der dreißigjährige Krieg nicht sämtliche Kulturblüten vom Baum des Lebens streifen. Darum laßt uns getrost der Zukunft entgegenblicken und bewußt zum Ganzen streben: echte Kultur, Vollbewußtsein und Sozialismus sind identisch.

5. Ethik.

Wenn wir im Nachfolgenden das Wort „Religion" gebrauchen, so verstehen wir darunter die Sehnsucht des Menschen, sich klar zu werden über sein Pflicht- und Rechtsverhältnis zur Mit-, Um- und Allwelt. Was wir unter dem Begriff „Religion" zusammenfassen, hat nichts zu tun mit den verschiedenen Konfessionen, die sich sozusagen als die Generalpächter des Religiösen betrachten und ebensowenig mit übersinnlichen Vorstellungen, die sich meistens an dieses Wort knüpfen.

Wir können daher ruhig sagen, daß unsere Weltanschauung wie eine Religion ist, die unserm Leben Sinn, Gehalt und Weihe verleiht, denn sie verbindet uns mit dem Weltganzen, lehrt uns, in welchem Verhältnis wir zum All im allgemeinen und zum Mitmenschen im besonderen stehen und gibt uns den Hinweis, wie wir uns diesen gegenüber verhalten sollen.

Wer Anspruch darauf erhebt, ernst genommen zu werden und als Charakter zu gelten, bei dem muß seine Weltanschauung Tat werden und Früchte tragen. Selbst bei den primitivsten und ungebildetsten Naturvölkern zeigt sich ein dunkler Drang, feste Grundsätze über das, was zu tun und zu lassen ist, zu gewinnen, um wieviel mehr wird es der Gebildete als eine Notwendigkeit empfinden, sich

einen festen Halt zu schaffen, eine Weltanschauung von religiöser Kraft, die ihm mit der unverrückbaren Sicherheit einer Magnetnadel den Weg zeigt durch die Wirren des überkomplizierten Lebens. Wird diese Notwendigkeit nicht um so fühlbarer, wenn er erkennt, daß die Moral der Kirche, die im Katechismus, und die des Staates, die im Gesetz ihren Ausdruck findet, nicht vermochte, das Wesen des Menschen zu vertiefen und zu verbessern?

Auch im naturgeschichtlichen Sinne läßt sich von einer Erbsünde sprechen, woran die Menschheit krankt; das ist der Hang zum Atavismus, zum Rückfall ins Barbarische und Tierische. Wir sahen vorhin, daß unsere bisherige Kultur die Menschen nicht von diesem Erbübel befreit hat und wir finden gleicherweise, daß unsere heutige kirchliche und staatliche Moral ebenso ohnmächtig ist, denn sonst hätte es doch nicht zu solchen furchtbaren Irrungen und Wirrungen kommen können. Nun dreht sich alles um die Frage: was führt die Menschheit vorwärts und erlöst sie vom Uebel jener Erbsünde und was peitscht sie zurück in immer größere Schuld? Oder mit anderen Worten, was ist in diesem Sinne „gut" oder „böse"? Was Kirche und Staat als „gut" und „böse" bezeichnen, was unsere heutige Afterkultur als „zweckmäßig" empfiehlt oder als „zwecklos" verwirft, das kann unmöglich in allen Fällen das Richtige sein, also müssen andere Kriterien geschaffen werden.

Indem wir dem Geistigen und dem Materiellen eine gleiche Bedeutung beimessen und in der Verbindung und wechselseitigen Durchdringung dieser beiden Daseinskräfte die Verwirklichung des Monismus erblicken, erstreben wir zugleich die Einheit und Harmonie aller Dinge. Deshalb wollen wir an Stelle des äußeren Zwanges die Freiwilligkeit, die aus dem Innern quillt, an Stelle des autoritären Staates, der sich auf Gewalt und Disziplin stützt, die Gleichordnung selbständiger Individuen, welche sich auf die Gleichheit der Interessen, auf Solidarität gründet, und an Stelle der Gegensätze die Einheit.

Die völlige Harmonie zwischen Geist und Materie würde höchste Vollkommenheit bedeuten; anderseits sind alle Uebel auf Mangel dieser Harmonie zurückzuführen. Allgemein gesprochen ist in diesem Sinne Alles „gut", was zur Verwirklichung dieser Harmonie und Einheitsbestrebungen beiträgt, und Alles „böse", was diese hindert und stört.

Demnach wäre es zunächst Pflicht und Aufgabe des Menschen, seine eigene Individualität nach Möglichkeit ins Gleichgewicht zu bringen, d. h. Geist und Körper gleichmäßig zu entwickeln. Aufs schärfste müßte er alle Mächte bekämpfen, die ihn daran hindern wollen. So wäre es dann in höherem Sinne

seine Pflicht, allen gegensätzlichen Strömungen zum Trotze, die harmonische Einheit des ganzen Menschengeschlechtes anzustreben und so soll er in noch höherem und umfassenderen Sinne die Harmonie und Einheit des ganzen Kosmos im Auge haben.

Handelt er in allen Fällen nach solchen Grundsätzen, dann läßt sich feststellen, daß er sich seiner Stellung und Würde als Mensch bewußt ist.

Es gibt viele Anlässe, die so sinnfälliger Art sind, daß jeder Zweifel, wie wir uns dazu verhalten müssen, von vornherein ausgeschlossen ist; aber es gibt auch viele Fälle, wo die Entscheidung ungleich schwieriger ist. Daher müssen wir unser Verantwortungsgefühl so vervollkommnen und unser ethisches Empfinden, d. h. das Gewissen, womit uns unsere Weltanschauung ausstattet, so zu verfeinern suchen, daß wir uns auch in schwierigen Fällen über die Notwendigkeit unseres Handelns völlig im Klaren sind.

Wir gebrauchten vorhin das Wort „Harmonie". Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, sei gesagt, daß wir darunter die Einheit im Wesen, die Gleichheit der Art bei aller individueller Verschiedenheit, oder um uns noch deutlicher auszudrücken, das sinnmäße Sicheinfügen des Teils ins Ganze, des Gliedes in den Gesamtorganismus und des Einzelnen in die Vielheit verstehen. Dabei unterscheiden wir scharf Organismus und Zwang. Organismus gleicht dem entwicklungsfähigen Leben, aber Zwang ist nichts als seelenloser Mechanismus.

Uns ist es eine Hauptsache, daß der Mensch durch die Betätigung seiner Weltanschauung — auch, wenn er infolgedessen mit den bestehenden Mächten in Konflikt gerät — auf eine solche Höhe des etischen Bewußtseins und der Verantwortlichkeit gebracht wird, daß er das Böse gar nicht mehr tun kann, weil es sich an eine Möglichkeit wendet, die in ihm nicht mehr vorhanden ist, und daß er das Gute seinem geläuterten Wesen zufolge tun muß; nicht tun muß infolge eines äußeren Zwanges, sondern auf Grund einer tiefen inneren Notwendigkeit.

Die Vorstellungen, die wir uns vom Zweck und Inhalt des menschlichen Lebens machen, erstrecken sich über drei Gebiete, das der Wissenschaft, der Ethik und der Kunst oder anders gesprochen: unser geistiges Leben entspricht dem Drang nach Erkenntnis, dem Streben, das Gute zu tun und zu empfangen und der Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie. Je höher diese geistigen Triebe in uns entwickelt sind, desto besser wird auch unser moralisches Bewußtsein ausgeprägt sein.

Die Werke unserer Gelehrten, Ethiker und Philosophen sowie auch unserer Künstler, Maler, Dichter und Musiker enthalten eine Unsumme von moralischer Kraft, die wir voll ausnützen sollten.

So wie wir die Welt anschauen und unsere Erkenntnisse und Einsichten zu religiöser Glut verdichten, setzen wir uns in Widerspruch zu den vorherrschenden Rechts- und Moralanschauungen. Schwere Kämpfe stehen uns bevor und fordern starke Charaktere und einen unbeugsamen Willen. Sollen wir, die hellen und klaren Geistes sind, wir, denen Ziel und Weg deutlich vor den Augen liegen, weniger Mut in uns bergen und von schwächerer Art sein als jene Vielen, unendlich Vielen, die sich im Laufe der Zeiten trüben und unbestimmten oder fanatischen Wahnideen zum Opfer brachten?

Schon vor dem Kriege herrschte die Gewalt in der Welt. Durch den Krieg wurde ihre Herrschaft unbeschränkt. Was sie an kulturellen und mehr noch an sittlichen Werten vernichtet hat, ist nicht in Worte zu fassen. So feiert der extreme, einseitige Materialismus seinen höchsten Triumph.

Soll zwei Jahrtausende nach Christus, der den Sieg der Gerechten und Friedfertigen prophezeite, unbekümmert um alle sittlichen und ethischen Fortschritte aufs neue das Reich der Gewalt und der physisch Stärkeren errichtet werden?

Wir können nicht daran glauben und beklagen die schrecklichen Opfer, die einem solchen Wahn dargebracht werden.

Die Völker stehen am Scheideweg:

Dort der extreme Materialismus mit seinen einseitig überspannten Folgerungen — hier die gleiche Wertung von Materie und Geist.

Dort ein gewaltsamer Monismus, welcher den Geist tyrannisch der Materie unterordnet — hier eine Einheit in Gleichordnung und Harmonie.

Dort der wütende Kampf Aller gegen Alle, wo der Mensch stets des Menschen ärgster Feind ist, wo Haß, Rache und Neid regieren — hier gegenseitige Hilfe, Duldung und Nächstenliebe.

Dort eine gefühllose Verstandeskultur, die überdies nur einem geringen Teil der Menschen zugute kommt — hier eine allgemeine, wirkliche Kultur, die Alle ohne Ausnahmen an den Tisch des Lebens heranziehen will.

Dort die Meinung, daß Alles letzten Endes doch zweck- und sinnlos sei, hier der festbegründete Glaube an eine aufwärtsführende Entwicklung.

Dort der ewige Krieg, dessen Wurzeln Eigennutz, Habgier und Eitelkeit heißen, der Krieg, der schon lange vor dem August 1914 die Menschheit in wüste Parteilager zerriß und Allen Leiden brachte, der Krieg, der alsdann plötzlich seine gleißende Maske abwarf und sich in seiner ganzen nackten Scheußlichkeit enthüllte, der Krieg, der mit unfehlbarer Sicherheit einst sich erneuern wird, wenn wir ihm ein- für allemal nicht jede Möglichkeit entziehen — hier aber

der ewige Friede und eine auf Gerechtigkeit gegründete menschliche Gesellschaft.

Und nun mit einem letzten Wort:

Dort der Kapitalismus mit all seinen trüben, schmerzlichen Schattenseiten — und hier der freiheit-, licht- und freudebringende Sozialismus.

Werden die Völker noch lange zögern, den richtigen Weg zu wählen?

Der Sozialismus bedeutet die Rückkehr zum Paradies der Natur, aus dem der Mensch vertrieben worden war, als er sein natürliches Empfinden und seine Naivität verloren hatte. Im Urzustand war das Band, das den Menschen mit der Natur verknüpfte nur aus Gefühlen und dunklen Ahnungen gewebt. Einst aber bei seiner Rückkehr wird der Mensch auch mit der freudigen Kraft strahlenden Bewußtseins ausgestattet sein. Bewußt wird er sich vollkommen und harmonisch der Natur einfügen.

Dann endlich wird auch das Wort „Menschheit" einen realen Wert, einen richtigen Sinn und eine tiefe soziale Bedeutung erhalten. Die einzelnen Gruppen und Teile der Menschheit, die gegenwärtig noch gegeneinander wüten, werden dann Glieder eines organischen Körpers sein.

Fritz Oerter.

Der Held für heute.

„Den Heldentod litt" — „in Ehren fiel" —
Und drunter der Name steht
Eines, Vieler, die das Gewühl
Des Kampfes niedergemäht.
Ein Leben groß, ein Streben klein —
Dieser, der letzte Ruhm ist sein.

Ich streich' ihn Keinem, Keinem ab,
Bewahr' mich Gott davor!
Sei ihnen weich das frühe Grab
Und weit des Himmels Tor!
Nur — träf' es mich als Muß und Pflicht —
Ich könnte nicht.

Ich könnt' und wollt' und dürfte nicht,
Jetzt nicht, jetzt nimmermehr!
Und preist ihr's hundertmal als Pflicht
Und diesen Tod als Ehr!
Jetzt lieber ehrlos zur Hölle gehn,
Als helfen die Hölle auf Erden erhöhn.

Mich reut jeder ärmste Sonnenstrahl,
Der nicht ein Lächeln erschuf,
Mich reut, der da tönt im engsten Tal,
Der jauchzende Lebensruf,
Mich reut jeder Atem aus Menschenbrust,
Der dem Nächsten Leid gebracht, statt Lust,
Und mir ballt sich die Faust zu der Menschheit Krampf,
Zu Mord und Kampf.

In Ehren sterben? Heldentod?
Ich meine, jetzt wär' es Ehr',
Wenn Einer gegen des Krieges Not
Erhöbe des Geistes Speer
Und schlüge ihn nieder auf das Haupt
Der Schlange, die sich Meister glaubt.

Und risse ihr vom Geifermund
Die stolze Maske herab
Und legte bloß den unendlichen Schlund,
Dem so viel Glück sie gab,
Und wiese auf das tiefe Meer
Von Blut und Tränen ringsumher.

Und spräch' zu den Menschen: „Schauet her!"
Und zeigte ihnen hell,
Wie rings mit Wassern klar und schwer
Strömt ihres Glückes Quell;
Und Allen, auch dem Aermsten, wies'
Er von der Labung zu:
„Wo ist ein Wasser, blank wie dies?
Trinkt, du und du und du!"
Und bittend jedem ins Gesicht:
„Verstopft es nicht!"

Hanna Engler.

Die Verurteilung von Jules Humbert-Droz.

In seiner Sitzung vom 26. August 1916 hat das Territorial-Militärgericht II Jules Humbert-Droz zu sechs monatlichem Gefängnis, unter Abzug eines Monats Vorhaft, zu drei Jahren Verlust seiner Zivilrechte und zu den Gerichtskosten verurteilt (Fr. 110. —).

Als einer seiner Lehrer auf der theologischen Fakultät der Neuenburger Hochschule, stand der Schreiber dieser Zeilen in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit dem Verurteilten und hatte Gelegenheit in seinem Prozeß als Entlastungszeuge für ihn einzutreten. Es dürfte

die geehrten Leser interessieren etwas Eingehenderes von dem Falle Humbert-Droz zu vernehmen und deshalb hat mir der Redaktor der Neuen Wege auf mein Verlangen gestattet, denselben in seinen Spalten zu besprechen. Ich danke ihm dafür und werde versuchen, in einem ersten Artikel und an Hand seiner Briefe die Entwicklung Humbert-Droz's darzustellen und dann in einem zweiten die Verteidigungsrede des Verurteilten zu besprechen.

I.

Jules Humbert-Droz, aus Le Locle, wurde in La Chaux-de-Fonds den 23. September 1891 geboren und besuchte dort die Schule und das Gymnasium. An der theologischen Fakultät wurde er im Wintersemester 1909 immatrikuliert. Während seiner Studienzeit war er arbeitsam und intelligent, führte ein tadelloses Leben und zeichnete sich durch eine frühe geistige Reife und echte Frömmigkeit aus.

Er interessierte sich lebhaft an allen sozialen Fragen und am Kampf gegen den Alkoholismus, an dem er persönlich teilnahm, als er zur Rettung eines Kameraden dem Blauen Kreuze beitrat und bei mir eine Enthaltsamkeitsverpflichtung unterschrieb. Er war als Abstinent Präsident der Studentenverbindung Zofingia. Seine Studien hat er in Neuenburg beendet; nach einem Semester in Paris und nach absolviertem Staatsexamen arbeitete er in Bethel bei Bielefeld, von wo er mir am 18. August 1913 schrieb:

„Je suis maintenant très-attaché à mon nouveau foyer. Mon travail est pénible, car je suis dans une des stations les plus difficiles de Béthel, mais j'y suis habitué et j'y trouve beaucoup de joie. Certes si cette tâche m'était imposée, je ne trouverais pas de qualificatif assez fort pour exprimer mon mécontentement; librement recherchée et acceptée avec joie, elle est une grande bénédiction pour mois. J'apprends à servir et à me sacrifier; le sacrifice n'est pas inné au coeur de l'homme; il faut faire un apprentissage à l'école de Jésus-Christ.

J'aime beaucoup entendre ces exhortations: Il faut être prêt à tout sacrifier, lorsqu'on suit Jésus. Et en fait il est des gens bien intentionnés qui, leur vie durant, sont prêts à tout sacrifier. Il en est d'autres qui, jour après jour, sacrifient et servent. Ce chemin est plus dur, plus pénible, mais ce fut celui du Fils de l'homme. C'est celui que je cherche à suivre."...

„Mes malades sont incapables de comprendre, de prendre conscience de quoi que ce soit et pourtant ils ont encore une intuition que ceux qui les servent les aiment. Ils savent être reconnaissants à leur manière; lorsque j'entre dans la salle, je vois sur plusieurs de ces figures, rongées par la maladie un sourire, un éclair de lumière dans les yeux éteints et cela suffit pour que mon âme en soit toute éclairée.

Et puis, j'apprends aussi la patience et l'endurance; hier matin trois fois j'ai dû recommencer à nettoyer un malade. Il faut à ces moments se dompter soi-même, surmonter un éclair de répugnance et d'impatience. Ils ne savent ce qu'ils font. Ils sont là pour nous et non nous pour eux. Ils nous apprennent le dévouement, ils sont nécessaires au monde pour le rendre meilleur. S'il n'y avait pas cette laideur, la beauté n'aurait pas jailli à côté et par contraste." . . .

„Béthel est aussi pour moi une excellente retraite. Je ne sais ce qui se passe dans le monde, je ne sais pas assez l'allemand pour lire les journaux de sorte que je suis un peu un ermite. Je pense, je prie, je cherche. Je me prépare au combat. Somme tout ce séjour ici est mon service militaire. La discipline y est rigoureuse comme à la caserne, seulement c'est à la bonne guerre qu'on se prépare. Et je préfère notre uniforme librement accepté de la blouse et du tablier bleu, et nos armes qui sont la brosse et le torchon, à ce que notre brave ami P. va endosser cet automne."

Im Oktober desselben Jahres (1913) finden wir ihn in Berlin; in einem Briefe vom 20. Oktober sagt er: „J'ai abandonné avec regret la retraite de Béthel, mes malades auxquels j'étais attaché pour reprendre la vie normale de l'étudiant." . . .

In der Reichshauptstadt fühlt er sich nicht sehr glücklich, Berlin mit Paris vergleichend: „C'est sans regret que je quitterais Berlin, car c'est la ville où l'on s'ennuie! Certes même seul je trouverais en moi-même suffisament d'intérêt pour ne pas mourir d'ennui. Mais je me réjouissais de me retrouver dans une capitale, dans une de ces immenses agglomérations, où la vie est fiévreuse et débordante, où l'on écoute de tout près palpiter le cour d'une nation. Paris m'avait enthousiasmé. J'y avais vécu des heures d'ivresse intellectuelle, qui restent inoubliables. Berlin me fait l'effet d'une douche glacée." . . .

In der Kirche, wo er Befriedigung für seine religiösen Bedürfnisse sucht, ist er enttäuscht: „Lassé d'une semaine de vie aussi peu libre, j'était heureux d'aller à l'heure du culte reprendre contact avec l'homme le plus libre, boire avec avidité à la source même de la liberté universelle et de la démocratie. Ah! oui, où est le christianisme sous cette écorce protestante? Bénir Dieu d'avoir permis à l'Allemagne de vaincre Napoléon à Leipzig, bénir Dieu d'avoir laissé massacrer l'ennemi, lui rendre grâce d'avoir donné à l'Allemagne Bismarck et Moltke! le remercier pour le don de l'Alsace et de la Lorraine et lui dire: Dieu de notre pays, tu fus avec nous, l'Allemagne est ton peuple, bénis le Kaiser, son armée, sa flotte! . . . . Est-ce du christianisme cela? Allons donc! une religion spéciale, le „germanisme" le plus patriotard et le plus rétrograde, où le

Dieu de Jésus-Christ joue un rôle odieux. Il est là pour la parade, l'étiquette, la devanture. . . . Mais l'évangile est loin, le peuple est païen. Combien je comprends l'attitude anti-chrétienne de la „Social-démocratie". Comme je serais aussi un athée de cette religion-là. Et voulez-vous croire que nous autres réformés nous sommes taxés de demi-chrétiens par les luthériens stricts? On me l'a dit à moi-même à Béthel: le calvinisme est une morale religieuse, mais pas une religion! Ces braves gens en effet ont une tout autre religion que nous-mêmes! Et je comprends qu'une union entre protestants soit difficile. Tout pour eux a pour centre le ciel, la vie bienheureuse des élus, la consolation et les chants éternels; le but de la vie, c'est de mourir le plus vite pour abandonner cette prison de larmes pour pénétrer dans le Royaume de la joie.

Quoi d'étonnant qu'une religion telle ait fait faillite, comme le catholicisme, dans la vie morale. J'ai vu Paris la ville catholique, je vois Berlin la ville protestante. S'il me fallait maintenant juger l'arbre à ses fruits, je dirais pourriture pour pourriture, débauche pour débauche, les oeuvres sont semblables, aucune n'est capable et n'est digne de travailler en vue du Royaume, peu importe que la doctrine vienne du Pape ou d'un superintendant quelconque."

Er fällt über die reformierte Kirche das Urteil: „Et que donne notre religion réformée? Ne doit-elle pas aussi se frapper la poitrine, elle est peut-être moins hautaine et contente d'elle-même que ses soeurs; dans son humilité elle est capable encore, je le crois, d'une transformation. Et c'est pourquoi je reste fidèle à son drapeau! Mais quand je vois l'état désastreux de la moisson, quand je vois les tâtonnements enfantins de nos assemblées de chrétiens et de nos synodes, je secoue la tête et je doute et je me demande si l'église est encore capable de répondre à la tâche si grande qui l'attend, qui l'appelle et qu'elle s'obstine à ne pas voir, à ne pas entendre. La religion réformée ne place-t-elle pas encore le centre, le point vital, trop au-dessus, au dehors de nous-mêmes. Ne faut-il pas revenir à l'homme?" . . .

Er erklärt Berlin nicht ungern zu verlaſſen: „Mon séjour à Berlin touche à sa fin. Je partirai d'ici sans aucun regret lundi prochain 2 mars directement pour Zurich."

Er hat eine ſehr intenſive intellektuelle Kriſis durchgemacht und iſt durchaus nicht mit einer vollen Klarheit hervorgegangen. In dieſem nämlichen Briefe finde ich folgendes Bruchſtück:

„Mais s'il (il s'agit du doute) s'établit à demeure dans l'intelligence, il ne peut pénétrer la volonté, sans paralyser la vie. La volonté doit croire pour agir, croire à l'absolu du Bien, à la marche possible vers le mieux, à la valeur infinie

de l'âme humaine, à la puissance de l'Amour, bref au Christ. Non pas croire en lui intellectuellement, non pas adopter ses idées, mais sa vie! Ses idées étaient celles de son temps et, si ses notions scientifiques sont de son temps, ses notions métaphysiques sont variables aussi, ses notions religieuses, en tant qu'expressions intellectuelles, ne peuvent prétendre de répondre à la culture de tous les siècles. Etre chrétien, ce n'est pas adopter par son intelligence les pensées du Christ, encore moins les pensées que les théologiens ont émises sur le Christ, mais c'est identifier sa volonté à celle du Christ, c'est vivre Christ! . . .

J'ai douté de tout, je suis allé jusqu'au fond du doute et pourtant ma volonté s'est attachée toujours plus fortement au Christ. Mes idées ont été bouleversées: peut-être au point de vue théologique vous paraîtrai-je d'un libéralisme poussé jusqu'à l'anarchie et surtout mon jugement sur la spéculation effrayera votre gendre (Maurice Neeser, l'auteur du „Problème de Dieu"). Du moins, sur le terrain de la volonté, de l'action, je reste et resterai, quelque chemin que prenne ma pensee, un chrétien. Auprès du Christ, je vais chercher, non des idées, non des exemples (on ne peut copier Christ, qui vivait dans un monde, si différent du nôtre), mais un caractère, un esprit, une conscience, une vie en un mot! . . . . Mais je ne vois pas encore comment je pourrai servir une église."

Er verwundert ſich, daß die Profeſſoren ihre Studenten zum Weiterarbeiten in den deutſchen Univerſitäten ermuntern: „Je ne comprends vraiment pas pourquoi la plupart de nos professeurs vantent tant la science allemande et cherchent à nous orienter vers les universités teutones. L'hiver que je passai à Paris me fut infiniment plus profitable que celui que je viens de passer ici, malgré Harnack, Deissmann, Kaftan et consort. Bref, je suis très-déçu de Berlin et absolument désenchanté de l'Allemagne, qui me laisse une très pénible impression. La réaction militariste chrétienne et impérialiste écoeure, on sent la patte de la police partout. J'ai fait au point de vue de la liberté quelques expériences qui m'en ont appris long sur l'état moyenageux qu'est la Prusse. Et dire qu'il y a encore des Neuchâtelois qui regrettent la domination de ce fat! (l'empereur)."

Im März 1914 bringt er einige Wochen in Zürich zu, und ich entnehme einer Korreſpondenzkarte folgendes: „Je suis allé ce matin entendre Kutter. Quel plaisir d'entendre un prédicateur suisse et moderne! J'aimerais beaucoup faire sa connaissance, de même que celle de Ragaz."

Er war zu jener Zeit ſehr beſchäftigt mit der Ausarbeitung einer Diſſertation, welche in der welſchen Schweiz alle Theologie-

kandidaten nach absolviertem Staatsexamen der Fakultät vorlegen und in einer öffentlichen Sitzung diskutieren müssen. J. H.-D. hatte als Gegenstand derselben gewählt: „Le christianisme et le socialisme, leurs oppositions et leurs rapports", und in einer ernsten, gediegenen und gründlichen Arbeit (165 Seiten gedruckt) seine Ideen unter folgenden Abschnitten ausgedrückt: Einleitung, die Gegensätze, die Verwandtschaften, die Folgerungen.[1])

Im August 1914, zugleich mit der Bitte, seine „Consécration" zu übernehmen, gibt er mir seine Ideen darüber kund:

„Cet acte peut être deux choses pour moi. Ou bien elle sera une *cérémonie ecclésiastique,* un pasteur, représentant d'une *église* particulière, reçoit comme pasteur de la même église, un jeune théologien qui vient de terminer ses études régulières et réglementaires. Cet acte-là, je ne désire nullement l'accomplir parce qu'il serait pour moi une pure formalité et j'ai horreur de tout ce qui est rite et formalisme. Je n'y mettrais pas mon coeur parce que je ne veux pas être *le pasteur d'une église,* je ne veux pas devenir un ecclésiastique, pour ce métier je ne ressens que de l'aversion, parce que je crois que c'est un anachronisme, une chose du passé qui manque de vie, et surtout parce qu'aucune église, comme telle, n'a mes sympathies et je ne désire en servir aucune.

La consécration ecclésiastique n'est donc rien pour moi et je n'aurais pas demandé d'être consacré, si je ne croyais que la consécration peut être autre chose d'infiniment sérieux et profond. Si les églises, leurs formes, leurs prêtres et leurs scribes, et surtout toute la nuée de leurs pharisiens, feraient de moi un adversaire de la religion qu'elles enseignent — le Christ a eu sur moi une autre influence. — Sa personalité morale et religieuse, son idéal de vie intérieure et sociale, sa vie toute de sainteté et d'amour, sa mort, l'incarnation du sacrifice, sa conscience, son attitude, ce qu'il est lui même, ont façonné petit à petit mon caractère, ont donné une raison d'être à ma vie. Sans lui je n'aurais pas de raison de vivre. A lui, à son idéal, à son Dieu plus que jamais, après avoir longuement et sincèrement réfléchi, je veux consacrer mon activité, ma vie tout entière. Etre *témoin de Christ,* apôtre du christianisme, prophète de Dieu, telle est la vocation que j'ai vu naître, grandir et se fortifier en moi. Et avant d'entrer dans la grande vie active de l'humanité, avant d'y porter un

[1]) Die Schrift ist in der Imprimerie Coopérative in La Chaux-de-Fonds erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Ihre Besprechung in den Neuen Wegen ist leider infolge der Kriegsereignisse bis jetzt unterblieben. Wir möchten den Anlaß benutzen, sie warm zu empfehlen. Sie ist nicht nur um der Person des Verfassers willen, sondern auch an sich selbst interessant und wertvoll.
Die Red.

idéal, une espérance, une grande foi, la consécration peut avoir une grande et belle signification. Elle est d'abord pour moi une consécration intérieure de tout mon être, voulue, réfléchie et joyeuse, qui s'extériorise aux yeux du monde. Devant mes contemporains, tous mes contemporains, et non-seulement les membres d'une église, je déclare servir Dieu, c'est-à-dire la sainteté et l'amour. Ensuite elle est l'acte solennel par lequel un frère plus âgé, qui a lutté, un apôtre aussi, reçoit dans la grande oeuvre du Christ un frére plus jeune qui veut se consacrer tout entier à cet apostolat.

Cela c'est la *consécration prophétique* qui a une grande valeur pour moi." . . .

In der großen ovalen Kirche von La Chaux-de-Fonds, „au Temple", wurde er ordiniert. Der Text war 1 Tim. 3, 1, und den Eingang meiner Predigt bildeten die schönen, zu wenig bekannten Verse Alexander Vinet's:

Un nouveau combattant vient d'entrer dans la lice;
Un nouvel ouvrier se joint á nos travaux;
Un esclave nouveau commence son service;
Un nouveau marinier vient essayer les flots.

Soldat de l'Eternel, qu'une puissante armure
Des assauts du péché garantisse ton coeur,
Et que l'Esprit céleste attache à ta ceinture
Le glaive de la foi, glaive toujours vainqueur!

Ouvrier du Seigneur, un vaste champ t'appelle,
Fort du secours de Dieu, sage de ses leçons,
A sa divine loi, soumets un sol rebelle
Que sa main parera d'éternelles moissons!

Esclave, tends les mains aux glorieuses chaînes
Que les élus du ciel portent jusqu'au tombeau;
Sers Dieu dans ses enfants; prends ta part de leurs peines;
Soutiens les dans leur course et porte leur fardeau!

Matelot courageux sur la mer de ce monde
Lance-toi sans murmure et vogue sans effroi!
Le Prince de la vie est avec toi sur l'onde
Et le port du salut est ouvert devant toi!

Dies ist der Mann, der vom Militärgericht verurteilt wurde.

II.

Die Debatten waren mit Unparteilichkeit durch den „Grand-Juge" geleitet. Alle Zeugen beteuerten die Gradheit und die Wahrheit des Angeklagten. — Was den Auditor anbetrifft, so waren viele empört, nicht sowohl von der Strafe die er vorschlug, als von dem völligen Unverständnis für den Seelenzustand von J. H.-D. Als er denselben als „égoiste, misérable et lâche" taxierte, ging durch die Zuhörerschaft eine Bewegung der Protestation. Wie anders hatte der

Auditor Chapuizat im Falle Baudraz seine Aufgabe verstanden! (Revue militaire suisse et Le National Suisse du 25 août 1916).

Der Verteidiger hat sich energisch gegen den Versuch erhoben, den Angeklagten als einen Menschen mit beschränkter Verantwortung darzustellen und hat die politisch-sozialen und religiösen Gründe, die J. H.-D. vors Gericht geführt haben, betont.

Der Angeklagte selbst hat seine Verteidigung in einer schriftlichen Auseinandersetzung gemacht, auf die wir zurückkommen werden.

Die Frage des Antimilitarismus ist nicht nur nicht gelöst worden, sondern wird von Prozeß zu Prozeß brennender. Die, welche Christus als ihren Herrn und Meister anerkennen, müssen suchen und sagen, auf welchen Boden sie sich diesem Problem gegenüber, stellen.

Neuchâtel. Ernest Morel.

Zum Thema: Deutschland und wir.

Sehr geehrter Herr Professor!

Im Februarheft der „Neuen Wege" bringen Sie „als Urkunde einer Gesinnung, die in Deutschland keineswegs so selten ist, als man glauben möchte," eine Zuschrift, deren Ausführungen, wie Sie selber sagen, ihrer Natur nach in eine deutsche Zeitschrift gehört hätte; „da sich aber keine solche fand, die ihnen Aufnahme gewährt hätte, veröffentlichen wir sie." Gestatten Sie hierüber zur tatsächlichen Berichtigung den Hinweis, daß nach Mitteilung des Herrn Verfassers die bezeichneten Ausführungen überhaupt nur einer einzigen deutschen Zeitschrift angeboten worden sind! Daß die darin bekundeten Gedanken in Deutschland keineswegs so selten sind oder gar geflissentlich unterdrückt werden, wie viele glauben und auch glauben machen möchten, dürfte nur dem verborgen sein, der die deutschen einschlagenden Zeitschriften nicht kennt, sie kennen zu lernen vielleicht nicht der Mühe wert erachtet. Haben Sie aber darum die Güte, auch einer anderen Stimme Gehör zu gewähren, die nicht umgekehrt erklären möchte, daß sie in keiner Schweizer Zeitschrift habe Aufnahme finden können. Sie möchte nichts weiter sein als, mit den Worten ihres großen Landsmannes zu reden, „eine freundliche Verglimpfung".

Wir tragen Leid über die Stellung unserer Schweizer Brüder zu uns, fast ähnlich wie einst Zwingli Tränen vergoß, als Luther in Marburg ihm erklärte: Ihr habt einen anderen Geist als wir. Aber diesmal sind es die Schweizer, die uns Deutschen absagen, weil wir eine andere Religion, einen anderen Gott, nur Angst vor Christus, nicht Mut zu ihm haben.

Sind wir so tief verblendet und verstockt, daß wir keine Kritik, daß wir die Wahrheit nicht mehr ertragen können? Das eben tut so weh, daß man zu uns kein besseres Vertrauen hat, als richteten wir uns selber nicht, als könnten wir Gottes Stimme nicht mehr hören, seinen Geist uns nicht mehr strafen lassen, daß, wie auch im Begleitwort zu der abgedruckten Zuschrift sofort uns unterstellt wird, in Deutschland komme selbst eine einfache, fast selbstverständliche Wahrheit nicht mehr auch nur zu Gehör; und daß dort doch auch noch Menschen des Wohlgefallens nach Frieden suchen, „möchte man gar nicht glauben". Das kleine Beispiel steht nicht allein. Was haben wir für ein strenges Urteil vernehmen müssen über der Besetzung Belgiens, ungeachtet aller Erklärung des Reichskanzlers, ungeachtet aller Friedensangebote. Aber über die Besetzung des Suezkanals, dessen Neutralität nicht minder feierlich verbürgt war als die von Belgien, über die Vergewaltigung Griechenlands, über den Fall „Baralong" und seine Straflosigkeit, über den Mordanschlag des englischen Gesandten in einem neutralen Land gegen einen ehrenwerten Iren, der wie Tell die Freiheit seines Landes will, über das ganze Elend Irlands hat man ähnliches nicht vernommen. Es soll das keine Anklage oder Vorwurf sein, aber die Bitte sei erlaubt, die Jesus ausrief, als sie alle gegen einen standen: „Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein recht Gericht" (Joh. 7,24).

Das mag nicht leicht sein, ja ganz gewiß ist es das Allerschwerste. Mißverständnisse kommen nach einem feinen Wort des alten Wandsbecker Boten meistens daher, daß zwei einander nicht verstehen. Schließlich stehen wir in den großen Fragen unserer Zeit alle auf der Bidassoabrücke und der Ausspruch des großen Schwedenkönigs, neutral sei ein schlimmes, unmögliches Wort, hat immer wieder seine Wahrheit. Wer nicht mit uns ist, muß wider uns sein.

Haben wir deutschen Lutheraner oder wir lutherischen Deutschen — auch die Katholiken haben sich in diesem Kriege ja zu Luthers fester Burg bekannt — also doch einen anderen Geist, eine andere Religion, einen anderen Gott und Christus? Manchmal möchte man es denken. *Jeder tragen wir am Erbe unserer Vergangenheit*, und nach dem Vorzug der neuen Welt, die keine Basalte und keine verfallenen Schlösser hat, gelüstet uns vielleicht nicht einmal. *Wir wollen uns selber, unserer Geschichte und Eigenart treu bleiben.* Die weist tatsächlich in ganz verschiedene Bahnen. Haben die Schweizer es Luther nicht vergeben können, wie er als „Fürstenknecht" zum Kampf „wider die mörderischen, räuberischen Bauern" rief, wie er lieber mit Herzog Georg wider die Türken, als mit den Schweizern wider Kaiser und Reich ging, haben umgekehrt die Lutherischen es nicht fassen können, daß ein Zwingli im Bruderkrieg der Kantone selber

das Schwert nahm, und seinen tapferen Tod als Gottesgericht empfunden, so scheint sich jetzt ähnliches zu wiederholen, wenn auch mit vertauschten Rollen.

Und dennoch: muß es so sein? Soll alle Geschichte nur dazu dienen, daß wir immer das gleiche Stück spielen und haben nichts gelernt und nichts vergessen? Das hieße in Wahrheit die Sünde wider den Heiligen Geist, und das Kreuz Christi wäre zu nichte gemacht.

Wir deutschen Evangelischen — ich bin mir der Schranke solches allgemeinen Ausdrucks ebenso bewußt wie seines Rechtes — glauben ganz gewiß nicht nur an Wotan oder den Gott des alten Israels. Das soll man uns doch glauben und nicht das Volk am Pöbel messen. Oder hat jemand das Recht, unsere Gewissen zu richten? Mag Gott in Masken reden, weil wir es ja doch nicht anders vertragen — das lateinische Wort dafür heißt bekanntlich „persona" — so kennen wir doch alle nur den einen Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der da ist in allem und durch alles und über alles. Freilich sieht jeder diesen Einen nur in seiner Weise, auch jener, der den Gott und Glauben des andern zu richten wähnt. Und jeder steht und fällt schließlich nur seinem Herrn.

So ist es nicht Angst vor Christus, die uns „christliche" Organisationen schaffen, die uns zu dem geschichtlich Gewordenen eine ganz andere Stellung einnehmen läßt als die „Religiös-Sozialen" alten und neueren Stils. Auch die Skopzen und Cölibatäer, auch die Verkünder der Bettelmoral und des Cadavergehorsams haben sich darauf berufen, daß sie und sie allein den ganzen Christus und den ganzen Mut zu ihm hätten! Wer wollte den ersten Stein auf sie werfen? Ihre Gründe, mit denen sie um Jesu willen Ehe, Besitz, Staat, Bildung, Gewissen oder was sonst bekämpften, waren zweifellos nicht weniger stichhaltig, als jene, mit denen man ihn jetzt dem Krieg entgegenstellt: trotzdem beweisen sie ebenso wie selbst ihr Glaubensmut nichts weiter als die innere Geistesverwandtschaft des Jesuitismus aller Zeiten und Zonen. Wir aber glauben, daß Jesus nicht Jesuiten aus uns machen wollte, noch machen will, sondern Christen.

Laßt uns also unsere Art, wie wir euch die Eure lassen! Es sind mancherlei Gaben und ist doch zuletzt nur ein Geist, der sie zum gemeinsamen Nutzen wirken läßt, auch wo sie einander so zuwider sind wie der Beuger und der Strecker im Muskel des Gliedes. Der aber versündigt sich wider den Geist, der offen oder geheim das Band des Zusammenwirkens löst, und den andern Teil nicht am Ganzen gelten lassen will (1 Cor. 12).

Sollen wir denn aber doch wider einander kämpfen, so wollen wir uns den guten Glauben nicht absagen. Auch wir

Deutschen haben Mut zu Christus: und gerade darum nehmen wir ihn und sein Kreuz mit hinein in unser täglich Leben, in den Dienst unsrer Arbeit, in die Organisation und den Militarismus unseres Volkstums, selbst in diesem Krieg. Auch wir Deutschen glauben an den Frieden und an das kommende Reich Gottes. Darum haben wir 44 Jahre stillgehalten, während die andern Eroberungskriege führten, und uns einkreisten und auslachten! Darum müssen wir auch durch alle Wehen und alles Blutvergießen der Zeit hindurch, mag das noch so schmerzlich sein und noch so lange dauern, bis die Geburt geschehen ist und wir endlich doch uns trösten dürfen wie Jesus die Seinen: über ein Kleines (Joh. 16,16 ff).

Wer das nicht fassen mag, der lasse es, aber er bescheide sich dann auch mit dem Rate des klugen echten Theologen Gamaliel, auf daß er nicht am Ende selber erfunden werde als einer, der wider Gott streitet und zwischen die Räder kommt.

L. v. Ranke weist einmal auf den Unterschied der Geschichtsbetrachtung und ihrer Bilder hin, je nachdem, ob sie von oben oder von unten gesehen wird. Wie froh wäre wohl der deutsche Kanzler gleich seinem großen Vorgänger oder dem grimmen Hindenburg, wenn er Geschichte nur zu betrachten oder zu beurteilen oder zu schreiben und nicht zu machen hätte. Wenn wir nicht Deutsche wären, wir möchten alle Schweizer sein. Was hat einer denn zuletzt davon, um mit dem bekannten, oft entstellten Jesuswort so zu fragen, daß wir Weltmacht sind und müssen Leib und Leben dafür lassen? Wenn wir die ganze Welt gewönnen, wiegt das nicht eine einzige Seele auf, nicht die berühmten Knochen des pommerschen Grenadiers. Das wissen auch wir recht wohl und werden nicht müde, es uns selber zu sagen, nicht bloß von den Kanzeln. Aber weil uns Gott das Amt eines Reichs gegeben hat und nicht eines Kantons, weil er für sein Reich und Regiment auch Fürsten und Gewaltige braucht, nicht bloß die Stillen im Lande, so halten wir an dem Dienst und Auftrag, den uns Gott gegeben, mags uns noch so bitter schmerzen, daß wir selbst unsern Brüdern fremd geworden sind, und „die uns sehen, spotten meiner, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf".

Wir stehen auf unsern Posten und können nicht anders. Gott helfe uns. Amen.

Dr. Kühn, Kirchberg in Sachsen.

Nachschrift.

Wir bringen diese Zuschrift aus Deutschland, leider etwas verspätet, zum Abdruck, ohne uns in eine längere Auseinandersetzung über das große und verwickelte Thema: „Deutschland und wir", einzulassen. Diese muß, soweit sie nicht schon erfolgt ist, in anderer

Form und bei anderm Anlaß erfolgen. Für heute nur einige Bemerkungen:

1. Wenn wir seinerzeit geglaubt haben, der Artikel des Herrn Pfarrer Starke sei *mehreren* deutschen Zeitschriften angeboten worden, so scheint dies auf einem Mißverständnis zu beruhen. Aber dieses Mißverständnis beweist nicht das, was der Verfasser des obigen Briefes meint. Denn wir wissen von andern deutschen Zeitschriften, denen Verteidigungen der „Religiös-Sozialen" angeboten worden sind, die sie jedoch abgelehnt haben, trotzdem sie fast in jeder Nummer Angriffe auf uns machten. Auch können wir mit noch ganz andern Tatsachen aufwarten, die auf die von Herrn Dr. Kühn behauptete deutsche Geistesfreiheit ein seltsames Licht werfen, und zwar Tatsachen, die mit den Neuen Wegen zusammenhangen. Keine Rede davon, daß wir hierin Unrecht getan hätten.

Daß vollends Gedanken wie die von uns vertretenen in deutschen kirchlichen Zeitschriften häufig anzutreffen seien, müssen wir rundweg bestreiten. Sie sind dort eine so seltene Ausnahme, daß sie im höchsten Grade auffallen, wo man sie antrifft. Dann sind sie uns freilich immer eine große Erquickung und wir bringen sie, wenn immer möglich, unsern Lesern zur Kenntnis.

2. Was den andern, uns nun schon sehr vertraut gewordenen Vorwurf betrifft, daß wir unsere Kritik nur gegen Deutschland richteten und nicht gegen seine Gegner, so ist er ebenso ungerecht und seine stetige Wiederholung macht ihn nicht wahrer. Er stammt eben von Leuten, die mit der deutschen Brille sehen und darum anders sehen als wir. Wir haben im Oktober 1914 eine Warnung vor einer gewissen Art von Kriegsführung und Kriegsgeist an unsere deutschen Freunde gerichtet. Ich denke, es dürfte nicht wenige Deutsche geben, die nach den Erfahrungen der zwei Jahre, die seither vergangen sind, nichts inniger wünschten, als daß eine solche Stimme gehört worden wäre. Wir haben uns dann auf die Seite Belgiens gestellt; das war eine ganz besondere schweizerische Pflicht. Wir *mußten* hiezu Stellung nehmen. Ebenso zu den armenischen Furchtbarkeiten. Ein Wort des Mitgefühls für Serbien wird man Schweizern wohl auch nicht übel nehmen dürfen. Es sind lauter besondere, uns nahe tretende Fälle, wo wir das Wort ergriffen haben, um des Gewissens willen und sicherlich nie mit Freude. Das darf man uns glauben.

Im übrigen aber haben wir von all den wirklichen oder vermeintlichen „Greueln", Verletzungen des Völkerrechtes, und sonstigen Kriegsgemeinheiten aller Art kein Wort mehr gesagt, also nichts von Baralong, Griechenland, Sir Casement, aber auch nichts von der Lusitania, und was dazu gehört, nichts von der Edith Cawell, nichts von den vergifteten Gasen, nichts von der Behandlung Belgiens und Nordfrankreichs durch die Deutschen — nichts, trotzdem die Welt davon widerhallt und uns massenhaft Anklagematerial zuströmt. Wenn wir uns auf ein solches Registrieren von Unrecht und Gewalt hätten ein-

lassen wollen, dann hätte man uns zu Recht jenen Richtgeist vorwerfen können, den wir nun als Verleumdung erklären dürfen.

Der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen Deutschland ist so falsch, daß wir vielmehr sagen dürfen: wir haben aus Liebe zu Deutschland oft geschwiegen, wo wir in jedem andern Falle geredet hätten.

3. Unser Gegensatz zu Deutschland hat zum Kern einen tiefen Unterschied des Geistes. Das anerkennt Herr Dr. Kühn ja selbst. Wie wollten wir, daß er nicht bestünde! Wenn uns aus andern protestantischen Völkern ein gleicher Gegensatz entgegenträte und uns ebenso nahe träte, würden wir uns ganz gleich verhalten. Diesen Unterschied zu verschweigen, erschiene uns Untreue gegen die Wahrheit Christi, die nach unserer Meinung in diesen Zeiten so furchtbar verraten und geschändet wird. Wir können nicht „Friede" rufen, wo doch kein Friede ist. Friede kommt aus der Wahrheit, nicht aus dem Laufenlassen.

Ob dieser Gegensatz daher stammt, daß die Reichsdeutschen „eines Reiches zu walten haben" und wir arme Schweizer nur eines „Kantons" (warum nicht wenigstens zweiundzwanziger Kantone!) wollen wir heute nicht untersuchen. Haben wohl jene vielen Engländer, Amerikaner, Franzosen, die unsere Gesinnungsgenossen sind, auch nur „eines Kantons zu walten"? Und jene Deutschen, die ebenfalls denken wie wir, vergessen diese ihres „Amtes"? Wir meinen, daß wir als Christen überhaupt nicht in erster Linie eines Staates zu walten haben, sei's ein „Reich", sei's ein „Kanton", sondern der Sache Jesu. Sind wir, wenn wir dies tun, Jesuiten, nun gut, auf einen Ketzernamen mehr kommt es uns nicht an. Da wir nur eines Kantons zu walten haben, macht uns so etwas nichts. Im Gegenteil: ich möchte unsern Widersachern empfehlen, uns zur Abwechslung statt „Täufer", „Schwarmgeister", „Antimilitaristen", „Tolstoianer", „Revolutionäre", „Radikale" u. s. f., auch etwa „Jesuiten" zu nennen. Abwechslung ergötzt und eine kirchengeschichtliche Begründung werden Theologieprofessoren auch liefern können.

4. Wenn es Herrn Dr. Kühn aber Ernst ist, mit uns „Jesuiten" Verständigung zu suchen, so sind wir immer dazu bereit. Denn wir lieben wahrhaftig den Streit nicht. Aber eine solche Verständigung müßte sehr tief greifen und könnte nur stattfinden auf Grund einer völligen Umkehr, nicht zu Luther, auch nicht zu Zwingli und Calvin, sondern zu Christus. Darauf geht all unser Sinnen und Hoffen, Kämpfen und Leiden.

L. R.

Dämon.

Wahrheitdurchglutet reißt zu edeln Taten
die Jugendkraft den Menschen sonnenwärts.
Er fühlt sich stark, traut auf den Sieg des Guten,
hofft zu befrein die Menschheit von dem Leid.

Doch hinter ihm, auf seinem Schatten, lauert
der Geist der Trägheit, kleingeduckt. Er grinst
und freut sich, wenn der gute Mensch ermüdet,
wenn seine Götterkraft erlahmt, versagt.

Dann kämpft ein Dämon mit dem Kind der Götter.
Der Dämon lockt. Die Müdigkeit betäubt.
Und — in dem sonnverlass'nen Erdendunkel —
raubt einem jungen Gott ein Spuk den Sieg ...

Zürich. Maria Bertha Lavater.

Rundschau.

Revolution und Reaktion im Schweizerland. Die Vorgänge im Schweizerland, die sich zunächst um den 3. September gruppieren, sind von der ernstesten Bedeutung. Wir stehen nun also hart vor dem Bürgerkriege. Diese ganze Lage wird natürlich fortwährend unsere höchste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Darum mögen vorläufig einige Bemerkungen genügen, die unsere Stellung dazu andeuten.

Wir sind keine Freunde von bloßen Demonstrationen, so sehr dazu gegenwärtig Anlaß ist. Es wird damit viel zu viel Kraft in Worten verbraucht, die man besser für ernsthafte Taten anwendete. Wir haben keine Freude an lärmenden Ausbrüchen eines Revolutionarismus, der am andern Tag sich vor der Gewalt ducken muß, und sehen darin eine tödliche Gefahr für die Arbeiterbewegung, deren Heil in ganz anderer Richtung liegt.

Aber es ist selbstverständlich, daß wir die Art, wie man nun gegen diese Bewegungen, die schließlich, verglichen mit den, was sonst bei uns und anderwärts vorgeht, beinahe harmlos sind und für die Ursachen genug vorliegen, mit einem Polizei- und Militärregiment oder gar mit wüster Gewalttat vorgeht, noch für viel schlimmer und gefährlicher halten. Wir treiben so im Wechselspiel von Revolution (falscher Art) und Reaktion (echter Art) dem Abgrund entgegen.

Ueber den ganzen äußeren und inneren Zusammenhang dieser Dinge hoffen wir bald hier oder anderwärts ausführlich reden zu können. Es ist eines der großen Probleme dieser Zeit. L. R.

Ueber das **Schicksal der Armenier** vernehmen wir immer Entsetzlicheres. Nachdem wir im letzten Hefte den hochherzigen Alarmruf der Herren Dr. Gräter und Niepage gebracht haben, wird uns nun vom geschäftsleitenden Ausschuß des schweizerischen Hilfswerkes 1915 für Armenien eine Schrift zugestellt, die den Titel trägt: „Material zur Beurteilung des Schicksals der Armenier im Jahre 1915/16." Sie ist wie eine weitere Ausführung des in jener Erklärung Berichteten.

Was soll man nun dazu sagen? Worte hören hier auf und übrig bleibt nur das stumme Entsetzen. Solche Dinge sind also noch auf Erden möglich! Und wir müssen sie geschehen lassen, können nicht helfen! Man möchte fast sagen, daß alle Greuel des Krieges selbst versinken vor dem unsagbar Grauenvollen, was dort im Osten an wehrlosen Männern, Frauen und Kindern, vor allem an diesen, geschieht. Ich weiß nicht, ob in aller Menschengeschichte je ein so ungeheures Verbrechen begangen worden ist. Wenn die Erlebnisse dieser apokalyptischen Zeiten uns nicht betäubt und abgestumpt hätten und nicht die Kanonen alle andern Stimmen erstickten, müßte ob diesen Dingen ein großer Schrei des Grauens über die ganze Welt gehen. Und wir müßten an Gott und dem Menschen irre werden, wenn wir an einen Gott glaubten, der auch in *solchen* Dingen waltete.

Was können wir tun? *Zu unserem* Gott schreien und von dem Unsrigen so viel als möglich hergeben, damit gerettet werde, was noch gerettet werden kann.

Wer es ertragen kann, Allergreulichstes zu erfahren und das Bedürfnis fühlt, auch an der Hölle auf Erden leidend teilzunehmen, der lasse sich die genannte Schrift kommen. Und dann trete er in die Reihen derer, die dem ganzen Reiche des Teufels, wie es dieser Krieg enthüllt, bis aufs Blut widerstreben wollen. L. R.

Bericht aus England. Kennern Englands wird es keine große Ueberraschung sein, zu vernehmen, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die britischen Inseln nun zur „Hochburg" der Dienstverweigerer gemacht hat. Annähernd 2000 „religiöse und moralische Antimilitaristen" sind bis heute verhaftet und den Militärbehörden zur Bestrafung überwiesen worden, während sich die Gesamtzahl der opponierenden jungen Männer ungefähr auf 15,000 beläuft. Dazu kommen noch die einige Zehntausende zählenden übrigen Angehörigen pazifistischer Organisationen, deren wichtigste die folgenden sind:

„National Peace Council",
„The Peace Society",
„The Peace Committee of the Society of Friends",
„Northern Friends' Peace Bords",
„The Union of Democratic Control",
„The Women's International League",
„The Fellowship of Reconciliation",

und in gewisser Beziehung

„The Non-Conscription Fellowship".

Für die Leser der Neuen Wege ist jedenfalls die „Fellowship of Reconciliation" (von nun an „Versöhnungs-Gemeinschaft genannt) von besonderem Interesse und dürfte folgender kurzer Bericht einigen Aufschluß geben.[1])

[1]) Wir haben darüber früher schon berichtet, glauben aber, daß die Leser einige Wiederholungen entschuldigen werden. Die Red.

Ursprung. Die Bewegung, die in der Gestalt der „Versöhnungs-Gemeinschaft" zum Ausdruck gekommen ist, hat ihren Ursprung im Zusammenkommen von Männern und Frauen, verschiedenen christlichen Richtungen angehörend, welche mit der verwirrten Stimme der christlichen Kirche in Bezug auf den gegenwärtigen Krieg, und den Krieg im allgemeinen, gründlich unzufrieden sind. Es scheint ihnen, daß es der Kirche im allgemeinen mißlungen ist, den Geist und die Lehre Christi in der gegenwärtigen Krisis richtig auszulegen und daß dieses Versagen eine sehr große Gefahr für die Zukunft des Reiches Gottes, nicht nur in diesem Lande, sondern in der ganzen Welt bedeutet. Sie sind überzeugt, daß Krieg, wie solcher auch unter Umständen gerechtfertigt erscheinen mag, niemals mit dem Evangelium in Uebereinstimmung gebracht werden kann.

Trotzdem sie sich im Widerspruch mit der überwiegenden Mehrzahl ihrer Mitchristen befinden, ist es ihr Wunsch, ihre Ueberzeugung im Geiste der Bescheidenheit, Ehrfurcht und Liebe kund zu geben, Nachsicht bei der Begründung zu üben und vor der Gefahr streitlustiger Methoden sich zu wahren, im Bewußtsein dessen, daß sie nicht nur in diesem Lande, sondern auch in andern Ländern nur wenige von den Vielen sind, die in dieser Zeit ernstlich nach der göttlichen Wahrheit forschen und auf Grund derselben handeln.

Eine Gruppe von ungefähr 110 Personen, die diese Ueberzeugung teilen und die willens sind, Zeit und Energie zur Erzielung eines wirksamen Zeugnisses an die gegenwärtige Zeit herzugeben, versammelten sich in Cambridge während der letzten vier Tage des Jahres 1914. Ohne zu wünschen, sich an irgendwelche dogmatische Formeln zu binden, haben sie ihre allgemeine Uebereinstimmung in folgenden Sätzen aufgezeichnet:

1. Daß die Liebe, wie sie im Leben und Tode Jesu Christi geoffenbart und erläutert ist, viel mehr in sich einschließt, als wir bis jetzt erfaßt haben und daß sie die einzige Macht ist, durch welche das Böse überwunden werden kann, sowie die einzige genügende Basis der menschlichen Gesellschaft.
2. Daß es, zum Zwecke der Herstellung einer Weltordnung, die auf Liebe gegründet ist, für diejenigen, die sich zu diesem Prinzipe bekennen, unumgänglich notwendig ist, solches nicht nur für sich selbst völlig anzunehmen, sondern auch im Verkehr mit ihren Mitmenschen; und ferner, daß solche das Risiko, das damit verbunden ist, in einer Welt, die bis jetzt dieses Prinzip noch nicht angenommen hat, auf sich nehmen.
3. Daß es uns daher als Christen verboten ist, Krieg zu führen und daß unsere Loyalität zum Vaterlande, zur Menschheit, zur allgemeinen Kirche und zu Jesus Christus, unserm Herrn und Meister, uns statt dessen zu einem Lebensdienst für die Auf-

richtung der Liebe im persönlichen, sozialen und nationalen Leben ruft.

4. Daß die Macht, Weisheit und Liebe Gottes viel weiter reicht, als die Grenzen unserer bisherigen Erfahrungen und daß Er stets bereit ist, sich der Menschheit auf neuen und weiteren Wegen zu offenbaren.
5. Daß, weil sich diese Offenbarung Gottes in der Welt durch Männer und Frauen vollzieht, wir uns Ihm für Seine erlösenden Absichten zur Verfügung stellen sollen, um von Ihm, auf welchen Wegen auch Er sich uns offenbaren mag, gebraucht zu werden.

Obschon diese angeführten Grundsätze ziemlich genau die Ansichten der Konferenzteilnehmer wiedergeben, und im allgemeinen als die die Gemeinschaftsmitglieder belebenden Ideale hingestellt werden können, sollen sie doch so verstanden werden, daß sie durchaus nicht als ein volles und endgültiges Bekenntnis vorgebracht werden; noch wird erwartet, daß nur solche sich der Gemeinschaft anschließen, die jedes einzelne Wort darin anerkennen. Was gewünscht wird, ist nicht ein allgemeines Glaubensbekenntnis, sondern ein Geist, der einen lebendigen Körper beseelt.

Tätigkeit. Der kürzlich herausgegebene Jahresbericht, aus welchem ich nachfolgend einiges ganz kurz wiedergebe, ist ein lebendiger Beweis der geistigen Tatkraft dieser sich stets erweiternden Christengemeinde. Woche auf Woche mehrten sich die Mitglieder der Gemeinschaft, deren freiwillige Beiträge die Organisation erhalten und finanzieren. Das Nachrichtenblatt, unser „Familien-Brief", hat dazu geholfen, die Mitglieder untereinander in Verbindung zu halten. Der „Venturer" (monatliche Zeitschrift ähnlich wie die „Neuen Wege") hat unsere Botschaft der Welt verkündigt. Verschiedene Flugblätter und Broschüren wurden publiziert. Versammlungen wurden im ganzen Lande gehalten und Studienkreise arrangiert. Eine Kolonie für jugendliche Verbrecher, die sich seit Kriegsbeginn in erschreckender Weise mehrten, wurde gegründet in Uebereinstimmung mit Gemeinschaftsidealen, und hat schon jetzt wunderbare Resultate erzielt.

Organisation. Bis zum 1. August hatten sich 100 Zweigorgane und Gruppen mit einer Gesamtmitgliedschaft von 5100 gebildet.

Die Gemeinschaft war bald über ihre erste Zentrale hinausgewachsen und besitzt jetzt ihre eigenen Büros, die eine beträchtliche Anzahl Angestellter, bezahlte und freiwillige, beschäftigen. Die Geschäfte der Gemeinschaft werden von einem Ausschuß, der sich zweimal während des Jahres versammelt hat und von welchem das General-Komitee gebildet wird, kontrolliert. Neben dem Ausschuß und dem General-Komitee gibt es ein Literatur-Komitee, das zwei Bücher und 27 Flugschriften herausgegeben hat;

ein Erziehungs-Komitee für Arbeit im speziellen Hinblick auf Studienkreise, sowie Arbeit unter den Kindern; ein Sozialdienst-Komitee, das sich hauptsächlich mit industriellen und internationalen Fragen beschäftigt; ein Propaganda-Komitee; ein Geschäfts-Komitee und ein Internationales Komitee, welches die Arbeit im Mai 1915 aufgenommen hat und welchem es gelungen ist, in beinahe allen Ländern Europas, sowie auch im Osten und in den Kolonien Beziehungen herzustellen. Die Gründung einer amerikanischen Versöhnungs-Gemeinschaft, als Resultat eines Besuches von Dr. Hodgkin, ist, wie wir hoffen, der erste Schritt zu einer Gruppe von Schwester-Organisationen. Die dänische christliche Friedensgesellschaft, deren Ziele annähernd mit denjenigen der Versöhnungs-Gemeinschaft übereinstimmen, ist ein Beispiel gleichen Geistes, und durch diese und ähnliche Gruppen in der Schweiz und Deutschland wurde unsere Literatur übersetzt und verbreitet. Die Verbindungen gestalteten sich schwieriger mit dem Fortschreiten des Krieges, und Besuche in Deutschland durch zwei Freunde neutraler Nationalität werden sich wahrscheinlich nicht wiederholen; und trotzdem zwei Komiteemitglieder Frankreich besuchten (eines erreichte Nord-Italien) ist es klar, daß viel Arbeit in dieser Richtung jetzt nicht getan werden kann.

Zu diesem Teile des Berichtes gehören noch einige andere Punkte, welche der Erwähnung bedürfen:

Jahres-Konferenzen. Die erste große Sommer-Konferenz wurde im Juli 1915 und die zweite anfangs Juli 1916 gehalten. Das außerordentliche Merkmal beider Versammlungen, die länger als acht Tage dauerten und an denen das erste Mal zirka 200 Personen und dieses Jahr zirka 250 Mitglieder teilnahmen, war ein wunderbar erhebender Einigkeitsgeist, der die Mitglieder beseelte, sobald sie sich zusammenfanden.

Kampagne. Unmittelbar nach der Sommerkonferenz 1915 begab sich eine Gruppe von Teilnehmern auf eine Missionstour durch Zentral-England, um das Gemeinschafts-Evangelium zu predigen. Während einiger Wochen war deren Reise von gutem Erfolg begleitet und man stieß auf wenig Opposition in der Bevölkerung. Sie besuchten viele Städte und Dörfer und hielten erfolgreiche Versammlungen in denselben. Dann aber fand die Mission ein plötzliches Ende in einem Aufruhr in der Nähe von Leicester, wobei der Wohnwagen vom Publikum angegriffen und niedergebrannt wurde. Die Kampagne wurde aber in anderer Form trotzdem fortgesetzt und kleine Gruppen der Wagen-Partie mit andern Freunden der Gemeinschaft erzielten während des letztjährigen sowohl als des diesjährigen Sommers sehr gute Erfolge in verschiedenen Landesteilen.

Allgemeine Wehrpflicht. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Frühling dieses Jahres schuf ein spezielles

Problem für die Gemeinschaft. Durch ein Stellenvermittlungsbüro für aus Gewissensgründen Entlassene, eine Hülfskasse für Angehörige und ein spezielles „Militärgesetz-Komitee" zur Information und Erteilung von Ratschlägen an betroffene Mitglieder hat die Gemeinschaft einen großen Dienst geleistet. Die große Schwierigkeit lag nicht in der Verneinung des Prinzips der Dienstverweigerung durch die Regierung, denn diese hat ja bekanntlich eine „Gewissensklausel" in das Gesetz aufgenommen, sondern, wie man es nicht anders erwarten konnte, in der mangelhaften Anwendung jener Klausel durch die Gerichte. Die große Mehrzahl der Opponierenden wurde von allen Instanzen kurzweg abgewiesen, oder dann gewöhnlich dem „Ohne-Waffen-Korps" (Non-combattant corps) das für diesen Zweck speziell geschaffen wurde, zugeteilt, ohne daß aber dadurch, mit einigen wenigen Ausnahmen, das Problem gelöst worden wäre. Eine nicht geringe Minderheit, die in irgendwelchem Gehorsam gegen die Vorschriften des Gesetzes eine Kompromittierung ihrer Stellung erkannte und daher sich weigerte, vor den Gerichten ihr gesetzliches Recht, dienstfrei zu werden zur Geltung zu bringen, wurde ohne weiteres als eine Art Deserteure verhaftet und den Militärbehörden zur Bestrafung überwiesen. Eine große Anzahl unserer Mitglieder befindet sich schon seit Monaten und Wochen in Militär- und Zivil-Gefangenschaft, wo sie Strafen verschiedenen Grades und verschiedener Länge (meistens von drei Monaten bis zu zehn Jahren Zwangsarbeit) abbüßen. Viele haben recht harte Behandlung von Seiten des Militärs erlitten. Wir sind jedoch froh, mitteilen zu können, daß es der Arbeit der Gemeinschaft, in Verbindung mit andern Organisationen, gelungen ist, eine Besserung in der Behandlung des Dienstverweigeres zu veranlassen, und daß Vorstellungen bei der Regierung um eine rationellere Behandlung des Problems die allgemeine Lage einigermaßen verbessert haben. Das Komitee wünscht seine volle Sympathie und Gemeinschaft allen denjenigen entgegenzubringen, die zur jetzigen Zeit aus Gewissensgründen verfolgt werden und zu leiden haben, und versichert dieselben des unschätzbaren Dienstes, den sie durch ihre Treue der Menschheit und dem Reiche Gottes leisten.

Rückschau. „Das ganze Feld überschauend," so schließt der Bericht, „können wir mit vollem Vertrauen sagen, daß die Zukunftsaussichten recht hoffnungsvoll sind. Unsere Mitgliederkreise legen fortgesetzt Zeugnis ab, dieses ist zwar zur gegenwärtigen Zeit nicht populär, aber von verschiedenen Gegenden erhielten wir Nachrichten von bedeutendem Umschwung der öffentlichen Meinung, sowie größerer Bereitwilligkeit, uns Gehör zu schenken. Wir können vertrauensvoll einer baldigen starken Reaktion in unserer Richtung entgegensehen, und wir müssen darauf vorbereitet sein, nicht nur die kommende Gelegenheit auszunützen, sondern auch deren Gefahren zu meiden. Das kann nur durch lebhafte Unterstreichung des ausge-

zeichnet religiösen Charakters der Gemeinschaft, durch fortwährende Vergegenwärtigung ihrer religiösen Grundlage und durch stetiges „Schleifens" ihres Lebens im Gebet, erzielt werden. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß dies getan wird, denn vor jeder andern charakteristischen Eigenschaft unserer Verbände wird besonderer Nachdruck gelegt auf die geistigen und religiösen Elemente ihrer Arbeit und ihres Lebens."

Wir möchten nun noch der Hoffnung Ausdruck geben, mit der wir der Zukunft entgegensehen. Nach einem kurzen Leben von wenig mehr als 18 Monaten ist die Gemeinschaft fest gegründet und kann in jeder Beziehung als ein lebendiger Körper angesehen werden. Was die Zukunft uns bringen wird, können wir nicht wissen. Es ist unmöglich, vorauszusagen, ob uns noch mehr und größere Schwierigkeiten erwarten, als wir schon durchgemacht haben, aber wir dürfen nie außer acht lassen, daß in Bewegungen unserer Art das Stadium der populären Zustimmung immer das Gefährlichste ist, und müssen uns durch stetiges Beten gegen diese Gefahren sichern. Einer Sache sind wir jedenfalls gewiß, nämlich daß wir in gleicher Weise wie wir die Gemeinschaft in der Gegenwart Gottes gefunden haben, nur dann als eine lebendige Kraft fortbestehen können, wenn wir in der Gegenwart Gottes verbleiben. Dieser Wahrheit waren wir uns jederzeit bewußt und viele unter uns werden die tiefsten und ergreifendsten Erfahrungen ihres Lebens mit der Arbeit und Kameradschaft, die sie in der Gemeinschaft gefunden haben, in Verbindung bringen. Und das Beste von Allem: Gott ist mit uns. So gehen wir vertrauensvoll der Zukunft entgegen, mit dem Bewußtsein, daß wir Schritt für Schritt geführt wurden und auch in den kommenden Tagen in gleicher Weise geleitet werden.

Es würde mich als Schweizer sehr freuen, mit diesem Bericht einen Beitrag zur Gründung einer ähnlichen, den Verhältnissen unseres Landes angepaßten Vereinigung leisten zu können.

E. Scott-Bader, London.

Es wird die Leser interessieren, zu erfahren, daß **Försters** Schrift „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg" in zweiter, sehr stark vermehrter Auflage erschienen ist. Sie enthält die wertvollsten „Kriegsaufsätze" Försters, den am meisten angefochtenen über „Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik" freilich ausgenommen, weil dieser Bestandteil einer größeren Schrift ist, die später erscheinen soll. Besonders wertvoll werden vielen Lesern die Feldbriefe und andere Aeußerungen sein, die Foerster ihre lebhafte, oft tief begründete Zustimmung bezeugen.

Eine Empfehlung des Buches ist im übrigen für unsere Leser nicht mehr nötig. Es wird eines der bleibenden Denkmäler dieser Epoche sein und man wird von ihm einst sagen: „Ein Zeugnis für Christus in den Tagen des großen Abfalls." L. R.

Bund schweizerischer Frauenvereine. Die Generalversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine findet am 14. und 15. Oktober in Genf statt. Die Nachmittagssitzung des 14. beginnt $2^1/_2$ Uhr und ist den geschäftlichen Traktanden gewidmet. (Neuwahl des Vorstandes, Antrag auf Revision der Statuten.) Sonntag, 15. Oktober soll über freiwillige Bürgerinnenprüfungen gesprochen werden. Referentinnen: Frl. Zehnder. Mlle. Dutoit. Die Versammlungen sind öffentlich und jedermann zugänglich.

Gedanken-Scherflein.

Manche Wunderlichkeiten und Eigenheiten der Individuen sind nur ein Protest gegen die kollektiven Verrücktheiten der Masse.

* * *

Die Kultur einer Zeit ist um so höher, je weniger hoch dem Redlichen der Brotkorb hängt.

* * *

Auch wer sein Glück selbst schmiedet sollte bedenken, daß doch gewöhnlich die Andern den Amboß abgeben dabei.

* * *

Nichts ist tragischer, als die Geschichte eines Lebens, das sich nicht entfalten konnte. Was weit hinter uns liegt, steht uns nicht selten am beharrlichsten im Wege.

* * *

Man sagt, der Enthusiast verstehe am wenigsten. Aber er hat mehr Weisheit im Gefühl, als der Superkluge im Kopf.

H. Thurow.

Redaktionelle Bemerkungen.

Mit dem Vortrag von Lejeune hoffen wir einen starken Anstoß zum Weiterkommen auf der Bahn Christi zu geben. Wir wünschen ihm Leser, denen es nicht um Verketzerung zu tun ist. Natürlich sagt er nicht alles, was über diese Dinge noch zu sagen ist, aber muß man denn stets alles sagen?

Ein Aufsatz über staatsbürgerliche Erziehung muß aus Raummangel leider auf das nächste Heft verschoben werden.

Der Uebersetzer des slovenischen Gedichtes im letzten Heft ist J. Reboſu.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Wachstum.[1]

Du hast ein reines Opfer wollen
Und hast es selber dir geklärt
An meinem Sinn, dem unmutvollen,
Hast du dich sänftigend bewährt.
So zieh denn ein, wo du gesichtet,
Wo du begossen und besonnt,
Nimm an, was du dir zugerichtet —
Ich hätt' es selber nicht gekonnt.

Ich bin nicht immer fest und fröhlich,
Ich bin nicht immer stark und gut.
In mir auch wächst wohl nur allmählich
Wie in der Pflanze Kraft und Mut.
Allein, das Werk, das du begonnen,
Legst du ermüdet nicht beiseit:
Was wahr gedichtet, schön ersonnen
Schaff in mir mit Allmächtigkeit!

Gib uns heute unser tägliches Brot!

Es gibt eine herrliche Geschichte, die von einem Mädchen vornehmen Standes erzählt, das einmal einen Sklaven auf dem Acker mit Säen beschäftigt sah. Als man dem Mädchen, welches das noch nie gesehen hatte, auf seine Frage die Bedeutung dieser Arbeit erklärte, daß nämlich hier der Same des Brotes aufs Land ausgestreut werde, damit die Menschen essen und leben könnten, da konnte es gar nicht begreifen, daß man eine solche Arbeit niedrigen Leuten überlasse. War es nicht das edelste Werk, ja etwas wahrhaft Königliches, den lebenerhaltenden Segen ausstreuen zu dürfen auf die Erde? Es war für

[1]) Aus Helldunkel: Gedichte und Bekenntnisse von Gertrud Pfander. Verlag A. Franke, Bern.

das Denken des Mädchens fortan das höchste, ersehnteste Ziel, im Säen den Segen des Lebens für die Menschen spenden zu können.

Daran, daß das Brot wirklich Segen Gottes ist, die heilige Gabe, die das vornehmlichste Mittel bildet, wodurch Er uns, seine Geschöpfe, am Leben erhält, können wir denken, wenn wir im Unser Vater neben den übrigen, so andersartigen Bitten diejenige ums tägliche Brot treffen. In den andern Bitten scheint es sich immer um etwas Geistiges zu handeln, sei es nun das Reich Gottes und das Geschehen seines Willens oder unsere Sündenvergebung und unsere Erlösung vom Bösen. Zu diesen hohen, unsichtbaren Gütern, die hier sonst allein genannt sind, tritt nun also etwas so Gewöhnliches, ganz Alltägliches, das tägliche Brot. Aber eben, weil es etwas so Alltägliches, allenthalben Gebrauchtes ist, fühlen wir etwas Tieferes bei dem Worte, wird uns das Brot bedeutungsvoll als Sinnbild aller Gottesgabe, alles Gottessegens für unser äußeres Leben. „Gib uns heute unser tägliches Brot!" das bedeutet ganz einfach: „Erhalte uns gütig, freundlich unser Leben durch die äußeren Mittel, die Du zu seiner Erhaltung uns spendest, vor allem durch Dein heiliges Brot!"

Hat nun aber nicht vielleicht die Bitte einen noch umfassenderen Sinn als nur für unser äußeres Leben? Ich glaube es wirklich; mir scheint, als ob sie sich gar nicht so sehr von den andern Bitten des Unser Vaters unterscheide, wie wir zuerst meinten, sondern daß es sich auch hier im letzten Grunde um allerhöchste, geistige Güter handle. Sehen wir einmal zu!

„Gib uns unser tägliches Brot!" Es ist wie alle anderen Worte dieses Gebetes kein selbständiger Wunsch; der Betende bittet nicht in allererster Linie für sich, sondern für eine Gemeinschaft von Menschen. Für was für eine? Welche Menschen sind die „wir", die da angedeutet werden? — Nun — dürfen wir überhaupt Grenzen ziehen? „Gib uns das Brot": nicht nur „unserer Familie" kann gemeint sein, nicht nur „unserer Gemeinde" oder „unserem Volk", sondern „uns" im Sinne Jesu heißt: der Menschheit. Wer um das Kommen des Reiches Gottes, um das Geschehen seines Willens auf der Erde bittet, der bittet auch in diesem daneben stehenden Worte nicht um etwas Kleines und Enges, sondern er gedenkt der Mitmenschen und sagt: „Gib Du ihnen, o Gott, das Brot, gib es ihnen allen!"

Was für eine tiefe Bedeutung erhält nun unser so bescheiden aussehendes Wort! Ist es jetzt nicht, wenn es von Herzen gesprochen wird, die Aeußerung eines Erbarmens geworden, das alle umfaßt, einer Liebe, welcher die Not der Menschheit nahe geht? Denn das ist es ja, was vor uns aufsteigen muß bei der Bitte ums tägliche Brot für alle, daß so viele nicht in genügender Fülle das haben, was ihnen nötig ist zu einem erfreulichen Leben, daß sie ihn nicht haben, den goldenen Segen der Erde. Zu allererst kommen uns jene in den Sinn, die jetzt durch den Krieg unglücklich und arm geworden sind, die, welche vertrieben von Haus und Hof und Feld in eine unwirt-

liche Fremde haben ziehen müssen, und besonders auch die armen verlassenen Kinder, welche umherirrend hungern und nach Brot schreien, und keine Eltern sind mehr da, es ihnen zu geben! Wie viel Land ist verwüstet worden, wieviel Getreide zerstampft und zermalmt! Wo lebenspendendes Gedeihen wuchs, ist jetzt Grauen des Todes. Einer unserer Dichter hat von diesem Krieg gesagt:

„Die Erde möcht' spenden und spenden —
Wir treten mit Füßen Glück und Brot!"

Die mütterliche Erde, die uns nähren möchte, wird grausam verwüstet; die Gaben, die sie uns so freundlich spenden will, werden herzlos und roh vernichtet. Das ist auch eine der Seiten des Krieges, eine der traurigsten. Was heißt jetzt die Bitte: „Unser tägliches Brot gib uns?" Ich denke, soviel als: „Schicke den Frieden wieder auf unsere gequälte, furchtbar zertretene und zerstörte Erde! Gib, daß die Menschen, die jetzt vom traurigen Wahn des Vernichtens erfüllt, einander feindselig gegenüberstehen, davon befreit heimkehren können, die Erde wieder zu bebauen, für ihre Familien zu sorgen und ihnen das Brot zu schaffen wie früher! Sende wieder Frieden und Glück auf Erden! Mache die Menschen besser, daß sie deine Gabe nicht mehr mißbrauchen!"

Es wird da so handgreiflich offenbar, daß die Menschen mithelfen, mitschaffen müssen am Segen Gottes. Es ist nicht etwa so, daß sie nichts dazu tun können, sondern einfach ergeben hinnehmen müßten, ob und wieviel davon ihnen beschert wird. Der Krieg, dieser so schauerliche Verkünder der Wahrheiten des Lebens, zeigt uns das auch noch in anderer Weise.

Die verschiedenen Länder der Erde sind nach ihrer mannigfaltigen Beschaffenheit dazu bestimmt, einander zu dienen, auszuhelfen. Unser bergiges Land z. B. erzeugt nicht genug Getreide für seinen Bedarf. Aber da gibt es nun große ebene Länder, wo auf unendlich weiten Flächen Getreide angepflanzt werden kann weit über das dort nötige Bedürfnis hinaus, und der Weltverkehr, der über Länder und Meere die Waren vermittelt, dient nun dazu, daß jedes Land seine überflüssigen Erzeugnisse austauschen kann und dafür seinen Lebensbedarf eintauschen. Was für ein großartiges Ding ist dieser Weltverkehr unter uns gewesen mit all den neuen Mitteln der Gegenwart! Er war recht eigentlich das Merkzeichen davon, wie die ganze Menschheit, alle Völker zusammengehören. Nach den fernsten Orten der Erde gingen die Güter; kein Volk schien mehr ausgeschlossen von der großen Völkergemeinschaft. Es schienen immer mehr alle Wege dafür frei zu werden, daß die ganze Menschheit sich gegenseitig diente. — Und jetzt? Unnatürliche Schranken sind aufgerichtet zwischen den Völkern. Es ist nicht mehr selbstverständlich, daß ein Volk *leben* darf und auf den üblichen Wegen des Weltverkehrs das bekommen, was es dazu braucht. Unser kleines Volk z. B. muß zuerst die Großmächte fragen, daß sie schließlich nach mühsamen Unterhandlungen ihm seine notwendigen Lebensbedürfnisse zugestehen. Die Wege von Volk zu

Volk sind großenteils gesperrt, nicht mehr gehen ungehindert die Erzeugnisse von Land zu Land wie einst auf den breiten belebten Straßen; auch hier Tod anstatt des Lebens. „Gib uns heute unser tägliches Brot!" Heißt das nun nicht wieder: „Gib den Völkern den Frieden? Schaffe, daß man wieder frei über Ströme, Gebirge und Meere ziehen kann und die Lebensmittel alle ihren Weg finden können zu einem jeden Volke! Mache ein Ende der traurig sinnlosen Trennung, die den Völkern das Brot versperrt!"

Aber wir brauchen mit der tieferen Betrachtung unsrer Bitte nicht außer Landes zu gehen, wir finden schon innerhalb unsrer Landesgrenzen genug, wo wir schmerzlich berührt, das Wort ausrufen möchten, wo von dem breiten Strom der Gaben des Lebens nicht einmal diejenigen ungehindert einem jeden zuteil werden können, die bei uns selber erzeugt werden. Ich denke etwa an die vielerorts so hohen Milchpreise, an Milchmangel, kurz an Zustände, die es armen Familien unmöglich machen, die zum Gedeihen ihrer Kinder nötige Milch zu bekommen. Die Milch wandert in die Ferne und die an der Quelle sitzen, in dem Lande, das so viel Milch hervorbringt, verdursten. „O laß ihn zu einem jeden fließen, den Strom Deines Segens, leite ihn richtig seine natürliche Bahn!" so beten wir.

Ferner denke ich an die schlimmen Schmarotzer am Leibe unseres Volkes, jene Händler, die beim Verkauf wichtiger Lebensmittel, wie Kartoffeln und dergleichen, sich zwischen Produzenten und die Verbrauchenden drängen, um die allgemeine Notlage schamlos zu ihrem Profit auszunützen, die die Ware von einem unter ihnen zum andern schieben, sodaß sie dann, wenn sie endlich das ihr bestimmte Ziel erreicht hat, unsinnig teuer geworden ist. „O gib uns unser Brot! Laß es nicht mißbraucht werden von schändlichen Kreaturen, daß sie ihr frevelhaftes Spiel damit treiben und das Volk darum betrügen! Mögen sie ihr schädliches Handwerk nicht fortführen können, das den Strom des Segens unterbindet, ihn abschneiden will! O gib, daß wir uns freuen können der Erzeugnisse der Erde, die unter uns gewachsen sind! Keinem Volksgenossen sollen sie verwehrt sein! Der Mehrung des Brotes, d. h. der Lebensmöglichkeiten für einen jeden, soll gedient werden, nicht der Mehrung des Profits Einzelner, des für das Leben der Vielen unfruchtbaren Kapitals!"

Wir haben gesehen, was alles nötig ist, damit ein jeder sein tägliches Brot erhalte. Nur damit dieses Aeußere erfüllt würde, wie es sich gehört, müßte eine vollkommene Umgestaltung, eine Erneuerung der Menschheit vor sich gehen. Da wird uns wohl die alte Wahrheit aufs neue klar, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebe. Ja wovon denn noch? Sagen wir kurz: Von der Liebe, im göttlichen Sinn, die sich um Mensch und Mensch schlingen, die einzelnen Menschen, die einzelnen Völker miteinander verbinden

soll. Was hat es denn aber für einen Sinn, daß wir uns zu Gott wenden mit diesem Gebet in der Weise, wie wir's ausgeführt haben, mit all den Gedanken, die uns dabei gekommen sind? Nun — wenn der Betende spricht: „Gib uns heute unser Brot", so drückt er zugleich damit, wie bei jedem rechten Gebet, das volle Vertrauen aus, daß dieses Gebet erhört werde von Gott aus. Er ist natürlich nicht schuld, wenn die Menschen ihr tägliches Brot nicht bekommen; sie verhalten und verwehren es sich selber; Er will alles geben allen zusammen. Und das Gebet unseres Herrn will in seiner mit nichts zu vergleichenden unendlichen Einfachheit weiter nichts als von unserm Alltag aus, vom täglichen Brot, die Verbindungslinie ziehen zum Himmel — zur Gottesliebe: sie muß da sein, damit uns Brot zuteil werde. Der Friede, die Menschengemeinschaft, die Liebe, die schaffen erst das täglich nötige für einen jeden. Jesus ist die Offenbarung gewesen dieser göttlichen Liebe, die jedem, bis hin zu den Geringsten, sein Nötiges, sein Brot schaffen will. Von ihm heißt es: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen." Volle Genüge doch nicht nur in geistiger, sondern auch in leiblicher Hinsicht: die Menschen sollen nicht sich des Evangeliums freuen und dazu hungern! Aus Jesu Liebe strömt das Leben für alle Welt; seine Botschaft verkündet, daß jetzt alle sich sollen nähren können an Seele und Leib, daß eine Liebe die Menschen verbinden soll, die jedem ermöglicht, selbstverständlich das, was er zum Leben nötig hat, zu erhalten, daß keiner mehr zu sorgen braucht um sein eigenes äußeres Leben, weil die Gottesliebe, die in allen ist, nun für alles sorgt. „Gib uns das Brot" heißt soviel als: „Erfülle uns mit Deiner Liebe und verbinde uns dadurch miteinander, daß wir uns nicht mehr unsere Lebensbedürfnisse gegenseitig streitig machen, nicht mehr einander wegstoßen von Deinem großen Tisch, wo Platz und Speise ist genug für alle, daß sie sich davon nähren können!"

Die Bitte ums tägliche Brot ist, wie alle andern in diesem Gebete der Ausdruck einer Sehnsucht, die noch nicht vollkommen gestillt ist. Aber einst, so spricht die Verheißung Jesu, einst werden sie kommen von Morgen und Abend, die fernsten Geschlechter, die Ausgestoßenen und Enterbten, und werden zu Tische sitzen und das Brot essen im Gottesreich, das auf dieser Erde errichtet sein wird. Wie Jesus einst das Brot ausgeteilt hat an seine wenigen Jünger, so wird er es austeilen an die Völker der Erde, an jeden Armen und Hungernden und Zurückgesetzten, und es werden sich alle freuen und alle satt werden! — Ohne Bild gesprochen: Die Menschheit wird sein Eine große Familie, in der eines für das andere arbeitet, eines für das andere sorgt, wo der Segen Gottes frei fließt vom einen zum andern, froh gespendet unter ihnen allen. „Gib uns unser Brot! Gib der Menschheit das Leben, Dein Leben, und alles, dessen sie dazu bedarf!" C. Holzer.

Russische Geisteskämpfe.

„Man versteht nicht Rußland mit dem Verstand,
An Rußland kann man nur glauben."
Tutscheff.

I. Einleitendes.

Die folgende Skizze ist nichts anderes als bescheidene Teilzahlung einer alten, schweren Schuld.

Als wir vor zwei Jahren durch unsere Aufsätze über die verschiedenen Völker der Selbstvergötterung, dem blinden Haß, der Verkennung fremder Kulturwerte entgegenzuwirken suchten, war es unsere feste Absicht, nicht nur über Deutschland, England und Frankreich, sondern auch über Rußland zu reden. Wir haben es damals versprochen. Das Versprechen wurde nicht gehalten, weil es uns an der geeigneten Person fehlte, die für diese Aufgabe erforderlich gewesen wäre.

Die Schuld ist im Laufe der Zeit gewachsen und uns immer schmerzlicher zum Bewußtsein gekommen. Denn während die Schlagwörter über andere Länder abgenommen haben, ist die Haltung vieler Kreise, leider auch gebildeter Kreise, Rußland gegenüber noch recht verständnislos. Bei dieser Verständnislosigkeit spielen wenig rühmliche Dinge eine große Rolle: Kurzsichtigkeit, Weigerung umzulernen, Selbstüberhebung. In ihrer Beurteilung des russischen Geisteslebens sind viele unserer Gebildeten noch in einer fast unglaublichen Philisterhaftigkeit befangen. Und dabei stehen die widrigsten Kennzeichen der philiströsen Beurteilung im Vordergrund. Der Philister braucht etwas, das ihm Angst, Grauen und Ekel einflößt, und an dem er sich dafür rächen kann, daß er dies empfindet. Da ist die Rache süß; sie besteht darin, daß er sich weit erhaben dünkt über das, was ihm Angst und Ekel einflößt. Sonst verlöre das Dasein für ihn seinen Reiz, seinen Kitzel, und seine flache Existenz entbehrte der Legitimation. Da hat ihn seine gütige Vorsehung nicht im Stich gelassen. Das Zarenreich ist noch da. Das Ideal eines Prügelkindes, das man noch lange prügeln kann. Es ist ja weit, unheimlich. Es ist tatsächlich noch in vieler Hinsicht das Reich der Barbarei und der halb kodifizierten Roheit. Sibirien, Judenhetzen, Pogrome, was will man noch mehr? Da kann man noch sagen: „Gott sei Dank, ich bin nicht so." Der Zarismus ist die Ehrenrettung des Philisteriums.

Darum ist es aber auch die Pflicht, für gerechte Beurteilung und Bewertung dessen, was in jeder Nation Großes steckt, einzutreten, Rußland gegenüber noch größer, als bei anderen Völkern. Wenn die Pflicht nicht so dringend wäre, hätte sie nicht über die Bedenken gesiegt, die sich ihrer Erfüllung entgegenstellten. Ueber Rußland sollte ein Russe reden. Oder doch jemand, der an Ort und Stelle

die genaue Kenntnis geholt hat, ohne die eine umfassende Arbeit der festen Grundlage und der lebendigen Seele entbehrt.

Ich betone dies, um recht deutlich abzugrenzen, in welchem Sinn der folgende Beitrag zu verstehen ist. Er ist bescheidener Ersatz für das, was wir, vorläufig wenigstens, nicht bieten können. Er ist das ganz einfache, persönliche Zeugnis eines Nichtrussen, dem die russische Seele viel gegeben hat und der sich ihr, ohne ihre Schattenseiten, ihre Fehler und Mängel zu übersehen, ohne dogmatisch zu bewundern oder gar zu vergöttern, ohne zu vergessen, was der Westen Eigenes und Großes besitzt, sich ihr zu Dank verpflichtet fühlt.

Dieser Aufsatz möchte zunächst gegen die für uns selber so entwürdigende Verkennung des Wertvollen, das in der russischen Seele steckt, protestieren; dann aber auch auf alle Anregungen, Problemstellungen und Lösungsversuche großer Lebensfragen hinweisen, die dort liegen und deren Kenntnisnahme für uns eine Bereicherung wäre. Denn gerade wenn er von einem Westeuropäer verfaßt wird, muß ein Aufsatz über Rußland sehr viel mehr sein, als ein Protest gegen Schlagwort und Ungerechtigkeit. Das Einstehen für ein Volk, das neben viel Problematischem und Abstoßendem auch so viel Edles aufweist, mag der Ausgangspunkt sein. Bald aber wächst sich die Arbeit zu etwas anderem aus. Der russische Geist ist nicht ein Gebilde, das neben Schmutz und Roheit, ausnahmsweise, fast als Versehen und Zufall, einzelne anerkennenswerte Züge aufweist. Wir haben hier ein viel tieferes Problem zu erfassen.

Auch ein Urteil, das sich völlig fern von einseitiger Verherrlichung hält und sich im Vergleich mit andern Kulturwerten einen gerechten, weitherzigen Maßstab geholt hat, wird nicht bestreiten können, daß wir im russischen Geist, in seinen leidenschaftlichen Kämpfen eines der ergreifendsten Zeugnisse menschlichen Sehnens und Kämpfens überhaupt haben.

Wir verwechseln immer noch einen aus Chaos und Barbarei, aus Not und Schmutz emporlodernden Geist mit den Mächten, denen er den Krieg erklärt hat.

Hier gehen wir von der Kriegserklärung aus, weil wir überzeugt sind, es sei der einzige richtige psychologische Ausgangspunkt zur gerechten Beurteilung des russischen Geistes.

„Sage mir, gegen wen du kämpfst, ich werde dir sagen, wer du bist." Dies Wort, das von jeder Kultur gelten kann, gilt wohl besonders von der russischen. Denn hier ist der Gegensatz, der Kampf gerade die Hauptsache. Rußlands Wert für die Menschheit besteht nicht in geschlossenen, fertigen Lebensformen, sondern in einer ungeheuren Spannung zwischen ungenügenden Formen und einem großen, reinen Ideal. Der Geist kämpft hier gegen seine Gegner, wie er es wohl selten mit solcher Schärfe und Leidenschaft getan hat. Lächerlich ist es, die Gegner zu übersehen, oder gar, ihren Gegensatz zum Geist abschwächen zu wollen. Aber es ist auch ein Verbrechen gegen den

Geist, den heroischen Kampf nicht anzuerkennen, den er hier ausgefochten hat und noch weiter führt.

Eine solche Bewertung des russischen Geistes gehört zu den dringenden Geboten der Stunde. Sie wäre ein Beitrag zu der Arbeit der Selbstbesinnung und Vertiefung, welche die Menschheit nun zu vollbringen hat.

An einem Wendepunkt ihrer Entwicklung angelangt, muß sich nun die Menschheit mit allem, was bisher an hohen Werten geschaffen worden, aufs engste verbinden.

Nie ist die Pflicht dringender gewesen, allen Scheinwerten abzusagen, mögen sie durch noch so langen historischen Bestand legitimiert sein. Aber nie ist auch die Aufgabe dringender gewesen, unter den Trümmern die starken Fundamente aufzusuchen, die allen Erschütterungen getrotzt haben und wie eine Aufforderung zum Wiederaufbau sind. Zu der jetzt erforderlichen Selbstbesinnung der Menschheit gehört die Besinnung auf das leidenschaftliche Suchen nach Wahrheit, auf die Kämpfe gegen Schein, Heuchelei, Veräußerlichung und Entwertung des Lebens, die sich bis jetzt in ihrer Geschichte verkörpert haben.

Die russischen Geisteskämpfe stehen hier im Vordergrund. Es ist Zeit, daß man ihnen den Rang einräume, der ihnen gebührt. Der russische Geist hat, wie schwerlich ein anderer Geist, die teuflischen Gewalten bekämpft, die am jetzigen Weltuntergang schuld sind, Veräußerlichung, Mechanisierung, Entwertung des Lebens, Vergötterung des Ich, Abwendung vom lebendigen Gott. Dieser Geist, der über so viel junge, unverbrauchte Kraft verfügt, kann darum, wenn er sich treu bleibt, beim Aufbau einer Welt, die das Gegenteil der von ihm so leidenschaftlich bekämpften sein soll, einen hervorragenden Anteil nehmen, und auf alle Fälle zum Kampf gegen sie anspornen.

II. Die Ausrüstung.

Kämpfe werden nur verständlich, wenn man etwas von der Ausrüstung weiß, die der Kämpfende mitnimmt. Was bringt nun die russische Seele in den Kampf mit?

Freilich ist sie eine Sphinx. Eine Sphinx, die uns Westeuropäer hundertmal irreführt, die uns scheinbar ihre Geheimnisse enthüllt, um uns dann mit tückischem Lächeln zu zeigen, daß wir an der Hauptsache vorbei sind und Schein für Wesen gehalten haben. Und doch kann auch diese Sphinx dem redlich Suchenden ihre Geheimnisse nicht ganz verhüllen. Sie will es auch gar nicht. Denn sie ist im Grunde gutmütig. Sie weiß, wo Spott angebracht ist; sie weiß aber auch, wo ein sarkastisches Lächeln ungerecht wäre.

Die russische Sphinx hat es mit den Evangelien gemein, daß sie sich den Weisen und Klugen verbirgt und nur den Einfältigen offenbart. „Man versteht nicht Rußland, man glaubt an Rußland", ist

gesagt worden. Um die russische Seele zu erleben, braucht es den Sprung des Glaubens, das Wagnis der Intuition.

Die russische Seele würde genügen, um die Richtigkeit der Grundgedanken Bergsons zu erweisen. Sie ist ein Beweis, daß es verschiedene Arten von Sein gibt, und daß das Wesen der Dinge nicht das Sein ist, an das man sich gewöhnlich so ängstlich klammert. Verstehen kann man sie nur, wenn man die höhere Realität erfaßt, die hinter der kühlen, nüchternen Welt des Verstandes und ihren Kategorien liegt. Und gerade sie sagt uns so deutlich: Es gibt noch eine andere Welt als die Welt, in der wir als gute Normalbürger, als treue, pflichtbewußte Mitglieder der heutigen äußerlichen Kultur und Gesellschaft leben und gelebt werden. Weit hinter der äußeren Form, den Konventionen, weit hinter dem Bann und Fluch des Offiziellen, hinter den Schablonen, den Organisationen, den sorgfältigen Einschränkungen, Einteilungen, Abgrenzungen, weit weg von Kaste, Klasse liegt eine andere Welt. Es ist die Welt des Wesens, nicht die Welt des Scheins, die Welt des Werdens, nicht die Welt des toten, starren Schemas. In ihr kommt es auf die Intensität, Unmittelbarkeit, Echtheit des Empfindens an. Das Erleben ist die Hauptsache, nicht die äußere mangelhafte Form, in die sich das Erleben hüllt. Was nachher verzerrt, entstellt, gehemmt, uniformiert an die Oeffentlichkeit tritt, ist hier noch echt, primär. Gut und Böse sind unmittelbare Kräfte oder dämonische Regungen der Seele, nicht Paragraphen und mechanische Handlungen. Das Gute hat dort noch kein abstumpfendes Taylorsystem durchgemacht, und das Böse ist dort noch ehrlich unanständig, noch nicht unehrlich anständig.

Es ist das Reich der Seele. Der wirklichen Seele, nicht des Präparates, das unsere modernen Alchimisten darstellen und analysieren. Seele im Sinne von etwas recht Unheimlichem, voller Möglichkeiten, voller Widersprüche, voller Kämpfe, voller Spannung zum Guten wie zum Bösen. Seele als Kraft, die den Himmel erstürmen oder in die Hölle hinunterreißen kann.

Auch auf uns gut organisierte Westeuropäer übt dieses Reich bisweilen noch einen zauberhaften Einfluß aus. Oft sind wir sinnend und träumend an seiner Grenze gestanden, wenn wir uns trotz unserer Kultur als Bettler fühlten, arm an Seele und Gemüt, bankerott an Geist. Mancher von uns hat vielleicht das Heimweh nicht unterdrücken können. Es zieht uns noch beständig hinüber.

Aus Gründen, die wir nur ganz unzulänglich mit historischen Faktoren erklären können, und die sich unserer Analyse meist entziehen, hat die russische — überhaupt die slavische — Seele den Anschluß an dieses Reich der Unmittelbarkeit besser bewahrt, als wir.

Wir stellen, wohl bemerkt, zunächst die Tatsache fest. Wir haben hier nicht den Slaven ein Lob daraus zu machen. Wir müssen ganz einfach diese Tatsache und was sich daraus ergibt, psychologisch bewerten. Das Problem, das wir verfolgen, lautet: „Was

ist der russische Geisteskampf, und was kann er uns bieten?" Und nun erklärt uns diese Eigentümlichkeit der russischen Seele, wie hier der Boden für einen Geisteskampf von ganz besonderer Größe und Intensität vorhanden ist. Freilich zu einem Kampf, der zum großen Teil gegen sich selbst und die sich aus dem eigenen Wesen ergebenden Entartungen geführt werden muß.

Es liegt auf der Hand, daß dieses Vorwiegen des emotionellen Lebens, diese so unmittelbare, oft fast kindlich sprunghafte Reaktionsfähigkeit zur Flatterhaftigkeit, zu einer unsteten, unsicheren und schwankenden Haltung führen kann. Klar ist auch, wie sie aus — teilweise unbewußtem — Gegensatz gegen sich selber dazu treibt, bei etwas rein Aeußerlichem, Formalistischem, Zuflucht und Halt zu suchen. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" ergänzt sich nur zu oft durch einen pathologischen Hang zu äußerer Ordnung. Die innere Unruhe will man los werden, indem man sich einen äußeren Halt holt. Die russische Psychologie (man denke nur an den russischen orthodoxen Marxismus, vielleicht das größte Beispiel der eigenen Entseelung und Entpersönlichung) ist besonders reich an solchen Beispielen.

Freilich ist zugleich einleuchtend, daß diese seltsame Veranlagung, wenn sie durch Selbstreinigung, Selbstbewahrung vor ihren Gefahren und Auswüchsen ihre volle Expansionskraft erhält, zu einem ganz besonders intensiven und leidenschaftlichen Kampf führt.

Die größere Nähe der Natur, das starke Empfinden, dieser innige Anschluß an das Unmittelbare, können Segen oder Fluch bedeuten. Sie sind eine Waffe, die sich gegen den kehrt, der sie nicht zum Kampfe braucht. Der Russe ist mit einzigartigen Waffen zum Lebenskampf ausgerüstet worden. Sie sind aber sein Verderben, wenn er nicht kämpft. Sie führen ihn zur Feigheit, Trägheit, zum dumpfen Brüten. Sie lassen ihn Verantwortung und Initiative vergessen. Sie treiben ihn zum Formalismus und lassen ihn dort Sklavendienste verrichten.

Die Intensität der Empfindung, die Stärke der Affekte, die fast kindliche Reaktionsfähigkeit auf die Reize des Daseins und die Konflikte des Lebens, der primitive Pessimismus, der in der slavischen Seele steckt und sie für die düstern Seiten des Daseins so empfindlich macht, können zu völliger Tatenlosigkeit führen. Der Affekt kann sich selber leben, sich genügen und sich stets im Kreislauf bewegen. Keine Psychologie ist so reich an Beispielen einer Passivität, die aus der Wollust des Gefühlslebens nicht herauskommt oder durch das Ueberwältigende der Empfindung tatenlos wird, wie die russische. Auch widrige, qualvolle Empfindungen können hier Selbstzweck werden und die Wendung zur Tat unmöglich machen.

Der russische Geist hat viel von Hamlet. Er hat so tief in die grausigen Seiten des Lebens geschaut, daß sein Tatendurst Schaden litt. Dagegen gibt es für ihn nur ein Mittel, den Kampf. In der Kriegserklärung liegt seine Selbstbewahrung. Die gleiche Sensibilität,

der ungeschwächte Sinn für die Konflikte des Daseins, die sprunghafte, völlig ungeschwächte Reaktionsfähigkeit, die zur Selbstzersetzung führen können, können auch, als Waffen verwendet, zu einem leidenschaftlichen Krieg befähigen. Denn die revolutionäre Leidenschaft geht nicht von einer harmonischen, optimistischen Weltanschauung mit abgeschliffenen Kanten, abgestumptem Empfinden aus. Erst aus der Verzweiflung, aus dem Empfinden der Konflikte in ihrer ganzen, ungeschwächten Tragik taucht sie empor. „Erst aus der Verzweiflung wurde ich, was ich bin", sagte einer unserer größten Revolutionäre. Freilich muß sich dann die Verzweiflung in den Willen umsetzen, zu stürzen, was zur Verzweiflung treibt.

Der russische Geist hat diese Wendung vollzogen. Sonst hätten wir hier nicht von ihm zu reden. Die gleiche Sensibilität, das gleiche starke Empfinden der düstern Tragik des Lebens kann einen Märtyrer der Selbstzerfleischung, einen raffinierten Techniker der Betäubung, kann aber auch einen Bakunin und Krapotkin hervorbringen.[1])

Die allergrößten Vertreter des russischen Geistes: Bakunin, Krapotkin, Tolstoj und Dostojewsky sind nicht weniger Pessimisten als die Russen, die den Pessimismus für das letzte Wort der Weisheit halten oder in äußerm Formalismus oder wilder Sinnenlust einen Ersatz für das, was ihnen das Leben versagte, suchen. Sie haben nur anders reagiert. Sie haben sich nicht vor der Welt geflüchtet, sondern sie zu stürzen beschlossen. Sie haben nach der dazu erforderlichen inneren Entscheidung den Krieg erklärt, dessen Hauptphasen wir nun zu schildern haben.

III. Die Literatur als Kampfesform.

„Der Schriftsteller, wenn er eine Woge ist,
Des Ozeans, den man Rußland heißt,
Kann nicht sich nicht empören,
Wenn sich die Elemente empören.

Der Schriftsteller, wenn er ein Nerv ist
Im großen Körper, den man Volk heißt,
Kann nicht nicht getroffen werden,
Wenn die Freiheit getroffen wird."

Es liegt tief in den russischen Zuständen begründet, daß die Literatur zu einer Hauptform des Kampfes geworden ist. Und zwar nicht nur, weil den Russen andere Kampfesarten versagt wären. Die literarische Form ist dort viel mehr als notdürftiger Ersatz für

[1]) Es ist oft bemerkt worden, daß nach dem Scheitern der russischen Revolution ganze Kreise einem düstern Pessimismus verfielen, bei dem Enttäuschung und Verzweiflung mit Sinnenlust und Sinnentaumel verbunden waren. Der sexuelle Orgiasmus war das Surrogat der revolutionären Spannung. Freilich ist sofort zu sagen — und dies ist sehr bezeichnend für den russischen Geist — daß dieser Taumel sehr kurz anhielt. Die Literaturperiode, in der er sich spiegelte, darf nun als völlig abgeschlossen betrachtet werden. Artschibasef, einer ihrer Hauptvertreter, wird jetzt in russischen Antiquariaten nach dem Gewicht verkauft.

andere Kämpfe. Sie ist eine der Waffen, die sich ein sehr reger, kühner, revolutionärer Geist geschaffen hat, der mit geistigen Mitteln, seiner Würde und Größe entsprechend, den Kampf führen will, zu dem er berufen ist. Darum spielt auch die Literatur in der Entwicklung, von der wir hier zu reden haben, eine hervorragende Rolle. Sie hat den Kampf eröffnet; sie hat zu ihm aufgerufen. Und sogar, als sie die Truppen geworben und gewonnen hatte, die ihn führen sollten, ist sie nicht von der Front zurückgetreten, sondern blieb, als Sturmkolonne, die zu jedem neuen Vorstoß bereit war, und es als ihren Ehrentitel betrachtete, als erste vorzugehen. Literarische Werke bezeichnen die Hauptetappen der russischen geistigen Entwicklung. An ihren Wendepunkten stehen Bücher. Freilich sind diese Bücher nicht gewöhnliche Bücher.

Damit ist auch gesagt, daß man diese literarische Form nicht für ein bequemes Mittel halten darf, durch das die Elite der ganzen Schwere des Kampfes zu entgehen sucht. Das Verhältnis ist umgekehrt. Die Elite, der Geist ruft zum Kampf auf. Sie richtet einen Appell an das Volk. Zum Schaffen, wie sie es wollen, müssen zunächst Herz und Gewissen gewonnen werden, der Boden vorbereitet, oder gar dem Feinde ertrotzt werden. Darum schreiben sie. Darum hat die intellektuelle Form den Kampf nicht auf das Niveau der reinen Verstandestätigkeit herabgedrückt. Man kann vielmehr sagen, das Charaktervolle, Heroische dieses intellektuellen Kampfes habe auch der Form des literarischen Kampfes Größe eingehaucht. Es wird kaum eine Literatur geben, die so sehr alle Kennzeichen eines ganz ernsten, mit vollem Bewußtsein aufgenommenen Kampfes aufweist, wie die russische. Hier ist der Literat mehr als Problemsteller, Aesthetiker, geistiger Führer. Er ist Apostel, Prophet, Ketzer und teilt das Los der Apostel und Ketzer. Er steht ein für sein Werk, und dies nicht nur mit seiner Feder, seinem Verstand; er setzt mehr aufs Spiel, als seinen Ruhm. Er zahlt mit seiner Freiheit, seinem Leben.

„Ein Leben heisch ich voller Leiden,
Zum Trotz der Liebe und dem Glück:
Mein Geist ist schlaff von all den Freuden,
Und blöd von all der Lust mein Blick!

Mag Haß und Hohn wie Blitzesstrahlen
Entnebeln meine Lebensbahn:
Was ist der Dichter ohne Qualen,
Was ohne Sturm der Ozean?

Nur um den Preis der Schmerzenstränе
Erwirbt er sich das Priestertum;
Er kauft die hehren Himmelstöne —
Geschenkt, verweigert er den Ruhm![1])

Darum ist auch die russische Literatur charakterbildend und erhebend wie wenig Literaturen. Wer Beweise hiefür braucht, kann sie

[1]) Lermontow.

schon im äußeren Schicksal ihrer typischen Vertreter finden. Wo gibt es einen der ganz Großen, der nicht für seine Ueberzeugung und die Verbreitung seiner Ideen schwer gelitten hätte, der nicht ins Gefängnis, in die Verbannung gewandert wäre, nicht den Fluch des Ausgestoßenen, die Schmach des Ketzers getragen hätte? Sie alle haben auf irgend eine Weise unter dem schweren Konflikt zwischen der wilden Welt des revolutionären Werdens und der brutalen, zynischen Welt des Seins, dieser kalten, offiziellen, ihrer selbst gewissen Welt, die die Störefriede zu Tode plagt, leiden müssen. Der russische Geisteskampf trägt die Schmach des Paria — freilich umstrahlt ihn auch die Märtyrerkrone. „Der Glaube verpflichtet zum Martyrium." Wo wir Martyrium finden, muß ein großer Glaube vorhanden sein.

Sobald die russische Literatur die fremden Einflüsse überwunden hat, und ihr eigenes Wesen, ihre Bedeutung erfaßt hat, wirft sie sich auf das Gebiet, auf dem sie ihre Meisterschaft erweisen kann. Sie sucht nicht mehr nach Anlehnung; sie tastet sich nicht mehr, noch halb auf die Romantik gestützt, in der unklaren Schwärmerei des Auslandes herum. Sie weiß selber, was Sehnsucht ist. Zum Entflammen dieser Sehnsucht braucht sie nicht mehr die Stürmer und Dränger des Auslandes. Sie wird selber in den Kampf eintreten; mit ihren Mitteln, ihren Waffen wird sie ihn führen. Dieser Kampf wird der ganzen schmachvollen, düstern Realität gelten. Es wird ein „sozialer" Kampf sein, wenn wir dem Wort „sozial" einen viel weiteren Sinn geben, als er ihn bei uns haben kann, wo es so leicht etwas Halb- oder Ganzpolitisches bedeutet. Die russische Literatur wird sich in den Dienst des wahren Lebens stellen, entgegen allen Verzerrungen und Vergewaltigungen des Lebens. Sie wird zum reinen Ausdruck eines Geistes, der nach einem tieferen Sinn des Lebens sucht, das Problem der Bestimmung der Menschheit wieder aufnimmt, voller Liebe zu den Armen und Entrechteten ist,[1]) voller Trotz gegen die Gewalten ist,

---

[1]) Des Nächsten Elend.

„Was in die Augen mir Stunde für Stunde
starrst du, des Nächsten entsetzliches Elend,
heulst in das Ohr mir gleich hungrigem Hunde,
stichst mich als Schlange, die Brust mir entseelend?

Wie kann ich helfen dir? Wie kann ich mindern
dir deine Last mit den kraftlosen Händen?
Wie mit den Tränen des Weibes dir lindern
je deiner Wunden Geglüh und es enden?

Gold hab' ich nicht, zu befehlen und siegen,
Macht nicht des Wortes, zu donnern und blitzen —
wie kann ich dann das Verhängnis bekriegen,
wie kann den rechtlosen Bruder ich schützen?

Wie kann zerreißen alsdann ich die Schlingen?
Wie kann das ewige Dunkel ich lichten?
Wie kann das Lied der Erlösung ich singen?
Wie kann ringsum ich das Elend vernichten?" Anna Barykowa.

welche diese Bestimmung unmöglich machen und Recht und Wahrheit zu Boden treten.

Sie tritt damit in den Dienst der Revolution, mit den Eigenschaften gewappnet, die man zur Revolution braucht. Sie wird Glut, Hoffnung, Glaube.

„Mein Freund, mein Bruder, leidender, erschöpfter Bruder,
Wer du auch seist — verzage nicht.
Mögen auch herrschen das Böse und die Ungerechtigkeit
Auf der von Tränen durchtränkten Erde,
Mag auch das heilige Ideal zerschlagen und geschmäht sein,
Und fließen das unschuldige Blut,
Glaube! Es kommt die Zeit, da Baal stürzen wird,
Und da die Liebe wieder auf Erden kommt.

Und dann gibt es nicht Tränen und nicht Haß,
Es gibt keine Gräber ohne Kreuz, keine Sklaven,
Es gibt keine lichtlose Not mehr, kein Schwert, keine Schandpfähle.
O mein Freund — es ist nicht nur ein Traum.
Schau ... Es gibt zu viel Not um uns herum.
Zu schwarz ist die Nacht.
Die Welt wird müde sein ihrer Not, sie wird ersticken im Blut.
Müde wird sie sein ihres unsinnigen Kampfes,
Und wird aufleben zur Liebe, zur grenzenlosen Liebe,
Die Augen voll tiefgebeugten Gebetes. Nadson.

IV. Die Satire.

Der revolutionäre Kampf kann sehr verschiedene Formen annehmen.

Es gehört zu den Kennzeichen der russischen Seele, daß sie sich auf diese verschiedenen Formen verstanden hat. Diese so unbeugsame und wieder so geschmeidige, so ernste und so schalkhafte Seele hat rasch begriffen, daß der äußere Umsturz nicht am radikalsten aufräumt. Sie hat sich im Kampf gegen Schein, Heuchelei, Unterdrückung in meisterhafter Art auch der feineren Mittel bedient. Sie hat auch nicht sofort an den Sturz des Bestehenden denken können, sondern es zunächst unterminieren müssen. Und sie hat es darin zur Meisterschaft gebracht.

Der Russe kann auf Zar und Polizeipräfekten schießen; er kann in unterirdischen Gängen Bombenattentate vorbereiten oder aus Geheimdruckereien die Welt mit Flugschriften überfluten. Aber er versteht sich auch darauf, die Welt des Scheins ohne solche äußere Mittel zu entwerten. Er kennt die Methoden, die sie innerlich unmöglich machen. Man kann sich fragen, ob uns eine andere Literatur so deutlich zeigt, wie Ironie und Satire ein Stück Revolution sind. Wie sie das unechte Sein entwerten, wie sie eine Auflehnung des echten, tiefen Empfindens gegen das erkünstelte Wesen sind, das uns umgarnt.

Wie kaum eine andere Rasse, dank ihrem unmittelbaren Empfinden und der Intensität ihres Gemütslebens zum Kampf gegen den Schein auserlesen, haben die Russen als eine Hauptkampfwaffe die Satire erwählt. Darum ist die russische Satire etwas sehr Eigenartiges. Fremd

ist ihr im Ganzen, was nur aus der Lust am Zersetzen, aus der frivolen, Freude am Herunterreißen hervorgeht. Auch wo sie elegant, leicht beschwingt einherschwebt, merkt man ihr ihren Ursprung an. Sie kann nicht verleugnen, daß des Lebens düstrer Ernst ihr Vater, daß die Empörung ihre Mutter ist. In seinen Satiren ist der Russe ernster als manches Volk in seinen Dramen, und gerade darin offenbart sich, wie sein Schaffen aus den Tiefen der Seele hervorquillt.

Daß die russischen Satiriker den Spürsinn des genialen Detektivs besitzen und an Darstellungsgabe den besten französischen Humoristen und Essayisten nicht nachstehen, soll uns nicht vergessen lassen, daß sie in ihrer Art viel mehr als Literaten und Detektive sind, daß sie Propheten und Umstürzler sind. Man kann noch weiter gehen. Die Form ist nur deshalb so glänzend, so ergreifend, weil sie der Ausdruck einer innern Empörung ist, der die ganze Seele erzittern läßt. Es ist eher Beweis der Zucht des Charakters, wenn die Darstellung sich innerhalb der Grenzen reiner Objektivität hält, kein Zeichen innerer Teilnahmslosigkeit.

Die russischen Satiriker haben den Diensteifer ihrer Polizeipräfekten und Untersuchungsbeamten entlehnt. Kein Schlupfwinkel, keine Spelunke ist ihren Sperberaugen entgangen. Und wenn sich Heuchelei und Gemeinheit auch noch so verborgene, heimliche Stätten ersehen haben, so sind sie doch bald von der Satire entdeckt und entlarvt worden. Bald wurde der Rapport über sie aufgestellt und veröffentlicht. Und in diesem Rapport ist der Angeklagte mit so meisterhafter Kunst gezeichnet, und die innersten Triebfedern seines Handelns sind so klar dargelegt, daß sich das Urteil schon aus dem Rapport ergibt. Man braucht nicht einmal vor den Richter. Ein jeder kann es fällen.

So sind die russischen Satiriker die Detektive und Untersuchungsrichter aller Verbrecher geworden, die am Leben gefrevelt haben. Wo das Leben entwertet, veräußerlicht wird, wo man sich einem trägen, faulen Genuß hingibt, wo das Offizielle und das Philiströse alles frische, echte Empfinden zurückdrängen, da ertönt ihre Anklage.

Noch lauter erschallt sie, wo hohle Süffisanz, bureaukratische Förmlichkeit, roher Machtdrang, soziale Ungerechtigkeit es erdrücken, wo schlaue Kompromisse, Armut des Denkens, Feigheit des Charakters, Kriecherei, Angst um das Fortkommen, Angst vor den Entscheidungen und Konflikten des Lebens dieses Leben zu etwas Hohlem, Wertlosem werden lassen.

Damit ist die russische Satire zu einer sozialen, ethischen und religiösen Erscheinung geworden. Sie hat mit ihrer langsamen, aber sichern Minierarbeit die Grundlagen der offiziellen Mächte unterwühlt. Wenn Bureaukratie, Absolutismus, Kirche, korrupte Politik unter den Stößen eines äußern Sturms ins Wanken geraten, so ist das nur durch diese unscheinbare Maulwurfsarbeit denkbar. Und wenn sie trotz ihrer äußern Unerschütterlichkeit in den Augen der tiefer blickenden zum

Tode verurteilt sind, so ist dies zum großen Teil der Satire zu verdanken. Wie hat z. B. Gogols Komödie „der Revisor" mit ihrer Persiflage der Bureaukratie zum Kampf gegen die korrupte Politik angefeuert. Sie eröffnet die Fehde gegen das Regime der äußern Macht und der Bestechung, wie die „Hochzeit des Figaro" in Frankreich den Kampf gegen das „Ancien régime". Ihre Tragweite reicht wegen des größern Ernstes sogar noch weiter.[1])

Und was für eine verkappte Revolution ist Tschechow. Es gibt keinen Typus der Heuchelei, der unwahren Lebensführung, der Kriecherei, der Süffisanz, der Pedanterie, es gibt keine Verdrängung wahren Empfindens durch Schablone und Offizialität, die sein scharfer, wehmütiger Blick nicht zum Gegenstand seiner Beobachtung gemacht hätte.[2]) Er drang in alle Tiefen der Seele ein. Er enträtselte den Mechanismus, der uns den Schein statt der Wahrheit suchen läßt, und aus dem Leben, das wir frisch empfinden, groß führen sollten, ein fratzenhaftes Zerrbild macht. Jede Gestalt ist wahr, so lebenswahr, daß man ihr ihren Ursprung aus dem realen Leben anmerkt. Aber die Gestalten sind zugleich ins Typische, allgemein Charakteristische erhoben, von allem Nebensächlichen befreit, sind sie groß, prägnant dargestellt. Sein Werk ist das pathologische Museum der Seele. Alle Entwertungen des Lebens sind hier vorhanden, nicht von einem Pedanten rubrifiziert, sondern von einem genialen Darsteller des Lebens in Wachs gegossen. Die ganze Handlungsweise und die Katastrophen, zu denen sie treiben muß, nötigen uns, bis auf den Ursprung zurückzugehen. Die Krankheitsgeschichte, bis zum tötlichen Ausgang von Meisterhand verfaßt, zeigt, wie tief der Organismus infiziert war.

So ist Tschechow Erzieher zum Sehen. Und er, der Darsteller der Willenlosen, der leeren Existenzen, der Neurastheniker, ist ein Erzieher zum Wollen. Er zeigt, was für elende, flache Geschöpfe ein unwahres Leben aus uns macht, und damit spornt er den Willen an, sich von diesem Leben loszureißen. Und ganz selten — aber dann um so unmißverständlicher — mischt sich ein zarter, feiner Ton ein, der das düstere Bild durch etwas Positives ergänzt. Es ist ein lichter, zarter, fast unmerklicher Schein wie der Sonnenstrahl im Hintergrund

---

[1]) In einem gewissen Sinn ist auch das ganze Hauptwerk Gogols „Die toten Seelen" eine großartige Satire, bei der die Hauptmotive der russischen Ironie, namentlich der Gegensatz zwischen Schein und Wesen, zum glänzenden Ausdruck kommen. Was ist eine Welt, in der man mit „toten Seelen", das heißt, mit bereits gestorbenen Leibeigenen, glänzend Carrière machen kann.

[2]) Gerade bei ihm wird uns etwas klar, das man nicht genug betonen kann. Die russische Ironie ist im ganzen der Versuchung entgangen, die so leicht der Satire droht, durch die glänzende Darstellung des Unsinnes und der Gemeinheit des Lebens eine Art Rechtfertigung davon zu geben. Sie ruft selten die Stimmung hervor die man etwa bezeichnen könnte: „Wir verzeihen gern etwas schlechtes, wenn es eine so geniale Schilderung hervorgebracht hat." Sie ist somit nie Rechtfertigung, sondern Entwertung des Gemeinen. Wie lehrreich ist hier ein Vergleich zwischen Tschechow, Saltykow und Maupassant.

einer düstern Ruysdaellandschaft, durch den aber doch die Landschaft erleuchtet ist, während die Schatten noch trüber werden.

Weniger bekannt, bei uns fast unbekannt, ist Saltykow-Schtschedrin, einer der größten politischen, ethischen und sozialen Satiriker aller Zeiten. Auch er ist darin klassisch, daß die Schärfe seiner Satire seiner Sehnsucht nach einem ganz großen, absoluten Ideal entstammt, und daß sich die Größe, die er dem satirischen Ziel gegeben, aus der Weite seines die ganzen Menschheit umfassenden Horizontes ergibt. Der warme, edle Idealist wird zum genialen Darsteller der Heuchelei, aller Zwittergestalten zwischen Tugend und Laster, aller Hüllen, welche Bequemlichkeit und Scheinheiligkeit aufs Leben legen. Der Vertreter eines hohen sozialen Ideals hat die Phrasen des unwahren politischen Ideals an den Pranger gestellt, wie selten einer. Die Hohlheit, Phrasenhaftigkeit und Impotenz des politischen Liberalismus hat dieser Russe in einer Art gegeißelt, die für das der liberalen Phrase gegenüber so wehrlose Europa beschämend ist: Der „Barbar" ist hier weiter als der Kulturmensch. Er glaubt nicht an die Lüge und kennzeichnet sie als Lüge.

Saltykow hat sogar einen Heuchlertypus geprägt, der sich neben „Tartufe", die Bearbeitung der Heuchelei durch das französische Genie, stellen darf. Die Gestalt des Porphyrius Golowliow ist nicht nur nach ganz neuen Gesichtspunkten gezeichnet, sondern auch dadurch originell, daß hier der Heuchler, wie es ja tatsächlich gewöhnlich der Fall ist, sich nur zum Teil seines Betruges bewußt ist und durch eine unerbittliche innere Logik, durch die Logik des Selbstbetrugs, an sich selber zu grunde geht. Es ist ein wesentlicher Charakterzug der russischen Satire, den Tod der Seele nicht durch einen äußern Anlaß herbeizuführen, sondern ihn durch die Feinheit und unerbittliche Logik ihrer Psychologie aus der seelischen Krankheit abzuleiten.

Was für eine Bedeutung der Ironie im russischen Geistesleben zukommt, sehen wir auch an den ganz großen Gestalten, bei denen sie freilich zur Nebensache wird und vor dem positiven Schaffen zurücktritt. Auch da fehlt sie nicht. Bei Tolstoj ist sie noch da. Nicht offiziell, sondern gleichsam ins Unbewußte zurückgedrängt. Aber doch ist sie da in all ihrer Schärfe, ein wichtiges Darstellungsmittel und zugleich ein Mittel zu entwerten.

Tolstoj versteht es, den Menschen eine lächerliche Rolle spielen zu lassen und damit sich selber und der von ihm vertretenen Sache das Todesurteil zu sprechen.[1]) Wenn die Szenen zwischen dem Haupthelden und dem die ganze Unhaltbarkeit des kirchlichen Standpunktes vertretenden Priester in „Das Licht leuchtet in der Finsternis" nicht eine Satire ersten Ranges sind, wüßte ich nicht, wo wir Satiren zu suchen hätten.

[1]) „Das Licht leuchtet in der Finsternis". Auch im „Lebenden Leichnam", in der „Kindlichen Weisheit" und in zahlreichen Märchen, Volkserzählungen 2c.

V. Die Revolution.

Die Satire ist nur die Vorschule der Revolution. Sie spornt zur Tat an; aber sie ist noch nicht die Tat. Darum ist auch der russische Geist nicht bei ihr stehen geblieben. Dem Vorpostengefecht folgte der eigentliche Kampf.

Die russischen Zustände machen es nur zu begreiflich, daß dieser Kampf zum großen Teil den politischen Formen galt. Aber es wäre eine schwere Ungerechtigkeit, wenn man darum das politische Moment zum Hauptmoment des Kampfes machen wollte und meinte, damit höre er auf, ein *Geisteskampf* zu sein.

Das Eigentümliche ist vielmehr, wie der russische Geist auch in den politischen Kampf die Weite, Spannung und Würde des Kampfes um hohe Menschheitswerte hineinlegt. Wir haben mit Recht eine starke Abneigung gegen die „politische Literatur". Sie liegt oft so weit abseits von allem tieferen, echten Empfinden. Sie stellt sich so leicht in den Dienst der Partei, der Clique. Sie reduziert so gerne den Weltkampf auf den Streit zweier Parteien; ihr wird die Weltüberwindung zum Wahlresultat. Mehr als Heiligkeit und Größe gelten ihr die Urne oder die Barrikade. Die Schriften der Generation von 1848 sind uns zum Teil recht fremd geworden. Was da von Preßfreiheit und Konstitution geschrieben wird, dürfte gegenwärtig schwerlich jemand anders, als die Politiker und Geschichtsschreiber interessieren.

Die Literaten, die in Rußland für die Abschaffung der Leibeigenschaft eingetreten sind, die Russen, die gegen Bureaukratie und Absolutismus geschrieben, haben,[1]) sind heute noch aktuell. Das gleiche gilt von den sozialen Kämpfen im engeren Sinn, *von der sozialistischen* Bewegung.

Schwerlich wird der Sozialismus irgendwo mehr als heilige Empörung erlebt und gelebt. Der Sozialismus ist dort so viel mehr als der politische Sozialismus. Er ist das Leben, das aus der Enge des finstern Egoismus, aus der Kaserne des autoritären Zwangs heraus will und sich durch Opfer, Liebe und Hingabe aufwärts schwingt. Er bedeutet ein Leben, in dem alle heiligen Energien, die im Menschen nach freier Entfaltung rufen, sich auch wirklich frei entfalten können.

Es ist nicht zufällig, daß einer der typischen Vertreter des russischen Geistes, Maxim Gorkij, das, was man das Hohelied des Sozialismus nennen könnte, geschrieben hat. Seine kleine Schrift „Genosse" läßt uns empfinden, was es heißt, wenn einmal die Menschen Genossen sind, wenn einmal die Welt der Konvention, die uns in Klassen, Stände, Kasten trennt, die uns zu Ausbeutern und Ausgebeuteten macht, wegfällt, und der Mensch den Menschen nicht nur als Genossen anredet, sondern als Genossen behandelt. Was der Sozialismus bedeutet, was er in der Seele an heiliger Leidenschaft auslöst, wie er jauchzen läßt und die Faust ballen läßt, wie er Jubeltöne entlockt und zu den

[1]) Gogol „Tote Seelen", „Revisor"; Turgenieff „Memoiren eines Jägers".

wuchtigsten Hieben ausholen läßt, wie er die Hure mit neuer Würde ausstattet und den Bettler aufrecht gehen läßt, wie er den Stolzen zerbricht und den Gekrümmten wieder aufrichtet, das alles sagt uns „Genosse".

Und auch hier ist, was die großen Vertreter des russischen Geistes zu einem klassischen Ausdruck gebracht haben, was in den Tiefen der Volksseele schlummert. In der russischen Volksseele, ihrem naiven Altruismus, ihrem unerschöpflichen Schatz an Gemüt, an einfacher, herzlicher Liebe, in ihrem humanen, selbst gegen Feinde humanen Zug, liegt ein unbewußter Sozialismus, der, wenn er die richtige Anregung und Verwertung fände, dem Sozialismus nicht nur zu einer schönen theoretischen Form, sondern zu einer konkreten, großen Verwirklichung seiner Ideale verhelfen könnte.[1])

Es ist darum auch leicht erklärlich, warum der Sozialismus in Rußland in sehr radikaler Form vertreten ist und bis zu den letzten Konsequenzen durchgedacht wird. Eine gewisse Sozialphilosophie leitet den russischen Anarchismus aus dem ungestümen, fast noch kindlichen Gegensatz gegen den Absolutismus ab. Ohne Zarismus hätten wir keinen Bakunin. Ohne ihn wären Krapotkin und Tolstoj wohl zu Sozialreformern, aber sicherlich nicht zu sozialen Umstürzlern geworden.

Man könnte sich zunächst fragen, woher es kommt, daß diese Anarchisten sich in konstitutionellen Staaten, ja sogar in Demokratien[2]) keineswegs zu einer wesentlichen Revision ihrer Haltung veranlaßt sehen, daß sie den Staat nicht weniger bekämpfen, auch wenn er ein Parlament aufweist oder nur „der freie Ausdruck des Volkswillens" oder seiner Majorität ist. Woher kommt es, daß ihnen der Anarchismus nicht vergeht, wie etwa das Frieren, wenn sie an die Sonne des Südens gelangen? Woher kommt es ferner, daß sie von temperamentvollen Westeuropäern nicht als Bekehrungsobjekte, sondern als Anreger zu neuem Wollen angesehen werden?

Der russische Anarchismus muß somit andern Ursprungs sein. Wir werden bei seinen typischen Vertretern den durch den Absolutismus geweckten und geschärften Zug des russischen Geistes zur absoluten Revolution gegen alle Mächte, die die Seele erdrücken, finden. Er ist in gewisser Hinsicht das letzte Wort des russischen Geistes, und bevor der russische Geist dieses Wort gesprochen hatte, durfte er nicht schweigen. Dieser Geist, der so ganz Seele, so ganz Gemüt ist, mußte einmal das soziale Problem völlig ins Seelische übersetzen, mußte alles daraus

[1]) Schon die dem russischen Geiste eigene Liebe zu den Kleinen, Armen, Verachteten, die Bereitwilligkeit, für sie einzutreten, ihre Sache zu führen, die Einfühlung in die Leiden der Paria der heutigen Kultur, der Wille, die Kultur zu stürzen, die zu einer solchen entwürdigenden Existenz führt, gibt dem russischen Sozialismus etwas sehr Radikales und zugleich Seelenvolles. Radikales gerade, weil es so seelenvoll ist.

[2]) Man braucht nur zu lesen, was Bakunin und Krapotkin über Liberalismus, Demokratie, Freisinn, Jakobinertum schreiben, um sich davon zu überzeugen. Der Anarchismus Tolstojs macht keineswegs bei den liberalen Regierungen Halt.

ausschalten, was sich nicht auf geistige Werte stützt, sondern von äußeren Ordnungen etwas erwartet. Sein Ideal einer durch geistige Bande vereinten, sich an der wechselseitigen Steigerung ihrer reinsten Energien freuenden Gemeinschaft mußte der russische Geist einmal in voller Reinheit entwerfen und mit aller Kraft zu verwirklichen suchen.

Der russische Sozialismus ist darum auch zur Charakterisierung des russischen Geistes von großer Bedeutung. Rußland ist das Land, in dem sich das Leben gegen die Mechanisierung und Veräußerlichung stark und tapfer zur Wehr setzt, auch wenn die Verkrüppelung des Lebens aus dem eigenen Wesen stammt. Sehr typisch spiegelt der russische Sozialismus diesen Gegensatz wieder. Man kann sich fragen, ob der starre, orthodoxe Marxismus, der an Intoleranz und dogmatischer Borniertheit die ultramontane Kirche noch übertrifft, irgendwo so gesinnungstreue Apostel zählt, wie in Rußland. Ein Russe, der seine Unmittelbarkeit und Freiheit aufgibt, tut auch das nicht halb. Er wird Fanatiker der Veräußerlichung und Mechanisierung. Da bietet aber wieder Rußland selber die stärkste Reaktion dagegen. Der russische Geist bäumt sich auf gegen den Zarismus und die Bureaukratie. Er sperrt sich aber auch gegen die rote Bureaukratie und die sozialdemokratische Kirche mit ihrem Katechismus, ihrem Index und ihrer Ertötung jeder Freiheit. Das Land, das nach Westeuropa so manchen Organisator und Kardinal der marxistischen Orthodoxie liefert, hat uns auch Bakunin, Krapotkin, Tolstoj und Herzen gegeben. Die Ketzer sind vielleicht nicht in großer Zahl vorhanden. Es genügt aber, daß sie da sind. Bei Ketzern ist das Quantum Nebensache.

Damit hat Rußland in der Geschichte des Sozialismus eine Bedeutung, die wir bis jetzt nur annähernd schätzen können. Es hat durch seine Kritik der sozialen Schäden aus der Tiefe seines Gemüts heraus das Entstehen eines wahren und tiefen Sozialismus befördert. Es hat durch seine Leidenschaft und seinen Zug zum Ganzen dem Sozialismus Leidenschaft eingehaucht. Der echte russische Geist ist eine Selbstbewahrung des Sozialismus vor feigen Kompromissen und innern Entartungen. Der russische Geist ist neben dem Kantischen Idealismus und dem französischen revolutionären Temperament die welthistorische Macht, die den Sozialismus vor dem innern Verkommen, vor Schematismus, vor Anpassung und entnervenden Bündnissen bewahrt hat. Er ist nicht nur die Revolution gegen Kapitalismus und Staat, sondern auch die Revolution gegen den Sozialismus, der alles aus materiellen Ursachen herleitet und auf materielle Zwecke abstellt, dem Geist die Selbständigkeit versagt und alles von der Zahl, der Organisation und der äußeren Macht erwartet, anstatt sich auf die Stärke des Impulses, die Leidenschaft und die Begeisterung zu verlassen. Je radikaler er vorgeht, desto mehr offenbart uns der radikale Zug bei den Russen, das er aus der Tiefe der Seele quillt und mit der gänzlichen Befreiung des Menschen Ernst macht. Er ist darum weit, frei, antidogmatisch; allem, was er anpackt, verleiht er etwas Tiefes und Weites. Es ist

nicht zufällig, daß Bakunin nicht nur politischer Anarchist ist, sondern den klassischen Protest des Lebens gegen alle Versuche, es durch Schablone, durch geistigen „Knutogermanismus" einzuengen, geschrieben hat.

Damit kommen wir auf den Gedanken zurück, den wir bereits am Anfang dieses Abschnittes andeuteten. Die Revolutionen des russischen Geistes sind nicht ausschließlich, nicht einmal vorwiegend politischer Natur. Sie wenden sich überhaupt gegen alles, was das Leben erdrückt, es seiner Spannung beraubt. Der echte russische Geist ist ein antidogmatischer Geist. Er will frei sein „wie Wind auf Bergen". Darum seine Stürme gegen Dogma und Tyrannei jeder Art, ob kirchlicher, politischer oder wissenschaftlicher Natur. Gegen Schablone und Gesetz, gegen Autoritätssucht und Verklausulierung des Lebens durch das System. Es ist nicht Zufall, daß ein Russe, das glänzendste Requisitorium gegen die formalistische, ihrer selbst zu gewisse, selbstbewußte und aus Liebe zum Schema gegen das Leben ungerechte oder gar verbrecherische Wissenschaft geschrieben hat. Die „Memoiren eines Arztes" von Weressajeff sind wie der „Knutogermanismus" Bakunins ein hervorragendes Zeugnis, daß der Russe nicht nur gegen die Brutalitäten des Zarismus, sondern mit ebenso regem Eifer gegen die Anmaßungen der Wissenschaft und ihrer Hierarchie zu kämpfen weiß.

Aehnliches gilt auch vom russischen Antimilitarismus. Es ist auffallend, wie der russische Geist mit ganz anderer Ausrüstung in den Kampf gegen den Militarismus, diese gröbste Verkörperung der Gewalt und Negation aller Menschenwürde zieht, und diesen Kampf darum ganz anders ausficht, als wir. Der russische Antimilitarismus ist so weit vom durchschnittlichen westeuropäischen entfernt, wie etwa ein Krapotkin von einem Staatssozialisten. Im russischen Antimilitarismus empört sich die ganze Seele gegen die Ordnung, die sie ertötet.[1]) Es gibt drum hier kein Markten und Feilschen. Es wird hier kein politischer Kampf gekämpft. Die Frage lautet ganz anders. Kann die Seele durch das Höchste, dessen sie fähig ist, durch Heiligkeit und Opfer, das System überwinden, das sie vergewaltigt? Wird Gott über den Teufel siegen?

Doch dies bringt uns auf ein weiteres Kapitel.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Es fällt uns bei sämtlichen Russen auf, die gegen den Krieg und den Militarismus geschrieben haben, nicht nur bei Tolstoj. Bei Garschin ist es das zarte, weiche, reine Gemüt, das sich gegen diese Roheit empört. Andrejews „Rotes Lachen", wohl die genialste Darstellung des „Dämonischen" im Krieg, läßt die Seele unter dem Eindruck dieses Dämonischen so erzittern, daß sie, wenn sie nicht zu grunde gehen will, selber alle dämonischen Kräfte aufbieten muß, die in ihr schlummern.

„Staatsbürgerliche Erziehung."

Im Vordergrund der Diskussion steht das Thema: „Staatsbürgerliche Erziehung". Neu angeregt durch die Motion Wettstein im Ständerat vor etwas mehr als Jahresfrist ist diese Diskussion bis heute immer eifriger benützt worden, bis sie sich schließlich im Mai dieses Jahres „verdichtet" hat zu den Anträgen der Erziehungsdirektoren-Konferenz.[1]) Sie ist heute noch nicht geschlossen, wenn sich auch schon ein ganz bestimmter Ton deutlich heraushebt und die Stellungnahme für „weite Kreise" eine gegebene ist.

Die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung taucht nun freilich nach Seidel schon 1744 in der Schweiz in bestimmter Gestalt auf, um von da an nie mehr zu verstummen, auch wenn ihr nicht immer der gleiche Inhalt und das gleiche Ziel gegeben wurde. Seidel selbst will eine solche Erziehung — er nennt sie sozialpolitisch — schon vor X-Jahren gefordert haben. Nun aber ist doch seit Ausbruch des Krieges eine neue Note in den Ruf nach solcher Erziehung hineingekommen, die ihm seine besondere Eigenart verleiht. Das neue Gesicht rechtfertigt es, daß man es sich auch wieder von neuem anschaut und Stellung dazu nimmt. Eine Reihe von kleinern und größern Schriften[2]) beschäftigen sich schon damit und immer wieder tauchen neue auf, um diese, fast möchten wir schon sagen: Proteusgestalt, der staatsbürgerlichen Erziehung zu schildern, zu verherrlichen, zu begrüßen oder zu bekämpfen. An dem, was bis jetzt gesprochen wurde, darf man wohl erkennen: diese Erziehung kommt, in der oder jener Form, früher oder später.

Warum der Ruf darnach? Man hat's doch sonst nicht so eilig in der Einführung neuer Gesichtspunkte und Methoden in die Jugenderziehung! Man macht auch gewöhnlich kein solch großes Wesen daraus, läßt vielmehr einzelne Wagemutige zunächst den Boden vorbereiten um erst nachher, wenn die Sache erdauert ist, mit Gesetz und Verordnung die Sanktion zu erteilen. Hier ganz anders. Die Erziehungsdirektoren richten ihr Auge schon weit in die Zukunft: die Lehrer sollen zu staatsbürgerlichen Erziehern gebildet werden, mit Unterstützung des Bundes soll ihnen ein Unterrichtsmittel in die Hände und zugleich in besondern Kursen Gelegenheit gegeben werden, sich in die Geheimnisse der neuen Kunst einweihen zu lassen. Auch die Frage

---

[1]) „Schweizerische Lehrerzeitung" vom 17. Juni 1916, und Tageszeitungen.

[2]) Ich nenne z. B. als mir bekannt: M. Großmann, Nationale Forderungen an die schweiz. Mittelschulen. G. Bohnenblust, Vaterländische Erziehung. E. Huber, Der verfassungsrechtliche Unterricht an der Mittelschule. Th. Wiget, Das ABC staatsbürgerlicher Erziehung. H. Schenkel, Staatsbürger oder Weltbürger. R. Seidel, Ebenso. R. Seidel, Staatsbürgerliche Erziehung und Sozialdemokratie, Gutachten in Thesenform. H. Mousson: Zum Thema der staatsbürgerlichen Erziehung, im ersten Oktoberheft von „Wissen und Leben".

der Zuständigkeit, ob Bund oder Kantone (natürlich Kantone!), und diejenige einer Gesetzesrevision ist schon „ventiliert". Sogar die Mittelschulen werden unter die Lupe genommen, kurz: nichts ist außer Acht gelassen. „Und in feurigem Bewegen werden alle Kräfte kund."

Nun möchte man zunächst nichts dagegen haben, wenn der junge Schweizer eine gewisse quantitativ und qualitativ bestimmte Dosis staatsbürgerlicher Erziehung erhält. Grund genug ist ja da, eine solche Forderung aufzustellen. Und auf den ersten Blick erscheint es als ein Zeichen von gesundem und aufrichtigem Urteil, wenn so von „maßgebenden" Stellen aus an unserer Erziehung und unserm öffentlichen Leben allerlei Mängel zugestanden werden. Es sind ja der Mängel genug da, an dieser Erziehung und der Beteiligung des Einzelnen am Leben der Gesamtheit. Mit zwanzig Jahren wird der Schweizer von Gesetzeswegen mündig, und damit „handlungsfähig". Aber ist er's? Und wie viele sind es? Zunächst einmal 99 % derer nicht, die die Mittelschulen besucht haben. Und von den übrigen, die inzwischen schon ins Leben hineingetreten sind, wohl auch ein ansehnlicher Prozentsatz ebensowenig. Wie viele von ihnen verstehen etwas vom politischen und wirtschaftlichen Leben? Sie haben etwa ein paar Daten gegenwärtig, die sie sich für die Rekrutenprüfung angeeignet, kennen von jedem Gebiet der Volkskunde etwas Notdürftiges, aber Verständnis darf man bei der Mehrzahl gewiß nicht voraussetzen. Verständnis für unsre Eigenart in Verfassung und Wirtschaft sowohl als in unsrer Stellung zu der Umgebung, für die Besonderheiten der verschiedenen Landesteile, für die Aufgaben und Ziele, wie die Nöte der Klassen und Parteien, Verständnis etwa gar für die „Idee" der Schweiz als einer Demokratie und zugleich einer Vereinigung der verschiedensten sprachlichen und volklichen Elemente. Ganz besonders offenkundig ist dieser Mangel unter denen, die die Mittelschule durchlaufen. Man darf wohl geradezu von einer historischen, sprachlichen und naturwissenschaftlichen Belastung reden, die eben für staatsbürgerliche, d. h. vor allen Dingen Gegenwartskenntnisse keinen Raum mehr gewährt hat. Und doch wären solche Kenntnisse eben für die zukünftigen Lehrer und Führer der „Massen" die allernotwendigste Ausrüstung. Den Staat, in dem sie einst arbeiten, in dem sie die idealen Ziele der Humanität zu verwirklichen versuchen sollen, der ihnen also der Boden sein soll für ihre Arbeit, den sollten sie vor allem von Grund aus kennen. Wie wollen sie sonst die richtige Methode finden für ihre Arbeit an dessen Gliedern? Für die „Aufklärung" derselben über Pflichten und Rechte und Aufgaben der Zukunft? Mit der Kriegsgeschichte bis zum deutsch-französischen Krieg oder mit der Kenntnis der Elementargrundsätze der Differentialrechnung hat man noch kein Rezept in der Hand, um die mannigfachen, feinen, verwickelten politischen und wirtschaftlichen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart einigermaßen zu erkennen als das was sie sind, und daraus die Aufgaben für die Zukunft herauszuschälen. Das Wort vom „biederen Schweizer-

knaben", das mir noch aus unsern Griechischstunden im Ohre tönt, war gewiß viel wahrer, als wir damals ahnten.

Eine Abhilfe ist da sicherlich bitter nötig. Die Gegenwart muß zu ihrem Rechte kommen auch in der Schule mehr als bisher, sollen wir nicht immer wieder von ihr überrumpelt und übertölpelt werden, sollen wir unsre Aufgabe als Glieder eines größern Ganzen verstehen, in ihren innern Gründen, nicht den Paragraphen nach. Ein staatsbürgerlicher Unterricht in diesen Grenzen und mit diesem Ziel kann nur willkommen sein.

Eine Reihe von formalen und materiellen Vorschlägen sind zu dieser Forderung schon gemacht worden und finden sich zum Teil in den angeführten Schriften. Die Diskussion über das quantum und das quale, über den Zeitpunkt des Beginnes eines solchen Unterrichtes, die beste Methode, den Lehrplan, die Revision der heutigen Lehrpläne zu seinen Gunsten, die Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte und Abfassung guter Lehrmittel, das alles sind spezielle Fragen, die Fachmänner im Einzelnen lösen mögen. Daß etwas geschehen muß, daran zweifelt kein Einsichtiger. Und daß dabei auch ganze Arbeit geleistet werden, wenn möglich sogar auch eine tiefgreifende Reform in die Wege geleitet werden sollte, das ist nach den Diskussionen der letzten Jahre kein allzu revolutionärer Gedanke mehr.[1])

Nun aber ist offenbar, daß die Augen jener eifrigen Verfechter der neuen Forschung weiter schauen. Nicht Unterricht wollen sie, wenn sie Erziehung sagen. Nicht um die tatsächlichen, praktischen Kenntnisse und Einsichten ist es ihnen in erster Linie zu tun. Und nicht das Fehlen dieser Kenntnisse ist es, das sie vor allem beunruhigt. Es ist vielmehr ein Gefühlswert, auf den sie ausgehen.[2]) Als

[1]) Vgl. z. B. wieder Seidel und Schenkel in ihren schulpädagogischen Schriften.

[2]) Vergleiche H. Mousson (Zürcher Erziehungsdirektor) a. a. O. Seite 26, Zeile 7 ff., und Seite 30 ff. Dieser mir erst nach Abschluß meiner Ausführungen zu Gesicht gekommene Artikel ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Er enthält zunächst sehr starke und begründete Bedenken gegen den staatsbürgerlichen Unterricht: Schulmüdigkeit der Jungen, Unfähigkeit der Lehrenden, Lehrmittelnot, u. s. w. Beinahe möchte man von einer Ablehnung des Unterrichts sprechen, zu Gunsten eines allgemein menschlichen Erziehungsideals (Seite 26), denn auch die parteipolitische wie die „neutrale" Gestaltung des Unterrichtes werden der Kritik unterzogen. Dann aber kommt die interessante Wendung, das Spezialrezept des Verfassers zur Hebung der staatsbürgerlichen Tüchtigkeit, nämlich: Turnvereine und Pfadfinderorganisationen! Darauf ausgehen, die jungen Leute zu körperlich tüchtigen und gewandten, geistig regsamen, an Disziplin, Unterordnung gewöhnten, sittlich und rechtlich denkenden und sozial empfindenden Menschen zu erziehen, das ist das punctum saliens! — Also wirklich: rein allgemein menschliche Erziehung? Ach: „die Botschaft hör ich wohl . . ." Warum fehlt der Glaube? Weil auch diese scheinbar so unschuldig, ideale Erziehung dienen soll — nicht dem Menschen, der Menschheit, sondern — dem Staate! Gestehen wir's: Mousson hat recht. So muß man's anfangen! Von menschlichen Zielen, humanen Aufgaben, sittlichen Idealen reden, aber — den Staat meinen! Dann — merkt man's nicht! Fehlt nur noch die religiöse Verbrämung durch Extragebete und staatsbürgerliche religiöse Choralbücher. Habeant sibi!

Beleg diene die „offizielle" Formulierung durch die Erziehungsdirektoren: „Die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend soll vaterländische und soziale Gesinnung wecken[1]) und den gesamten Unterricht durchdringen. Ihr Zweck ist, den republikanischen Schweizerbürger zu bilden, ihn über seine Pflichten gegenüber dem Vaterland, sowie über seine Rechte zu unterrichten, ihn mit der politischen Organisation unseres Landes und dem Geiste unserer Einrichtungen vertraut zu machen und ihn zu überzeugen von der Notwendigkeit, an der nationalen Einigkeit[1]) und der Erfüllung der sozialen und zivilisatorischen Aufgaben mitzuarbeiten." [1]) „Kampf gegen den Egoismus der einzelnen und der Organisationen, soweit er das Wohl aller oder größerer Teile des Ganzen gefährdet", soll sie sein. Der Höhepunkt dieser Formulierung liegt deutlich in der nationalen Einigkeit, dem Kampf gegen alles, was sie in Frage stellt, d. h. in dem Gedanken des Staates, der dem Bürger der oberste und höchste sein soll. Das Staatswohl die Richtschnur für das Handeln, das ist die Ueberzeugung und der Wille, der durch die Staatsbürgerliche Erziehung geweckt werden soll in den jungen Schweizerbürgern.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch dieses Ziel zunächst etwas Bestechendes hat. Tatsache ist, daß unsere Jugend sich auszeichnet durch den Mangel an Interesse für öffentliche Angelegenheiten und an Empfinden und Fühlen für die Gesamtheit, daß eben, was unserer ganzen Kultur den Stempel aufdrückt, auch auf sie abfärbt: Eigeninteresse geht über dasjenige der Gesamtheit: ich bin mir selbst der Nächste. Das Leben ist Geschäft, und der Staat darin nur eines von den mancherlei Unternehmen, in die man engagiert ist und aus denen man Nutzen zu ziehen sucht. Das Gebiet der innern Politik zudem ein heikles Ding, daran man sich unter Umständen eher die Finger verbrennen, als Lorbeeren und andere Ehren holen kann, also mit Vorsicht zu behandeln. Die politische Stellung meistens vom Vater schon eingeimpft und vom väterlichen Leibblatt geleitet. Die jugendliche Seele durch allerlei modernen Sport, als die Politik gerade einer ist, in Beschlag genommen, der einem die politischen Kannegießereien der Alten von vornherein ziemlich öde erscheinen läßt. Das mag etwa die Verfassung der jungen Bürger sein, in die sich dann das beruhigende Bewußtsein noch wohltuend einreiht, daß ja für alle die Dinge der Oeffentlichkeit durch Parteivorstand und Gesamtpartei, durch Parteitag und Presse schon überaus gut gesorgt sei, sodaß man nur die Stimmkarte nach der Zeitung und die eigene Ueberzeugung nach der Parteiparole richten müsse, um seiner vaterländischen Pflicht vollauf Genüge getan zu haben. Von der „alten Burschenherrlichkeit" des neunzehnten Jahrhunderts, der Befreiungs- und Revolutionsjahre ist dabei allerdings nichts mehr zu spüren. Davon, daß die Jungen im Kampfe voranstanden, daß unter ihnen immer das Leben zu finden,

[1]) Von mir gesperrt. D. V.

„Sturm und Drang" zu spüren war, ist kaum noch die Erinnerung vorhanden. Sie lassen sich vertreten. Die Folge davon aber ist deutlich: wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, wer sie nicht hat, nun, der geht leer aus. Das was der Jugend mangelt, geht auch den Alten später ab: das Empfinden für die Gesamtheit, das Bewußtsein der bürgerlichen, und besonders der politischen, der Parteipflichten. Und alles Jammern und Lamentieren nützt dann nichts mehr, wenn man der Jugend Zeit gegeben hat, sich die Pflichten durch Parteitag und Parteiparole leicht zu machen, sich in sich selbst einzukapseln und Oeffentlichkeit Oeffentlichkeit sein zu lassen.

Ein solches Aus-den-Augen-Verlieren der Jugend aber rächt sich bitter, wenn man plötzlich in den Fall kommt, diese verlornen Söhne brauchen zu müssen, z. B. bei Wahlen oder im Laufe eines — Weltkrieges. Wozu? Um das Bestehende zu schützen, die Sitze im Parlament behalten und die Ordnung, wie sie nun einmal ist, erhalten zu können.

Und das scheint uns nun freilich der eigentliche Beweggrund dieses so rührenden Rufens und Verlangens nach staatsbürgerlicher Erziehung zu sein: „Man" braucht die Jugend, man hat sie nötig, man hat die Alten nicht mehr so fest in den Händen, wie man wünscht, und die Jungen noch nicht so, wie es vorteilhaft wäre. Dem will man für die Zukunft vorbeugen, und ruft die Erziehung zu Hilfe, „frei nach Fichtes Reden!"

Wer braucht die Jugend? Die tonangebenden, gegenwärtigen Duodezfürsten und Regierungsparteien. Daß das so ist, erhellt zur Genüge auch eine nur kurze Ueberlegung, von was für Organen und von welcher Presse der Ruf nach jener Erziehung am lautesten ergeht, und in welchem Sinne diese Erziehung in Tat und Wahrheit gemeint ist. Die Forderung derselben ist ein geschickter politischer Handstreich, die Gegenwart für Sonderinteressen auszunutzen. Das Ziel desselben ist: Ergebenheit zu pflanzen unter der Jugend für die bestehende Staatsordnung. Von der Vortrefflichkeit dessen was ist, schon die Jugend zu überzeugen, um die Alten nicht mehr zu verlieren. Den jugendlichen Herzen möglichst frühe etwas einzuhauchen von jener gläubigen Verehrung des mystischen Wesens „Staat" genannt, das man nicht sieht und nicht tastet, das aber vor allem unverletzbar, sakrosankt ist. Das Staatsinteresse als das höchste zu erklären, auch wenn man nicht weiß, worin es eigentlich besteht und als Lästerung und Sacrilegium alles zu stempeln, was gegen die bestehende Ordnung seine frevelnde Stimme erhebt. Dazu die rechte nationale Scheidewand zu ziehen. Etwas von dem berühmten sacro egoismo zu pflanzen, die Schützengräben, die vom Nachbar uns trennen, gebührend zu markieren, nicht zu viel und nicht zu wenig, immer in anständigen Grenzen. Das nationale Ehrenschild blank zu erhalten, auf jeden Feind rüstig zu sein,[1]) wenigstens wenn er von außen kommen sollte,

[1]) siehe sogar Bohnenblueſt, a. a. O., Seite 23.

die Jugend zu gewöhnen an den Gedanken der blanken Waffe als des Allerweltsheilmittels. Sie vor allem auch zu bewahren vor allerlei dummen und „unklaren" Humanitäts- und Friedensduseleien, Gerechtigkeits- und andern sentimentalen Träumen, sie einzuführen in die straffe und markige Realpolitik. Das und ähnliches mehr sind etwa die Varianten, in die das Leitmotiv der staatsbürgerlichen Erziehung in der davon hingerissenen Presse und Broschürenliteratur ausklingt.

Das ganze eine törichte Nachäffung der nationalen Erziehung der umliegenden Großstaaten, zugleich ein Beweis dafür, daß der „Rausch" des Nationalismus und der Staatsverherrlichung, den wir an andern mitleidig konstatiert haben, auch uns infiziert hat, daß wir um kein Haar anders sind und tun als sie alle auch, nur eben auf dem unschuldigeren Gebiete der Erziehung, anstatt auf dem der hohen Politik, da uns das letztere verschlossen ist.

Und endlich: ein ganz beschämendes Zeichen dafür, wie bedenklich es im Grunde bestellt ist um unsern vielgerühmten Schweizersinn. Schweizerjünglinge müssen erzogen werden zum rechten Fühlen gegenüber ihrem Vaterland? Am Gängelband will man sie hineinführen in die neu aufgefrischten, nationalen Gedanken? Das Interesse am öffentlichen Leben will man in ihnen züchten, die Herrlichkeit des Staates ihnen ins rechte Licht rücken, wo? In den Schulbänken! Lernen sollen sie dieses Interesse, wohl auch auswendig lernen die Fragen und Antworten des neu zu schaffenden, staatsbürgerlichen Katechismus? Staatsbürgerliche Dogmatik soll ihnen nun eingebläut werden, wie man ihnen früher orthodoxe und liberale eintrichterte? So achtet man dich heute, Schweizerjüngling, schämst du dich nicht? Es ist eine Schande für uns stolze Schweizer, daß wir zu solchen Mitteln greifen müssen, um unsern Stolz, unser Selbstbewußtsein wieder neu anzufachen. Und höchst bezeichnend ist es, daß man dabei von allem Anfang an nach dem Obligatorium ruft, damit die ganze Einrichtung auch ja keinen Zweifel möglich mache über ihr wahres Wesen: eine Zwangsanstalt zu sein zur Züchtung des gelehrigen, gelenkigen und begeisterten Staatsbürgers, wie er im Buche steht!

Die Forderung des Obligatoriums bestätigt auch zugleich die oben aufgestellte Behauptung, daß diese Erziehung ein Angstprodukt ist: man hat Angst, die Jugend gänzlich zu verlieren. Und in der Verlegenheit greift man nach dem ersten besten Medizinfläschchen und sucht mit allen Mitteln das Symptom einer viel tiefer liegenden Krankheit zu bekämpfen. Die Krankheit selbst will man nicht sehen, aber ihre einzelnen Ausbrüche sollen zurückgedämmt werden. Die Interesselosigkeit des Schweizerbürgers für das politische Leben und seine Verständnislosigkeit für die Forderungen der Gesamtheit, das sind die beängstigenden Symptome. Ihnen geht man zu Leibe. Man vergißt aber, daß sie Ursachen haben, die vor allem beseitigt werden sollten, damit jene Folgen von selbst verschwinden würden. Man will sich diese Ursachen nicht eingestehen, und glaubt, den biederen

Schweizerknaben durch den Drill der vaterländischen Erziehung schon mit dem gewünschten Geist erfüllen zu können. Ob das nicht ein frevelhaftes und sicher auch verhängnisvolles Unterfangen ist? Ob man sich da nicht den „lätzen" Finger verbindet? Ob nicht doch die Kriegszeit eben unerbittlich die Ursachen zeigen wird, wenn man auch noch so eifrig die Symptome zu bekämpfen sucht?

Man müßte ja blind sein, um diese Ursachen nicht sehen zu können! Um nicht zu erkennen: unser ganzes politisches, staatliches Leben ist faul bis ins Mark hinein, und kann gar nichts anderes zeitigen als Gleichgültigkeit, ja direkte Abneigung. Unser Zusammenleben entbehrt jeder gesunden, wahren Grundlage und des großen Zieles, sodaß man sich beinahe über den wundern müßte, der da einer warmen Begeisterung fähig wäre. Wofür denn soll sich der junge Schweizerbürger erwärmen? Etwa für die Politik, wie sie gäng und gäb ist? Wenn man ihr den richtigen Namen geben will, so muß man sie wohl einen politischen Kuhhandel nennen. Wer die Verhandlungen im Nationalrat, die während der Kriegszeit gepflogen wurden, kennt, der weiß, daß sie unserm Volk zur Schande gereichen. Mitten in Kriegszeit, da die umliegenden Völker in ihrer Art etwas Großes erleben und sich diesem Großen hingegeben haben, wenigstens eine Zeitlang, gibt die Schweiz das Schauspiel der erbärmlichsten Interessenpolitik, die man sich denken kann, feiert der Kantönligeist von neuem seine Triumphe. Und steigt man von Bern „herab" in die einzelnen Landesgegenden, beobachtet da das Leben und Treiben: wiederum das gleiche Bild, die Politik ein Geschäft auch in Kriegszeit, ja da noch in vermehrtem Maße. Noch viel schamloser betreibt man da den Handel. „Soviel geb ich dir, was gibst du mir?" Ueberall ein Markten und Feilschen an Wasserrechts-, an Steuer-, an Proporzwahlgesetzen, an Höchst- und Minimalpreisen, auch an Regierungsrats- und Kantonsratssitzen, an Aemtern und Aemtlein, daß man oft wähnt, man lebe in einem jener großen, orientalischen Bazare, die vom Geschrei der Feilscher und Krämer tagaus und -ein erdröhnen. Und dafür sollen sich unsere jungen Schweizer nun begeistern?

Die Jugend braucht Ideale, denen sie sich hingeben kann; sie fehlen unserm politischen Leben. Die Politik war einst ein Wagnis um hohe Güter. Damals war sie der Jugend gewiß. Es brauchte keine Erziehung dazu. Auf den Schulbänken, am heimlichen Ort, nach Schule und Vorlesung wurde eifrig genug politisiert, und die Begeisterung für politische Ziele auch in die Tat umgesetzt. Wie ein frischer Frühlingshauch wehte diese allgemeine Anteilnahme über die Jugend hin. Wo aber sind diese Ideale heute? Wo das Wagnis, das die Jugend sucht? Wenn man von der sozialdemokratischen Jugendbewegung absieht, die natürlich ein zweischneidiges Schwert ist, so sucht man vergebens darnach. Eher ist man versucht, unsere Politik eine höchst senile Angelegenheit von „Mummelgreisen" zu nennen, von denen jeder eifersüchtig darauf bedacht ist, seine höchst „berechtigten"

Interessen zu wahren, das „Wohl des Ganzen" zu seinem Besten zu benützen, und im übrigen eben ein beschauliches Leben zu führen; sich hie und da vielleicht auch etwas zu ärgern über die ewigen Störenfriede, und eine neue Lanze einzulegen für den Burgfrieden, unter dessen Regiment man so schön im Trüben fischen konnte. Und dafür soll sich ein junges Schweizerherz begeistern? Schande über eines, das dessen fähig ist!

Und um nichts besser steht es mit unserm wirtschaftlichen und sozialen Leben. Daß ein Kampf bis aufs Messer hat geführt werden müssen, um auch nur die ersten Stufen sozialen Verständnisses zu erobern, wer wüßte es nicht? Aber daß nun dieser Kampf in Kriegszeit auch noch und zwar in noch größerer Erbitterung sich fortsetzen soll: wer kann sich dafür erwärmen?

Und doch ist es so! Noch nie ist so zähe gerungen worden um jedes Fränklein, ja um den halben Rappen, wie gerade jetzt. Noch nie sind die Köpfe so hart gewesen und die verschiedenen Interessen so unnachgiebig vertreten worden wie heute. Noch nie die Macht des Geldes so deutlich zu Tage getreten wie jetzt. Und noch nie der Klassencharakter des Staates so offenbar wie im Moment. Diese Feststellungen werden freilich in der Regel leicht abgetan: „Sozialdemokratische Schlagwörter!" Aber wer die Augen auftut der sieht hinter ihnen trotzdem Realitäten. Und wenn es nur die eine wäre, daß es Aktiengesellschaften gibt, die in Kriegszeiten 15, 20 % Dividenden verteilen, während Tausende an Unterernährung leiden, so sollte das genügen, um uns nicht leichtfertig reden zu lassen von Schlagwörtern. Warum greift nun aber da „der Staat" nicht ein? Oder erst so bedenklich spät? Warum beansprucht er nicht alle Kriegsgewinne einfach für soziale Hilfe? Es sind doch zum größten Teil seine Bürger, die in Not sich befinden! Warum entfaltet er da nicht seine ganze Macht und Herrlichkeit, und erwirbt sich tausend dankbare Herzen. Ja warum? Warum muß die Partei der ewig Unzufriedenen immer wieder mit ihren dringlichen Notstandsresolutionen an den Bundesrat gelangen, schon zum voraus dessen gewiß, daß höchstens ein Kompromiß das Resultat alles Rufens und Schreiens sein wird? Das sind Tatsachen, die nicht mit „Schlagwort" abgetan werden können, zum mindesten heute nicht. Das sind aber Tatsachen, die es sehr erklärlich machen, warum „die Massen", besonders auch der Jungen, nicht staatsbegeistert, sondern staatsfeindlich sind, auch in unserer „demokratischen" Schweiz. Weil unsere Demokratie in Tat und Wahrheit eben auch eine Plutokratie ist, darum kann man nichts anderes erwarten.

Und soll man noch erinnern an die konfessionelle Verzütterung? An die Vetterliwirtschaft in eidgenössischen Beamtungen? An die gegenwärtige Militärherrschaft, die darauf auszugehen scheint, den „republikanisch-demokratischen Schweizerbürger" zu einem gefügigen Staatsuntertan umzudrillen, der sich nicht zu mucksen hat? Soviel Beispiele, so viel Ursachen mehr, die Begeisterung für den Staat zu dämpfen,

dem Staat zu geben, was des Staates ist, das heißt was man geben muß, aber für sich behalten, was man kann!

Dazu kommt endlich der große Zug zur Internationalität, der nicht nur auf einem der Parteiprogramme steht, sondern eben doch eine Tatsache ist. Die Internationalität der Geldinteressen, so gut als die des gesamten Denkens und Fühlens. Die Internationalität, die sich durch die „Ueberfremdung" der Schweiz geltend macht, so gut als diejenige, die durch Presse und Literatur schon geschaffen war und es noch wird. Auch sie trägt dazu bei, daß nicht mehr ohne weiteres das Staatsbürgerbewußtsein als das einzig gegebene erscheint, sondern daß auch die jungen Leute schon, in gutem und bösem Sinne, weltoffener sind als frühere Generationen. Kaum mehr das Heimatgefühl behauptet sich in seinem Rechte, geschweige denn eine Begeisterung oder warme Sympathie für den besondern Staat.

Wenn aber diese tiefern Ursachen der Interesselosigkeit und des Mangels an Gemeingefühl offenbar sind, dann ist eines deutlich: da hilft das Pflaster der „Staatsbürgerlichen Erziehung" wenig oder nichts. Ja es schadet; es verwischt die Wahrheit und weckt Illusionen, die bald genug sich als solche erweisen werden. Es hat alle Nachteile eines Angstproduktes an sich, die gerade darin bestehen werden, daß man dem noch mehr ruft, was man verhüten will, nämlich der Staatsüberdrüssigkeit. Mag man das Obligatorium immerhin versuchen, mag man, wie die Erziehungsdirektoren vorschlagen, alle Kräfte aufbieten, Schule und Elternhaus, mag man die Erziehung der „Geistlichkeit aller Konfessionen, den bürgerlichen und den militärischen Vorgesetzten und der Presse," wie die Gleichen wieder so sinnvoll aufzählen, warm ans Herz legen; hinter den Kulissen hervor schaut doch der Teufel, der Teufel der Rebellion alles Jugendlichen gegen eine solche Fabrikation des rechten Staatsbürgers.

Es gäbe nun freilich einen Weg, diesen Staatsbürger — nicht zu fabrizieren — aber ihn natürlich werden und wachsen zu lassen. Doch dieses „Mittel" gehört vorläufig noch ins Land „Utopia". Zwar haben es die Erziehungsdirektoren in ihrem siebenten und letzten Antrag schon mit feiner Nase gewittert, freilich ganz schüchtern an den Schluß gestellt, und eben zum Mittel degradiert. Sie gestehen da: „Man darf sich nicht verhehlen, daß alle diese Bestrebungen nur dann von Erfolg begleitet sein werden, wenn sie gleichzeitig darauf ausgehen, die Schwierigkeiten zu heben, die sich in Gestalt der sozialen Not in den Weg stellen. Der Kampf gegen die materiellen und moralischen Ursachen derselben unterstützt wesentlich die staatsbürgerliche Erziehung der Masse."[1]) Man liest und staunt! der Kampf gegen das soziale Elend ein wesentliches Mittel zur staatsbürgerlichen Erziehung der Masse! Also eben: die Staatsgesinnung das Ziel, die soziale Hilfe, das

[1]) a. a. O., von mir gesperrt. D. V.

Mittel. Teufel, hier ist dein Pferdefuß, hier bist du verraten! Die ganze Hohlheit des Rufens nach jener Erziehung hätte man nicht deutlicher dartun können als eben durch diese letztere Formulierung, die niemandem wehtun und doch den ärgsten Feinden noch ein Zückerchen in den Mund schieben soll, um sie geneigt zu machen. Aber man merkt die Absicht und wird verstimmt!

Freilich, das ist die Ironie, sie haben recht gesehen, jene Weisen, nur haben sie nicht alles, nicht die ganze Wahrheit gesehen! Das ist in der Tat der Weg, der einzige, der dem Uebel steuern kann: Soziale Hilfe, und fügen wir grad noch hinzu: ideale Politik. Und ob es nun auch noch höchste Utopie sei, nur dann wird es möglich sein, die Jugend zu gewinnen und im Alter wach zu halten, die lebendige Anteilnahme am Leben der Gesamtheit, wenn soziale Hilfe geleistet wird und wenn die Politik, innere und äußere, wieder einmal gestellt wird unter große Ziele, unter Ideale. Und zwar muß beides geschehen nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck. Traurig genug muß es stehen um uns, wenn man soziale Hilfe zum Mittel herabwürdigt. Will man etwa auch noch ideale, politische Ziele auf die Fahne schreiben, um die Jugend zu locken? Oder ist es schon geschehen? Ist das bekannte „Wohl des Ganzen" zu einem solchen Deckmäntelchen geworden? Dann besinne man sich! Die Resultate der geschäftsmäßigen Realpolitik, die sich nicht scheut, alle Mittel aufzuwenden, um einen Augenblickserfolg verzeichnen zu können, sind zu deutlich draußen wie bei uns, als daß wir sie übersehen und das Experiment an unserer Jugend zu wiederholen, unternehmen sollten. Die Alten haben's ertragen, und tragen's — das ist das große Rätsel — immer noch, sich zum Werkzeug dieser mit idealen, gesetzlich geschützten Fabrikmarken gestempelten Politik herzugeben. Die Jungen werden sich dagegen sträuben. In ihnen lebt etwas Neues, dem wir Rechnung tragen müssen, wenn nicht einmal der Augenblick kommen soll, wo wir von ihnen überrumpelt und uns nolens volens ihre Ideale aufgedrängt werden, wir aber, wie jene „Aufrechten", ärgerlich aber still bewundernd, vom Altenteil aus den neuen Geist müssen reden hören.

An den Alten, den Bewährten, den Führern und Lehrern, den gewiegten Männern der Praxis aber fehlt es, wenn die Jugend blasiert und gleichgültig zur Seite steht. Unsre Lage, unsre geschichtliche Mission ist wahrlich nicht zu klein und zu wenig verheißungsvoll, um die Begeisterung der Jugend gewinnen zu können. Ich denke vielmehr, unser „Schweizer Standpunkt" ist voll von idealen Zielen, wenn man sie sehen will.[1]) Von Aufgaben, deren Lösung von unserem Gemeinwesen gebieterisch heute schon gefordert wird, da sie anderswo noch kaum aufdämmern. Ich nenne: die „Gemeinschaft"

[1]) Ich verweise auf den Vortrag von Prof. Ragaz an der Aarauer Studentenkonferenz 1916: „Die sittlichen Ziele der Volksgemeinschaft".

verschiedener Sprachen und Rassen, die sicherlich eine große Verheißung in sich trägt, wenn man sich dran wagt, sie auf eine recht tiefe und echte Grundlage zu stellen in unserm kleinen Land. Ich nenne die Idee der Demokratie, die den höchsten Grad von Selbstzucht, und zugleich von „Glauben" verlangt, sofern man ernstlich an ihrer innern tieferen Verwirklichung arbeiten will, und nicht feige auskneift auf die Seite der Herrschaft der Bessern und Auserlesenen. Ich nenne die wirkliche Volksgemeinschaft und damit verbunden wirkliche Anteilnahme Aller an dem Lose Aller, d. h. auch soziale, „materielle wie moralische" Hilfe. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Ich nenne endlich die „Mission" der Schweiz, die so gut eine Realität ist, als die Mission eines jeden Volkes. Auch die Schweiz ist „ein Gedanke Gottes", wenn einem freilich oft das Herz blutet ob dessen Darstellung in der Wirklichkeit. Nur liegt unsre Mission auf einem andern, schwereren, und doch wohl schöneren Gebiet, als die der uns umgebenden Großstaaten.

Ja ich wage sogar dem höchst frevelhaften und utopistischen Glauben Ausdruck zu geben, daß gerade unsere Schweiz dazu berufen wäre, andern jetzt den Weg zu weisen, und daß, wenn sie es nicht tut, wohl auch sie ihre Rolle, wenigstens für eine Zeit lang, ausgespielt hat und zum Anhängsel werden wird. Freilich diese Mission ist eine schwere. Und zur Zeit fehlen vielleicht die sittlichen Grundlagen dazu. Aber ob man sie nicht wecken kann, wenn man will, und sie selbst ernstlich sucht? Ob man nicht die Jugend für große Ziele begeistern könnte, heute noch, wenn sie in einem selbst leben würden? Wäre es wohl eine Schande, von der Jugend und ihrer Begeisterungsfähigkeit zu lernen, auch wenn man die „reale Wirklichkeit" schon kennt? Aus der Thesis der Jugend und der Antithesis des „gesetzten" Alters eine Synthese zu schaffen, da beides seinen Platz hat. Ideal und Wirklichkeit? Unendliche Ausblicke eröffnen sich da. Man wage sich einmal hinein in diese Aufgaben, ja auch nur in die Fragen und Probleme, man lasse die jungen Schweizerbürger einen Blick tun in dieses Heiligtum, und man wird erleben, daß, was man mühsam fabrizieren wollte, von selbst kommt: die Anteilnahme, das Mitschaffen.

Freilich, die Schablone wird fehlen. Es wird ein gefährliches Schaffen sein. Gefährlich für alles Alte und Morsche. Es wird ein Schaffen sein in Lust und Freiheit, nicht immer vernünftig und weise, nicht in dem oder jenem „Interesse", und wäre es noch so berechtigt; es wird eben ein Schaffen sein um des hohen Zieles willen. Aber ist das nicht das einzig sittliche Schaffen? Das interesselose, am Ideal allein orientierte? Was macht's im letzten Grunde aus, ob etwas mehr oder weniger anmaßende, menschliche Vernünftigkeit darin steckt! Wenn es um Hohes und Höchstes geht, dann darf die einzige Richtschnur sein: Wahrhaftigkeit und Freiheit des Schaffens.

Von staatsbürgerlichem Untertanenverstand wird dann allerdings nicht mehr viel herausschauen, dafür aber umso mehr von warmer Vaterlandsliebe. Vaterlandsliebe, die es nicht ertragen kann, wenn dem Vaterland nicht die höchste Aufgabe gestellt ist. Vaterlandsliebe, die ihr Vaterland nur liebt und lieben kann, soweit das Ewige und Höchste in ihm zum Ausdruck kommt und verwirklicht wird. Vaterlandsliebe, die gegründet ist auf den einzigen Felsengrund, den des Glaubens an eine Macht der Sittlichkeit, die sich auch im Willensleben durchsetzen will. Vaterlandsliebe, der der Staat und die bestehende gesellschaftliche Ordnung „nur Mittel ist, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener in unendlichem Fortgange."[1]) K. Straub.

Ein Programm für Arbeiterbildung.

Vorbemerkung.

Das folgende Programm ist eine Frucht der Gedanken, die in dem Vortrag: „Ueber Arbeiterbewegung und Arbeiterbildung" (vgl. das Februar- und Märzheft 1916) ausgesprochen worden sind. Es soll diesen Winter in zwei stadtzürcherischen „Mitgliedschaften" durchgeführt werden. Wir veröffentlichen es, einmal, um von dem Fortgang jener Bestrebungen zu berichten, sodann, um damit vielleicht eine weitere Anregung zu geben, indem gezeigt wird, wie etwa jene Gedanken praktisch durchgeführt werden möchten. Die vorliegende ist ja nur eine dieser möglichen Formen und gewiß eine unvollkommene.

I.

Im letzten Winter hat, wie Sie wissen, in unserer Mitgliedschaft eine Verhandlung über unsere Bildungsarbeit stattgefunden. Bei aller Anerkennung dessen, was bisher in diesem wichtigen Zweige der Erziehung der Arbeiterschaft für ihre große Aufgabe und damit für die Schaffung einer neuen Kultur geleistet worden ist, fand man doch allgemein, daß dieser Arbeit auch schwere Mängel anhafteten, die im Laufe der Zeit mehr und mehr hervorgetreten und in der heutigen großen Krisis unserer Bewegung besonders deutlich geworden seien. Diese Bildungsarbeit sei zu wenig zusammenhängend, gebe zu sehr nur Bruchstücke statt etwas Ganzes. Sie sei infolge davon auch zu wenig gründlich, erzeuge Phrase und Scheinbildung, statt geistiger Kraft, Klarheit und Tiefe. Sie biete dem Arbeiter oft bloß eine Unterhaltung, die wenig Wert habe, gebe ihm aber auch im günstigeren Falle bei weitem nicht immer das Beste, was im Schatzhause echter Kultur auf ihn warte und sein rechtmäßiges Erbe sei. Was ihm geboten

[1]) Fichte in der VIII. seiner Reden.

werde, sei zum Teil bloß Abfall vom Tische des Bürgertums, nicht das, was dem Sozialismus in seinem Kampfe wirklich not tue. Es sei auch zu sehr bloß auf eine wenig selbständige Annahme des Gebotenen gerechnet, während echte Bildung erarbeitet sein müsse, wozu natürlich geistige Freiheit gehöre, nicht Dogmatismus. Die Form des Vortraghörens mit nachfolgender Diskussion diene diesem Zwecke nur höchst mangelhaft und müßte durch Kurse ergänzt werden, wo die Teilnehmer in kleinerem Kreise selbst mitarbeiteten und Schüler und Lehrer zugleich wären. Vielleicht das Schlimmste sei ja, daß diese bisherige Bildungsarbeit zu wenig mit dem ganzen Leben des Arbeiters verbunden sei. Sie werde ihm zu sehr von außen her angehängt, statt organisch aus seinem Leben herauszuwachsen und ihm das zu geben, was er bewußt oder unbewußt begehre. Gerade das aber müßte geschehen, wenn etwas zustande kommen sollte, das den Namen Bildung verdiene; so allein bekämen wir eine echte Arbeiterbildung, die zugleich edelste Menschenbildung und sozialistische Kultur wäre.

So erhob sich aus jenen Verhandlungen das Ideal einer neuen Arbeiterbildung, einer wahren Arbeitskultur und Erziehung zum Sozialismus. Es verdichtete sich unter anderm zur Forderung einer Arbeiterhochschule, worunter nicht ein Gebäude mit einer von vornherein mehr oder weniger fertigen Schuleinrichtung, sondern eine langsam wachsende neue Orientierung und Organisation der gesamten Arbeiterbildung verstanden wurde.

Diese Gedanken, die wir hier nur noch einmal andeuten, nicht irgendwie vollständig wiedergeben konnten, fanden in jener Verhandlung allgemeine Zustimmung. Es wurde beschlossen, ihnen weiter nachzugehen und soweit als möglich Verwirklichung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke versammelten sich eine Anzahl Genossen und Genossinnen einige Male zu weiterer Erörterung der Sache. Nachdem dies geschehen war, wählten sie eine Kommission, bestehend aus den Genossinnen Hüni und Niedermann und den Genossen Berger, Fricker, Läuchli, Moser und Ragaz. Diese arbeitete die in der Hauptverhandlung im Schoße der Mitgliedschaft und in den späteren Besprechungen zu Tage getretenen Anregungen weiter aus und faßt sie nun in folgenden Vorschlägen zusammen, die sie Ihnen zu freundlicher Erwägung unterbreitet.

II.

Nach ihrer Meinung sollte unsere Bildungsarbeit sich in drei Teile gliedern: 1. Vorträge, 2. Kurse, 3. Gemeinschaftsanlässe. Sie würde sich damit auf folgende Weise gestalten:

1. Die Vorträge.

Wir beginnen mit den Vorträgen. Es ist nämlich durchaus unsere Meinung, daß solche auch künftig gehalten werden sollen und daß sie großen Nutzen stiften können. Voraussetzung dafür ist bloß,

daß sie nach Form und Inhalt dem von uns kurz bezeichneten Gesamtzweck der Bildungsarbeit dienen und daß die ganze daran sich anknüpfende Verhandlung einen entsprechenden Charakter trägt.

Hiefür scheint uns Folgendes nötig zu sein:

a. Es sollten während eines bestimmten Zeitabschnittes nicht zu viele Vorträge gehalten werden, die gehaltenen aber möglichst gediegen sein, möglichst ernst genommen und gründlich verarbeitet werden.

b. Die Vorträge eines solchen Zeitabschnittes sollten in einem inneren Zusammenhang stehen. Sie sollten ein einziges größeres Thema nach verschiedenen Seiten hin behandeln und so eine wirkliche gemeinsame Arbeit, ein Vorwärtskommen in Erkenntnis und geistiger Tüchtigkeit bedeuten. Das Thema müßte jeweilen möglichst aktuell sein d. h. Fragen und Aufgaben zum Inhalt haben, die jeweilen besonders wichtig und brennend sind und daher auch das Interesse stark erregen.

Wir bemerken hier noch, zur Vermeidung von Mißverständnissen, daß wir natürlich nicht meinen, es dürften während eines bestimmten Zeitabschnittes im Schoße einer Mitgliedschaft keine anderen als die zu einer solchen zusammenhängenden Reihe gehörigen gehalten werden. Abgesehen von dem nachher zu nennenden Anlasse mögen ja zwischenhinein Fragen und Gelegenheiten auftauchen, die Gegenstand besonderer Erörterungen werden müssen. Unsere Meinung ist bloß, daß jedenfalls in bestimmten Abständen eine solche Vortragsreihe stattfinde und so das ganze Vortragswesen Kern, Einheit, Gediegenheit und neues Leben bekomme.

c. Diese Vorträge sollten nach unserer Meinung auch in das ganze Leben der Mitgliedschaft so eingestellt werden, daß ihre wahre Bedeutung, der Ernst und die Wichtigkeit dieser Arbeit mehr hervorträten als in unserem bisherigen Vortragswesen. Sie dürften nicht, wie das so oft der Fall ist, als eine Art Anhang zu den geschäftlichen Traktanden erscheinen, wobei sie dann leicht zur bloßen Unterhaltung werden, sondern müßten den Mittelpunkt eines Abends bilden. Der Charakter dieser Anlässe müßte ferner so gestaltet werden, daß sie zu wirklichen Verhandlungen, zu einer Aussprache würden und damit zu einem geistigen Ringen, einer Uebung des Geistes und, gerade durch den geistigen Kampf, auch zu einer Stärkung der Gemeinschaft. Es müßte dafür gesorgt werden, daß auch ein unbeholfener oder schüchterner Redner fröhlich seine Meinung sagen dürfte. Wenn es möglich wäre, sollte man sich an Hand von kurzen Leitsätzen, die den Hauptinhalt des Vortrages angäben, darauf vorbereiten können. Die Leitung solcher Versammlungen dürfte wechseln, damit die Uebung in dieser Kunst zunähme und zugleich mehr Leben in die Sache käme. Es dürfte z. B. auch der Referent des Abends der Leiter sein und die Diskussion sich so gestalten, daß die Anwesenden sich in Form von Fragen und Antworten vor allem mit ihm auseinandersetzen. Wir legen natürlich auf solche Einzelheiten kein Gewicht, sondern möchten

bloß damit die Ansicht aussprechen, daß wir auch in dieser Sache von alten, steifen Schablonen loskommen sollten, damit frische geistige Bewegung in das etwas träge gewordene Wasser unseres geistigen Lebens fahre.

Wir schlagen nun vor, in diesem Sinne im Winter 1916/17 ein Thema zu verhandeln, dem man wohl den Gesamttitel geben könnte: Die neue Orientierung des Sozialismus. Dabei bemerken wir, daß es nicht unbedingt nötig wäre, diesen Gesamttitel auch auszusprechen. Die Hauptsache ist, daß ein einheitlicher Gegenstand vorliegt.

Es ergäben sich daraus für die einzelnen Vorträge folgende Themen:

1. Ist eine neue Orientierung der Sozialdemokratie nötig oder nicht?
2. Wie bauen wir die Internationale wieder auf?
3. Wie führen wir den Kampf gegen den Krieg?
4. Was dürfen wir vom Staate erwarten?
5. Was erwarten wir von den Frauen und was bieten wir ihnen?
6. Der Sozialismus und die Jugend.

Wir meinen, daß sowohl das Gesamtproblem, wie auch die einzelnen Themen von größter Wichtigkeit und brennender Aktualität seien und daß namentlich, wenn es auch gelingt, dafür geeignete Referenten zu gewinnen, das Interesse nicht fehlen wird. Die Befürchtung, daß es dabei zu heftigen Auseinandersetzungen kommen könnte, darf uns am wenigsten abschrecken. Denn wenn wir Leben haben wollen, müssen wir auch Kampf in den Kauf nehmen.

2. Die Kurse.

Nun kommen wir zu dem, was wir Kurse genannt haben. Es ist etwas Aehnliches wie das, was man sonst wohl auch Uebungsschulen, Seminarien nennt. Wir haben schon angedeutet, was wir damit meinen und können uns hier kürzer fassen.

Bei den Vorträgen kann man nie wissen, ob nach Inhalt und Form das geboten worden ist, was der Einzelne bedarf. Nicht jeder wird den Mut finden, sich dort auszusprechen. Auch wenn wir das Vortragswesen in dem von uns skizzierten Sinne ausgestalten, wird dieser Uebelstand nicht ganz verschwinden. Die Vorträge werden stets mehr nur eine wertvolle Anregung sein; es sollte aber die Möglichkeit geboten werden, in ein Thema noch gründlicher einzudringen und dies namentlich mit selbständiger Geistesarbeit; es sollte eine Gelegenheit zu freiem Gedankenaustausch geschaffen werden, wo jeder einzelne zu seinem Rechte käme, und zwar sowohl mit dem, was er geben kann als mit dem, was er empfangen möchte, eine Stätte der kameradschaftlichen, freien Aussprache und geistigen Arbeitsgemeinschaft. Diesem Bedürfnis sollen die von uns ins Auge gefaßten Kurse entgegen kommen. Wir stellen sie uns so vor, daß eine bestimmte Anzahl von

Genossen (nicht über zwanzig bis fünfundzwanzig) unter einem Leiter oder mehreren während eines längeren Zeitraumes, vielleicht während eines halben Jahres, sich etwa wöchentlich einmal zu gründlicher gemeinsamer Arbeit zusammenfänden. Wie bei den Vorträgen müßte ein einheitlicher Gegenstand gegeben sein. Dieser kann nun hier sehr verschiedener Art sein. Man mag auch hier Hauptthemen des sozialistischen Denkens behandeln, nur aber auf andere Art als in den Vorträgen, man kann sich aber auch auf die Durcharbeitung eines bestimmten Gegenstandes der allgemeinen Kultur werfen, was der Eigenart dieser Kurse noch angemessener sein dürfte. Es wäre hier also der Ort, wo man z. B. bestimmte Perioden oder Gebiete der Geschichte, die Hauptprobleme der Naturwissenschaft oder auch gewisse Grundfragen der Philosophie durcharbeiten könnte und wo nun Gelegenheit wäre, solche, die dafür das Interesse und die Fähigkeit haben, tiefer in den Reichtum und den wahren Sinn der geistigen Kultur, besonders der Wissenschaft und Philosophie, einzuführen, sie vom Scheinwissen und blinden Nachsprechen zu befreien, und ihnen den Mut zu eignem Denken und Forschen zu geben, sowie ihnen die Mittel dafür zu zeigen. Man dürfte sich hier auf Wunsch auch in mehr schulmäßige Arbeit einlassen, d. h. dem Arbeiter das geben, was er praktisch am dringendsten braucht: Elemente der Buchhaltung, Ausbildung im Schreiben und Reden und Aehnliches. Es ist hier eine große Mannigfaltigkeit möglich und jedenfalls bei der Auswahl des Stoffes stets das wahre Bedürfnis des Arbeiters entscheidend.

So auch, um dies nochmals zu sagen, in Geist und Methode dieser ganzen Arbeit. Es soll keine Schulstunde sein, sondern eine geistige Genossenschaftsarbeit, es sollen sich überhaupt nicht Schüler und Lehrer gegenüberstehen, sondern wie schon gesagt, Alle zugleich Schüler und Lehrer sein, natürlich so, daß es sich mit der Ordnung der Arbeit verträgt. Gearbeitet muß werden, aber so, daß dem durch des Tages Last ermüdeten Arbeiter nicht zuviel zugemutet wird, daß ihm diese Arbeit doch mehr Erholung und Erfrischung sein soll, als neue Bürde. Die Arbeit wird wesentlich Gespräch sein müssen. Man wird dabei irgend einen tauglichen Leitfaden zu Grunde legen, damit die Teilnehmer sich vorbereiten und selbständig arbeiten können, überhaupt ihnen dafür nach Möglichkeit Material zur Verfügung stellen. Daß sich an diese Arbeit mit der Zeit kleine Sammlungen von Büchern, Instrumenten, Anschauungsmitteln anschließen, ist ein Wunschzettel an die Zukunft, aber keineswegs eine Utopie; denn dergleichen besteht anderwärts (z. B. in England) schon.

Als Leiter denken wir uns Männer oder Frauen, die den jeweiligen Gegenstand gründlich beherrschen und das Beste bieten können. Wir sind überzeugt, daß sie sich nach und nach finden werden. Sie werden aber, wie gesagt, Freunde und Kameraden sein, nicht Dozenten. Daß es immer Genossen seien, ist nicht einmal unbedingt notwendig. Wo es sich z. B. um Naturwissenschaften oder Kunst-

geschichte handelt, könnte wohl auch ein freier und sozial verständnisvoller Mensch mithelfen, der nicht eingeschriebenes Mitglied der Partei wäre. Das täte vielleicht ihm und uns gut.

Wir möchten noch bemerken, daß aus diesen Kursen auch Leute hervorgehen sollten, die später selbst solche leiten, in Diskussionen mit Freunden und Gegnern ihren Mann stellen und auch sonst in mancher Hinsicht ein Salz der Bewegung werden könnten.

Selbstverständlich wären diese Kurse ganz freiwillig, immerhin so, daß die, welche sich einmal dafür gemeldet und vielleicht einige Stunden mitgemacht hätten, sich moralisch verpflichtet fühlen müßten, bis zum Ende auszuharren und gewissenhaft zum Gelingen des Ganzen das Ihrige beizutragen.

Sollte die Zahl der angemeldeten Teilnehmer das angegebene Maß übersteigen, so müßte man, wenn möglich, einen Parallelkurs schaffen oder den Ueberzähligen ein andermal den Vorzug geben.

Daß die Leitung unentgeltlich sein müßte und den Teilnehmern so wenig als möglich Kosten erwachsen dürften, soll zum Ueberfluß noch bemerkt werden.

Für den nächsten Winter möchten wir Ihnen nun vorschlagen, zum Gegenstand eines solchen Kurses folgende Themen zu machen:

Entweder: Die neue Orientierung des Sozialismus.

Oder: Sozialismus und Weltanschauung.

3. Gemeinschaftsanlässe.

Wir glauben, daß auch damit der Kreis der Mittel, die für eine Erziehung der Arbeiterschaft zu sozialistischer Kultur nötig wären, noch keineswegs erschöpft sei. In diesem Zusammenhang möchten wir nur noch auf eines hinweisen, das wir zwar nicht für eines der wichtigsten halten, das wir aber doch nennen möchten, um wenigstens auf eine Aufgabe hinzuweisen, die noch zu wenig ins Auge gefaßt worden ist.

Daß es nicht genügt, bloß den Verstand aufzuklären, sondern daß auch der sittliche Wille dazukommen muß, wenn wir ein Geschlecht heranbilden wollen, das den Sozialismus zum Sieg führen und ihn nachher auch erhalten und fortbilden kann, das ist namentlich in den letzten Jahren oft gesagt und nun wohl eine allgemein anerkannte Wahrheit geworden. Der sittliche Wille aber nährt sich seinerseits aus der Wärme des Herzens, der selbstlosen und tiefquellenden Begeisterung für das sozialistische Ideal. Diese gilt es zu pflegen, dafür gilt es Organe und Formen zu finden; denn bisher fehlt es daran noch stark.

Es ist Vielen von uns gerade auch in den letzten Zeiten schmerzlich klar geworden, daß es unter uns namentlich an Gemeinschaft fehlt. Wir heißen Genossen, aber wir sind es nicht. Wir kennen einander nicht, fühlen uns zu wenig menschlich

verbunden. Wir bieten denen, die zu uns kommen, zu wenig eine geistige Heimat.

Das muß anders werden. Um damit wenigstens einen bescheidenen Anfang zu machen, möchten wir Ihnen vorschlagen, im Laufe des nächsten Winters versuchsweise zwei Versammlungen abzuhalten, die im Dienste jenes Zweckes stünden, etwa eine vor und eine nach Neujahr. Dazu würden Frauen und Männer geladen und zwar Genossen und solche, die es allfällig werden könnten, als von den Genossen geladenen Gäste, aber keine Kinder, damit die Redner gehört werden können. Den Mittelpunkt des Abends bildete eine Rede, die nun aber kein wissenschaftlicher oder politischer Vortrag wäre, sondern eine mehr praktische, auf Herz und Gemüt berechnete Erörterung dessen, was uns am Sozialismus wichtig und teuer ist, darauf abzielend, uns für das sozialistische Ideal aufs Neue zu erwärmen, den Glauben daran in uns zu stärken, zu seiner Verwirklichung auch im Alltagsleben anzuregen, kurz, sozialistischen Geist im höchsten Sinn zu wecken. Dieser Rede würde eine freie Aussprache folgen können, ohne daß diese uns hier unbedingt nötig schiene Es könnten auch zwei solcher Reden auf eine Versammlung fallen. Eingerahmt könnten sie durch Rezitationen und Gesang oder Musik werden. Alles müßte möglichst traulich, familiär, ungezwungen sein, ohne aber wieder zu einem bloßen Vergnügungsanlaß zu werden. Es sollte mehr sozialistische Erbauung als Unterhaltung sein. Diese Anlässe würden, wie sie besonders auch auf die Teilnahme der Frauen rechneten, gerade diesen etwas bieten, das sie sonst entbehren und den Sozialismus auch solchen nahe bringen, die weniger politisches Interesse haben.

Für diesen Winter möchten wir Ihnen als Themen für die zwei Abende vorschlagen: 1. Sozialismus und Gemeinschaftsleben. 2. Sozialismus in der Familie.

III.

Das sind also die Vorschläge und Anregungen, die wir Ihnen zu machen haben. Wir möchten uns dazu noch einige Bemerkungen erlauben, die das Gesagte teils vor Mißverständnissen schützen, teils noch ein wenig erläutern sollen.

1. Diese Vorschläge haben natürlich keinen offiziellen Charakter. Sie gehen zwar aus jenen Verhandlungen der Mitgliedschaft hervor, haben aber den Charakter einer freien Anregung, eines Wunsches.

2. Wir haben darin das gesamte Problem der sozialistischen Jugenderziehung und Jugendbewegung gar nicht berücksichtigt, nicht etwa weil wir es nicht für wichtig hielten, sondern im Gegenteil, weil es bei seiner großen Bedeutung eine besondere Behandlung erfahren muß, und auch weil dabei die Mitwirkung

der Jugendorganisation selbst nötig wäre. Wir haben uns mit Absicht auf die Erwachsenen beschränkt, natürlich so, daß die reifere Jugend an den genannten Veranstaltungen Teil haben darf, wenn und soweit sie es wünscht.

3. Um das Interesse für diesen Versuch zu wecken und einen kräftigen Anstoß zu geben, sollte den Genossen irgendwie mitgeteilt werden, daß es sich um etwas Neues handle — sollten sie zur regen Teilnahme ermuntert werden.

4. Natürlich erwachsen aus dieser neuen Arbeit auch Kosten, und zwar solche an Zeit und Geld.

a. Was das Geld betrifft, so glauben wir, daß die aus unsern Vorschlägen erwachsenden Ausgaben bis auf weiteres gering sein werden. Die Vorträge werden wie bisher unentgeltlich sein, ebenso soll dies die Leitung der Kurse sein. Es käme also nur in Betracht das Lokal für die Kurse und das, was die Teilnehmer an Büchern und Material brauchen. Aber man wird wenn möglich ein unentgeltliches Lokal auftreiben und was Bücher und Material betrifft, sich auf das Allereinfachste beschränken, auf das, was jeder Arbeiter leicht aufbringen kann. Sollte doch ein kleiner Beitrag von Seiten der Organisationen unentbehrlich sein, so wird ein solcher wohl zu bekommen und für diesen Zweck wohl angewendet sein. Wenn mit der Zeit unser Plan sich auswächst, dann werden sich auch die Mittel finden.

b. Was die Zeit betrifft, so scheint uns klar, daß der Vorstand einer politischen Organisation unmöglich auch noch diese ganze Arbeit besorgen kann. Es sollte also hiefür ein ständiger Bildungsausschuß gewählt werden, der mit der politischen Organisation in Verbindung bliebe und dieser von Zeit zu Zeit Bericht erstattete.

5. Was wir vorschlagen ist ein Anfang. Unsere Hoffnung ist, daß die Gedanken, die uns vorschweben, sich nach und nach zu jener umfassenden Organisation auswachsen, die wir mit dem Namen einer Arbeiterhochschule bezeichnen.

Da es sich um einen Anfang handelt, so müssen wir natürlich Anfangs auf Schwierigkeiten, Enttäuschungen, üble Erfahrungen aller Art gefaßt sein. Aber dies darf uns nicht erschrecken. Wir werden aus solchen Erfahrungen lernen, werden Schwierigkeiten nach und nach besiegen, werden falsch Angefaßtes oder falsch Geplantes besser machen. Denn wir wollen nicht ein Modell liefern, das unveränderlich zu gelten hätte, sondern bloß einmal anfangen und in der Arbeit selbst lernen, welche Formen sich für unsern Zweck am besten eignen. Wir gehen ans Werk in einem bestimmten Geist, die Form wird er sich von selbst schaffen.

Daß es ein großes Werk ist, an dem auch wir einen Spatenstich tun wollen, ein Werk von grundlegender Bedeutung für die Arbeiterbewegung und das Kommen einer neuen Zeit, ein notwendiges Werk, das früher oder später getan werden muß, das ist unsere Ueber-

zeugung. In dieser Ueberzeugung bitten wir Sie, diese Vorschläge und Anregungen freundlich erwägen zu wollen.

Gertrud Pfander.[1])

„Wird nicht ein Lied den Weg zum Herzen finden,
Sobald ein Herz diktiert in Leid und Lieben?“ —

Was eines starken Geistes große Sehnsucht über die Not des Lebens, über einen kranken Körper, über die Wucht eines harten Schicksals vermag, wie der Geist siegt und sein lauteres Gold in echt künstlerische Form zu gießen weiß, das bedeutet uns Gertrud Pfander: „Wir sind Poetenvolk! Wir sind Zauberer! Wir haben den sechsten Sinn! Wir siegen doch! Te Deum laudamus!“ Eben in dieser dunklen Zeit hat sie uns etwas Besonderes zu sagen. Uns tut es not, das Leiden überwinden und so das Leben selbst schaffen zu lernen. Und einiges von dem, was Gertrud Pfander geschrieben, darf man getrost dem Besten an die Seite stellen, nicht, weil es vollendet ist, sondern weil die Kraft und Ursprünglichkeit echter Dichtung daraus hervorleuchtet. Ihr Leben und Dichten möchte ich kurz zeichnen, und, was sich darin ausdrückt, ihren Glauben und ihre Sehnsucht. Ich verweise dabei auf die zu Anfang genannte Ausgabe ihrer Briefe und Gedichte. — Es liegt eine große Gedankenlosigkeit darin, wenn man das unglückliche Leben künstlerisch schaffender Menschen als die Bedingung zu künstlerischer Entwicklung ansieht. Es ist eine Wahrheit, die nur der aussprechen darf, der selbst durch Leiden zur Höhe gestiegen ist. Der echte Künstler schafft *trotz* seiner äußern Kämpfe, nicht, *weil* er unglücklich war. Mancher lichte Kristall wird von der schlammigen Flut fortgerissen. Auch bei Gertrud Pfander. Es liegt nicht in meiner Absicht, die Geschichte ihres Lebens zu erzählen. Nur einige kleine Bilder möchte ich entwerfen. In Basel wurde sie am 1. Mai 1874 geboren. Ihren Vater kennt sie nicht. Früh stirbt auch ihre „große“ Mutter. Sie kommt in das Haus der Großeltern nach Bern. Was sie hier erlebt, gräbt sich eisern in ihre empfindsame, nach Liebe und Glück dürstende Seele ein. Ergreifend schildert sie in ihrer Selbstbiographie: „Die schrecklichste Gestalt, die mir in meinem Leben nahe getreten ist, ist der Vater meiner Mutter. Halbe Nächte lang ging er mit starken Schritten durch die Wohnung, das Schicksal verfluchend und meine große Mutter schmähend. — Mit schrecklichen Verwünschungen stund er nach Mitternacht an meinem Bett. Wenn ich

[1]) Die Zitate und Angaben sind dem von Karl Henkell herausgegebenen Buche: „Helldunkel, Gedichte und Bekenntnisse von Gertrud Pfander“, Verlag von A. Franke, Bern, entnommen.

dann andern Morgens, ein zehn- bis zwölfjähriges Kind, in der Schule von Weinkrämpfen geschüttelt wurde, so war das meinen Mitschülerinnen keine abnorme Erscheinung mehr. Man wußte, daß ich heulselig war. „Die Bettelprinzeß bekam ich oft zu hören." Und weiter: „In dieser Zeit kam in der Schule auf die häßlichste Art das Gerücht auf, daß ich das Kind natürlicher Liebe sei. So verstand ich allmählich einigermaßen die nächtlichen Andeutungen meines Großvaters." Doch ist die Schule der Ort, wo sie für einige Stunden das häusliche Elend vergessen kann.

Von der Wirklichkeit niedergedrückt, schafft sie sich eine Traumwelt. Sie kann „wunderbare, selbsterfundene" Märchen erzählen, sie „improvisiert" ganz gelungene Aufführungen und ist selbst „Undine" und „Elfenkönigin". Eine gute Schülerin ist sie nicht. Wie könnte sie es sein? Während der Krankheit der Großmutter z. B. muß das schulpflichtige Kind ganze Nächte bei ihr wachen. Doch findet sie bei dieser Großmutter vielleicht zum ersten Mal das Glück zärtlicher Liebe. Nach ihrem Tode werden die Zustände so, daß sie es endlich nicht mehr aushält und nach England flieht, freilich ohne das Glück, das sie sucht, zu finden. Hunger, Kummer, Kälte und Nervenschwäche treiben sie zurück, die Auszehrung hat sie ergriffen. Eine Gebrochene kehrt sie in die Heimat zurück. Zu spät öffnet sich ihr endlich ein Daheim bei Freunden in Basel. Zu spät. Sechs Monate arbeitet sie noch als Telephonistin in Bern, was ihre Gesundheit vollends zerrüttet. Dann ist ihr ferneres Leben nur noch „ein ruheloses Hin und Her zwischen verschiedenen Kur- und Heilstationen für Lungenkranke." Ein fortwährendes Ringen sind ihre letzten Jahre; ein heißer Kampf schlafloser Nächte, da ihr Reifstes erblüht, mit einem starken, tiefen Glück im Herzen und dieses Glück ist ihr Christusglaube, zu dem sie sich in ihrem Leiden emporringt. — Steige einmal bergan, wenn der Föhnsturm die Felsen niederfährt. An jeder Wurzel mußt du dich halten, um jeden Baumstrunk dich klammern, daß der Gewaltige dich nicht in den Abgrund reißt. Dicht an die Erde schmiegst du dich. Mühsam steigst du Stufe um Stufe. Da — auf einmal steht er mächtig vor dir, der das Ziel deiner Wünsche ist. Und ist es nicht, als ob er zu wandern begänne? Größer und herrlicher stets, kommt er dir entgegen. Seltsames Leuchten geht von ihm aus. Der Sturm trägt dir seine Schönheit zu. Du möchtest jauchzen.

Doch der Sturm auch nimmt dir den Atem, daß du nur zu stammeln vermagst. Denke an dieses Bild und du kannst verstehen, was es ist um den Christusglauben einer solchen Seele. Ich fühle, daß es etwas Besonderes, etwas ganz Wahres ist. Sie gehört nicht zu den Alltagsfrommen, die sich in ihrer Frömmigkeit sonnen können. Gerade die haben kein Verständnis für ihren Glauben. Sie gehört zu den Begeisterten, zu den unerbittlich Müssenden, von denen die „Frommen" behaupten, daß sie die Wirklichkeit nicht kännten, daß sie Träumer seien. Man möge sich fragen: Sind nicht sie die einsamen

Menschen, die in die Dinge hineinhorchen, die das Blut rinnen sehen und das Zucken der Nerven? Es sind die wahren Menschen. Alles, was uns tief und unmittelbar ergreift, wirkt auf uns wie die Entdeckung eines überaus Wirklichen, das für uns unter dem Schutt unserer Unwahrhaftigkeiten verborgen lag. Unsere Wirklichkeit ist das Leere, das Halbe, das Alltägliche, die Wirklichkeit des Wahren ist das Vollkommene, die höhere Wirklichkeit. — Gertrud Pfander: Ein Leben voll Elend und Qual, ein Ringen mit dem wildesten Sturm. Und nun die Entdeckung jener höhern Wirklichkeit, die Stunde, wo die gewaltige Sehnsucht ihr Glück findet, wo das Wort sich losringt, das langgesuchte. Hier heißt es: Christus! und ist: Unergründliche Liebe und Hingebung. Der Sturm brachte ihr dies Glück. Und nun möchte sie jauchzen. Aber der Sturm auch raubt ihr den Atem. Mühsam ringt es sich empor und formt sich zum Lied, aber wo es sich gestaltet, da klingt es herrlich und groß.

Diesem Lied möchte ich noch einige Worte vom rein dichterischen Standpunkte aus widmen. Aus Leid und Sehnsucht sind ihre Gedichte geboren. Da ist denn auch alle treibende Ruhmhascherei, alle Eitelkeit, alles Effektsuchen ausgeschlossen. (Ich meine nicht die Sehnsucht nach Ehre und Anerkennung, die in jedem Künstler lebt.) Ihr Gesang ist Gesang, weil es sich nicht anders sagen ließ. Das ist ursprüngliche, dichterische Notwendigkeit. Darum ist ihr Lied so einfach, so zwingend, so voll Seele. Es ist feinfühligstes Naturleben. Man lese zum Beispiel „Frühlingsnacht“:

„Ruhig und gedankenmüd
Sitz ich in der Stille,
Leise streicht um meine Stirn
Abendwindes Fülle.

Süßer, schwerer Lilienduft
Dringt zu mir betäubend,
Kirschbaums Blüten fallen sacht,
Schneeweiß mich bestäubend.

Scheuer Nachtviole Kelch,
Schwefelgelber Farbe,
Zeiget, jäh sich öffnend, mir
Seine goldne Narbe.

Wunderselig feiner Ton
Schlägt vom Hag herüber.
Kleines graues Vögelein
Singt im Frühlingsfieber.

Silbern steigt des Mondes Rad
Auf vom Waldeshange,
Daß sein bräutlich feines Licht
Stumm das All umfange.“

Dem Leben steht sie als Künstlerin gegenüber trotz ihrem Leben. Und wohl eben darum, weil ihre in Leiden und Sehnsucht erworbene tiefe Innerlichkeit jedes warm durchdringt und belebt. Darum ist ihr alles Ton, Farbe, Rhythmus, aber auch mehr als das,

es liegt zugleich das Erleben einer großen, ringenden Seele darin. Und darum ist sie so ursprünglich und zwingend, so knapp und abgeschlossen:

„Grüne Flut und roter Sonnenball
Mischt sich fern wie tausend Farbensträhne;
Einer letzten Abendglocke Hall — — —
Dann ein Schlummergurgeln der Fontäne."

Damit vergleiche man die leidenschaftliche Strophe:

Ueber'm Wasser stößt ein Weih
Seinen unnennbaren Schrei.
Lange bange Nacht! Ich fahre
Auf mit schweißgestrecktem Haare.
Still! Es ist ja nur ein Weih.
Herz, was tust denn du dabei?"

In inniger Berührung steht sie mit der Musik. Sie erlebt das Tiefste und Wirklichste, was die Musik sagen kann. Vielleicht weil die Musik am besten ihre große Sehnsucht stillt, weil sie am vollkommensten Erdentrauer vergessen macht? Die Melodie wird in ihr lebendig, wird Form, Farbe. Sie hört die Seele der Musik. Davon zeugen verschiedene an einen Künstler gerichtete Gedichte, die zum Besten gehören:

„Mein Lieb spielt einen Totensang.
Die sumpfig seichte Symphonie,
Mit krassem, hohlem, fremdem Klang
Ihm unterm Bogen fröstelt sie."

Darum auch überall musikalische Elemente in ihren Gedichten, darum so viel Melodie in ihren Liedern:

„Du weißt, in meinem Innern trage
Ich einer Harfe Liederhort — — —
Nun nimm mich an dein Herz, und wage
Drauf den unsterblichen Akkord."

* * *

Gertrud Pfander verdient es, in weitern Kreisen bekannt zu werden. Wir sollten es in dieser schweren Zeit wieder lernen, was es ist um den Glauben und die Hoffnung einer großen Dichterseele. „Einer Harfe Liederhort"; denn alles wird ihr zum Lied, der Kampf schlafloser Nächte und quälender Fieberträume, zum Gesang einer ungestillten Sehnsucht, die aus allem Dunkel doch emporzublicken vermag zu lichtvoller Höhe innigen, starken Christus-Glaubens, der spricht:

„— — — Oh, wie lieblich auf den Bergen
Geht der Fuß der Friedensboten — — —
Welch ein Wandern der Nationen
Nach den Höh'n, den morgenroten — — —."

Joh. Anliker.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Gebet.

Herr, sieh uns Dir geweiht mit heißer Seele;
Durchglüht vom Drang, in Deiner Weisheit Tiefen
Aus Deines Reichtums ew'gem Born zu schöpfen.
Nicht eitle Wißgier leite unser Wollen; —
Herr prüfe uns, daß wir es ehrlich meinen, —
Daß wir im Geist und in der Wahrheit suchen, —
Dich suchen, Quell des Lebens, Quell des Lichts. —
Wir glauben, Herr, — hilf daß wir besser glauben!
In Demut stehn als Sucher wir vor Dir,
Und rufen Deines Lichtes Sonnenkräfte
Als Führer uns auf dornge Erdenbahn. —
Gott Vater Du, aus Deiner Schönheit Fülle
Begnade uns mit einem lichten Strahl,
Verzehrend Feuer sei dem Erdensinne,
Dem furchtgeknechtet engen Stundengeiste;
Erlöse unser gottentstammtes Sein. —
Hilf uns in all das dunkle Seelenfragen
Ein Leuchten Deiner Liebesflammen tragen.

Carolina Lutz.

Russische Geisteskämpfe.

VI. Der letzte Kampf.

Die Entfaltung des russischen Geistes hat viel Aehnlichkeit mit dem Bau eines gotischen Münsters. Es liegt in ihm, dank seiner nie gestillten Sehnsucht, ein mächtiger Zug, stets wieder über sich selber hinauszuwachsen, ein Zug zur Höhe, der auch die kühnsten eigenen Formationen nur als Basis ansieht, auf der sich ein neues Streben zur Höhe erheben muß.

Alles, was wir bereits in den politischen, in den sozialen und allgemeinen kulturellen Kämpfen an Gemütswerten, an seelischen Impulsen gefunden haben, alles, was schon diesen Kämpfen die Bedeutung ewiger Menschheitskämpfe verleiht, rafft sich auf, steigert sich, fügt sich zusammen, um sich von allem, was ihm noch an Hemmungen anhaftet, zu befreien und desto kühner zur Höhe zu streben. Wie die Spitze des gotischen Turmes den ganzen Impuls, der von unten kommt, noch einmal aufnimmt, um noch eine Stufe höher zu steigen.

Die russische Seele ist Spannung, nie gestillte Sehnsucht. Es fällt ihr darum nicht schwer, die Spannung, die in der Welt liegt, mit genialer Intuition zu erfassen. Sie fühlt den stärksten Gegensatz, den es gibt, den Gegensatz zwischen Wollen und Können, zwischen den Kräften des Guten und den Mächten des Bösen.

So mußte die russische Seele einmal dazu kommen, dieser Spannung ihre ganze Bedeutung zuzuerkennen, in ihr nicht peripherische Kämpfe, nicht Episoden des Geschehens, sondern den Sinn der Welt zu erblicken. Die Welt wird ihr zum Kampf zwischen Gott und dem Teufel.

Daraus ergibt sich eine einzigartige Zuspitzung und Wendung der Probleme. Der Mensch ist zwischen Gott und den Teufel gestellt. Der Appell des Guten läßt ihn erzittern; aber er ist auch der Resonanzboden der wilden Töne, die aus dem Reich der Finsternis kommen. Somit zunächst ein Chaos, eine wilde Disharmonie. Unser abgestumpftes Empfinden von Gut und Böse gestattet viel eher eine harmonische Lösung, als dies bei den Russen möglich ist. Unser Göttliches ist matter, und das Böse ist anständiger und korrekter. So können sie sich sehr wohl vertragen. Unser Gewissen hat viel von einem vornehmen Salon, in dem diese Höflichkeitsbezeugungen stattfinden. Anders die russische Seele. Wild stürmt auf sie die Jagd der teuflischen Geister. Wild wird sie hin- und hergezerrt und zerrissen. Sie findet nicht immer die Lösung. Sie geht oft im Kampfe unter. Aber wenn es zur Besiegung der chaotischen Mächte kommt, ist es auch ein ganzer, großer Sieg. Es ist nicht ein matter Waffenstillstand mit dem Bösen; es ist seine Ueberwindung; es ist nicht ein Sichabfinden mit Gott; es ist die Uebergabe des ganzen Ich an Gott.[1])

Damit haben die großen Russen die nationalen Grenzen weit hinter sich gelassen. Das Nationale ist durch sie sublimiert und Eigentum der Menschheit geworden. Sie verkörpern nicht mehr die Leidenschaft, die Sehnsucht, die schweren Kämpfe einer Rasse. Sie sind Verkörperungen der leidenden, ringenden und sich nach der Lösung ihres Ringens sehnenden Menschheit.

Von diesem letzten Kampf müssen wir nun im einzelnen reden. Wir gehen vom Bösen aus. Es ist ein eigenartiges Ding, diese

[1]) Vgl. hiezu vor allem: „Die Brüder Karamasoff" und „Schuld und Sühne" von Dostojewsky.

russische Psychologie des Bösen. Ich kann mir recht wohl denken, daß sie den Teufel selber in Verlegenheit bringt. So scharf erfaßt, so gut verstanden hat man ihn selten. Er muß da einen Sinn für sein Walten, eine Anerkennung und Würdigung seines Wesens finden, wie sie ihm schwerlich ein anderes Volk gezollt. Wir sind gar weit vom dummen, geprellten Teufel, noch weiter vom oft so korrekten Salonteufel unserer westeuropäischen Literatur, am allerweitesten von unserem melodramatischen, auf Effekthascherei und Bühnenwirkungen bedachten Teufel. Das Böse ist bös. Der Teufel ist und bleibt Teufel. Er bekommt seine Autonomie. Er darf seine volle Genialität offenbaren. Er darf toben, wenn er will. Eine ganze Welt im Menschen ist noch Okkupationsgebiet des Teufels, und dies wird zugegeben. Die Bestie schlummert noch in uns. Das Dämonische zieht uns immer wieder in seinen Bann. Man lasse doch einmal — weit weg von unserer oft so schematisierten Bosheit — diese dämonischen Gestalten Tolstojs, Dostojewskys, Andrejews und Saltykoffs auf sich wirken! Was steckt da für eine gärende Masse der Bosheit, die entweder auf ganz primitive Art mit dem Lebenstrieb verbunden ist oder mit elementarer Wucht die dünne Kruste der Kultur und Heuchelei, mit der man sie bedeckt hat, wieder durchbricht.[1]) Und diese Fülle von Gestalten, diese erstaunliche Mannigfaltigkeit des Bösen, das sich nicht wiederholt, nicht langweilig, nicht abgebraucht wird! Das Dämonische bei Andrejew ist ganz anders, als das Dämonische bei Dostojewsky, bei Dostojewsky ganz anders als bei Tolstoj — und doch immer wieder typisch. Und das Dämonische eines Helden Dostojewskys ist wieder anders als das eines seiner andern Helden.

Das Böse bleibt freilich nicht vereinzelt. Die Russen wissen von einem Reich der Bosheit. Es bildet eine große Organisation. Kein Volk hat das Reich des Bösen als Zerrbild, als grinsendes Gegenstück des Reiches Gottes, dargestellt, wie sie, und zwar als Gegenstück, das eine stete Drohung ist.[2]) Aus Bösem wird Böses. Ein unerbittlicher Fluch läßt es nicht zu, daß das Verbrechen vereinzelt dastehe. Es muß weiter wirken, sich steigern, es zieht alles an sich, was ihm wahlverwandt ist und ballt sich mit ihm zu einer wuchtigen Masse zusammen.

---

[1]) Charakteristisch bei Andrejew. Vgl. „Der Abgrund". Ganz besonders bei Dostojewsky. Niemand hat es, wie er, vermocht zu zeigen, wie der Zug zum Bösen mit elementarer Wucht im Menschen immer wieder auftaucht, sogar mit dem Bewußtsein verbunden, daß er zum Untergang führen wird.

[2]) Man könnte eine Menge von bedeutenden Werken anführen, um zu zeigen, wie die Russen die Menschheit für einen verseuchten Organismus halten, in dem die Seuche beständig weiter frißt. Häufig ist die Anschauung, sie sei ein infizierter Körper, in welchem eine kleine Verletzung, die einem gesunden Organismus nicht schädlich wäre, genügt, um eine Kette von schweren Erkrankungen hervorzurufen und den tötlichen Ausgang herbeizuführen. Am großartigsten wohl beim „Falschen Rubelschein" Tolstojs, auch in der „Macht der Finsternis" und in „Lösche das Feuer, so lange es glimmt". Aehnliche Gedanken auch bei Andrejew und Saltykoff.

Diese Nüancierung, diese Fähigkeit, die Stufen des Bösen zu unterscheiden, nicht stereotyp zu werden, und dieser Sinn für die tieferen Zusammenhänge, zu denen sich die verschiedenen Formen des Bösen verbinden können, haben die Russen zu genialen Darstellern des Teufels und seines Reiches gemacht.

Diese feinen Einfühler haben sich so in den Teufel eingefühlt, so daß er ihnen zu Dank verpflichtet ist. Die Russen haben die Psychologie des Teufels geschrieben. Sie haben ihm das Zeugnis ausgestellt: Du bist groß, schlau, eine Drohung für die Welt, mächtig, unheimlich. Er muß freier atmen, wenn er von unserer Psychologie kommt und aufschlägt, was die Russen über ihn geschrieben haben. Ein Verbrecher atmet auf, wenn er Richter findet, die wenigstens der Größe seines Wollens gerecht werden.

Aber der Teufel hat auch Grund, den Russen zu zürnen. Denn sie sagen auch zu ihm: Du bist so groß und schlau, daß nur ein unendlich Großer mit dir fertig werden kann. Sie geben zu: du bist mit uns nicht fertig, und wir sind mit dir nicht fertig. Sie wissen nichts von einem Scheinkampf, bei dem der Teufel zum vorneherein der Besiegte ist. Aber sie wagen es, an den Größern zu glauben.

Ihre ganze Psychologie der Bosheit: die List, die Schlauheit, die Größe des Teufels dient im letzten Grunde nur dazu, an etwas noch Größeres glauben zu lassen. Die Genialität der Einfühlung in das Böse wird bei den Russen nur durch das geniale Einfühlen in das Gute überboten. Aber sie wird überboten. Sie haben den Teufel verstanden; aber sie haben auch Gott verstanden. Vielleicht haben sie den Teufel entlarvt, weil sie Gott so gut verstanden haben.

Sie wissen darum auch von Gott zu reden. Es ist merkwürdig, wie sie von ihm geredet haben. Reden ist aber nicht das rechte Wort. Sie haben ihn erlebt. Da man nun leider Sprache und Feder braucht, um dem Erleben Ausdruck zu geben, haben sie zur Sprache und zur Feder gegriffen. Die Theologie spielt zwar in Rußland, wenigstens in dem Rußland, das für uns in Betracht kommt, eine sehr kleine Rolle. Aber in der russischen Literatur, die dem Leben viel näher steht, ist viel von göttlichen Dingen die Rede. Sie haben Gott mehr erlebt, als erdacht.

Gott und die göttlichen Streitkräfte treten in den Kampf mit dem Bösen. Wir haben gesehen, daß es kein leichter Kampf ist. Das Böse ist so gewaltig, so majestätisch,[1]) könnte man fast sagen, daß das Gute mit aller Konzentration und Genialität kämpfen muß, wenn es siegen soll.

Wie die Russen dem Bösen das Recht zuerkennen, sich so auszuwirken, wie es ihm beliebt, so machen sie es auch mit dem Guten. Das Göttliche darf hier frei schaffen. Es ist kein Katechismusgott, der einen wohlgeputzten Teufel vertreibt, den man für den Anlaß recht gewaschen und salonfähig gemacht hat.

---

[1]) Lermontoff: „Der Dämon."

Die russische Literatur weiß viel von der seltsamen Macht des Guten zu berichten. Man meint nicht, Gott in die Schule nehmen zu müssen, bevor man ihn auf den Kampfplatz gehen läßt. Er weiß selber, wie er's zu machen hat.

So haben wir hier die Psychologie der Genialität des Guten.

Diese Genialität besteht zunächst in dem leidenschaftlichen Zug aufs Ganze. Das Genie lebt im Absoluten. Gott will alles. Dieser leidenschaftliche Zug aufs ganze ist von den Russen mit starkem Einfühlungsvermögen erfaßt worden. Gott läßt nicht mit sich markten und feilschen. Und die, die auf Gottes Seite stehen, tun es auch nicht. Sie treten auf für seine Sache, kennen nur ihn und seine Gegner. Ihr Leben ist darum Leidenschaft und Krieg. Leidenschaftliche Liebe zum Guten, Krieg dem Bösen.

Wie der Mensch, einmal von Gott erfaßt, vor die Entscheidung treten muß, wie er in den stärksten Gegensatz zur Welt gelangt, bis er sich ganz Gott ergibt, haben die Russen tief erfaßt und groß dargestellt. Es gibt in keiner andern Literatur etwas wie „Auferstehung", „Schuld und Sühne", und „Die Brüder Karamasoff".

Die Genialität des Guten besteht weiter darin, daß es an sich, nur an sich glaubt. Der Glaube muß überzeugt sein, daß er wahrer ist, als die Wirklichkeit, wenn er etwas schaffen soll. Das Sein ist ihm eine Lüge.

Das Gute weigert sich zu betteln. Es braucht seine Methode, wie wahnsinnig sie dem Uneingeweihten auch scheinen möge. Der Glaube ist nie so schöpferisch, wie da, wo er im wahnsinnigsten Widerspruch zur scheinbaren Wahrheit steht. Das Gute ist nie so unüberwindlich, als wenn es, nur auf sich gestellt, voller Verachtung für die Methoden der Gegner, sich selbst bis zum scheinbaren Untergang treu bleibt.

Wie das Gute durch seinen absoluten Glauben an sich die ganze Welt aus Rand und Band bringt, wie es überall als Störenfried auftritt, alles aufwühlt, die Gegner zur Verzweiflung bringt, eine neue Welt schafft, das hat die russische Literatur ergreifend auszudrücken vermocht. Nicht weniger, wie der Sturm des Bösen an dieser schlichten, einfachen, ihrer inneren Kraft gewissen Gestalt abprallt.[1])

Gerade hier bedürfen unsere Urteile einer Revision. Wir sind gewöhnt, den Russen, namentlich Tolstoj, einen gewissen passiven „Nichtwiderstand"[2]) anzudichten und diesen auf den passiven Charakter

---

[1]) Tolstoj „Die Kerze", „Der Verbannte". Dostojewsky „Der Idiot", „Die Brüder Karamasoff".

[2]) Es ist seltsam, wie sehr Tolstoj hier — auch von Russen — mißverstanden wird. Man vergißt immer, daß er mit seiner Mahnung „Widerstehe dem Bösen nicht," „durch das Böse" beifügt. Das heißt: widerstehe nicht mit den Machtmitteln des Bösen. Aber widerstehe, so viel du magst, mit den Mitteln des Guten. Diese scheinbare Passivität ist somit in Wirklichkeit der wärmste Appell an die Tatkraft. Das Opfer ist nicht weniger schöpferisch, als die Gewalt.

der Rasse zurückzuführen. In Wahrheit ist dieser Nichtwiderstand etwas ganz anderes, etwas, das nur im Zusammenhang mit den übrigen Geisteskämpfen betrachtet werden darf. Er ist nur der Ausdruck dafür, daß den Russen die herrliche, königliche Autonomie des Guten in ihrer ganzen hehren Majestät aufgegangen ist. Weder Tolstoj noch die, welche ihm folgen, sind Vertreter des Nichtwiderstehens. Die Nichtanwendung der Gewalt heißt einfach, daß das Gute seine eigene Technik hat und zu groß ist, um sich roher Mittel zu bedienen.

So schwingt sich der russische Geisteskampf zum Kampf zwischen Heiligkeit und Bosheit auf. Der Ausdruck, den die russische Literatur diesem Kampf gegeben hat, ist darum so erhaben, weil bei ihr die Heiligkeit nur dann siegt, wenn sie sich völlig treu bleibt und nicht das Geringste von ihrem Ideal fahren läßt. Dann aber gewiß.[1])

Daß der Glaube das Sein entwertet, daß die Heiligkeit die Welt aus den Angeln hebt, daß Opfer, Leiden und Liebe die größte Kraft sind, das ist der Grundton der klassischen Werke der Russen. Es ist, als ob dieser Gedanke in dem Maß Gestalt gewänne, als man sich dem Höhepunkt der russischen Literatur nähert. „Auferstehung" und die „Volkserzählungen" von Tolstoj, „Schuld und Sühne", „der Idiot",[2]) „die Brüder Karamasoff" von Dostojewsky stellen dar, wie die heilige, in sich selbst ruhende Welt des Guten in die Welt der Finsternis eingreift. Sie bringt den Zwiespalt hinein; sie ruft zum Widerstand auf; sie treibt zur Empörung. Sie verschärft den Konflikt, so weit es nur möglich ist. Sie wird verspottet und ausgelacht. Ihre Vertreter gelten für Narren, Idioten. Der „Idiot" Dostojewskys, dieser moderne Don Quichotte ist für die ganze Gruppe, die er vertritt, typisch. Aber diese Gruppe von Leuten zerbricht das Joch, das schwer auf der Welt liegt. Sie verleiht nicht nur dem Weltdrama seinen erhabenen Charakter; sie führt die Lösung herbei. Diese Narren sind arm und machen alle reich. Sie sind verachtet und verfehmt und geben von ihrer königlichen Erhabenheit aus der Welt wieder Würde

[1]) Am ergreifendsten dargestellt in der schlichten Erzählung „Die Kerze".

[2]) Der „Idiot" ist ein Mensch, der, zum Teil infolge einer Lähmung der abstrakten Verstandestätigkeit, eine wunderbare Entfaltung der tieferen Seelenvermögen erfahren hat. Er ist der „Arme im Geist" des Evangeliums, vor dem die Geheimnisse des Gottesreiches nicht verhüllt sind. Er ist nach dem Urteil der Welt borniert und versteht alles, was Liebe, geniale Intuition, Einfühlen in fremde Leiden offenbaren kann. Verkürzt auf der einen Seite, entwickelt er sich um so stärker auf der andern. Ritterlichkeit, Gerechtigkeitsliebe sind um so mehr gesteigert.

Damit stört er die ganze Welt, rüttelt sie auf. Wo er hinkommt, Zweifel, Verzweiflung, das bange Ahnen, daß alles schief steht und geht, irre werden am landläufigen, offiziellen Maßstab. Dem „reinen Tor" muß man das Zeugnis ausstellen, daß er nicht nur gescheiter ist, als die „Weisen und Klugen", sondern daß seine Taten weiter reichen.

und Größe. Sie sind offiziell gebrandmarkt[1]) und reißen die Welt aus Sünde und Schande; sie wälzen sie um. Sie sind die Träger der Liebe, der Demut, der Wahrheit. In ihrer menschlichen Relativität, gerade durch ihren Verzicht, etwas zu sein, etwas für sich zu erstreben, sind sie Gottes Vertreter. Er kann in ihnen lebendig sein, weil sie ihm alles zur Verfügung stellen.

Darum haben diese Gestalten dem Lebensproblem die höchste und letzte Wendung gegeben: eine tief gefallene, im Schmutz versinkende Welt kann durch Gottes Erlösung und die Träger seines Geistes wieder aufgerichtet werden. Die Schuld ist unermeßlich; sie zerstört allen Optimismus und jegliche Harmonie. Aber sie führt auch nicht in die Nacht der Verzweiflung hinein. „Schuld und Sühne" und „Auferstehung" sind der höchste Ausdruck des russischen Geistes.

* * *

Was die Dichtkunst als unmittelbarer Ausdruck des Volksgeistes, mit ihrer Anschaulichkeit und ihren prägnanten Gestalten zu geben vermag, fehlt auch beim systematischen, abstrakten Denken nicht. Die russische Philosophie erfährt in der Weltanschauung ihres größten Vertreters, Solowieff die gleiche Wendung. Sie wird zum prinzipiellen Kampf, zur Tragödie zwischen Gott und dem Teufel, zu einer Tragödie, in der wir stehen, deren Konflikte wir zum Austrag bringen müssen. Und auch hier die Zuspitzung auf einen definitiven Endkampf. Aus der Tiefe der Not, des Verfalls ergibt sich die Notwendigkeit eines letzten Ansturmes des Bösen und eines letzten großen Sieges Gottes. Rußlands Denker wird zum Apokalyptiker. Er ist so gut wie Rußlands Dichter, Dostojewsky und Tolstoj, der geistige Erbe der Propheten des alten Bundes und der eschatologischen Erwartung des Christentums. Er glaubt an das Kommen des „Antichrist". Er glaubt aber auch an das Kommen eines Größeren, der dem Reich des „Antichrist" ein Ende machen wird.

VII. Der russische Geist als Vorkämpfer des Christentums.

Je mehr man sich mit dem russischen Geist und seinen Kämpfen beschäftigt, desto mehr wird man sich auch seiner Verwandtschaft mit der Weltanschauung bewußt, die dem Leben am meisten den Charakter eines heiligen Kampfes gegeben hat. Der russische Geist und das Christentum gehören zusammen. Tolstoj und Dostojewsky dürfen wir nicht bloß als Russen auffassen, sondern als Russen, bei denen alles Große, was der russische Geist in sich birgt, durch das Christentum geläutert, sublimiert worden ist. Warum die Russen — in mancher

[1]) „Sonja" in „Schuld und Sühne" ist der charakteristische Ausdruck davon. Die Hure ist nicht nur selber erlöst, sie erlöst. Sie führt die Wendung von der Schuld zur Sühne herbei, sie reinigt, läutert, befreit die Seele. Sie rettet vor der Hölle und eröffnet den Himmel.

Beziehung die Slaven überhaupt — das Christentum auf ganz eigenartige Weise erleben und diesem Erlebnis einen ganz eigenartigen Ausdruck gegeben haben, ist eine Frage, die hier nur aufgeworfen und gestreift werden kann. Die Gründe — soweit sie uns überhaupt zugänglich sind — kann nur jemand darstellen, der mit der Psychologie und der geschichtlichen Entwicklung der Rasse völlig vertraut ist. Es ist übrigens hier nicht von Belang für uns, ob die slavische Rasse von Natur durch ihr inniges, seelenvolles Wesen besonders für das Christentum prädisponiert war, oder ob sie im Laufe ihrer bewegten Entwicklung diese Empfänglichkeit[1]) entwickelt hat. Wie bei allen Problemen, die mit der Rasse, ihren Eigenschaften, Prädispositionen und ihrer Entwicklung zu tun haben, ist hier höchste Vorsicht geboten. Nur erstklassige Kenner dürfen sich ein Urteil erlauben.

Was uns hier interessiert, ist einfacherer Art. Es ist die Tatsache, daß in der russischen Seele, tief in der Innerlichkeit verborgen, aber bereit, einmal in Taten hervorzusprudeln, eine innige Wesensverwandtschaft mit dem Christentum vorhanden ist, und daß die äußere Kirchlichkeit sie nicht verdrängt, vielleicht durch den Gegensatz eher gefördert hat. Tolstoj hätte nicht einfache Handwerker und Bauern zu Trägern des Christentums machen können, wenn er nicht die Fähigkeit bei ihnen gefunden hätte, das Christentum in Wahrheit zu vertreten. Tolstoj wäre nicht der Darsteller der Mujik, wenn nicht im Mujik etwas von Tolstoj wäre.[2])

Was der russischen Seele, auch wenn wir all ihren Nüancen und Abarten Rechnung tragen und uns vor Verallgemeinerungen in acht nehmen, wie jeder Seele, ein eigenartiges Gepräge gibt, das behält eine enge Verwandtschaft mit der Welt Jesu.

Das Seelenvolle des ganzen Lebensgehaltes; die sofortige Umsetzung des Aeußern in Gemütswerte; der Kampf gegen die Veräußerlichung; das feine Unterscheiden von Schein und Wesen; die Fähigkeit, nicht nur tief zu empfinden, sondern auch leidenschaftlich, mit ganzer Hingabe zu wollen; der Sinn dafür, daß Gottes Welt bei den Kleinen, den Verachteten sein kann; ein primäres, unzerstörbares Gemeingefühl, und das Seltsamste am slavischen Charakter, die Fähig-

---

[1]) Möglich ist auch, daß das Christentum den Slaven unter Umständen gebracht wurde, die ein starkes Gegengewicht gegen die Verknöcherung bildeten und es erlaubten, auch als dort die Verkirchlichung einsetzte, die Seele der Religion darin zu bewahren. Tatsache ist jedenfalls, daß die Religion dem russischen Volke Herzenssache ist, und daß es sie als Heiligstes hegt und pflegt, ohne sich sonderlich um ihre Deformationen zu kümmern.

[2]) „Tolstoj," sagte mir vor Kurzem ein Russe, „ist nur der Interpret dessen, was unbewußt in der Volksseele schlummert." Man kann es schon an der Menge von Gestalten ersehen, die im Tolstojschen Werk, mit dem Stempel der Echtheit versehen, aus dem Leben gegriffen, dieses einfache Ideal der naiven Hingabe, des reinen Gemüts verkörpern. Nikita in „Herr und Knecht", viele Gestalten, Bauern und Handwerker der Volkserzählungen. Schon Plato Karataieff in „Krieg und Frieden".

keit der Hingabe, der Fanatismus des Opfers — das alles macht die russische Seele zu einem Boden, auf dem die christliche Saat zur Frucht reifen kann.

Sie ist schon weit gediehen. Wir haben gesehen, wie die russischen Geisteskämpfe, je leidenschaftlicher sie wurden, je mehr sie zur ganzen Hingabe aufforderten, um so mehr zu christlichen Kämpfen wurden.

Christlich ist der Kampf zwischen Schein und Wesen, der sich bei den ganz Großen zum Kampf zwischen Heiligkeit und Sünde steigert. Christlich die Ueberzeugung, daß Gott jetzt noch mit dem Teufel ringt, und daß in jeder Seele der Kampf ausgefochten wird.

Nicht nur dadurch, daß sie die ganze Schwere des Kampfes empfindet, ist die russische Geisteswelt ein günstiger Boden für das Christentum, sondern auch dadurch, daß sie zu diesem Kampf die Truppen aufbietet, die ihn ausfechten können. Wie zu Jesu Zeiten sind es die Armen, die Kleinen, die Verachteten, die gebrochenen Seelen, die Christi Geist annehmen und darin wandeln. Sie tun es nicht mechanisch, weil sie arm, verachtet und sündhaft sind. Es ist keine physiologische Notwendigkeit, die sie dazu führt. Sie tun es, weil ihnen, die nichts haben, ihnen, denen sonst jede Hoffnung geschwunden, jede eigene Gerechtigkeit zertrümmert worden ist, die Herrlichkeit des Christentums aufgeht, das alles gibt, alles ist und nur verlangt, daß man alles annehme. Kein Licht leuchtet ihnen mehr; darum öffnen sie sich ganz der strahlenden Sonne. Sie haben die große Umkehr vollzogen; sie sind innerlich gebrochen und erwarten nichts mehr vom eigenen Ich. Sie sind in dem Zustande, der nur noch Gott als Erlösung kennt.

Was für eine Macht diese zerbrochenen und wieder aufgerichteten Seelen sind, hat kaum eine Geistesgeschichte so dargestellt, wie die russische. Sie ist ein großer sinnbildlicher Ausdruck dafür, daß die Gesinnung des Zöllners die stärkste weltüberwindende Macht ist.

Damit ist die russische Literatur, nicht als Bücherweisheit, sondern als erhabene Form der Kräfte und des Strebens einer Rasse, eine symbolische Ausdrucksweise des Christentums.[1]) Das zugleich Einfache und Tiefe, das Vernichtende und Erhebende der Welt Jesu hat schwerlich einen so tiefen Ausdruck gefunden wie die Gleichnisse Tolstojs und die Schöpfungen Dostojewskys.[2])

---

[1]) Auch die Philosophie ist bei ihrem größten Vertreter Solowieff mit ihren Mitteln und auf ihre Art eine Darlegung und eine warme Vertretung des christlichen Ideals. Sie bringt Momente zur Geltung, die bei unseren Religionsphilosophien zum mindesten nicht so scharf und rein hervortreten.

[2]) Eine Arbeit, die sich, wie die gegenwärtige, auf die Grundzüge beschränken muß, kann nicht auf die Schattierungen eingehen, welche diese Symbolisierung des christlichen Ideals aufweist. Noch weniger auf die Unterschiede, die zwischen den einzelnen Vertretern bestehen. Darum müssen wir uns auch hier bei einem der schwierigsten Probleme der russischen Psychologie, beim Verhältnis Dostojewskys zu Tolstoj mit kurzen Andeutungen begnügen. Uebergehen können wir es nicht, weil es sich hier nicht nur um Schattierungen, sondern um einen ziemlich ausgeprägten Gegensatz handelt. Das Ge-

Aber diese Geisteswelt ist viel mehr als Symbol und Ausdruck. Sie ist Zeugnis und Verheißung. Sie bringt die christliche Lebensanschauung nicht auf einen schönen Ausdruck, um sich dann nicht mehr um sie zu bekümmern. Sie nimmt in der bewegten Geschichte des Christentums eine seltsame Stellung ein.

Das Christentum gleicht einem Strom, der zeitweise durch das Geröll, das er mitschleppt, am Weitergehen verhindert wird, bis ein frischer Zufluß aus der Quelle die sich stauenden Wasser über Geschiebe und Geröll, hinwegtreibt. Ein solcher Zufluß aus dem klaren Quell ist der russische Geist.

Wir können diesen Geist noch nicht geschichts-philosophisch bewerten. Schon weil er uns noch lange nicht alles gegeben hat, was wir von ihm erwarten dürfen. Aber es wird immer klarer, daß er für das Christentum eine Bedeutung haben könnte, die welthistorisch ist. Die Wiederaufnahme der christlichen Werte durch den seiner selbst inne gewordenen russischen Geist bedeutet in der Geschichte des Christentums eine Revolution, vielleicht eine Befreiung und eine Möglichkeit, weiter zu kommen.

VIII. Gesamtbilanz.

Eine Gesamtbewertung des russischen Geistes muß zwei Punkte berücksichtigen:

Erstens: Was dieser Geist und seine Kämpfe uns schon verliehen haben; was er uns sein kann, wenn wir die bereits von ihm gegebenen Anregungen verwerten.

---

meinsame mag aus den bisherigen Darlegungen hervortreten. Der Gegensatz besteht wohl darin, daß Dostojewsky in Anlehnung an echt christliche Gedanken, den Nachdruck vor allem auf den Zwiespalt, den Konflikt legt, welchen Christus in die Welt wirft, und ganz einzigartig ist in dem Erleben des Kampfes, der dazu in den Tiefen der Seele ausgefochten wird. Dieses stärkere Erleben des Zwiespaltes mag es mit sich bringen, daß er weniger als Tolstoj das Gefühl der definitiven, reinen Ueberwindung auszulösen vermag. Damit hängt zusammen, daß Tolstoj vielfach, dank seinem Rückgang auf die primitiven, einfachen Gefühle, dank seiner weniger zerrissenen, unmittelbareren Einstellung zum Leben, den Eindruck größerer Gesundheit, zu erwecken scheint. So wird Tolstoj oft als der größere, normalere, als der echtere Vertreter russischen Geistes angesehen. Wobei noch betont wird, daß er die Schranke nationaler Befangenheit weiter hinter sich läßt als Dostojewsky mit seinen panslawistischen Anwandlungen. Diese Betrachtungsweise verfällt aber leicht der Ungerechtigkeit, weil dabei übersehen wird, wie viele tiefe und echte Motive bei Dostojewsky den ungenügenden Rahmen sprengen, in den er seine eigenen Gedanken gepreßt hat. Auch sollte man nicht vergessen, daß Dostojewsky dank seinem Empfinden und scharfen Sinn für gewisse ganz tiefe und schwere Konflikte des Daseins und des intimsten Seelenlebens es weniger leicht hatte, als Tolstoj, rasch zu einer klaren, „normalen" harmonischen Lösung zu gelangen.

Gerade dadurch weist er aber wie kein zweiter auf die tragische Größe des Lebens hin, und auf den heroischen Kampf mit allen Hemmungen, welche dem Sieg der Heiligkeit über die Gemeinheit entgegentreten.

Der Streit, wer der größere und reinere Vertreter des russischen Geistes ist, ist somit ziemlich belanglos. Beide sind Vertreter eines Geistes, der aus dem tiefsten Empfinden der Not des Daseins nach einer großen Lösung ringt, und damit gerade durch die Unterschiede, die zwischen ihnen bestehen, Zeugen der höheren Einheit, auf welche dieser Geist hintendiert.

Zweitens: Was dieser Geist, seine Entwicklung und seine weiteren Kämpfe, der Welt noch zu geben vermögen.

Das erste ist eine Tatsache, die es einfach zu konstatieren und zu verwerten gilt. Das zweite kann nur ein Glaube sein, dem man den unverfälschten Charakter des Glaubens lassen muß, ohne daraus eine Prophezeiung machen zu wollen.

Es braucht wohl nicht ausführlich begründet zu werden, warum gerade jetzt diese Tatsache und dieser Glaube von Bedeutung für uns sind. In der schwersten Krise, welche die Menschheit noch durchgemacht hat, müssen wir alles verwerten, was zur Ueberwindung dieser Krise beitragen kann, indem es uns einen großen Maßstab, eine weite Orientierung gibt. Vor die Frage gestellt, ob die Menschheit fähig ist, eine Kultur des Lebens zu schaffen und sich von den Krallen des Todes loszureißen, brauchen wir alles, was zum Kampf gegen den Tod aufruft. Und beim Wiederaufbau, der auf den Weltuntergang folgen soll, möchten wir wenigstens ahnen, was wir von jeder Rasse und Nation zu erwarten haben. Und dies namentlich, wenn es sich um ein Volk handelt, das — wie auch der Krieg im einzelnen enden möge — viel mehr ins Zentrum der Entwicklung gerückt werden wird.

Wir reden zunächst von den Tatsachen. Sie werden uns dann von selbst zum Glauben führen, soweit wir hier von einem solchen zu reden befugt sind.

Ich hoffe, durch die vorliegende Skizze gezeigt zu haben, daß die russischen Geisteskämpfe lebendige Zeugen einer ganz bestimmten Stellung zum Leben sind. Trotz aller Zersplitterung, trotz ihrem Hin und Her, ihrem Schwanken, entbehren sie nicht der Einheit, freilich einer Einheit ganz besonderer Art. Sie besteht in dem leidenschaftlichen Suchen nach dem Sinn des Lebens, das schon im Volke vorhanden ist und sich dann bei den charakteristischen Vertretern des russischen Geistes zu klassischer Größe auswächst. Diese durchbrechen die nationale Hülle und ihre engeren Grenzen. Sie werden in ihrem Suchen Vertreter der ringenden Menschheit selber.

Der Leidenschaft im Suchen und Problemstellen entspricht die Größe, die dem Lebensinhalt gegeben wird. Das Leben ist hier in Wahrheit Tragödie. Eine Tragödie, deren Spannung vollständig erlebt werden soll, und deren Konflikte ohne Feilschen und Markten zum Austrag kommen müssen.

Wir haben hier eine seltsame Verbindung von Idealismus und Realismus. Von einer feinsinnigen und feinfühligen Psychologie getragen, beherrscht der realistische Sinn das ganze Gebiet der Wirklichkeit. Wer denkt, fühlt, schreibt realistischer als Gogol, Dostojewsky und Tolstoj? Und doch ist die Realität nicht das letzte Wort. In erhabener Schroffheit erhebt sich ihr gegenüber das Ideal. Nicht als blasse, blutlose Abstraktion, sondern als die noch höhere Realität, welche die niedrigere verdrängen soll.

Darum haben wir hier auch eine so scharfe und grundsätzliche Zuspitzung aller Lebensfragen. Dies seltsame Volk, dessen Dasein so viel Not, Elend, Schmach enthält, diese Nation, deren Staatsgebilde in seiner weiteren Entwicklung vielleicht der Geschichte noch manches düstere Kapitel beifügen wird, hat auch der Sehnsucht nach Heiligkeit einen Ausdruck zu geben vermocht, wie die Menschheit ihn nur an ihren ganz großen Höhepunkten erreicht hat. Denn es ist die Sehnsucht nach etwas, das man nicht erträumt und phantasiert, sondern zum Teil schon erlebt, und von dem man sich dann ganz und gar erfassen und weiter tragen läßt.

Diese Sehnsucht kann etwas unendlich Weiches, Zartes sein. Sie kann, wie bei Korolenko und Garschin der wehmütige Wunsch sein, in dieser kalten, nüchternen Welt etwas wie Liebe, Hingabe zu spüren, oder der noch dringendere Wunsch, in die eiskalte Welt Liebe und Hingabe ausstrahlen zu lassen. Sie durchläuft alle Töne, alle Schattierungen, von der zarten Wehmut, bis zum stürmischen Vordringen, sie kann zart und weich sein, sie kann wild und wuchtig werden. Aber mag sie als stille, bescheidene Sehnsucht auftreten, oder mit wildem revolutionären Getöse daherbrausen — sie verkündet: die schmutzige, gemeine Wirklichkeit ist nicht das letzte Wort. Sie ist nur der Ansporn, weiter zu geben, mehr zu lieben, mehr zu leiden, sich noch mehr zu opfern, noch mehr umzustürzen.

Damit wird die russische Geisteswelt zu einem Symbol des Lebens und seiner Tragödien. Sie erleben, in ihr und mit ihr leben heißt: zunächst vielleicht ganz unbewußt — und dann mit einer größern Klarheit und mehr Bewußtsein in die Widersprüche des Lebens hineinwachsen und die Welt nicht als etwas Fertiges, Definitives ansehen lernen, das sich automatisch weiter bewegen und entwickeln kann, sondern als eine Deformation, Verzerrung von etwas ganz Großem und Absolutem, aus der man wieder zur Größe und Wahrheit des Absoluten zurück soll.

Der russische Geist ist Sehnsucht, stets ungestillte Sehnsucht, die, wenn sie der Gefahr entgeht, sich selber zu verzehren und zu zersetzen, die Welt zu einem sich stets überbietenden Streben nach dem Vollkommenen macht.

Diese heilige Sehnsucht, wie sie das beste Kennzeichen des russischen Geistes ist, bewahrt die Welt vor Zufriedenheit und Verknöcherung. Sie macht das Haltmachen zur Unmöglichkeit. Sie muß weiter, wie der Fluß, der nicht der Stagnation anheimgefallen ist. Diese göttlichen Vagabunden mögen auf manchem Polizeirapport der sich nach Ruhe, Ordnung und System sehnenden Welt stehen. Sie sind ja Störenfriede. Aber ob nicht ihre Streifzüge durch unsere Welt, ihre stets ungestillte, echte Vagabundensehnsucht nach neuen Horizonten, ihre Langeweile, wenn sie eine Grenze erreicht haben, an der man Halt machen sollte, ihr Heimweh nach dem, was jenseits der letzten Grenzen liegt, ob sie nicht ein Ausdruck davon sind, daß das Höchste in

der Welt das Heimweh ist, und daß der mit der Welt am besten fertig wird, der es nie verlernt hat? Keine Literatur legt die Frage so nahe, wie die russische, ob die Welt rein von sich aus, von den „realen" Tatsachen aus zu verstehen ist, oder ob sie nicht eher eine Zuckung, eine Episode des Ewigen ist, dazu berufen, in das vergängliche menschliche Dasein Entscheidungen, Kämpfe und Siege hineinzulegen, die diesem Dasein die Berührung mit dem Göttlichen vermitteln und damit Ewigkeit verleihen. Dem russischen Geist ist die Realität nur ein ganz kleines Gebiet, rings umgeben von der weiten, unermeßlichen Sphäre des Ewigen, in ihrer ganzen unheimlichen Größe. Und sie trennen nicht das kleine Gebiet von seiner großen Umgebung; sie verstehen es, erfassen es nur in der Wechselwirkung mit ihr.

Es braucht wohl nur darauf hingewiesen zu werden, was für eine anregende, weiter treibende Kraft in dieser Tatsache liegt. Die Kämpfe des russischen Geistes sind eines der besten Erziehungsmittel, die der Menschheit gegeben sind, um sie zum heroischen Wollen, zum leidenschaftlichen Kämpfen mit der gemeinen Wirklichkeit zu befähigen.

Es liegt in dieser seltsamen Seele eine wunderbar anregende Wirkung. Sie lenkt den Blick aufs Ganze, sie befreit von Schein und Trug, sie führt in die ganze grausige Realität ein und lehrt, wie man nicht daran zu Grunde geht, sondern sie überwindet.

Was wir diesem Geist zu verdanken haben, und wie wir ihn als Erziehungsmittel verwerten können, jetzt, da die Aufgabe des Baus einer neuen Welt immer dringender, gebieterischer wird, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Ich weise hier nur auf einen Punkt hin, der mir besonders aufgefallen ist. Ich habe — namentlich im Verkehr mit unserer Jugend — beobachten können, wie die russische Literatur und die Seelenkämpfe, deren Ausdruck sie ist, ein pädagogisches Mittel sind, das wir noch viel mehr verwerten sollten. Darauf gebracht wurde ich nicht durch theoretische Erwägungen, sondern durch die ausgeprägte Vorliebe meiner Schüler für russische Schriftsteller, namentlich für Tolstoj. Ich suchte nach dem tieferen Grund dessen, was mir durch einen glücklichen Zufall verraten worden war, und fand, daß dieser tiefere Grund vorhanden ist, noch tiefer als ich es geahnt hatte. Es ist das, manchmal sehr klar formulierte, bisweilen auch sehr mangelhaft ausgedrückte, aber sehr lebendige Gefühl: „Hier ist das Leben, wie es ist, ohne Schönfärberei, ohne Schwindel, wahr, echt, und da es nun einmal nicht schön, sondern schlimm und schmutzig ist, so gehören auch schlimme Seiten und Schmutz zur Wahrheit der Darstellung. Aber mit diesem Leben, wie es ist, kann man fertig werden. Nicht durch romantische Sentimentalität, schöne Phrasen, sondern durch etwas noch Realeres als Schmutz und Not. Durch etwas, das diese Leute in uns wachrufen."

Wir müssen uns mit diesen Andeutungen begnügen. Es wäre Sache einer besonderen Arbeit, nachzuweisen, warum die Freude der

Jugend an der farbigen, anschaulichen Realität, und wiederum ihre Sehnsucht nach einem lebenswahren Ideal, das durch den herbsten Kampf die Realität überwindet, gerade bei den russischen Geisteskämpfen auf ihre Rechnung kommen. Es genügt hier der Hinweis darauf, daß im Alter, da man sich (ob bewußt oder unbewußt)[1]) nach dem Erleben der vollen Spannung des Daseins und ihrer Ueberwindung durch persönliche, charaktervolle Stellungnahme sehnt, eine ausgesprochene Vorliebe für gewisse Vertreter des russischen Geistes vorhanden ist.

II. Soweit die Tatsachen. Eine andere Frage ist, inwieweit der russische Geist nicht nur anregen und zum Kampf anspornen, sondern die Welt durchdringen und überwinden wird. Was kann Rußland als Beitrag zu einer neuen, wiedergeborenen Menschheit liefern? Kann es überhaupt einen Beitrag liefern?

Es sei zunächst bemerkt, daß wir hier Fragen berühren, die außerhalb des Bereiches sicherer Konstatierungen liegen, und daß ein detailliertes Zukunftsprogramm Gefahr läuft, von der spätern Entwicklung Lügen gestraft zu werden.

Der Glaube, um den es sich handelt, muß darum Glaube sein und bleiben. Wir können ihn wohl, indem wir von der Einstellung ausgehen, die wir zum russischen Wesen genommen haben, und indem wir uns auf die Ergebnisse unserer Untersuchung stützen, so definieren: „Wir glauben, daß der russische Geist weiter kämpfen wird." Wir können nicht mathematisch beweisen, daß er es tun wird; aber ebensowenig haben wir das Recht, zu bestreiten, daß er es tun kann. Denn wo man eine so große, heilige Tradition leidenschaftlicher Kämpfe hinter sich hat, gibt es auch ein heiliges Soll, das zum Kampf weiter treibt.

Und so wird die Frage: Was ist in Zukunft von Rußland zu erwarten? zum Problem: Was für Kämpfe wird der russiche Geist noch führen?

Sehr viel scheint darauf hinzuweisen, daß Rußland nun erwacht und daß wir — was auch der Ausgang der jetzigen Krise sein möge — mit einer viel regeren Anteilnahme der Russen an der geistigen und materiellen Entwicklung zu rechnen haben. Gemeinsam an den sonst so sehr auseinandergehenden Urteilen und Berichten über die jetzigen russischen Zustände ist sicher das Eine, daß sich in Rußland etwas Neues bildet, und daß das Volk aus dem lethargischen Zustand heraustritt, sich aus der nur abstrakten Einheit und der Isolierung zum Kollektivgefühle erhebt. In der Deutung dieser Vorgänge und der Bewertung dessen, was sie für die Zukunft verheißen, gehen freilich die Ansichten — auch die Ansichten sehr gut informierter Russen — auseinander. Wie sehr müssen wir hier Vorsicht üben. Was nicht sagen will, daß wir nicht die Ansichten sichten und klären dürfen und

[1]) Er habe Tolstoj so gern, sagte mir letzthin ein 13jähriger Schüler, „er sei so kolossal flott, und es sei doch nüt schwindligs dabei."

uns, so weit es geht, in dieser so brennenden Frage eine eigene Auffassung erlauben können.

Kindisch ist zunächst die Auffassung, daß eine starke Expansion Rußlands — wir denken dabei an die politischen und staatlichen Organisationen — einen Segen bedeuten würde. Was von keiner unserer jetzigen Kulturen, von keinem Volk, keiner Rasse gilt, gilt auch nicht von den Russen. Eine Kultur, deren Wesen wir als Kampf, als Kampf gegen sich selber bezeichnen mußten, ist kein Segen für die Welt, wenn sie sich in der jetzigen Form ausbreitet.

Es ist durchaus möglich, daß wir im Zusammenhang mit der heutigen allgemeinen Krise eine Verstärkung der düstern, dämonischen Kräfte erleben, gegen die der russische Geist so heldenmütig gekämpft hat.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die reaktionären Kräfte Rußlands in dem jetzt erst beginnenden Entscheidungskampf zwischen freien, geistig tief begründeten Lebensformen und autoritären, alle Freiheit erstickenden Machtgebilden, den letzteren willkommene Hilfe leisten.

Aber es fiele uns schwer, zu glauben, daß es sich nicht selber dagegen zur Wehr setzen und gegen den Fluch kämpfen wird, den es der Welt bringen könnte.

Mit den Schlagwörtern Reaktion und Revolution ist hier wenig auszurichten. Besser bezeichnet ist die Sache, wenn man von einem Gegensatz redet, in dem der russische Geist zu seinem eigenen Wesen und seinen Auswüchsen begriffen ist, und der in dem Maß wachsen kann, als die Gefahr der Entartung größer wird.[1])

---

[1]) Rußland ist das Land, in welchem der zynische, rein physische Imperialismus den stärksten Widerspruch gefunden hat. Ich will keineswegs sagen, daß er nicht vertreten ist, aber er ist von ganzen Kreisen, und zwar auch von den besten Vertretern des russischen Geistes, aufs heftigste bekämpft worden.

Bei den Russen selber ist das Bewußtsein einer hohen, ihnen anvertrauten welthistorischen Aufgabe sehr lebendig. Der Gedanke einer besonderen Mission findet sich bei vielen großen Vertretern des russischen Geistes. Und es ist nun — wir können diesen Punkt leider nur streifen — sehr bedeutsam, wie sie dieselbe fassen. Sie erblicken sie häufig in dem Durchdringen der Welt mit dem großen, tiefen, ihrer Rasse eigenen Gemeingefühl. Die Förderung der echten internationalen Gesinnung und der gegenseitigen Anerkennung und Würdigung der Nationen steht im Vordergrund. Prachtvolle Gedanken hierüber finden sich bei Solowieff und Herzen. Auch Merejkowsky und andere unter den Modernen sehen in dem russischen Geist eine Kraft, die dazu berufen sein könnte, die moderne Welt aus dem unseligen Zwiespalt zwischen brutalen Kraftorganismen und individualistischer Selbstvergötterung herauszureißen.

Die Form, in die sich diese Gedanken kleiden, ist manchmal recht seltsam, bei Solowieff und Dostojewsky zum Teil recht kirchlich-theokratisch, beim letzteren sogar nicht losgelöst von der rein äußerlichen Expansion.

Aber im ganzen ist es doch sehr auffallend, wie das Bewußtsein des russischen Geistes seiner besonderen Aufgaben sich auf die großen Werte stützt, die ihn zu einer wirklichen Weltmission befähigen könnten. Nicht auf rein äußere imperialistische Ausdehnung, sondern auf ein seelenvolleres Durchdringen der ganzen Realität, Einfühlung in andere Volksindividualitäten, und das alle Schranken und Grenzen übersteigende Gemeingefühl, das, echt religiös, die Menschheit als großen, einheitlichen, und darum auch zu einheitlichem Leben berufenen Organismus erfaßt.

Auch heute schließt der Glaube an Rußland wie jeder echte Glaube ein großes Stück Trotzdem in sich. Aber gerade wenn man das Trotzdem stark betont, kann man sich freuen an dem, was dieses Volk uns bereits geschenkt hat und hoffen, es werde uns noch viel zu schenken haben.

Der Glaube an Rußland ist im letzten Grunde der Glaube, daß die Völker in ihrem Schicksale, ihrer Entwicklung und ihrer welthistorischen Mission Gedanken Gottes sind, oft entstellt, oft verzerrt, in Schmutz und Kot hinuntergerissen; aber stets wieder geläutert, tiefer erfaßt und reiner durchgeführt.

Angesichts der heutigen Krise, die nicht nur alles Teuflische ins Gigantische steigert, sondern auch die Revolution dagegen in entsprechendem Maß wachruft, haben wir Rußland gegenüber keinen Grund, von diesem Glauben abzuweichen, sofern wir nicht überhaupt vom Glauben abweichen.

Ob es christlich ist, einem Volk, das Gott mit der Vertretung so reiner, heiliger Gedanken betraut hat, und bei welchem dem Apostelamt das Martyrium nicht gefehlt hat, nur das Schlechte zuzutrauen, es als Barbarenvolk, Raubstaat zu kennzeichnen, wollen wir nicht eingehend beantworten. Eine andere Frage scheint sich uns eher aufzudrängen. Ob nicht, gestützt auf ein gutes, starkes Stück recht konkreter Realität, gestützt auf alles, was die Russen schon für das Gute getan, gelitten haben, gestützt auf die Tatsache, daß in ihrer Seele die Fähigkeit einer ganz besonderen, besonders großen Stellungnahme zur Wirklichkeit steckt, der Glaube berechtigt ist, daß von Rußland aus in Zukunft nicht nur die Anregung, sondern auch die energischere Vertretung und Durchführung von Gedanken und Idealen kommen könnte, die bei uns weniger energisch verfochten werden, oder bei denen wir uns mit halben Lösungen und verfehlten Versuchen begnügen?[1])

Wir wissen — auch Gegner des jetzigen Rußland und seiner Kultur und Gesellschaftsformen geben es zu, — daß im einfachen Volk unendliche Schätze von Güte, Liebe und primärem, sozialem Empfinden stecken, Rußland verfügt über große Reserven. Wir wissen auch, daß dieser Geist an vielen Orten bereits greifbare Gestalt angenommen hat. Es gibt in diesem „Barbarenreich" Organisationen, soziale Einrichtungen, namentlich Genossenschaften, die Zeugnis eines sozialen Geistes sind, der eher zu beneiden, als gering zu achten wäre.[2])

[1]) Sehr charakteristisch schon bei Gogol, dem man in Bezug auf sein Volk und die Bewertung Rußlands gewiß nicht Optimismus vorwerfen kann. „Es kommt einmal der Tag, da die Russen sich erheben werden, und dann kann Großes geschehen. Dann wird man sehen, wie tief der slavischen Seele der gute Same eingepflanzt worden ist, der bei zwanzig anderen Rassen nur die Oberfläche berührt hat und heruntergeglitten ist."

[2]) Das Verhältnis zwischen „Barbarei" und „Kultur" ist überhaupt in Rußland ein äußerst schwieriges Problem und nicht mit einem Schlagwort zu erledigen. Sehr auffallend ist es, wie nach dem Zeugnis vieler Russen, die selber Opfer der

Hierüber zu reden, muß denen überlassen werden, die dazu berufen sind. Ich erlaube mir, kurz darauf hinzuweisen, weil diese Tatsachen bei der Bewertung der Zukunft und dessen, was von Rußland kommen kann, nicht gleichgültig sind. Dem Glauben seinen reinen, großen „Trotzdemcharakter" belassen wollen, heißt nicht alle „Darum und deshalb" verschmähen, auf die man ihn stützen kann.

Der russische Geist ist erwacht und hat Zeugnisse seiner Lebensfähigkeit gegeben zu einer Zeit, da eine auf Gewalt, auf zynischen Individualismus, oder auf tyrannische, die Individualität erstickende Organisationen gegründete Kultur zu Grunde geht.

Ist es Zufall? Je nachdem man die Welt dem Mechanismus preisgibt, oder an einen Willen glaubt, der über allem Getriebe steht und im letzten Grunde Völker und Geschichte leitet, wie er will, mag man die Frage verschieden beantworten.

Wer an das zweite glaubt, kann sich etwa noch folgendes sagen: Westeuropa hat das Gemeinschaftsproblem nicht gelöst. Unser Individualismus und unser Staat, scheinbar absolute Gegensätze, haben das eine gemein, daß sie verfehlte Versuche zur Lösung des Gemeinschaftsproblems sind. Sie sind Bankerottskollegen. Unser abstrakter Ichbegriff, der uns die Einfühlung in die andern so schwer macht und es nicht zu einem heroischen Gemeingefühl kommen läßt, wird ebenso wenig ein echtes Gemeinschaftsleben wecken und fördern, wie die alles Leben, alle Schaffensfreude ertötende, staatliche Machtorganisation. Da könnte das slawische Gemeinschaftsgefühl mit seinem primären Altruismus und seinem humanen Zug ein bedeutender Faktor des Neuaufbaus werden.

Gleiches gilt von der Religion und den Religionsformen. Sie sind bei uns veräußerlicht, mit dem Staat kompromittiert. Unsere Kirche ist so matt, so unterwürfig geworden, daß man sich fragen muß, ob sie in ihrer jetzigen Form viel anderes erleben kann, als Demütigung und Enttäuschung. Dort ist die Religion, wo sie lebendig

---

Rückständigkeit auf politischem und sozialem Gebiet gewesen sind, in vielen Einrichtungen des sozialen, politischen und juristischen Lebens ein weiter humaner, toleranter Geist herrscht. Es ist z. B. sehr merkwürdig, wie bei der Beurteilung mancher Verbrecher vor Gericht eine viel tiefere psychologische Bewertung der Motive und damit gerechtere Einschätzung der Tat stattfinden kann, als bei uns. Das gesellschaftliche Leben dieses „Raubstaates" weist manche Züge auf, die Westeuropa etwas anderes einflößen könnten, als selbstgerechte Entrüstung. Es sei nur die umfassende Organisation der Bezirksärzte mit der unentgeltlichen Behandlung und Verabreichung von Medikamenten erwähnt.

Von ganz besonderer Bedeutung ist das Genossenschaftswesen, über das wir nächstens von einem russischen Fachmann einen ausführlichen Aufsatz bringen werden. Der Genossenschaftsgedanke hat nach dem Urteil sachkundiger Sozialisten in Rußland eine große Zukunft. Er ist jetzt schon durch ganz imposante Organisationen vertreten, die völlig zielbewußt und mit großer Energie auf Durchdringung des ganzen Lebens durch den sozialen Geist ausgehen. In manchen Punkten steht hier Rußland im Vordergrund. Es findet auch eine förmliche Erziehung zum genossenschaftlichen Ideal und seiner Anwendung auf den großen Lebensgebieten statt.

auftaucht, mehr Herzenssache und darum weniger in Versuchung, sich in äußeren Formen zu erschöpfen. So erhebt sich die Frage, ob sich nicht der russische Geist an der Verinnerlichung der Religion beteiligen könnte. Der Russe, sofern er Christ ist, kann sich das Christentum nicht anders denken, denn als Belebung des ganzen Lebens und als Loslösung von der unchristlichen Politik und Staatsvergötterung. So könnte uns von dort ein Christentum des Lebens kommen.

Wir Westeuropäer haben dem russischen Geist gegenüber eine große Schuld. Statt zu erkennen, was wir ihm verdanken, haben wir ihn mit Schlagwörtern und Phrasen verunglimpft. Wir haben ein Mittel, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Durch den Glauben an ihn. Damit verhelfen wir uns zu einer charaktervollen Handlung und ihm zum Selbstvertrauen und Weiterkämpfen. In diesem Sinn kann man, ohne zu vergessen, was wir Westeuropäer sind und noch werden können, ohne schwächliche Verkennung dessen, was wir geleistet, aber mit freudiger Anerkennung dessen, was Rußland uns gibt und noch geben kann, sagen: „Man versteht nicht Rußland, man glaubt an Rußland." J. Matthieu.

Menschen, Heimat braucht die Erde,

darum wütet dieser Streit — darum wuchtet diese Schwerde,
darum, darum loht dies Leid!
Heimat, nimmer zu erzwingen
von der Lüge feigem Knecht,
aber sicher zu erringen
von dem Manne brav und echt.
Hah zerglüht die Angst ihr Schmerzen, daß geläutert aus dem Brand
wir mit mannhaft heitrem Herzen wallen in das Heimatland.
Heimwärts auf Vertrauenswogen, aus dem grausen Habekampf,
der uns um uns selbst betrogen, in den heil'gen Lebenskampf.
In ein trutzig treues Leben, hinter allem Lügenwust,
wo der Wahrheit Wonnen weben, wo wir miteinander leben
voller heller Heimatlust.
Wo aus dunklen Erdenmühen, liebeschimmernd aus dem Grund
wilde Jünglingsträume blühen, wackre Mannestaten glühen
froh belebend unsern Bund.
Wo uns sonn'ge Kinder sprossen aus dem heimeligen Hag,
weil wir vaterfest entschlossen, muttermilde unverdrossen
Heimat leben Tag um Tag.
Wo bei urgetrosten Bäumen traulich unsre Hütten stehn,
drum die wilden Bäche schäumen, Pfade schlängeln
Gärten träumen — und die holden Tiere gehn.

Brüder, laßt uns Heimatfeuer
fahn mit sonnenvollem Reis,
mit dem Herzen treu und treuer,
daß es lohe hell und heiß.
Daß es manchem Wandrer blinke
durch der kalten Nächte Leid,
ihm in wonn'ger Stille winke
Traulichkeit.
Daß entzückt ob seinem Sprühen, freudestrahlend, glückentbrannt,
er ein heimatselig Glühen segnend trägt ins dunkle Land.
Menschen, Heimat braucht die Erde!
Hört die Not, sie singt, sie schreit:
Mannheit wachse, Heimat werde,
es ist Zeit!

Askona. Gusto Gräser.

Die Gebildeten und das Landvolk.[1]

Werte Libertaner! Sie haben mich eingeladen, als Altmitglied in Ihrem Verein einen Vortrag zu halten. Ich habe die Einladung freudig angenommen in der Voraussetzung, daß von mir nicht ein Vortrag über eine wissenschaftliche oder philosophische Frage erwartet wird, sondern daß ich von dem reden darf, was mich täglich bewegt. Damit werde ich allerdings zum Teil über Dinge reden, die Ihnen vorläufig etwas fern liegen. Als Akademiker stehen Sie ja ganz in den theoretischen Erörterungen drinnen. Aber da Mancher von Ihnen doch auch früher oder später hinausziehen wird unters Landvolk, könnte es vielleicht gerade auch zur grundsätzlichen Klärung mancher Frage etwas beitragen, wenn einer, der vor noch nicht so langer Zeit in der gleichen Lage war wie Sie, darüber, wie er sich in seinem Tätigkeitsgebiet zurechtgefunden hat, Aufschluß gibt.

Wer die Bildung einer höheren Schule längere Zeit genossen hat und aufs Land hinauskommt, wird bald merken, mag er nun selber aus der Stadt oder vom Land stammen, daß ein Unterschied besteht zwischen seiner Denkungsart und derjenigen seiner Umgebung. Wenn er sich nicht nur damit begnügt, mit den Leuten seiner Umgebung beim Kartenspiel zusammenzukommen und gelegentlich über Wetter und Wachstum ein paar Worte zu wechseln, wird er merken, wie schwer es ist, mit diesen Menschen menschlich zu verkehren, und es wird ihn die Frage quälend beschäftigen, wie er den Zugang zu

[1] Nach einem Vortrag gehalten in der abstinenten Studentenverbindung „Libertas" in Zürich am 14. Juli 1916.

ihnen finden kann. Jeder wird nach einiger Zeit bewußt oder unbewußt ein Verhältnis schaffen. In den meisten Fällen ist ein solches für den in eine Arbeit hineintretenden Gebildeten schon vorhanden durch das Amt, das er übernimmt, und das ihn auf irgend eine Art mit der Bevölkerung verbindet. Aber diese Verbindung, welche das Amt schafft, ist nicht immer die richtige. Sie beruht oft auf Konvention und berücksichtigt zu sehr, wie jede Konvention, die Wünsche der Bevölkerung, kommt ihren Schwächen zu sehr entgegen. Das Sicheinfügen in dieses „Amtskleid" kann für die spezielle Arbeit, die man durch ein Amt oder eine Stelle übernimmt, von Vorteil sein und die besondere Arbeit, die Seelsorge des Pfarrers, die Erziehung des Lehrers, die Autorität des Beamten, erleichtern. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß, wer auf dem Lande eine solche Stelle einnimmt, nicht nur diese spezielle Arbeit zu verrichten hat; der hat auch eine allgemeinere Aufgabe, nämlich Führer und Berater des Volkes zu sein. In größeren Orten, in Städten, ist die Arbeitsteilung auch unter den gebildeten Berufen so weit geschritten, daß sich unter Umständen vielleicht jeder auf sein besonderes Gebiet beschränken kann; es sind für die verschiedensten Aufgaben der Gebildeten genug Leute vorhanden. Aber in den Dörfern sind es deren nur ganz wenige; und diese haben die ganze Aufgabe der Führerschaft zu übernehmen. Und dafür kann nun das Sicheinfügen in eine Amtsschablone hinderlich sein. Darum können wir die Lösung der Frage, wie wir uns zum Volk stellen müssen, in der Form des Aufgehens im Amte nicht anerkennen. Sie würde besonders für junge Menschen noch eine persönliche Gefahr in sich schließen. Jeder kann nur dort rechte Arbeit leisten, wo er von Grund aufbauen kann. Das gilt in noch viel höherem Maße als von der Handarbeit von der geistigen Führerschaft. Darum muß jeder seine Arbeit seinen Fähigkeiten entsprechend von einer besondern Seite anfassen. Er darf sich dabei nicht von der Konvention des Berufes oder von der Art eines Vorgängers zu sehr beeinflussen lassen. Dabei wird er vielleicht zuerst seinen Beruf nur recht unvollkommen ausüben; aber ich fürchte, daß der andere, der auf allen Gebieten seines Pflichtkreises etwas leisten will, noch viel unvollkommenere Arbeit tut. Die Verbindung zwischen dem Volk und dem Gebildeten allein durch des letzteren Beruf ist also als ungenügende Lösung unserer Frage abzulehnen; und damit ist die Berechtigung, diese Frage eingehender zu erörtern, erwiesen.

Aber aus dem bisher Gesagten ergibt sich auch, daß man nun auch auf andere Weise nicht leicht Anweisungen geben kann, wie man es machen soll. Aus diesem Grunde müssen wir die immer wieder auftauchenden Vorschläge, die einseitig theoretische Ausbildung der Studenten durch einen einzuführenden praktischen Kursus zu ergänzen, ablehnen. Das läßt sich nicht sagen und nicht lehren, und selbst durch Arbeit des Studenten, die auch etwas bedeuten würde, unter Anleitung erfahrener Lehrer, würde mehr Abhängigkeit und Unsicherheit erzeugt, als es für das freie Sicheinleben in die bevorstehende Arbeit förderlich

wäre. Jeder muß eben mit der Arbeit, die er sich selber schafft, wachsen und mit ihr verwachsen. Somit hat nun auch das Thema, über das ich hier sprechen will, seine Beschränkung erfahren. Nicht allgemein giltige Regeln für das Verhalten der Gebildeten zum Volk will ich aufstellen. Es soll sich nicht darum handeln, die Frage zu lösen, sondern sie aufzuwerfen, indem wir die häufigsten Arten des gegenseitigen Verhältnisses darstellen, nachdem wir uns ein Urteil über die Eigenart des Volkes gewonnen haben, diese beurteilen und die auf Grund dieser Eigenart sich ergebenden allgemeinen Gedanken für die Einwirkung aufs Volk darstellen.

I.

Zuerst fragen wir uns also, *welche Stellung die Gebildeten tatsächlich heute meistens zum Volke einnehmen*. Dabei wollen wir uns noch daran erinnern, daß diese Frage für ein demokratisch organisiertes Land und für Leute, die der demokratischen Idee huldigen, von großer Wichtigkeit ist. Wenn das demokratische Ideal für viele hervorragend gebildete Menschen unserer Tage an Anziehungskraft verloren hat, so geschah das nicht zum geringsten Teil deshalb, weil es vielen nicht gelang, das richtige Verhältnis zum „Souverän" zu gewinnen, und daß es im demokratischen Staatswesen immer wieder möglich ist, daß gewalttätige und herrschsüchtige Elemente ans Ruder kommen und das Volk beherrschen, anstatt daß es selber herrscht.

Das ist nur möglich durch eine falsche Art des Verhältnisses zwischen Führern und Volk, wo jene annehmen, *das Volk sei der gute Untertan*, der alles billigt, alles duldet, alles erträgt. In diesem Sinne reden oft besonders hohe Staatsmänner von dem Volk. Unsere Parlamentssäle und Festräume wiederhallen von hohen Worten, die sich auf das so verstandene Volk berufen. Besonders wirkungsvoll ist diese Berufung auf das Volk, wo es sich darum handelt, irgend eine neue Bewegung zu bekämpfen und in ein schiefes Licht zu stellen. Da wird gerne der alte, gesunde Sinn des Volkes in die Schranken gerufen gegen neue schwärmerische Ideen. Wie verkehrt das ist, sieht man schon daran, daß dieses „Volk" nicht nur als schöne rote Abendwölkchen über unseren Parlamenten erscheint, sondern gelegentlich und besonders vor Volksabstimmungen die Gestalt drohender Wetterwolken annehmen kann. Es ist das nur eine gedankenlose Anmaßung, die die eigenen Gedanken mit denen des Volkes identifiziert. Das läßt sich nur deswegen so leicht durchführen, weil die Leute aus dem Volk durch sich selber fast nie sich ihrer eigenen Gedanken bewußt werden. Das Volk denkt bewußt, erst wenn jemand kommt und seinen unbewußten Gedanken den rechten Ausdruck gibt. Daß nun die genannte landläufige „Volksrede" der rechte Ausdruck für das Denken und Fühlen der weitesten Volkskreise sei, glaube ich nicht. Ich war überrascht, zu sehen, wie kalt die Leute bei der schönsten Rede solchen Stils bleiben konnten, und glaube nun, daß der Pfarrer auf der

Kanzel nicht fremder und unverständlicher redet als der Redner auf der Tribüne.

Die zweite Art des Verhältnisses zwischen Gebildeten und einfachen Leuten, von der wir reden wollen, dürfte besonders unter uns jungen Leuten, Abstinenten und Studenten verbreitet sein und ist gekennzeichnet durch den Drang, dem Volk zu helfen. Viele junge Leute entscheiden sich für den einen oder andern Beruf als Lehrer, Arzt oder Pfarrer besonders mit Rücksicht darauf, daß sie da am meisten beitragen können zur Befreiung des Volkes aus allerlei Uebeln. In manchen jungen Gymnasiasten und Studenten lebt die Flamme der Begeisterung für Volksbeglückungspläne. Alle Jugendbewegungen, die wirklich von der Jugend ausgegangen sind und nicht von Erwachsenen hervorgerufen wurden, wie z. B. der Wandervogel und die Abstinenzbewegung unter der Jugend, leben von diesem Gedanken, daß sie zur Erlösung der Menschheit beitragen. Mit dieser Auffassung vom Beruf des Gebildeten gegenüber dem Volk gehen die meisten hinaus aufs Land, mögen sie nun vom Technikum, von der Lehrerbildungsanstalt oder von der Universität kommen.

Ein Urteil über diese Stellung wollen wir später zu gewinnen suchen. Jetzt wollen wir nur sagen, wie es mit diesen jungen Leuten in den meisten Fällen zu gehen pflegt. Der junge Volkserzieher wird bald flügellahm. Entweder gibt er seine Pläne auf und ändert die Auffassung seines Berufes, weil ihm dieses Ziel unerreichbar erscheint; oder er muß die anfänglichen Forgerungen an das Volk so stark abfeilen und einschränken, daß sie dann nicht mehr viel bedeuten, und er in die breite ebene Straße, die er endgültig verlassen zu haben glaubte, einmündet. Im letzteren Falle sagen wir: er ist verbauert. Für ihn besteht unsere Frage nicht mehr, weil er mit dem Volke eins geworden ist, indem er sich auf die Stufe dessen hinunter begeben hat, den er zu sich heraufziehen wollte.

Aber mit dem andern Fall müssen wir uns noch befassen, weil er eine neue Form des Verhältnisses darstellt. Dieser wird stolz und hochmütig und schließt sich vom Volk ab. Diese Haltung von Seite gebildeter und halbgebildeter Menschen dem Volk gegenüber kommt viel häufiger vor als wir gewöhnlich annehmen. Sie ist die landläufige. Nach dem Gesagten können wir es auch besser begreifen, wenn Menschen, die früher beleidigt gewesen wären, wenn man ihnen die Meinung zugetraut hätte, daß das Volk für geistige Interessen unzugänglich sei, nunmehr diese feste Ueberzeugung haben. Mancher Gebildete, der irgendwo in einem entlegenen Dorfe wohnen muß, sehnt sich nach der Stadt und jammert, daß er es in diesem Neste so langweilig habe. Ja, jeder, der sich um etwas über dem Durchschnitt des Volks erhaben dünkt, zeigt diese hochmütige Verachtung des einfachen Mannes, die in der Regel desto größer ist, je kleiner der Bildungsunterschied ist. Diese Auffassung von der Stellung der Gebildeten ist so allgemein verbreitet, daß das Volk selber sich daran gewöhnt hat

und nun seinerseits von denen, die mit ihm in Berührung kommen, diese Haltung verlangt. Es verlangt beispielsweise von seinem Pfarrer und Lehrer standesgemäßes Auftreten, standesgemäße Kleidung, daß sie standesgemäßen Verkehr pflegen. Es erträgt es viel leichter, daß einer seinen Hochmut offen zeigt, als daß er sich unter die Leute mischt und einer ihresgleichen sein will.

II.

Da diese letztgenannte Art so allgemein verbreitet ist, wollen wir zur Beurteilung aller drei zunächst von dieser ausgehen, indem wir fragen: Worauf gründet sich diese Auffassung, die von der bloßen Abschließung sich bis zur Verachtung steigern kann? Ist es in der Sache begründet? Darauf wird man durch den Hinweis auf die verschiedenen Fehler und Mängel des einfachen Volkes antworten können. Wir nennen drei, in welchen wohl fast alle die Vorwürfe, die gegen das Volk erhoben werden, zusammengefaßt werden können.

Der erste Vorwurf lautet: Das Volk ist kalt und herzlos. Es hat kein Verständnis für die großen Nöte unserer Zeit. Wenn man gelegentlich von der großen Not, die irgendwo herrscht, redet, findet man taube Ohren. Wenn es sich darum handelt, irgendwo zu helfen, hören sie zwar vielleicht gerne zu; wenn es aber ans Geben geht, geschieht es fast nie nach dem erhaltenen Eindruck, sondern nach der Mode, nach der Rücksicht auf das, was der Andere gibt. Das ist genau so wie wenn jemand ins Konzert geht nur mit Rücksicht auf die Menschen, nur weil es Mode ist. Von diesem sagt man, er habe kein Verständnis für Musik. So könnte man auch hier sagen, daß das Landvolk kein Verständnes hat für die Not. Allbekannt ist es, wie man auf dem Lande auch durch den Krieg sich nicht aus der Ruhe bringen läßt.

Das wäre nun kein leichter Vorwurf. Und doch glaube ich hier eine Art Rechtfertigung anbringen zu müssen. Diese Kälte gegenüber den großen Nöten kommt daher, daß der Landbevölkerung in starkem Maße die Fähigkeit abgeht, sich etwas vorzustellen, das nicht vor Augen liegt. Ihre Gedanken können sich nicht vom Stoffe trennen. Wir können auch den Grund dafür angeben. Er liegt in ihrer Arbeit. Da die Arbeit des Bauers die Gedanken ganz in Anspruch nimmt, gewöhnt er sich, mit den Gedanken und Vorstellungen sich an die nächsten Dinge anzuschließen. So müssen wir auch diese Art achten, wie wir auch den durch Arbeit gekrümmten Rücken keinem zum Vorwurf machen werden. Und noch Eines. In diesem Mangel liegt doch auch ein großer Vorzug verborgen. Derjenige, der sich nur das Sichtbare vorstellen kann, sieht dieses auch umso besser; dem tut auch die Not, die ihm vor Augen kommt, mehr weh. Ich glaube, daß mancher Mann aus dem Volk, wenn er sie sähe, an mancher Not nicht so vorbeigehen könnte wie wir. So gibt es manche Gemeinde auf dem Land, die die auswärts wohnenden Armen knapp hält, während die Armen in der

Gemeinde, auch wenn sie nicht dort heimatberechtigt sind, auf eine großartige Weise unterstützt werden.

Der zweite Vorwurf, der erhoben wird, lautet: Das Volk hat kein Verständnis für geistige Dinge, für Kunst, Wissenschaft, religiöse Fragen. Für den heutigen Durchschnitt der Landbevölkerung ist das ganz unbestreitbar. Demgegenüber wird man auf die vielen schönen Häuser in den Dörfern hinweisen, auf die feinen Volkslieder, auf die eifrige Beteiligung an den religiösen Kämpfen der Vergangenheit. Wenn es aber einmal eine Zeit gegeben hat, wo das Volk sich daran innerlich beteiligte, so ist diese Zeit heute jedenfalls vorüber. Wer so sehr die schönen Häuser bewundert, der möge einmal auf seiner Sommertour in den Bergen auch die neuen Häuser und die reparierten alten Häuser mit einem Blick anschauen, er möge in eines der Häuser eintreten und sehen, mit wie wenig Geschmack es eingerichtet ist. Dabei schweift sein Blick vielleicht auch hinauf zum Büchergestell unter der Decke. Dort sieht er eine Anzahl Bücher, aber keine Neuen. Auch die alten Bücher sind mit dickem Staub bedeckt. Daraufhin wird er von der Richtigkeit der Tatsache, die diesem Vorwurf zu Grunde liegt, überzeugt sein. Gegenwärtig ist es wirklich so, wie unser Vorwurf sagt.

Die Frage, ob es immer so war, wage ich nicht zu entscheiden. Gegenüber der Behauptung, daß man sich eifrig an den religiösen Tagesfragen beschäftigte, steht die Tatsache, daß in vielen Gemeinden z. B. die Entscheidung für oder gegen die Reformation von Gesichtspunkten aus erfolgten, die nichts weniger als religiös waren. Das Vorhandensein von schönen alten Häusern läßt sich zur Not auch erklären durch die Mode und Sitte und durch den Einfluß einiger wenigen tüchtigen Künstler, die früher vielleicht mehr als jetzt auf dem Lande blieben. Aber möglich ist auch, daß es anders war, und daß sich die früher vorhandenen Gaben durch die neue Kultur verflüchtigt haben, besonders deshalb, weil die Bauern jetzt nicht mehr so viel Zeit haben, um sich mit Bilden und Denken zu beschäftigen, und weil die Kluft zwischen ihnen und denen, die sie wachzuhalten berufen waren, immer größer geworden ist. So wären also gerade die Gebildeten durch ihre Abschließung schuld an der Verflachung der Landbevölkerung. Sei dem nun wie ihm wolle, so müssen wir auf eine Aenderung des bestehenden Zustandes hoffen. Es muß dazu kommen, daß die Bauern, die den gebildeten Ständen die Nahrung liefern, auch auf irgend eine Weise an deren Arbeit teilhaben können, auch ihrerseits die Früchte der geistigen Arbeit genießen können. — Trotzdem möchten wir nun aber auch diesen Vorwurf nicht zu schwer nehmen; denn es gibt noch Wichtigeres als Kunst und Wissenschaft und religiöse Fragen. Dieses Wichtigste ist das persönliche, das göttliche Leben, von seiner sichtbaren Seite aus betrachtet: der Mensch und seine Arbeit. Diese vergessen wir oft ob lauter Kunst, Wissenschaft und Philosophie. Wenn wir dagegen eine Weile den Bauern zuhören, so merken wir bald, daß sie

— allerdings mit einiger Verflachung — fast nur von diesen beiden Dingen reden. Sie haben zwar keinen Sinn für das Abstrakte aber großes Interesse und manchmal auch ein ganz feines Gefühl für das Persönliche.

Nun höre ich aber schon einen dritten Vorwurf: Ja, die Leute auf dem Dorf interessieren sich sehr stark um die persönlichen Verhältnisse, nämlich in ihrem Klatsch. Ja, sie reden viel von den Menschen und ihrer Arbeit, aber immer nörgelnd und herunterreißend. Alles Schlimme, das sie von jemandem wissen und ihm andichten können, wird vorgebracht. Selten hört man etwas rühmen. Dagegen die begangenen Fehler werden Jahre und Jahrzehnte lang in gutem Gedächtnis aufbewahrt und bei jeder Gelegenheit wieder aufgefrischt.

Ja, so ist es vielfach. Aber wo das vorkommt, ist es doch eine Entartung von etwas Besserem. Zum Teil haben wir dieses Bessere, das im Klatsch eine bedauernswerte Form annimmt, bereits genannt; es ist das große Interesse, das der Landbewohner dem persönlichen Leben entgegenbringt. Wir können aber noch etwas nennen, um das wir das Volk manchmal beneiden möchten. Es urteilt strenger und unerbitterlicher als wir und ist nicht so rasch bereit, die allgemeinen Gebote abzubiegen, wie wir es oft in allzu sentimentaler Art tun. Das ist die andere Wurzel des Klatsches.

Eine andere anstößige Form dieser größeren Strenge ist die oft genannte bäuerliche Grobheit. Sie ist bei den Vertretern, wo sie vorhanden ist, nichts anderes als eine Steigerung dieser Strenge, die dem Landbewohner fast von Natur anhaftet. Diese Strenge ist manchmal grausam, verzeiht spät, und selbst nach dem Tode lebt sie weiter. Nirgends empfindet man es z. B. so unangenehm wie auf dem Lande, wenn beim Tode eines Menschen an seinem Grabe oder im Nekrolog seine Vorzüge genannt und seine Fehler verschwiegen werden. Schon darin zeigt sich uns die Feinheit, die sich hinter dieser Strenge verbirgt. Wo dieser echte strenge Sinn vorhanden ist, wird nichts beschönigt. Darin besteht das Glück des Bauern, daß er sich nichts vormacht. Seine Tendenz ist, alles genau zu prüfen. Wenn man mit einer Sache an die Leute herantritt, um sie dafür zu gewinnen, wird es lange gehen, bis jemand sich drauf einläßt. Mit dieser Strenge und Schärfe im Urteil ist dann aber auch verbunden, daß sie auf dem nach langem Fragen beschrittenen Weg nicht mehr rückwärts schauen, sondern beharrlich vorwärtsstreben. Es geht lange, bis sie sich einem Menschen anvertrauen, aber wenn das geschehen ist, dann ist ihre Hingebung und ihr Vertrauen groß. Wir sagten bereits, daß sie nicht leicht verzeihen; wenn sie aber verziehen haben, so kann man darauf rechnen, daß sie nicht mehr daran denken. Ihre Zunge löst sich nur schwer zu hohen Worten, zu großen Versprechungen, zu großer Anerkennung, zum Ausdruck der Freude. Wenn das aber vorkommt, so geschieht es nie aus Konvention oder durch Hinein-Empfinden, sondern aus voller Ueberzeugung.

Mit diesen letzten Worten haben wir nun eigentlich die Beurteilung der genannten Einwände bereits verlassen und haben etwas von den großen Vorzügen, die in der unverfälschten Volksart liegt, dargestellt. Während durch die vorhin erwähnten Vorwürfe, die, wie wir sahen, doch eine gewisse Berechtigung haben, ein mehr pessimistischer Eindruck hervorgerufen wurde, der auch durch die erklärende und abschwächende Besprechung derselben nicht ganz ausgelöscht werden konnte, haben wir nun doch gesehen, daß unter dieser Hülle ein besserer Kern steckt, und daß trotz mancher Entartung und Verflachung, die Landbevölkerung ursprünglich *edler Natur* ist. Man wird da einwenden, diese anerkennende Wertung beruhe auf der Beobachtung von hervorragenden Ausnahme-Menschen. Wir geben zu, daß diese Art nur gelegentlich durchbricht und für den Fernerstehenden kaum sichtbar wird, und daß bei vielen die Hülle so dicht ist, daß die Strahlen des Lichtes gar nicht durchbrechen können, daß sehr oft auch das Licht selber verlöschen muß. Aber wem einmal die Augen dafür geöffnet wurden, der wird häufiger diesen Glanz schimmern sehen; und gerade die wenigen Menschen dieser Art, die er kennt, werden ihm ein köstliches Pfand sein für das, was unter vielem Schutt verborgen liegt, und für den freudigen Glauben an ein erneutes Erwachen und Frei-Werden dieser Kräfte. Diese Ausnahme-Menschen sind ein Zeichen dafür, daß in der Tiefe verborgene Quellen rinnen, die jetzt durch Felsspalten versinken, die aber eines Tages wieder an die Oberfläche kommen können und Brunnen bilden, an denen auch die Gebildeten sich laben können.

Nun wird man uns noch fragen, ob wir alle Vorwürfe genannt haben, die das Landvolk betreffen. Sind die Leute nicht auch ganz auf ihr Interesse aus? Haben sie sich nicht dem Geiz und der Hast hingegeben auf eine Art, die man selten findet?[1]) Ich habe diese Vorwürfe da nicht aufgezählt, weil ich Hast und Habsucht als einen Zeit- nicht als einen Standesfehler betrachten muß. Nun ist es allerdings gerade dieser nimmerruhende und nimmersatte Zeitgeist, der die größten Verwüstungen anrichtet; er ist aber zunächst nicht auf dem Land erwachsen. Gewachsen ist der in den Städten und Industriezentren und ist erst aufs Land verpflanzt worden. Wir wissen nun aber, daß letzteres nur durch lange Einwirkung möglich sein konnte, und daß, da dieses Unwesen einmal in diesem Boden Wurzel gefaßt hat, es nicht mehr so leicht auszurotten sein wird. Aber wir kennen nun auch die verborgenen Quellen, die davon unberührt sind, und die uns sagen,

[1]) Mancher wird erstaunt sein, daß man dem Bauern auch Hast vorwerfen könne, weil man gewöhnt ist, diesen als ruhigen und stillen Mann zu betrachten. Mir scheint dagegen, daß Hast und Unruhe schwer auf dem modernen Bauerntum lasten, schwerer noch als Habsucht. Manche Erscheinung die man allgemein als Folge des Geizes betrachtet ist vielmehr die Folge dieser Hast. Bezeichnend dafür ist ein Ausdruck, den man sehr oft solchen Leuten entgegenhält: „Die Welt hält dich schon." Das heißt doch: du brauchst nicht so unruhig zu sein.

daß es anders war und anders sein wird. Ich muß hier wieder von Ausnahmen reden, aber Ausnahmen, die typisch sind. Ich kenne noch Bauern, die höher als Geld und Geldeswert eine sorgfältig ausgeführte Arbeit stellen, die alles opfern würden, um ihre Gebäude und Geräte in Ordnung zu halten, die, während andere am Sonntag mit großer Hast ihre Arbeit tun, mit ihren Familie ruhig und zufrieden spazieren gehen, mitten durch das hastige Treiben der andern.

III.

Und nun zu unserer eigentlichen Frage, der rechten Stellung der Gebildeten zum Volk. *Ist die gegenseitige Abschließung das Richtige?* Durch das Gesagte dürfte klar geworden sein, daß die *Abschließung aus Hochmut* nicht gerechtfertigt werden kann. Wir sind zwar weit davon entfernt, an den Landbewohnern nur Gutes zu finden und haben ihre Fehler aufgezählt. Wir sehen aber auch gerade hier viel Ursprüngliches und Echtes und wahrhaft Gutes. Wenn wir den Unterschied zwischen den beiden Bevölkerungsklassen stark hervorhoben, so geschah es nicht, um die eine höher zu stellen als die andere. Der Unterschied ist zwar groß; er bedeutet aber keinen moralischen Unterschied. Und darum ist der Hochmut, von welcher Seite er auch kommt, nicht gerechtfertigt.

Es gibt aber noch einen andern Grund, weshalb man sich, von einander abschließen könnte. Das wäre die *Ueberzeugung, daß man einander doch nicht verstehe* und besser tue, jeder seine eigenen Wege zu gehen. Einen Augenblick während unserer Untersuchung über den Unterschied schien es, als ob das gerechtfertigt wäre. Nun wollen wir uns aber daran erinnern, daß wir einen großen Teil der Schuld an der allgemeinen Verflachung des Volkes dem Umstand zuschreiben mußten, daß sich die Gebildeten als berufene Führer immer mehr zurückzogen und sich unter sich abschlossen, und ferner daran, daß bei dem Volk, wenn es wachgehalten wird, ein Strom des Lebens fließt, das in den meisten Fällen dem Intellektuellen gerade fehlt. Daher müssen wir verlangen, daß beide zueinander streben, weil sie des andern bedürfen.

Dabei halten wir fest an dem bisher stets als selbstverständlich Angenommenen, daß die Gebildeten Führer sein müssen. Ob das nun in der oben geschilderten Art der *Volksbeglücker und Weltverbesserer* geschehen kann, wollen wir noch kurz untersuchen. Es wurde bereits gezeigt, daß diese Versuche praktisch meistens mit einem Fiasko enden. Nun können wir auch einsehen warum. Für solche hohe Pläne haben die meisten nicht die genügenden Fähigkeiten. Da es sich hier um einen grundsätzlichen und nicht graduellen Unterschied handelt, so fehlt zunächst die Brücke, auf der man zu einander gelangen könnte. Jedenfalls besteht der richtige Weg nicht darin, daß wir nun unsere Bildung dem Volke zu vermitteln, sie ihm gewissermaßen aufzupfropfen suchen. Auf diese Weise geben

wir ihm Steine anstatt Brot. Man kann nicht einfach mit Darbietungen von Kunst irgendwelcher Art kommen, wenn das Verständnis dafür fehlt (wiewohl auch diese im rechten Zusammenhang nicht ohne große Bedeutung sind). Und wenn man sieht, daß die Geselligkeit des Volkes in falsche Geleise geraten ist, so ist nicht damit geholfen, daß man die Geselligkeit, die in gebildeten Kreisen herrscht, dorthin verpflanzt. So kann man auch in der eigentlichen Bildungsarbeit nicht das Wissen, das unter uns als Bildung gilt, das Volk lehren wollen, ein Fehler, der noch unser ganzes Schulwesen stark beherrscht. Auch unsere Erkenntnisse und Einsichten in Bezug auf die gegenwärtige Ordnung der Dinge, die Wirtschaftsordnung, die Kirche, den Staat, den Krieg sind in dieser Form für einfache Leute nicht verständlich. Sie ist ihnen zu unvermittelt, weil sie in einer ganz anderen Welt leben und eine ganz andere Art zu denken und die Dinge zu sehen haben. So müssen wir auch diese Art der Stellung der Gebildeten zum Volk ablehnen, sosehr sie uns in vieler Hinsicht sympathisch wäre.

IV.

Sollen nun aber das Landvolk und die Gebildeten nicht in zwei getrennten Lagern einander gegenüberstehen, jedes seine eigenen Wege gehend, das Volk arbeitend und Güter schaffend, die Gebildeten für die ganze Menschheit denkend und erlebend, so muß sich irgend ein anderer Weg uns zeigen. Diesen möchte ich aufweisen, indem wir von dem allgemein Zugegebenen, von dem bereits im Wort enthaltenen Sinn ausgehen. Danach haben die Gebildeten die Aufgabe, dem Volk auf irgend eine Art Bildung zu vermitteln.

Und somit stehen wir vor der großen Frage: *Was ist Bildung?* Sie ist einmal nicht etwas Konkretes, etwas Begrenztes. Wir können nicht sagen: das und das gehört zur Bildung. Deshalb ist auch der in diesem Vortrag stets gebrauchte Ausdruck „Gebildete" ungenau. Es gibt keinen Stand von Gebildeten. Wir brauchen daher diesen Ausdruck in einem prägnanten Sinne von denjenigen, die höhere Schulen besucht haben und dadurch an der geistigen Kultur der Gegenwart teilnehmen. Im wahren Sinne Gebildete gibt es in allen Ständen und Berufen; aber überall sind sie recht dünn gesät. Von diesem Gedanken ausgehend hat man *den* gebildet genannt, bei dem die Bildung des Geistes seiner Arbeit und seinem ganzen Verhalten entspricht, der bei allem, was er tut auch weiß, warum und wozu er es tut und anderes unterläßt. Bildung ist nicht ein Haben, nicht ein Wissen von etwas, sondern *Bildung ist ein Verhältnis*. Bildung ist da vorhanden, wo das Verhalten des Menschen und seine ganze Tätigkeit im rechten Verhältnis zu seinen Kräften und Anlagen steht. Ob ein Mensch Bildung hat oder nicht, entscheidet sich an dem, ob er die Kräfte, die in ihm angelegt sind, bis zum höchst möglichen Grad entwickelt oder

sie brach liegen läßt. Wer geringe Kräfte hat, sie aber entwickelt, ist, auch wenn er wenig leisten kann, gebildet. Wer dagegen geniale Anlagen hat, sie aber nicht oder nur einseitig, teilweise entwickelt, ist, mag er noch so großes leisten, nicht gebildet. Zu diesen innern Anlagen und Kräften, müssen dann zur Betrachtung noch die äußeren Gaben des Milieus herbeigezogen werden. So ist Bildung das richtige Verhältnis zwischen den Gaben, die dem Menschen ins Leben mitgegeben werden und dem, was er daraus macht. Aber noch ein anderes Verhältnis gehört zur wahren Bildung. Es gehört dazu nicht nur das rechte innere Verhältnis von Anlage und Ausführung, sondern auch das rechte äußere Verhältnis des Menschen zu seiner Umgebung. Jede Privat-Wissenschaft, Privat-Ansicht und Privat-Ueberzeugung ist nicht viel wert. Diese müssen dadurch sichtbar werden, daß sie uns mit unserer Umgebung verbinden. Erst wenn das der Fall ist, sind wir von der Gescheitheit zur Bildung vorgeschritten, ist ein Gelehrter zugleich ein Gebildeter. Das ist hier für die Gelehrten ausgeführt, gilt aber entsprechend für alle Stände. So kommen wir dazu zu sagen: Wahre Bildung zeigt sich in Gemeinschaft.

Diese Erkenntnis gibt nun ein ganz neues Licht für die Behandlung unserer Frage und zeigt uns den rechten Weg. Nun sehen wir klar, was wir früher ahnten, daß der wahrhaft Gebildete sich nicht abschließt vom Volk, sondern mit ihm Gemeinschaft sucht. Für ihn besteht unsere Frage eigentlich nicht. Und wenn sie für uns noch gilt und uns quält, so heißt der Ausweg: Werde recht gebildet und du wirst die rechte Stellung haben. Aber nun ahnen wir wenigstens auch den Weg, der zur wahren Bildung führt. Nicht Bücher tun es und nicht viele Studien — nicht nur diese — sondern der Weg führt ebensosehr durch unsere Umgebung, durch die große, reiche Welt. Und wenn wir unter dem Volke sind, so sollen wir nicht nur geben und lehren wollen, wir müssen auch annehmen, jenes annehmen, von dem wir sagten, daß das Volk es uns voraus habe, den gesunden natürlichen Sinn. Der Weg führt unter Umständen auch durch Entsagung. Wir müssen je nach Umständen auch bereit sein, Manches unserer angeblichen Bildung dran zu geben, zu versimpeln, wie man sagt, um von anderen, die vielleicht weit unter uns stehen, ihr Bestes annehmen und dem Volk unser Bestes geben zu können.

Und was wollen wir ihnen geben? Es wurde bereits gesagt, was wir nicht ohne weiteres geben können: Kunst, Wissenschaft, Erkenntnisse. In erster Linie müssen wir aber Gemeinschaft geben. Zunächst die Gemeinschaft mit uns. Dann sollen wir aber auch dazu helfen, daß die Leute unter sich Gemeinschaft haben; wir sollen Gemeinschaft schaffen. Gerade deshalb ist es dazu gekommen, daß das Landvolk in mancher Beziehung entartet und verflacht ist, daß ihm die rechte Gemeinschaft fehlte. Da muß unsere Arbeit also einsetzen.

Da ist der Ort, wo wir als Führer uns betätigen können, bei der Neugestaltung des Gemeinschaftslebens, indem wir von unten herauf aufbauen. Nicht indem wir uns von oben herab lassen, wird es gelingen, nicht durch soziale Arbeit, durch erzwungene Volkserziehung, sondern indem wir uns mitten hineinstellen, uns nicht sozial, sondern sozialistisch betätigen. Dann wächst auch die rechte Demokratie, nicht mehr eine solche, wo es immer wieder Herrscher und Beherrschte, Ausbeuter und Unterdrückte gibt, sondern wo alle miteinander leben. Dazu braucht es allerdings noch äußere Umwälzungen; aber diese werden von selbst kommen, wenn einmal diese innere Umwälzung stattgefunden hat. Von selbst wird die äußere Beherrschung aufhören, wenn es niemand mehr gibt, der sich innerlich über seine ganze Umgebung hoch erhaben dünkt und diese zu beherrschen glaubt.

Damit proklamieren wir nicht die völlige Gleichheit in geistigen Dingen. Gemeinschaft ist nicht Gleichheit. Auch in der Gemeinschaft, der wahren Demokratie gibt es eine Führerschaft. Solche Führer werden die Gebildeten sein, sobald sie aufhören, sich als solche zu gebärden und anfangen es zu sein.

Luvis (Graubünden). P. Cadonau.

Zur sozialdemokratischen Krise.[1])

Die sozialistische Bewegung tritt jetzt in ihr zweites Stadium. Das erste war: Sammlung und Gruppierung, Konstatierung der Situation, Konstituierung der Organisationen und Proklamierung des Willens zur Umwälzung. Das zweite Stadium ist: Durchsetzung des Willens zum Sozialismus. Mit diesem Stadium, das bereits begonnen hat, geht ein drittes parallel, verschmilzt teilweise mit ihm und erweist sich immer mehr als seine eigentliche Regenerationskraft: Der Kampf um die Auffassung und Reinheit der Idee. Es ist der Zwiespalt von Magen und Gehirn, der Kampf Gottes mit dem Mammon. Der Opportunismus will sich jetzt Schritt für Schritt die Welt erobern, er glaubt das Ziel erreicht zu haben, wenn er den politischen und wirtschaftlichen Mechanismus durch allmähliches Eindringen, Durchsetzen und Ueberwuchern bezwungen hat. Gewiß wird er das zu erobernde Gebiet auch durch die sozialistische Anschauung beeinflußen; das aber zeigt sich heute schon mit aller Klarheit, daß die sozialistische Bewegung von der konservativen Kraft des zu Er-

[1]) Die Redaktion gewährt diesem Aufsatze Raum, obgleich sie die Dinge etwas anders ansieht, als der Verfasser. Denn wir wünschen in den Neuen Wegen die ungehemmteste Aussprache in dieser, wie in allen andern Fragen. Bei uns soll freie Luft wehen. Auch scheint uns das, was der Verfasser zu sagen hat, des Nachdenkens wohl wert. Die Red.

oberunden ausgesaugt, zermahlen und zu dem gemacht wird, was sie heute noch bekämpft. Gegen dieses „eherne Muß der Geschichte“ sträubt sich der wirkliche Sozialist, der den Sozialismus nicht als ein tausendjähriges Reich der Zukunft ansieht, das einmal nach Eroberung der politischen Gewalt und Expropriation des Kapitalismus durch den eroberten Staat errichtet wird; was natürlich erst eintreten kann, wenn (nach Greulichs Meinung), auch der letzte Proletarier aufgeklärt und organisiert ist.

Der Sozialismus ist für ihn kein politisches Dogma, kein ausgeklügeltes Wirtschaftssystem, das jedem den „vollen Ertrag seiner Arbeit“ sichert. Der Sozialismus ist ihm vielmehr in erster Linie eine neue Auffassung der Begriffe Mensch und Leben, eine neue Wertschätzung des Daseins, eine tiefere Begründung des Werdens, als es der Schrei nach Gerechtigkeit (worunter man allgemein mehr Brot versteht), darstellt. Man könnte dies kurz in folgende Formel fassen: Der Opportunist oder Sozialdemokrat sieht vor sich ein Ziel, den sozialen Staat oder die sozialistische Gesellschaft; der religiöse Sozialist und Anarchist kann dieses Ziel dagegen nur als eine Frucht betrachten, die ihm erwachsen muß, wenn er bewußt seinem Gewissen und seiner Erkenntnis gemäß lebt. Der Unterschied, der scheinbar unbedeutend ist, trennt zwei Welten. Es ist der gleiche Unterschied, der Christus vom offiziellen Christentum trennt. Wie der wirkliche Christ heute der Feind der Kirchen sein muß, so tritt auch der Sozialist immer mehr im Gegensatz zur sozialdemokratischen Organisation: bewußt als Anarchist und unbewußt als ständiger „Nörgler und Quertreiber“ und Feind der Realpolitiker, hauptsächlich in den Gewerkschaften auf.

Der Sozialismus wird ja den Massen fast ausschließlich als das Recht auf den vollen Magen und allen Gütern des Lebens gepredigt, so daß die Inkonsequenz eigentlich gar nicht so groß ist, wenn man meint, das Erreichte gegen eine Invasion fremder Barbaren verteidigen zu müssen. Der Kampf um den vollen Arbeitsertrag muß natürlich zum Kampf gegen die Klasse führen, die ihn uns vorenthält. Wenn man die besitzende Klasse beerben oder berauben will, muß man sie natürlich gegen fremde Räuber schützen, um sich selbst den Raub nicht aus der Nase gehen zu lassen. Das ist der Kern des Sozialpatriotismus. Die Einsicht der revolutionären Sozialdemokraten, daß man das internationale Kapital, auch international bekämpfen müsse, ist für die Praxis völlig bedeutungslos, denn diese gleichen Leute predigen im Frieden peinlichen Gehorsam gegen die Gesetze des kapitalistischen Staates und wettern über die „ruchlosen“ Anarchisten, die im Widerstand gegen alle Zwangsobrigkeiten und deren Satzungen die Voraussetzung für freies Menschentum erblicken. Der wirkliche Sozialist steht abseits der sozialdemokratischen Bewegung. Er bedient sich ihrer, wenn sie sich in der gleichen Richtung bewegt; wann aber trifft das zu? Organisationen sind Zusammenschlüsse Einzelner, zur Verfolgung gemeinsamer Interessen. Der Sozialist kann kein Interesse im gewöhn-

lichen Sinne des Wortes haben, er würde damit aufhören Sozialist zu sein. Der Sozialismus kann kein Ziel, kein Endzustand sein; er ist nichts als eine neue Lebenserkenntnis, die, wenn sie angewandt und gelebt wird, eine vollständige Umwälzung aller bestehenden menschlichen Beziehungen, Verhältnisse und Einrichtungen zur Folge haben muß. Unser tägliches Leben ist „Gott sei Dank" noch kein automatisches Kollektivleben, sondern ein verhältnismäßig freies Individualleben. Die Grundlage und der Schwerpunkt einer sozialistischen Bewegung kann darum nur das sozialistische Gewissen des Einzelnen sein. Heute liegt der Schwerpunkt der sozialistischen Bewegung in der Organisation, deren soziales Gewissen das Programm oder Statut darstellt. Wenn sich also jemand der sozialdemokratischen Bewegung anschließt, so kann er in einen schweren inneren Konflikt kommen. Da an jedem Ort nur eine Organisation jeder Art „statthaft" ist, und er mit dieser z. B. in der Auffassung vom Klassenkampf, über Nationalismus, Antimilitarismus, Wahlkompromisse u. s. w. nicht übereinstimmt, so muß er entweder zum schlechten Genossen, zum „Verräter" werden; oder, wenn er die Grundforderung jeder Organisation erfüllen will: die Disziplin, dann muß er gegen sein sozialistisches Gewissen handeln und vor sich selbst zum Schuft werden.

Der Militarismus der deutschen Arbeiterbewegung hat sich bereits fast die ganze Welt erobert. Derselbe starre Zentralismus mit seinem alles lähmenden Bürokratismus, der in politischer Form das deutsche Volk knechtet, herrscht auch in den Arbeiterorganisationen fast unumschränkt. Die Führer, Sekretäre u. s. w. üben häufig eine geradezu diktatorische Gewalt aus. Die Arbeiter, die von Kind an durch die Zwangsschule und Kirche, durch die Sklaverei der Arbeit, durch Militärdienst u. s. w. bereits zu abgestumpft sind, empfinden das antisoziale Gift in ihren Organisationen gar nicht mehr, oder sie fügen sich resigniert, wenn sie einmal einen vergeblichen Reinigungsversuch gemacht haben. Die Geschichte der „wilden" Streiks in den letzten Friedensjahren (ich erinnere nur an den Maschinenmeisterkonflikt in den Berliner Zeitungsdruckereien, an den Nieterstreik am Vulkan) zeigt klipp und klar, daß die Arbeiter ihre Organisationen nicht in den Händen haben, daß sie selbst vielmehr die Sklaven ihrer eigenen Verbindungen sind. Die Führer haben die Gewerkschaftskassen in Händen, legen die Gelder in Kirchenbauten, Variétéunternehmungen und Kriegsanleihen an und zwingen die Mitglieder mit der Drohung des Ausschlusses, mit dem Entzug von Unterstützungen u. s. w. zur Disziplin, d. h. zum Gehorsam gegen die Führer.

Man befrage doch einmal den deutschen Proletarier über Ziel und Zweck seiner „Bewegung" und man wird sonderbare Antworten zu hören bekommen. Der Arbeiter sieht den Wust von Theorien und verzweifelt daran, jemals den „Sozialismus begreifen zu können". Er folgt nur noch ergeben den Führern und zahlt gern seine Beiträge, wenn ihm nur die Führer alle Arbeit und Verantwortung abnehmen.

Und das tun sie in vollem Maße. Sie schreiben ihm sogar vor, was er lesen und denken darf und was nicht. So wurde z. B. auf dem Kölner Gewerkschaftskongreß 1905 der Generalstreik als undiskutabel verworfen und die Propaganda des politischen Massenstreiks in den Gewerkschaften verboten, ebenso auf der Geheimkonferenz im Februar 1906. Zu diesem Punkt gehört auch die Anarchistenhetze, auf die ich nicht weiter eingehen will. Mir ist es selbst einmal passiert, daß ich an einem Tage hintereinander aus drei verschiedenen Berliner öffentlichen Wahlrechtsversammlungen flog, weil ich mir erlaubte, anarchistische Zeitungen und Broschüren von Tolstoj zu verbreiten.

Nachdem der Zusammenbruch der Sozialdemokratie durch den Krieg so sinnfällig geworden ist, drängt sich die Frage auf: ist Hoffnung auf Besserung vorhanden? Weniger denn je. Zimmerwald, Kiental? Zunächst eine Frage: Hat man dazu die international gebliebenen deutschen Lokalisten (Syndikalisten) eingeladen? Oder Bertoni, Nieuwenhuis, Malatesta oder Gustav Landauer? Oder die Christlich-Sozialen? Der Gedanke ist absurd; aber die dritte Internationale ist dennoch durch diese Tatsache gerichtet. Sie steht im Zeichen der Massenaktionen, heißt es. Das ist möglich; aber die Gründer der dritten Internationale, diese sozialdemokratischen Parlamentarier und Politiker verbesserter Auflage, oder das nicht einmal, sind schon von vornherein Gewähr dafür, daß diese Massenaktionen keine spontanen Willenskundgebungen des Volkes sein werden, sondern von der Weisheit und Wohlerwogenheit der Führer geleitete Paraden oder friedliche, vierundzwanzigstündige Generalstreiks zur Erlangung sozialer Pflästerchen und Reförmchen. Oder glaubt jemand den Militarismus durch Straßendemonstrationen abschaffen zu können? In Preußen hat man damit nicht einmal das lausige Dreiklassenwahlrecht beseitigen können. Wenn die Diplomatie versagt, wenn List und Schacher nicht mehr imstande sind, dem Gegner Vorteile abzujagen, dann muß der Krieg das entscheidende Wort sprechen. Wenn die Arbeitervertreter nicht imstande sind, mit allem Geschwätz in den Parlamenten, trotz Konzessionen und Zugeständnissen auch nur den geringsten Vorteil für die Arbeiterklasse zu erbetteln, dann appellieren sie nicht etwa an die revolutionären Instinkte der Massen, o nein, dann „organisieren" sie Straßendemonstrationen mit obrigkeitlicher Erlaubnis (wie im August in Zürich) und ein paar Hundert Ordnern zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung und zum Schutze gegen „unlautere Elemente", d. h. gegen solche, die die Sache ernst nehmen könnten. Der Zweck der Uebung? Die Massen sind befriedigt, und „man" besitzt auch fernerhin ihr Vertrauen und wird bei der nächsten Wahl wieder gewählt. Und das Volk darbt vorläufig weiter. Man kann hier mit Recht von einer revolutionären Phrase reden, denn der ernste Wille zur Umwälzung ist in keiner Form vorhanden. Wollen denn die Massen Revolution? Mehr Lohn wollen sie, kürzere Arbeitszeit, eine bessere Lebenshaltung. Was heißt denn Revolution? Etwas Ueberlebtes und darum Schlechtes durch

Besseres ersetzen. Besser kann aber nur heißen: Dem fortschreitenden Freiheitsempfinden angepaßter, durchgeistigter und vor allem reiner in den angewandten Mitteln. Die heutige sozialistische Bewegung hat aber keine innere Wahrhaftigkeit. Sie will angeblich Freiheit und Brüderlichkeit und ist aufgebaut auf Zwangsorganisationen, Kompromißpolitik, Bevormundung, Gehorsam u. s. w., Streben nach der politischen Gewalt und alle damit zusammenhängenden Abscheulichkeiten. Wo bleibt da das sozialistische Gewissen?

Es hat keinen Raum in der sozialdemokratischen Bewegung; denn diese ist aufgebaut auf dem kirchlichen Prinzip der Vertretung, des Mittlertums. Der Einzelne kann nicht selig werden, kann nicht Sozialist sein ohne die Kirche, die Organisation, den sozialdemokratischen Staat. Spontanität und Initiative des Einzelnen ist statutenwidrig und verhaßt. Der Einzelne kann nicht wie der Anarchist sein Gewissen durch eine Tat befreien, das wäre disziplinwidrig und Todsünde. Es sei denn, man gehöre zum Priestertum, zur Führer- und Beamtenkaste.

Die Sozialdemokratie ist für die Freiheit eine verlorene Seele. „Und der schönst' und schwerste Gewinn" nach Herder, „sie, die schon verloren war zu retten", ist eine sehr aussichtslose Sache. Ein weiterer Punkt für die Beurteilung der Sozialdemokratie als Kulturbewegung ist ihre völlige Hilflosigkeit gegenüber allen geistigen und religiösen Fragen, soweit sie deren Lösung nicht einfach schlankweg vom Bürgertum übernommen hat. Sie steht darin völlig im Banne des Opportunismus. Dies ist ein Feld, wo man ihr wahres Wesen am besten studieren kann. Ein Chinese, der daheim den europäischen Sozialismus studiert hätte und nun nach Europa käme, um praktischen Anschauungsunterricht zu nehmen, könnte vielleicht in der Hoffnung hierherkommen, daß man hier mit dem Sozialismus bereits Ernst gemacht hätte. Er würde vielleicht erwarten, unter den sozialdemokratischen Proletariern bessere, reinere Sitten zu finden als bei den Bürgerlichen; mehr Achtung vor dem andern Geschlecht; ein Familienleben, das als Vorbild und Grundlage für sozialistische Organisationen dienen könnte; mehr Achtung vor dem Kinde; mehr Männerfreundschaft; mehr spontane Hilfsbereitschaft gegen *jeden* Nächsten; gänzliche Negierung der bürgerlichen Gerichte u. s. w. Jeder Leser weiß selbst, wie unser guter Chinese enttäuscht sein würde. Die sozialdemokratische Bewegung hat nur eine sehr schwache aufbauende ethische Kraft in sich. Das ist der größte Vorwurf, den man ihr zu machen hat. Eine ethische Kultur wächst aber, hauptsächlich im Anfang, nicht von selbst. Sie muß erzogen, gehegt und gepflegt werden. Die sozialdemokratische Presse, heute leider noch das Haupterziehungsmittel der Massen, besitzt aber bis jetzt kaum die Ansätze zu einer solchen Arbeit, und sozialistische Gemeinschaften gibt es eben (wenigstens in Deutschland) noch nicht. Für die Erziehungsarbeit der Presse nur ein Beispiel. Vor einem halben Jahre etwa wurde in Zürich das neue Bezirksgerichtsgebäude fertig gestellt und bezogen. Das Parteiorgan, das Zürcher „Volks-

recht" benützte nun nicht etwa diese Gelegenheit, um einmal den Zürcher Arbeitern eine grundsätzliche, sozialistische Lektion über die Justiz überhaupt zu halten, sondern es beschäftigte sich „nur" in einer ganzen Artikelserie mit der Architektur und Inneneinrichtung der neuen Gebäude und konnte sich am Schlusse nur zu einem Stoßseufzer aufraffen über die Aktenbündel, die aus dem alten ins neue Haus übergeführt wurden. Der Grund? Man kann doch nicht die Arbeit der Herren Genossen unter den Bezirksrichtern kritisieren und als unsozialistisches, schädliches Treiben hinstellen.

Es ist ein großes Glück, daß sich die Sozialdemokratie der Religion und allen religiösen Strömungen gegenüber völlig indifferent oder gar ablehnend verhält. Man denke einmal den Gedanken zu Ende: das Christentum unter dem Protektorat der Partei und als Mittel, die politische Macht zu erobern. Wenn einmal wieder die religiösen Instinkte der Massen erstarken, und Anzeichen sind dafür besonders in England vorhanden, dann gehen wir höchst wahrscheinlich einer neuen Zeit der Christenverfolgungen entgegen, und die Sozialdemokratie wird dann diesen christlich-anarchistischen Bösewichtern auch ihren Mann stellen. Schon heute sind ihr die paar religiösen Militärdienstverweigerer höchst unangenehm. Sie weiß nicht nur nichts mit ihnen anzufangen, sondern sie fürchtet sie geradezu, weil diese aus einer Kraft schöpfen, die ihr unbekannt ist und die sie leugnet und haßt. So hat die Schweizer Parteipresse den „Fall" Humbert-Droz zum Teil tot geschwiegen und zum Teil hat sie ihre eigenen Kameraden auf eine vornehme Art verleugnet. So brachte z. B. das Zürcher „Volksrecht", das sonst jeden Quark breittritt, nichts als die Urteilsverkündigung. Etwas später aber schrieb es bei einer Mitteilung über den „Freien Schweizer Arbeiter": „Das Blättchen, das mehr für die religiöse Dienstverweigerung eines Baudraz und Humbert-Droz, als den sozialistischen Antimilitarismus, ... sich erwärmte u. s. w." Dieser Satz spricht Bände. Nebenbei gesagt gibt es wohl einen sozialistischen Antimilitarismus, aber keinen sozialdemokratischen. Denn das Wesen der Sozialdemokratie ist wie das Wesen jeder Kratie: Zentralismus und Gesetzlichkeit. Beides hat einen gewissen Militarismus zur Voraussetzung oder schließt ihn in sich. Wenn aber die Menschen ohne Drohung, Zwang und Gewalt allein von sich aus das Rechte tun, dann sind eben politischer Zentralismus und Gesetze überflüssig, sowie jede Kratie, auch Sozialdemo—kratie, und wir sind eben beim Anarchismus oder beim Reich Gottes angelangt.

Es ist klar, daß, wenn die religiöse Frage einmal eine brennende wird, die Sozialdemokratie alles versuchen wird, um sie in ihrem Sinne zu lösen; d. h. eine entstehende Bewegung zu „organisieren", sich selbst einzuverleiben und so von vornherein alle revolutionären Tendenzen durch ihr eigenes Prinzip der Vertretung und Bevormundung abzuschwächen und unschädlich zu machen.

Es erhebt sich nun die Frage: Wie steht das eigentliche Volk, das organisierte Proletariat zu einer religiösen Erneuerung? und

welche Aussichten sind damit auch für den Sozialismus vorhanden? Wenn die Redaktion es gestattet, will ich den Lesern dieses Thema ein nächstes Mal von meinem proletarischen Standpunkt aus beleuchten.

Gustav Schulz.

Die Schlacht.

Ein Rasen, Dröhnen, Knattern, wild entfesselt.
Dort brennt ein Dorf! Ein schwarzer, wüster Qualm
Umlagert schwer den Abendhimmel. Glut
Bricht auf und lischt. Dann tobt ein gräßlich Schrei'n:
Entmenschtes springt empor, die Augen scheußlich
Und tierisch wild, verbißner Mund und geifernd.
Ein freches Klirren, Aechzen, Bluten — Sterben.
Dann schwarze Nacht. Ein Totenfeld. Es stinkt
Verwestes. Schweine wühlen am toten Leib:
Es lechzt ein Mann empor, er sieht's und stirbt. —
Da plötzlich heller Schein am schwarzen Himmel:
Auffährt die Flamm' und streut ein wildes Licht
Auf blutentstellte Körper. Irrsinn fährt
Empor und heult und stürzt sich in sein Schwert.
Dann alles still. Die Glut erlischt. Es segnet
Der Fluch das Land und küßt den Bruder Tod. —

Ein Schatten! Körperhaft! Ein Mann im Dunkel!
Er weint: wie lange bin ich unter euch!
Ihr kennt mich nicht. Verflucht ist dies Geschlecht.
Ihr lästert mich. Ich kenn euch nicht. — Er weint.
Ihr glaubt an mich und kennt mich nicht. Das ist's.
Das ist der Fluch. — Dich fluch ich, schwarzes Dunkel!
Und Fluch dem falschen Licht und Fluch dem Irrtum!
Der Wahrheit Irrtum: Das ist euer Fluch! —
O dies Geschlecht! — Er weint. — Wie oft hab ich
Gewollt! Doch weh, der Fluch: die Kluft, die nimmer
Sich füllt! — Ich bleibe fremd, der beste Freund. —
Ihr seht — und sehet nicht. Ihr hört — und höret
Doch nicht. Ihr glaubt: im Irrsinn lästert ihr.
O wär't ihr blind und taub und seelenlos!
Das ist der Fluch: ihr seht und glaubt und — lügt! —
Er weint. Ach dies verlorene Geschlecht
Verschlingt die Schuld des Bluts und schreit empor!
O Fluch der Nacht, dem Blut! und Fluch dem Fluche! —
O dies Geschlecht! — Und ihr habt nicht gewollt! —

Immanuel Limbach.

Im Schützengraben.

Ein letzter Schuß, der Tod scheint einzuschlafen.
Dort kommt der Mond. Hast du noch einen Schluck?
Der arme Franz hat heut dran glauben müssen.
Und grad der Franz, das gab mir einen Ruck.
Vor uns am Stacheldraht die Fetzen Fleisch,
Noch heute morgen unsre Kameraden —
Weißt du, manchmal beschleicht mich eine Angst,
Daß wir doch eine Sünde auf uns laden,
Von der kein Kaiser uns entbinden kann.
Ach, wär' ich doch als Eskimo geboren!
Kein Vaterland, kein Nationalgefühl,
Wär' nichts als Mensch — was hätt' ich da verloren?
Ich bin wie eine Uhr, die nicht von selbst
Stillstehen kann, wenn einmal aufgezogen.
Wie glücklich müssen die Gefang'nen sein,
Blindgängern gleich, die übers Ziel geflogen.
Wie die Gewohnheit uns schon abgestumpft!
Kaum Einer fürchtet mehr des Todes Pranken.
Doch trotzdem sind wir Helden Jammerlappen:
Wir fürchten unsere eigenen Gedanken.
Siehst du den weißen Schimmer langsam dort
Wie ein Gespenst zwischen den Gräben gleiten?
Als tät der Heiland über die Erschlagenen
Den weißen Schleier seiner Liebe breiten.
Ich träume nicht, dort ist er, laß mich doch,
Ich muß den Saum von seinem Kleide küssen.
Der Feind? Was Feind? Hat Er denn einen Feind?
Wir werden ihm doch einmal folgen müssen.
Ich folge ihm sogleich; von mir aus soll
Auch nicht ein einziges Tröpflein Blut mehr rinnen.
Da kracht ein Schuß; ein Schrei, der Tod erwacht
Und will sein neues Tagewerk beginnen. —

Gustav Schulz.

Eine Kundgebung schweizerischer Jugend.

Daß mitten in aller Erbärmlichkeit dieser Zeiten sich unter einem Teil der schweizerischen Jugend ein neuer und besserer Geist regt, beweist folgendes Schreiben, das der Zentralausschuß der Zofingia, also unserer wichtigsten Studentenverbindung, an die Sektionen richtet.

Liebe Zofinger! Nicht scheint uns in diesem Zeitpunkt geboten, zu Euch von Organisationsplänen der Zofingeraktivität zu sprechen. Genug ist darüber in den letzten Jahren verhandelt worden: es gilt zu handeln. Darin aber scheint uns die Notwendigkeit der Stunde zu liegen, daß wir Euch unsere Anschauung kund tun, in welchem Geiste wir diese Arbeit getan und nach welchen Zielen hin wir sie gerichtet wissen wollen.

Wohl ist die Zeit verworren und voller Mißverständnisse, voll halber Wahrheit und blinder Leidenschaft. Wohl trübt viel Kleinliches unsere Gegenwart.

Wir wären aber nicht Jugend, wenn wir aus dieser Zeit nicht den Entscheidungsreichtum freudig herausfühlten. Wenn je eine Zeit, so fordert uns die jetzige zu einer vollen Aktivität auf: Jetzt müssen wir innerlich fest werden. Jetzt wird unsere ganze Liebe zu unserem schweizerischen Volkstum erfordert: die gegenwärtige politische und soziale Lage unseres Landes offenbart den Ernst, daß es um das Ganze schweizerischer Existenz und Art geht.

Laut und eindringlich wird um uns geworben. Die gegensätzlichsten Bewegungen äußern sich in unseren Reihen. Hier werden Altäre gebaut dem „starken Staate" und Ketzergerichte über „Unpatriotische" gebildet. Dort wird — auch in unserem Kreise — die Parole gegeben: Nichts für den Staat, nichts für das Vaterland! Hier wird verlangt, daß wir endlich nach dem Vorbild des Auslandes „nationalistisch" würden und uns zum „nun einmal" geltenden „heiligen Egoismus" bekennten. Dort wird in den Mittelpunkt unserer Existenzbedeutung unsere internationale Aufgabe gestellt. Hier geht man bewußt dem Einheitsstaat entgegen. Dort will man hinter 1874 zurück.

Bei all diesen auseinandergehenden Tendenzen in unserer Volksgemeinschaft, ist die Schweiz in eine immer schwierigere, immer bedrängtere Lage gekommen. Der Kampf um die wirtschaftliche Existenz unseres Volkes wird immer härter. Und schon jetzt, während des Krieges, bauen die Mächtegruppen an wirtschaftlichen Schützengräben für die Zeit des Friedens. Der Plan eines mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes steht gegenüber dem eines westeuropäischen. Kämen diese Bestrebungen, die den heutigen Wirtschaftskrieg permanent machen wollen, zur Durchführung, wogegen Vernunft und Menschlichkeit streiten und streiten mögen, so wäre der Schweiz ein Kampf beschieden, wie sie ihn noch nie geführt hat. Aber auch wenn diese letzte Konsequenz der geltenden, menschenunwürdigen Machtanarchie des internationalen Lebens nicht Wirklichkeit wird, so wird dennoch Kampf um Sein und Selbständigkeit der Schweiz auch für die Zeit des Friedens unsere Losung sein.

Es erscheint uns bei dieser Weltlage, bei dem Herrschen eines mit unseren demokratischen Prinzipien gänzlich unvereinbaren, nationalistischen Imperialismus in beiden Lagern, als in höchstem Maße betrübend, ja oft verwerflich, daß gewisse Kreise unseres Volkes den Kult

der Sympathie mit einer der Mächtegruppen in verblendetem, naivem Glauben an ihre Ideologien den alle Kräfte erfordernden Aufgaben unserer eigentümlich schweizerischen Berufung voransetzen. Die Schweiz hat in Tat und Wahrheit, sowohl durch ihren nicht aufgezwungenen, sondern innerlichst gebotenen Grundsatz der Neutralität, wie durch ihr staatsrechtliches Gefüge als politische Nation mit seiner Ueberwindung von Rassen-, Sprachen- und Religionsgegensätzen durch das geistige Band desselben freiheitlichen Staatsgedankens mit den bei allen kriegführenden Mächten noch vorherrschenden Anschauungen so wenig und so viel zu tun, wie die Macht des Rechtes mit dem Recht der Macht. Im Bewußtsein der furchtbaren Gefahr, die unserer geistig-politischen Selbständigkeit durch den noch in keiner Weise überwundenen Sympathiekultus droht, reden wir mit aller Schärfe. Hier einzusetzen, ein Jeder in seinem Kreise, das ist heute das wichtigste Stück Zofingeraktivität nach Außen!

Nur als innerlich starkes und im Wesentlichen einiges Volk werden wir würdig den Kampf um unsere geistige, politische und wirtschaftliche Existenz und Art führen können. Nicht kann der Massenschutz, so sehr er noch notwendig ist und so kräftig wir ihn auch ausgestalten wollen, genügen, unsere wesentliche Sorge sein. In ihn hinein, zu ihm hinzu, über ihn hinaus muß das Bewußtsein der innerlichen Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen kommen. Dabei wollen wir nicht den Oberflächlichen in unserem Lande folgen, die von einer Einigkeit wissen und reden, die noch gar nicht vorhanden sein kann. Wir müssen den Willen haben, die Gräben, die durch unsere Volksgemeinschaft trennend gehen, nicht nur mit Kompromissen, schönen Reden, vaterländischen Stimmungen zu überbrücken, sondern in wahrhafter Weise zu ebnen versuchen, wahrhafte Gegensätze aber für einander produktiv gestalten.

Der Krieg hat in unserem Lande einen klaffenden politischen Graben aufgeworfen. Die offenbare Abnahme republikanischer und demokratischer Art in einem großen Teil unseres Volkes und das daraus fließende Verhalten, bedeutet wohl die Ursache des grundsätzlichen politischen Auseinandergehens im Laufe des Krieges. Dagegen richtete sich mit Recht die Opposition aller derer, die an der freiheitlichen Tradition festhalten wollten. Diese Auflehnung wurde leider zügellos. Selbstbeherrschung aber ist eine unumgängliche Voraussetzung für ein sich selbst regierendes Volk. Die ebenfalls mit der guten Schweizertradition brechende, an ausländischen Vorbildern sich orientierende Schrankenlosigkeit nahm der Opposition viel Sympathie und bei vielen die Legitimation. Es kam die Zeit der fast gänzlichen gegenseitigen Verständnislosigkeit. Es ist nicht ganz richtig, diesen Gegensatz ohne weiteres als den von Welsch- und Deutschschweiz hinzustellen. Wohl aber müssen wir sagen, daß im Wesentlichen die deutsche Schweiz mehr zu einem formalen, auf äußere Festigung des Volkes abzielenden Staatsgedanken neigte bei wachsender Geringschätzung der aktiven,

freien und kritischen Geltung der Bürger, daß die Opposition im bedeutenden Maße nur in der welschen Schweiz ihren Sitz hatte.

Ohne Gewinn und Sinn hätten wir Schweizer unsere Rolle in der Geschichte ausgespielt mit dem Tage, an dem wir zum von oben herab regierten, die kantonale, kommunale und personale Freiheit und Verantwortung gering achtenden Staatswesen würden. Nicht hinter die Verfassung von 1874 wollen wir zurück, nicht wollen wir lassen von der Heeres- und Rechtseinheit, wohl aber wollen wir gegen jeglichen etatistischen, obrigkeitlichen, militaristischen und uniformistischen Geist jederzeit scharf und mutig Front machen. Wer die Schweiz der Freiheitlichkeit liebt, der wird auch gern Opfer für sie tragen. Denn Freiheit und Opfer schließen sich nicht aus, nein, sie bedingen sich. Und nur, wer Opfer tragen will, ist der Freiheit würdig. Nichts hat wahrhafte Freiheit mit separatistischen, partikularistischen, egoistischen Neigungen zu tun. Wir wollen nicht nur Streiter ums Recht der Freiheit, sondern vornehmlich auch Streiter um die Pflicht zum Opfer sein. Opfer werden wir in jedem Fall zu tragen haben.

Wir stellen nun hier mit großer Bewegtheit fest, daß sich am letzten Zentralfest in überraschend starker und einheitlicher Weise der Wille kund getan hat, treu und in edler Leidenschaft am demokratischen Grundgefüge unserer Volksgemeinschaft festzuhalten und daran weiter zu arbeiten, aber ohne Doktrinarismus die Opfer zu tragen, die die jetzigen und künftigen Zeiten von uns verlangen.

Wohl sind in den letzten Monaten in starkem Maße staatspolitische Fragen in den Vordergrund des öffentlichen Lebens getreten. Aber auch eine innere Einigung auf staatspolitischem Gebiete würde uns ein einiges Volk durchaus nicht schaffen. Durch welsches und deutschschweizerisches Volk geht ein Graben, der noch weit tiefer klafft; ihn zu ebnen, ist die soziale Aufgabe der Zeit. Erst darin wird sich unsere Demokratie erfüllen und bewähren, oder sie wird ein Schemen ohne Wirklichkeitsgehalt bleiben. Was ist die königliche Würde des am Staate mitregierenden demokratischen Bürgers, wenn ihr Träger nie von wirtschaftlicher Abhängigkeit, Dürftigkeit und Not frei wird? Wie ist von einem Volk von Brüdern zu reden, in dem sich alle feindlich gegenüberstehen im Kampfe um die wirtschaftliche Position? So unbequem manchem diese unerbittliche Fragestellung, die die tiefsten Probleme unserer Tage aufrührt, erscheinen mag, wir möchten auf sie mit allem Nachdruck hinweisen.

Nach diesen beiden Richtungen liegt unser Beruf, den wir mit dem Mute und der Unvoreingenommenheit der Jugend ergreifen müssen. Es kommt uns die große Aufgabe zu, uns zu befähigen, unseres Volkes demokratisches Wesen schöpferisch tätig werden zu lassen in der Schaffung einer wahrhaften Volksgemeinschaft.

Wir leben nicht vom Kultus unserer kriegerischen Geschichte, unserer schönen Natur. Wir leben von der Aufgabe, die uns Schweizern im Besondern in der Welt zukommt. Inmitten eines vom Menschen ab-

sehenden, auf Macht, quantitative Größe, Ruhm ausgehenden Systems imperialistischer Großmächte geht unsere Aufgabe offenbar und kühn und zukunftsgläubig auf den Imperialismus der Idee des Menschen. „Der wahre Patriotismus," sagt Hilty in seinen Vorlesungen über die Helvetik, „besteht in dem Gedanken der beständigen Erhebung eines Volkes zu einer höheren sittlichen Anschauung, zum Kultus seiner besseren Natur und Idee, die ihm in höchsten Lebensmomenten deutlich vorschwebt." Wir glauben, wir befinden uns in einer solchen Entscheidungszeit im Leben unserer lieben Schweiz.

Zürich, den 15. September 1916.

Der Zentralausschuß:
Julius Schmidhauser, C. P. Arthur Kraft, C. Q.
Heinrich Wolfensberger, C. A.

Rundschau.

Einmal ein wirkliches Wort. Zum diesjährigen Reformationssonntag hat der evangelische Kirchenrat von Graubünden einen Aufruf veröffentlicht, von dem wir nur wünschen möchten, daß er den Grundton der geplanten Reformationsfeier von 1917 würde. Nachdem er von dem Werke der Reformatoren gesprochen, fährt er fort:

„. . . Das Gedächtnis dieser Männer erneuern wir alljährlich am Tage der Reformationsfeier. Nicht das allein freilich gibt diesem Feste Recht und Gehalt, daß vor Zeiten einmal eine Reformation durchgeführt worden ist. Ebenso wichtig ist es, daß die reformierte Kirche fähig und willig sei, sich immer von neuem zu reformieren. Auch der einzelne Christ darf sich ja nicht daran genügen lassen, daß er einmal zum Glauben gelangt sei. Er muß vielmehr immer von neuem seinen Glauben vertiefen und befestigen und ist jedem dankbar, der ihm dazu hilft. So danken wir Gott am Reformationstage für all' die Männer, die ihre Stimme unerschrocken erheben und den Gläubigen aufrufen zum Kampfe wider die Schäden der Kirche.

Ob unsere Kirche die Kraft zu diesem Kampfe besitzt, wird sich zeigen an der Art, wie sie die Aufgaben erfaßt, welche die großen Weltereignisse der Gegenwart ihr stellen. Nur eine erneute Reformation der Christenheit kann die Wiederkehr solcher Schreckenszeiten verhindern. Auch diese Reformation wird von innen heraus und von unten her kommen müssen. Die Gewaltigen der Welt werden von sich aus so wenig zu ihr Hand bieten wie einst zu einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

So ergeht aus dem furchtbaren Weltgeschehen heraus ein eindringlicher Mahnruf an uns: Wach auf, Christenvolk! Dein Christenname steht auf dem Spiele! Zeige, daß noch etwas in dir lebt vom

Geist der ersten Zeugen und von der Glaubenskraft der Reformatoren. Stemme dich wider den Geist der Gewalt und Ungerechtigkeit der Großen, welche die Völker gegeneinander zum Kampfe zwingen. Laß dir nicht daran genügen, geschlagene Wunden zu verbinden, sondern entreiße der Hand der Frevler die Waffe, damit sie nicht mehr schlagen können."

Der Traum als Wahrheit. Ueber die Friedensbewegung wollten wir längst wieder reden, sind aber im Sturm und Drang dieser Zeiten nicht dazu gekommen. Nun sind aber neuerdings einige Dinge geschehen, von denen wir doch nicht schweigen wollen.

Da ist vor allem die Rede Bethmann-Hollwegs im Ausschuß des deutschen Reichstags. Unsere Leser kennen sie ohne Zweifel. Sie erklärt Deutschlands Bereitwilligkeit, Bestrebungen beizutreten, die eine Beilegung von Völkerstreitigkeiten auf friedlichem Wege (vor allem durch Schiedsgerichte) bezwecken, ja sich an die Spitze eines Friedensbundes zu stellen.

Das Bedeutsame an dieser Aeußerung, an deren Aufrichtigkeit zu glauben wir allen Grund haben, besteht darin, daß sie von deutscher Seite kommt. Die Entente hat bekanntlich eine solche neue Regelung der Völkergemeinschaft von Anfang an als ihr oberstes Kriegsziel bezeichnet und wiederholte Erklärungen von Grey und Asquith haben diese Forderungen immer wieder mit aller nur wünschenswerten Kraft und Klarheit ausgesprochen. Von deutscher Seite war von jeher diesen Gedanken der stärkste Widerstand und Unglaube entgegengesetzt worden. Bethmann-Hollweg selbst hat sie vor wenigen Jahren noch als utopistisch abgelehnt. Nun ist dieses stärkste Bollwerk des Kriegsgedankens gefallen. Da gerade jetzt von Nordamerika in der allerernsthaftesten Weise der Plan einer League to enforce peace (Bund zur Erzwingung des Friedens) betrieben wird, der durch einen Staatenbund jeden Friedestörer unter den Völkern im Zaum halten will und dafür bestimmte Vorschläge macht, deren Verwirklichung durchaus möglich erscheint, so blicken wir durch die blutigen Nebel, die heute noch auf der Welt liegen, doch schon in das Land einer besseren Menschenzukunft hinein. Es ist kein bloßer Traum mehr, es ist die Wirklichkeit von morgen.

Nun aber ist die Entente vor eine entscheidende Frage gestellt. Nun muß sie, wenn sie ihrem Ideal Treue halten will, mit einem Friedensvorschlag hervortreten, der in den Grundzügen das Programm einer politischen Neuordnung Europas enthält. Wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, die ihr dabei im Wege stehen. Es sind bei der Entente eben allerlei Köpfe und Geister vertreten, die vielleicht nicht leicht zu einem solchen Programm zusammenzubringen sind. Englands und Frankreichs Gesinnung ist nicht fraglich, auch wohl nicht die der kleineren Völker, die zu dieser Staatengruppe gehören, aber Italien, Japan, Rußland? d. h. die Regierungen dieser Völker — denn an dem Friedenswillen aller Völker ist nicht zu zweifeln.

Wenn eine solche Gesamterklärung nicht zustande kommt, so hoffen wir doch, daß einzelne führende Männer unter den Staatslenkern sich weiterhin in diesem Geiste äußern werden.

Und nun noch eine Bemerkung, die man begreifen wird: Staatsmänner und Offiziere kommen nun und halten eine Sache für möglich, die die Theologen noch bis zu diesen Tagen verlacht haben. Wo bleiben nun alle die Argumente der religiösen Militaristen? Wollen diese Leute etwa „realpolitischer" sein als die Staatsmänner und kriegsbegeisterter als die Offiziere? Ja, sie sind es, aber es ist ihr Gericht. Diese neue Wendung der Dinge ist ein Gottesurteil über diese Art, wie es vernichtender gar nicht gedacht werden kann. Wieder einmal ist wahr geworden: „Die Letzten werden die Ersten und die Ersten die Letzten sein." L. R.

Religiöser Antimilitarismus. 1. Aus der Gegenwart. Der Vater eines an der deutschen Front stehenden Soldaten teilt uns mit der Erlaubnis zur Veröffentlichung folgende Dokumente mit. Sie sprechen für sich selbst, bloß auf den Schluß möchten wir noch besonders hinweisen:

Auszug aus einem Brief vom 22. Juli 1916 meines Freundes X. X., der mit meinem Sohne im gleichen Feldrekrutendepot diente:

„. . . Wie Du weißt, hat in den letzten Tagen bei Fr . . ein sehr blutiges Treffen stattgefunden. Die Wirkung war derartig, daß sogar die Engländer einen dreitägigen Waffenstillstand beantragt und auch erhalten haben. Von uns ist der Rest des Depots für drei Tage abkommandiert, um tote Engländer zu begraben. Ich selbst bin nicht dabei, weil ich meine Gasmaske an eine vorher zum . . . Reg. abgestellter Mannschaft abgegeben hatte. Auch Dein Sohn sollte mit dieser Mannschaft abmarschieren. Da er aber vor allem aus religiöser Ueberzeugung es nicht mit seinem Gewissen in Einklang bringen konnte, einen Menschen zu töten, trat er zum Abmarsch ohne Gewehr an. Zuvor hatte er mit dem Adjutanten, sowie Depotführer und protestantischen Pfarrer eine Aussprache, welche, wie Du Dir denken kannst, ihm seine Bedenken auszureden versuchten. Jedoch ohne Erfolg. Nachdem er ohne Gewehr angetreten war, nahm ihn sein Kompagnieführer 'raus und nach kurzer Aussprache mit ihm wurde er in Arrest gebracht. Soweit der Vorgang. — Ich habe Deinen Sohn schätzen und lieben gelernt und weiß, daß alle seine Gedanken bei seiner Frau, seinem Kinde und seinen Eltern waren . . ."

Auszug aus der Anklageschrift, datiert 17. August 1916:

„. . . Die Anklage wird verfügt gegen den . . . . ., weil er hinreichend verdächtig erscheint, fortgesetzt handelnd gegenüber einem Befehl in Dienstsachen seinen Ungehorsam durch Worte zu erkennen gegeben und auf wiederholt erhaltenen Befehl in Dienstsachen in Ungehorsam beharrt zu haben und zwar im Felde vor versammelter Mannschaft und gegen den Befehl unters Gewehr zu treten, indem er

1. am 24. Juli 1916 um 12 Uhr 30 Min. mittags, mit noch anderen Mannschaften als Nachersatz zum ... Reg. bestimmt, den Befehl des Feldwebeldiensttuers, schleunigst sein Gewehr und seine Patronentaschen zu holen, nicht ausführte, sondern erwiderte: „Ich hol's nicht, ich nehm's nicht, ich hab's heute vormittag Herrn Hauptmann schon gesagt." „Was tu' ich mit dem Gewehr dabei, ich erschieß keinen";

2. am gleichen Tag nach dem geschilderten Vorfall den wiederholten Befehl des Kommandeurs des Feldrekrutendepots Hauptmann ..., unter das Gewehr zu treten und mit Gewehr und Patronentaschen anzutreten, nicht nachkam, sondern untätig verharrte, bis seine vorläufige Festnahme durch den Offizier vom Kasernentagdienst erfolgte, ein fortgesetztes militärisches Verbrechen der erschwerten Gehorsamverweigerung im Felde nach §§ ...

Beweismittel: 1. Geständnis des Angeklagten; 2. als Zeugen: Feldwebeldiensttuer ...., Hauptmann ....; 3. als Sachverständiger Stabsarzt Dr. ...." (Folgen Stempel und Unterschriften.)

Auszug aus einem Briefe meines Sohnes an seine Frau, datiert vom 26. August 1916:

„... Am Mittwoch den 23. August hatte ich Verhandlung. Ich wurde zu 13 Monaten Gefängnis verurteilt. Gerichtet wurde ich nicht wegen meiner Gesinnung, sondern weil ich mir eben erschwerten Ungehorsam zu schulden kommen ließ. Ja, es wurde mir sogar gesagt, wenn ich früher Bedenken geäußert hätte, würde man Rücksicht darauf genommen haben. Nun es ist mal so! Ein Jahr und ein Monat ist eine lange Zeit, aber bedenk' andere Fügungen, z. B. das Schicksal unseres lieben Freundes (selbiger ist nämlich vor einem Jahr gefallen). Wenn nur bald Frieden wäre!! Wenn Vater mir wieder schreibt, so soll er mir mitteilen, was für Aussichten vorhanden sind. — Bin jetzt ziemlich gefaßt. Niederdrückend war für mich hauptsächlich der Gedanke, meine Tat hätte aus Angst vor dem Graben betrachtet werden können. Es wurde aber bei Gericht ausdrücklich betont, daß die Richter nicht dieser Ansicht sind. Sondern als Grund meiner Handlungsweise wurde verkehrte sittliche Auffassung oder Lebensanschauung angenommen. Genau weiß ich auch nicht mehr die Begründung des Urteils. Als einen Widerspruch in meinem Handeln empfand man es bei Gericht, daß ich als Mineur vorn im ersten Graben ruhig Dienst tat, während ich als Infanterist sagte, ich könne nicht. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Dir Alles erzählen kann. Vornehm sagten mein Hauptmann und mein Leutnant als Zeugen für mich aus.

Und wollen wir nun meiner Geschichte keine so große Wichtigkeit mehr beimessen. Ich schäme mich, daß ich in letzter Zeit soviel an mich selbst dachte, wo jetzt soviel allgemeines Leid und Unglück in der Welt vorhanden ist ..."

2. Aus vergangenen Tagen. Im „Landboten" vom 26. Juli 1863 lesen wir:

Der „Eidgen." berichtet: „Der Scharfschütze Luginbühl, welcher aus religiösem Skrupel keinen Militärdienst tun wollte, und bereits dem Strafrichter hätte überwiesen werden sollen, ist, um sein den Behörden gegebenes Versprechen zu erfüllen, zu einem neuen Instruktionskurs eingerückt. Mit voller Bereitwilligkeit faßte er seine Aüsrüstung, zog auf den Exerzierplatz mit, als es aber zum Schießen kam, erklärte er mit der größten Ruhe: „Ich schieße nicht." Jedes Zureden war fruchtlos und der Refrain seiner ruhigen Antworten war: „Ich schieße nicht." Nun sitzt er wieder in Verhaft und erklärt, alles ruhig über sich ergehen zu lassen, aber schießen dürfe er nicht.

Der Kampf um die Polizeistunde, d. h. den Wirtschaftsschluß um 12 Uhr, der diese Wochen in Zürich entschieden worden ist, besitzt eine symptomatische Bedeutung. Es handelte sich nicht um die Einführung einer neuen Ordnung, sondern bloß um die Erhaltung der seit Kriegsausbruch bestehenden. Gegen diese zog nun unter der Führung der Wirte und Alkoholkapitalisten eine Armee zu Felde, die sich u. a. durch folgende Inserate im „Tagblatt" charakterisiert:

Die alten Zürcher und die Polizeistunde.

Man rief die Namen großer Zürcher für die Polizeistunde in die Schranken! Pestalozzi? Ein Mann der Tat, der kein einziges Gesetzlein ausbrütete, sondern in schwerer Zeit mit tätigem Werk eingriff. Pestalozzi würde uns sagen: „Was seid ihr denn für armselige Kerle geworden, daß ihr ein so großes Bedürfnis fühlt, euch unter polizeiliche Aufsicht stellen zu müssen? Was seid ihr doch für traurige Höseler, daß ihr selbst euer Schöpplein nicht ohne obrigkeitliche Aufsicht zu trinken euch getraut?"

Gottfried Keller? Koller? Böcklin? Was würden die erst sagen? Man stelle sich vor: der Wirt zur Meise oder zur Walliserstube wird das erste, das zweite Mal gebüßt und Meister Gottfried wird selber gebüßt, weil er nicht vom Stuhle wich. Das dritte Mal wird das Patent entzogen. Meister Gottfried kehrt vor geschlossener Tür fluchend heim und schreibt aus Aerger die Zürcher Novellen nicht! Dafür aber noch einen Martin Salander! Ist nicht genug, daß er den einen schreiben konnte?

Nein, die Namen der großen Zürcher weisen einen anderen Weg, den Weg der Freiheit und der Tat. Den Polizeistock das Symbol kleinstädtischen Krähwinklertums, würden sie dankend zurückweisen.

Und um uns vor den großen Zürchern nicht gründlich schämen zu müssen, gehen wir hin und **verwerfen die Polizeistunde.**

Die junge Zürcher Garde.

Heller Unsinn

wäre es, die Entwicklung Zürichs, des größten Verkehrszentrums unseres Landes, den Hauptsitz unserer Industrien und des Exporthandels, die Stätte universeller Hochschulen und als solche die aufstrebende Empore auf allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste, durch kleinliche und vielfach berechtigte Interessen verletzende Polizeimaßregeln auf das Niveau eines dämmerlich beschaulichen Landstädtchens herunterdrücken zu wollen.

Wem daher das Ansehen und Gedeihen unserer Stadt am Herzen liegt, gleichviel welcher Partei er angehöre, versäume es nicht, seine Bürgerpflicht zu erfüllen und dem Versuch, die 12-Uhr Polizeistunde zur Dauereinrichtung zu machen, sein kategorisches Veto entgegenzusetzen durch ein entschiedenes **Nein!!**

Freunde einer gesunden Entwicklung der Stadt Zürich.

Ein Wort zur Verständigung.

Bis zum Ende des Krieges bleibt die Zwölfuhrpolizeistunde. Daran gibts nichts zu deuteln. Wenn einst die Friedensglocken ausgeklungen haben werden, so wird es uns möglich sein, die veränderten Verhältnisse, wie sie durch die Folgen des Krieges in unserm lieben Zürich in die Erscheinung treten, zu übersehen und in ihrer Tragweite zu ermessen, was heute natürlich unmöglich ist. Dann ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo wir uns darüber schlüssig zu machen haben werden ob die Polizeistunde nötig ist. Zeigt es sich, daß eine solche Verordnung durch die Verhältnisse geboten erscheint, so sind wir die ersten, die dafür eintreten werden. Heute schon über die Zukunft disponieren zu wollen, steht uns nicht an. Es wäre das so widersinnig, als wenn wir heute Bestimmungen treffen wollten über die Höchstpreise der Lebensmittel nach dem Kriege. Lehnen wir darum die Polizeistunde nach dem Kriege ab und stehen wir für dieselbe in dem Moment Mann für Mann ein, da ihre Einführung oder Weiterführung gerechtfertigt erscheint. Aus diesem Grunde morgen ein

Nein!!

Viele Bürger, die den beiden entgegengesetzten Auffassungen über die Polizeistunde Rechnung tragen möchten.

Ein kostbares Stück Psychologie. Da haben wir den „freisinnigen" Spießbürger in seiner ganzen Herrlichkeit. Jegliche Knechtschaft läßt er sich bieten, namentlich wenn der point d'argent in Frage kommt — aber an einer Freiheit hält er heldenhaft fest: seinen Schoppen zu jeder Tages- und Nachtzeit trinken zu dürfen. Dabei ist er überzeugt, daß alle Großen im Wesentlichen auch so gedacht haben, nicht nur Gottfried Keller, sondern auch Pestalozzi, ausgerechnet Pestalozzi, der Verfasser von „Lienhard und Gertrud!" Dazu die ewige Berufung auf die Fremden!

Mit rund 18,000 gegen 12,000 Stimmen hat Zürichs Männerwelt auf diese Freiheit verzichtet und damit gezeigt, daß der Tag einer besseren über unserem Volke aufdämmert. Immerhin — 12,000 Männer haben in diesen Zeiten, wo wir auch hier in Zürich die Kanonen des Weltkrieges hören können, es für übertrieben gehalten, daß um 12 Uhr das Wirtshaustreiben in unserer Stadt aufhöre. Da bleibt noch große Arbeit zu tun, bis wir auf der Höhe — Rußlands angekommen sind!

Wir von den Neuen Wegen sind, wie man weiß, keine Freunde polizeilicher Einführung der Sittlichkeit. Aber darum handelte es sich ja gar nicht, sondern darum, ob ein Haufe von Nachtbuben und Wirtshaushockern der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung das Recht auf Schlaf rauben dürfe. Wenn das Recht irgend einen Wert hat, so in einem solchen Falle. Es regelt einfach gewisse Selbstverständlichkeiten im Zusammenleben der Menschen. Es war nicht ein Kampf zwischen Zwang und Freiheit, sondern einer zwischen der sittlichen Freiheit und der unsittlichen, zwischen der Freiheit des Mannes und der des Flegels, Philisters und Libertiners, ein Kampf zwischen dem sittlichen Ernste und den Sumpfgeistern. Wir sind froh, daß diese einen Schlag aufs Haupt bekommen haben. Möge es der Anfang einer langen Reihe solcher Schläge sein!

L. R.

Klarismus. Hochgeehrter Herr! Vergönnen Sie mir zu Gunsten einer geistigen Urheberschaft ein kurzes Wort, ohne philosophische Diskussion noch weitere Polemik meinerseits; ich stelle nur Tatsachen zur sachlichen Würdigung.

1. Im Beiblatte zum Septemberhefte 1916 der „Tat" kündet Eugen Diederichs eine „Kosmogonie" von Christian von Ehrenfels als „Kriegstat" an, als „neue" religiös-ethische Weltanschauung, deren die kulturelle Zukunft bedürfe, denn der „neue" dualistische Gedanke des Buches, daß Gott und das Chaos seit Ewigkeit gegeneinander wirkten, erhebe den Menschen zum Mitarbeiter Gottes.

2. Eben diese Erkenntnis hat 1911, vor dem Kriege, als religiöses Bekenntnis weitausschauend und klar Elisarion im Werke „Ein neuer Flug und eine Heilige Burg" erstmalig veröffentlicht; er gab diesem neuen religiösen und erkenntnistheoretischen Dualismus (der über alle bisherigen Halbdualismen grundsätzlich hinausgeht und auch vom Manichäismus sehr verschieden ist) den Namen Klarismus oder Klare Kunde. 1912 erschienen (im gleichen Klaristischen Verlage Akropolis in Leipzig) die Klaristischen Hefte 1—4, später im „Heiligen Frühling" vereinigt (Was soll uns der Klarismus? — Der Unbekannte Gott — Die Gotteslästerungen der Bibel und der Antike — Die Goethelüge), 1913 die kultischen „Hymnen der Heiligen Burg". 1914 verhinderte nur der Krieg die allgemeine Ausgabe meines, des ersten Anhängers und Verfechters des Klarismus, eingehendes Werk: „Die Zukunft der Natur". Auf S. 17 von „Was soll uns der Klarismus?", dem logisch dogmatischen Gerüste aller andern Schriften, steht großgedruckt die Haupterkenntnis: „Die Ewigkeit Beider, des Chaos und des Urgottes" — also der Gedanke, den Diederichs nun an der „Kosmogonie" preist; und das hymnische Credo (Neuer Flug, S. 135) bekennt grundsätzlich die Mitarbeiterschaft des Menschen am erlösenden Gotteswerke im neuen Begriffe: Eigenwesen. So liegt die Urheberschaft Elisarions urkundlich klar. Wozu da ein Streit?

3. Diederichs ist über diese veröffentlichte Erkenntnis Elisarions seit 1911 völlig unterrichtet: zuerst hat ihm sein Freund, Direktor Ferdinand Fischer von der Ragoczyschen Buchhandlung in Freiburg i. B., die neue Erkenntnis ausdrücklich klargelegt und für die „Tat" empfohlen — dann, im August 1911, habe ich ihn mündlich, später schriftlich, und wiederholt die Schriftleitung der „Tat", deren Programm ja die Förderung jedes lebendigen Gedankens ist, zur Auseinandersetzung mit dem Klaristischen Dualismus aufgefordert. Ich fand nur Achselzucken und Ablehnung. Nicht eine Zeile ist darüber in der „Tat" erschienen, wohl aber in andern Blättern.

4. Diederichs feiert den früher abgewiesenen prinzipiellen Dualismus plötzlich als erstaunliche Neuheit und Tragweite der „Kosmogonie", ohne mit einem Worte zu erwähnen, daß eben diese Erkenntnis bereits vor fünf Jahren der Welt und ihm

samt seiner „Tat" bekannt ward, durch Elisarion, dessen Gedanken er aber damals als wertlos unbedingt zurückwies. Soviel der Tatsachen.

Nun hat das Wehen des Weltensturmes die Seelen geweckt. Soll da der Mann, der eine neue Lösung der Weltenfrage, die Ehrenrettung Gottes des Urerlösers brachte, indem er Ihn von der Urheberschaft am Leiden- und Unrechtchaos löste, dieser „crux theologorum" — soll Elisarion, der in der Klaren Kunde die Befreiung des Geistes und Gemütes, die Gesundung des Willens, die Erziehung der Menschheit zu einer „eidgenossenschaftlichen" Lebensverfassung der Freigemeinsamkeit zeigte, nun durch die irreleitenden Worte der vielverbreiteten „Tat" um den Dank der Anerkennung und sein geistiges Erstgeburtrecht gebracht werden dürfen? Die Gegner mögen ihn ablehnen und befehden, Diederichs hätte der Wahrheit gemäß die „Kosmogonie" als einen Beitrag zum Klarismus Elisarions bezeichnen sollen. Nicht um des „Ruhmes" willen, der freilich ein ideales Betriebskapital zur Vollauswirkung eines tiefgründigen Lebenswerkes ist, sondern um der Gerechtigkeit und Sachlichkeit willen muß unbedingt und uneingeschränkt bekannt werden: die geistige Erobertat dieser neuen erstmaligen Erkenntnis der Ewigen Weltenzwieheit von Gott und Chaos und der Eigenwesenheit des Menschen heftet sich unverlierbar an den Namen und die Persönlichkeit Elisarions. Die Urkunden darüber liegen in seinen Werken seit fünf Jahren offen vor der Geisteswelt. Dr. E. von Mayer.

Anm. der Redaktion. Wir gewähren auf die dringende Bitte des Verfassers dieser Zuschrift Aufnahme, damit der Verfasser zu Wort komme, umsomehr, als wir seinerzeit es aus taktischen Gründen ablehnen mußten, den „Klarismus" in den Neuen Wegen Raum zu gewähren.

Büchertisch.

Dein Reich komme. Weihnachtsverse für Kinder von Adolf Maurer.

Es ist eine wichtige Sache, daß unsere Kirchenfeste recht gefeiert werden. Sie sind stark entwertet, nämlich entseelt, materialisiert, und müssen wieder hergestellt werden. Dazu hilft in Bezug auf das Weihnachtsfest ganz ausgezeichnet das Heftchen unseres Mitarbeiters, das dem letztjährigen („Friede auf Erden") würdig nachfolgt. Es enthält in Dialekt und Hochdeutsch prächtige Verse aller Art, die von Kindern gesprochen werden können und die kurz und kindlich, einfach und tief die Botschaft vom Reiche Gottes verkünden. Auch ein Programm einer Weihnachtsfeier ist beigegeben. L. R.

Preis: Die vier ersten Exemplare 60 Rappen. Jedes weitere Heft 35 Rappen. Beim Bezug von 30 Exemplaren 30 Rappen, in größeren Partien noch billiger. Verlag: Der Verfasser, Pfarrhaus Schwamendingen (Zürich).

Verdankung.

Für die **Armenier** und **Serben** von Familie R. in Z. 25 Fr.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Gott als ein Kindlein.

(Aus einer Weihnachtspredigt.)

Mir ist's, als verstünde ich erst jetzt die Botschaft vom Kindlein in der Krippe zu Bethlehem in ihrem tiefsten Sinne, jetzt, wo die Mächte der Hölle auf Erden entbunden sind und eine Herrschaft der Schrecken entfalten. Da bekommt für mich das Kindlein in der Krippe auch eine gewaltige sinnbildliche Bedeutung: So klein Gott in der Gestalt des hilflosen Kindleins sich damals den Menschen zeigte, so klein und scheinbar machtlos zeigt ihn die Gegenwart mit ihrem Triumphe der Mächte des Zerstörens und Grauens über die göttlichen Kräfte des Guten.

An der ersten Weihnachten trat uns Gott in seiner Kleinheit entgegen, als das Kindlein in der Krippe. In diesem Punkte bildet das Weihnachtsfest den größten Gegensatz zum Osterfest. An Ostern schreitet der Herr als Sieger über die Mächte der Finsternis und des Todes mächtig einher. „Tod, wo ist nun dein Stachel; Hölle, wo ist nun dein Sieg?" Unter dieser doppelten Gestalt zeigt sich uns Gott nun auch im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte. Bald sehen wir ihn mehr in seiner Kraft und Größe. Das sind die Zeiten, in denen uns das Schaffen Gottes deutlich spürbar ist: es geht vorwärts auf der Bahn nach oben, die Linien des Gottesreiches brechen ganz deutlich hervor. So war's als Christus erschien. Die Welt lag im Finstern. Durch ihn bekam sie ein neues, siegendes Licht. So war's wiederum in den Zeiten der Reformation. In den weltbewegenden Taten unserer Reformatoren hat Gott seine Kraft und Größe erwiesen. So war's immer wieder, so oft am geistigen Horizonte der Menschheit hohe Ideale kraftvoll emporstiegen. Da trat uns Gott entgegen als der gewaltige Herrscher über die Mächte des Bösen. Aber so zeigt er sich uns nicht immer. Es gibt auch Zeiten, wo die Mächte des Teufels regieren und das Gute und Göttliche unterliegt. In einer solchen Zeit stehen wir jetzt. Was für ein furchtbares Aufschäumen des Bösen erleben wir! Grauen und Morden erfüllt die Länder

Europas. Wo ist da Gott geblieben? Gott, der oft wie ein wilder Sturm daherfährt und die Berge zerreißt und die Felsen zerspaltet und die Erde anrührt, daß sie bebt? Sag' an, wo ist er? Er scheint in der furchtbaren Brandung untergegangen oder doch außer Stande, diese Mächte des Verderbens zu bannen.

Wir stoßen da auf einen uns ungewohnten, ja neuen Begriff: *Die Kleinheit Gottes.* Ein unterliegender Gott ist für uns etwas neues. Wirklich? Wirklich etwas neues? O nein! Die Sache ist uns schon lange bekannt, nur das Wort mag uns neu sein. Oder wissen wir nicht von Jugend auf, daß Jesus, der Mensch gewordene Gott, äußerlich seinen Feinden unterlegen ist, um freilich innerlich einen herrlichen Sieg über sie davonzutragen. Er wurde gefangen genommen, mit Dornen gekrönt, in einen Purpurmantel gehüllt, mit einem Scepter beehrt und dann endlich auf den „Thron" geführt, den — Galgen, denn das Kreuz war damals der Galgen, d. h. das Sinnbild der tiefsten Verstoßung durch die menschliche Gesellschaft. Ist nicht er, der Göttliche, der Schwache? Und das Gleiche beobachten wir auch während seines ganzen Lebens. Auf Schritt und Tritt begegnen wir dem Bilde seiner äußeren Schwäche. Am allerschwächsten aber sehen wir ihn in der Krippe zu Bethlehem. Dort liegt er als Kindlein, das wie jedes Kindlein der Hilfe anderer bedarf, um überhaupt nur leben zu können. *Und in diesem Kindlein in der Krippe ist uns Gott erschienen. Gott in der Gestalt eines Kindleins!* Eine Tatsache, die uns in höchstes Staunen versetzt. So klein und schwach ist Gott der allmächtige geworden?! Ja, so *war* es damals. Wir blicken heute zurück in jene ferne Zeit und sprechen: Sei uns gegrüßt, du göttliches Kindlein! Aber so klein ist Gott nicht nur damals gewesen. So klein erschien er uns noch öfter. So klein erscheint er uns auch heute wieder, so klein, daß wir Mühe haben, ihn im heutigen Weltgetriebe zu sehen. *Aber er ist dennoch da. Er steht mitten im furchtbaren Geschehen der Gegenwart. Er geht auch durch den Donner der Schlachten,* aber nicht als der Kriegsgott und Schlachtenlenker. O, nein! Er verabscheut das Blutvergießen; es ist ihm ein Greuel. Aber wo einer mitten im Wüten und Toben der Schlacht müde und entsetzt über die grauenvolle Gegenwart voll brennenden Verlangens einer neuen und bessern Zukunft sich entgegensehnt, da neigt er sich tief herab. *Im Herzen dieses Menschen ist er gegenwärtig und lebendig geworden im starken und heiligen Entschluß, in Zukunft alles zu tun, um eine Wiederkehr solcher Greuel auf alle Zeiten unmöglich zu machen.* So kommt er jetzt stark und immer stärker zu den einzelnen Kriegern an allen Fronten. So kommt er aber auch in die Herzen von ungezählten Tausenden derer, die zu Hause geblieben sind. Mitten aus den Wetterwolken des Krieges leuchtet uns so bereits im Ver-

borgenen die Morgenröte einer neuen Zeit entgegen. Vielleicht ist unser Gott noch nie in so vielen Herzen wach gewesen wie in dieser dunklen Stunde der Weltgeschichte. Er ist uns allen jetzt näher als sonst. Aber so stark er im Einzelnen sein mag, im Gesamten ist er vorläufig noch da als das Kindlein, das wir hilfsbedürftig schon in der Krippe zu Bethlehem sehen. Er muß erst noch wachsen und stark werden in unsern Herzen. Dann wird er wiederum siegesgewaltig einherfahren. Dann wird er die Berge des Grauens zerspalten, die Felsen des Hasses zerschmettern und die Welt des Bösen anrühren, daß sie in ihrem Innersten erbebt. Mag unser Gott in der gegenwärtigen Stunde noch so klein uns erscheinen, wir lassen uns durch die Kleinheit seiner Erscheinung nicht irre machen in unserm Glauben an den schließlichen Sieg unseres Gottes über die Mächte des Bösen.

Wie mancher ist freilich schon an Gott irre geworden, weil er ihn (so seltsam es klingt!) nicht in seiner Kleinheit sehen konnte. Er hat ein sichtbares, siegendes Eingreifen Gottes in den verkehrten, widergöttlichen Lauf der Dinge erwartet. Aber Gott kam nicht so, wie er erwartet wurde. Er kam nur in seiner Kleinheit. Da wurde man an ihm irre. „Von jetzt an kann ich nicht mehr an Gott glauben." Wie oft kann man das hören! So wäre es fast schon den frommen Hirten auf den Feldern Bethlehems ergangen. Wie erstaunt waren sie, als sie das Kindlein in seiner Armut und Niedrigkeit sahen! Sie konnten kaum glauben, daß dies der verheißene Messias sein soll. Die Erscheinung desselben war ja zu armselig und unscheinbar. Aber sie glaubten dennoch und „sie breiteten das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war, und alle, die es hörten, wunderten sich." Weshalb wunderten sie sich denn? Offenbar darüber, daß Gott in solcher Niedrigkeit und Kleinheit erscheine. Die Ankunft Gottes hatten sie sich doch anders gedacht. Wenn sie an den Messias dachten, so stand ein Bild der Macht und Stärke vor ihnen: ein König in strahlender Rüstung an der Spitze einer bewaffneten Schar von auserlesenen Helden. Dieser kann doch nicht in einem Stalle geboren werden, seine Wiege kann doch unmöglich eine Krippe sein! Nein, so unbedeutend und klein kann er sich nicht offenbaren! So dachten sie. Als es aber dennoch geschah, da „wunderten" sie sich und fingen an zu glauben. Auch die Weisen aus dem Morgenland mußten das Gleiche erleben. Auch sie waren zunächst enttäuscht. Sie hatten gemeint, der göttliche König könne doch nur in Glanz und Pracht erscheinen. Daher begaben sie sich zuerst nach Jerusalem, der Hauptstadt, zu Herodes, dem König. Da hofften sie, den kleinen Himmelskönig zu finden. Wie erstaunt waren sie aber, als bei ihrer Ankunft die Stadt das gewöhnliche Aussehen trug und niemand die große Neuigkeit wußte! Ihr Erstaunen wuchs, als der Stern nach Bethlehem zeigte, nach Bethlehem, diesem Winkelstädtchen Judäas.

Aber den höchsten Grad erreichte es, als der Stern über einer der armseligsten Hütten stehen blieb. Da sollte der Sohn des Höchsten geboren sein?! Unmöglich! Aber schließlich ließen auch sie durch die äußere Armseligkeit sich nicht irreführen und sie glaubten an das Kindlein, beteten es an und machten ihm reiche Geschenke.

Ein Gleiches wollen auch wir heute tun. Wir wollen glauben an Gott, trotz Kleinheit und Schwäche seiner heutigen Gestalt. Jetzt sitzt er ja nicht sichtbar im Regimente. Die satanischen Mächte haben die Oberhand. Die Kräfte des Guten sind durch diesen furchtbaren Sturm wie zerschlagen und zerstampft. Ja, bisweilen ist Gott selber unserm Auge wie entschwunden. Aber Gott ist dennoch da, wenn er jetzt auch nicht groß und gewaltig hervortritt. Er lebt noch, der alte, herrliche Gott, mit dem starken Arm, dem, wenn er wollte, alles gehorchen müßte. Ja, wir betonen es: Gott ist die Allmacht. Wir grüßen dich, du Allmächtiger, Ewiger! Aber in deiner Allmacht ahnen wir dich nur. In deiner Allmacht sehen wir dich nimmer. Was wir sehen ist immer nur ein winziger Teil deiner Macht. Bald mehr, bald weniger. Bald trittst du deutlicher hervor, bald wieder verschwindest du völlig hinter den Wolken des Bösen, daß kaum ein Strahl von dem unendlichen Lichte zu uns dringt. So erscheinst du uns jetzt. Arm und klein stehst du heute da. Du brichst nicht machtvoll hindurch. Du kommst jetzt als das Kindlein zu uns wie einstmals in Bethlehem. Aber auch dieser Offenbarung deines Wesens wollen wir demütig nahen. Wie die Weisen aus dem Morgenland wollen wir vor dir niederknien und anbeten: Vor dir, dem Kindlein.

Aber warum erscheint uns denn Gott bisweilen so klein? Warum läßt er die Mächte des Zerstörens oft so groß werden? Das wissen wir im Grunde nicht. Wer darf sich denn vermessen, Gottes Gedanken und Absichten erkennen zu können! Seine Gedanken sind so viel höher denn unsere Gedanken, als der Himmel höher ist denn die Erde. Wir Menschen sind ihm gegenüber, was uns gegenüber das Würmlein ist, das im Sande kriecht. Was versteht es von unsern Gedanken! Wie sollten wir mit unserm menschlichen Gehirn Gottes Gedanken erfassen können! Wir vertrauen aber einfach auf ihn, daß er in allem, was er unter uns tut, das eine große Ziel verfolgt: Sein Reich auf Erden. Und dieses Reich soll eben ein Reich der Liebe und Freiheit sein. Es würde seinem innersten Wesen widersprechen, wenn es anders denn auch wieder auf dem Wege der Liebe und Freiheit käme. Gott könnte es ja auch mit Macht durchsetzen. Er könnte jetzt herabfahren und mit Gewalt uns alle Waffen aus der Hand schlagen. Aber er will uns nicht zwingen, sein Reich zu bauen. Er will uns die Freiheit lassen. Das Reich der Freiheit und Liebe soll nicht durch das Mittel der Gewaltanwendung geschaffen werden. Es würde

dadurch sich selber zerstören, wie jetzt die irdischen Reiche in diesem Kriege es tun, die ja auf dem Fundamente der Macht sich aufbauen. Darum erscheint uns Gott als das Kindlein. Vor einem Kindlein muß niemand sich fürchten. Ihm gegenüber fühlen wir uns frei und können machen, was wir wollen. Wo Gott dennoch Macht über uns gewinnt, gehorchen wir ihm nicht aus äußerem, sondern aus innerem Zwang, aus Freiheit, aus eigenem Wollen. So allein hat das Wollen des Guten einen sittlichen Wert. Der Grund der Sittlichkeit muß die Freiheit sein. Damit wir uns nun völlig frei fühlen können, kommt Gott in der Gestalt der Schwäche zu uns. Und er läßt das Böse oft so furchtbar aufschäumen und stark werden, damit wir dann aus tiefster Abscheu vor ihm und ganz aus eigenem Antrieb das Gute suchen. Wir werden um so tiefer in das Gute hineingetrieben, je größer das Böse war.

Aber auch da, wo Gott stark und machtvoll einherfährt, kommt er nicht als Gewaltherrscher. Er steigt vielmehr aus der Tiefe unseres Herzens empor und zerbricht im Einklang mit unserem eigenen Willen die Macht des Bösen. Möchte er auch jetzt bald so kommen. Kommen wird sie einmal, die Zeit, wo Gott wie ein Held einherschreitet. Denn wiederum wird aus dem Kindlein ein herrlicher König hervorgehen, wie einst aus dem Kindlein in der Krippe zu Bethlehem.

H. Spahn.

Die Gottesreichshoffnung im Neuen Testament.[1]

Unser Leben steht seit längerer Zeit schon auf all seinen Gebieten — den inneren wie den äußeren, den geistigen wie den materiellen — im Zeichen der Auflösung: alte Ideale verblassen und neue Ideale tauchen auf; alte Mächte wanken und neue suchen sich Bahn zu brechen; alte Selbstverständlichkeiten werden erschüttert und ein Neues, das zwar meist nur erst unbestimmte Ahnung ist und noch keine feste Gestalt gewonnen hat, will allenthalben emporbrängen. Ein neues Hoffen und Wollen ergreift mehr und mehr unser Geschlecht und rüttelt an allem Bestehenden, das doch eben noch von ewigem Bestande zu sein schien und läßt Mächte, die gestern noch ein absolutes Recht beanspruchten, in ihrer ganzen Relativität erscheinen. Dinge, die unseren Vätern noch als ewige Bestandteile der göttlichen Weltordnung galten, wie Staat und Kirche, oder denen man als sogenannten notwendigen Uebeln und im unerforschlichen Ratschluß Gottes

[1]) Vortrag, gehalten im Churer Volkshaus am 24. November 1916.

stehenden Fügungen eine nicht minder ewige Herrschaft auf Erden zuschrieb, wie Armut, Not, Krankheit, Unrecht, Gewalttat, Krieg, Laster, sie sind uns mit einem Male in ihrem Geltungsrecht fraglich geworden; allenthalben sehen wir Kräfte hervorbrechen, die einen entschlossenen Kampf mit diesen vermeintlich ewigen Mächten aufnehmen. „Throne, Herrschaften, Mächte und Gewalten", die ewig auf Erden zu gelten schienen, sind im Tiefsten erschüttert und wanken.

So besteht zwar noch die Mammonsherrschaft unter uns und zwingt die Seelen mit all ihrem Trachten wie die Hände mit all ihrem Tun in ihren Dienst. Diese Mammonsherrschaft hat sich im modernen Kapitalismus ein furchtbares Gebilde geschaffen, durch das sie unser ganzes Wirtschaftsleben, und mit dem Wirtschaftsleben, da dieses ja dem heutigen Geschlecht Anfang, Mittelpunkt und Ende alles Lebens ist, auch das Staats- und Völkerleben, ja auch das Geistesleben und die gesamte Kultur bestimmt. Noch gelten drum, der ganzen Mammonsordnung zufolge, Konkurrenzkampf und Ausbeutung als die selbstverständlichen Grundlagen und der Profit als der alleinige Zweck des Erwerbslebens; noch bedeuten Armut, Elend und furchtbarste materielle wie seelische Not lauter eherne Notwendigkeiten, die mit dem Wirtschaftsprozeß nun einmal gegeben seien, ja — wie es in frommer Wendung heißt — Fügungen Gottes, in die man sich zu schicken habe; noch trennt eine unübersteigbare Kluft den Reichen vom Armen, den Besitzenden vom Besitzlosen, den Brotherrn vom Lohnarbeiter und macht jede Volksgemeinschaft von vornherein illusorisch; noch regiert also das Geld die Welt und spannt alles Menschenleben in sein furchtbares Joch. Allein: diese ganze Mammonsherrschaft ist im Tiefsten erschüttert und ein neuer Geist und neue Kräfte bahnen eine vollständige Umwälzung in unserer Wirtschaftsordnung und allen durch diese beeinflußten und in Mitleidenschaft gezogenen Gebiete an. Gegenüber den Privatinteressen des Einzelnen wird das Wohl der Gesamtheit und gegenüber der Alleinwertung der Sachen das Recht der Seele geltend gemacht: wir haben nicht mehr die unbeschränkte Geltung und den selbstverständlichen Bestand des Kapitalismus, sondern daneben und dagegen drängt der Sozialismus empor, die alte Mammonsherrschaft aufs leidenschaftlichste bekämpfend und neue Ziele und Ideale aufrichtend.

Noch besteht zwar ferner die Gewaltherrschaft in unserem Leben und wie die Mammonsherrschaft im Kapitalismus, so ist sie im modernen Staat verdichtet und organisiert. Noch wird daher der einzelne Mensch unter prinzipieller Mißachtung seiner Menschenwürde und seines Eigenwertes in den Dienst der unpersönlichen Staatsmacht gestellt und noch wird mit Zwang und Gewalt eine Ordnung aufrecht erhalten, die sich nicht am Menschen und der Volksgemeinschaft, sondern einerseits an einer rein abstrakten Machtidee, andrerseits an den sehr konkreten Klasseninteressen einer bestimmten Volksgruppe, nämlich der besitzenden, orientiert. Noch gründet sich das Zusammenleben der

Menschen auf die brutale Gewalt, sodaß es sich innerhalb der einzelnen Staaten, diesen Zentren der Gewaltherrschaft, als reine Zwangsgemeinschaft unter der Regierung der besitzenden Klasse darstellt und nach außen hin als ein immerwährendes Gegeneinander der Staaten, das im Kriege nur den deutlichsten, der ganzen Gewaltordnung entsprechenden Ausdruck findet. Allein, auch diese Gewaltherrschaft, die eben noch als die selbstverständliche Form menschlicher Gemeinschaft oder gar als gottgewollte Ordnung galt, ist gleichfalls im Innersten erschüttert und neue Ideale der Gemeinschaft treten dem bestehenden Gewaltideal entgegen. Neben der herrschenden Staatsvergötterung erheben sich bereits starke Gegenbewegungen staatsfeindlicher Art, — von den wirren, oft fast krankhaft verzerrten Formen eines terroristischen Anarchismus bis hin zu dem edlen „Anarchismus" eines Tolstoj oder Krapotkin.

Noch besteht zwar auch, um von den geltenden Mächten noch eine dritte herauszugreifen, die Religionsherrschaft unter uns und diese findet in der Kirche ihren deutlichsten Ausdruck. Noch ist also der Gottesglaube, der seinem Wesen nach überweltlich und weltüberwindend sein sollte, zu einem weltlich-menschlichen Herrschaftsbereich ausgestaltet; noch herrschen leblose Lehren und Satzungen über die lebendigen Menschenherzen und noch legen sich tote Formen und Bräuche wie eine harte Schale um den lebendigen Kern echten Gotteslebens, alles Lebendige, Ursprüngliche, Unmittelbare beengend und erstickend. Noch bedeutet „Religion" ein vielgestaltiges Gebilde von Formen und Formeln, durchweht von einem Geist des Priester- und Pastorentums mit ihrer geistlichen Bevormundung, des Pharisäismus und Schriftgelehrtentums, der Ketzerrichterei und des konfessionellen und innerkonfessionellen Parteistreites, das nur allzu oft einfach in den Dienst einer selbstherrlichen Kirchenherrschaft und kirchlicher Parteiinteressen gestellt wird. Allein, auch diese Religionsherrschaft, bei der die Kirche als einzige und erschöpfende Form des religiösen Lebens erscheint, ist erschüttert und auch hier stehen wir mitten in einer gewaltigen Auflösung und Gärung; außerhalb und innerhalb der Kirche drängen in unübersehbarer Mannigfaltigkeit neue Kräfte empor, die gegen die alte religiöse Hochburg anstürmen oder sie von innen her zu sprengen suchen.

So haben wir auf der einen Seite die alten Herrschaften und Mächte, die wir kurz die eine Herrschaft der Erstarrung und des Todes oder auch das eine Reich der Welt nennen könnten, und daneben allenthalben in wilder Auflehnung neue Kräfte, die von frischem, sprudelndem, oft auch wildem und verzehrendem, immer aber eben lebendigem Leben zeugen. Gemeinsam ist all den neuen Kräften der revolutionäre Geist; in dem sie sich gegen bestehende und geltende „Throne und Herrschaften, Mächte und Gewalten" auflehnen und ihr tiefstes Wesen besteht gerade darin, daß sie die bestehende Welt mit

ihren Härten und Nöten, Schäden und Schwierigkeiten nicht mehr in ihrer ewigen Geltung anerkennen und sich vor keinem ehernen Muß — werde es nun als Schicksal und Naturnotwendigkeit oder als Ratschluß und Fügung Gottes hingestellt — beugen. Der Fatumsglaube, der in allem Geschehenden und Bestehenden ein unabänderlich Gegebenes sieht, oder auch, wenn er sich in frommer Form gibt, annimmt, daß immer gerade das, was sowieso ist und gleichsam von selber geschieht, gerade auch Gottes Wille sei, ist hier durchbrochen und auf den Trümmern des alten Müssens bricht allenthalben ein neues Können hervor.

In diesem gewaltigen Gärungs- und Auflösungsprozeß sehen wir zwar vorerst nur die Zersetzung, den Zusammenbruch, das Negative. Wir sehen nur, wie bisher Festes zerfließt und bisher Geltendes wankt und meinen drum lauter Wirrnis und Anarchie entgegenzugehen. Ja, allen diesen neuen Bewegungen scheint uns ein eigentlich gottloser Zug zu Grunde zu liegen, denn bedeuten sie nicht eine Auflehnung gegen die gottgewollten Ordnungen? Am deutlichsten scheint dieser gottlose Zug in der Auflehnung gegen die bestehende Religionsherrschaft zutage zu treten, wobei ja tatsächlich viel oberflächliches Freidenkertum und mit materialistischen Schlagwörtern um sich werfender Atheismus mitläuft. Führt diese ganze vielgestaltige Bewegung nicht zu einer Auflösung und Aufhebung des Gottesglaubens? Richtet sie sich nicht gegen eine wahrhaft göttliche Institution, den Quell und Mittelpunkt aller religiösen Kräfte? Aber auch die Auflehnung gegen die Gewaltherrschaft scheint von diesem gottlosen Geiste zu zeugen; gilt uns doch der Staat als die gottgewollte Ordnung der weltlichen Dinge und ist uns doch das „Staatschristentum" ein geläufiger Begriff. Und sollte nicht auch die herrschende Wirtschaftsordnung gleich allem Bestehenden gottgewollt sein und widerspricht der Kampf gegen Armut und Not nicht der christlichen Demut? Allein, mit solchem Denken, Reden und Fragen würden wir uns gerade als typische Vertreter des Alten, als ergebene Untertanen jener alten Throne und Herrschaften erweisen und würden damit für einen Geist einstehen, dem in erster Linie der Kampf der neuen Kräfte gilt: für den Geist der Verklärung und Verewigung alles Bestehenden und der Vergötterung alles Geschehenden.

Sollte aber nicht gerade der Gottesglaube uns antreiben, allen großen Bewegungen auf den Grund zu gehen und dem Wirken und Schaffen Gottes nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart nachzuspüren, Gott also auch in dem Gären und Drängen unserer Zeit zu suchen? Und wahrlich, auch an diesem Gottsuchen würde sich die Verheißung erfüllen: „So ihr mich suchet von ganzem Herzen, werde ich mich von euch finden lassen." Denn wie noch stets in solchen Zeiten, ist es Gott selber, der in all den neuen Kräften vorwärtsdrängt. Wir stehen wieder in einer großen Adventszeit, mit aller Finsternis und Wirrnis, aber auch mit allem Hoffnungs- und Verheißungsvollen einer solchen und ihr tiefster Sinn ist es, einem

neuen Durchbruch göttlichen Lichtes, göttlichen Wollens den Weg zu bahnen. Das Hoffnungs- und Verheißungsvolle, das Vorwärts- und Aufwärtsweisende gilt es drum aus aller Wirrnis und Zersetzung herauszulösen und zu erkennen. Nur dann, wenn wir Gott auch aus der Gegenwart heraus erleben und über aller Finsternis unserer Zeit sein Licht heraufdämmern sehen, rüsten wir uns auf den neuen Gottestag und helfen seinem Kommen den Weg bahnen.

Wenn wir nun mit solchen, nach dem Wirken Gottes ausschauenden Augen die heutige Gärungszeit betrachten, dann erschließt sich uns als tiefster Sinn jener Auflehnung gegen die bestehende Mammonsherrschaft mit ihrem Kapitalismus die Sehnsucht nach einer Befreiung der Seele. Während jetzt der Mensch ein Sklave des Kapitals ist und dem Mammon auch seine Seele opfert, ja unter dem Druck der ganzen Mammonsherrschaft, des ganzen kapitalistischen Systems meistens opfern muß, soll nun der Mensch über die Sachen und Güter gestellt und soll seine Seele von den Sklavenfesseln des Geldes befreit werden — und das eben ist das tiefste Wollen des Sozialismus, das es aus allem Gärungsbeisatz heraus zu erkennen gilt. Jene Auflehnung gegen die Gewaltherrschaft mit ihrem Staate aber ist getragen von der Sehnsucht nach wirklicher Gemeinschaft, in der der Mensch dem Menschen das ist, was er seiner Bestimmung nach sein soll: ein Bruder. Der moderne Staat, dieser Klassen-, Militär- und Kriegsstaat, der vom Geist der Gewalt beseelt und ganz auf die Gewalt gegründet ist, schließt jede wirkliche Gemeinschaft aus und bietet für den Brudergedanken keinen Raum. Gerade der Brudergedanke aber erfüllt all die staatsfeindlichen Bewegungen der Gegenwart, so wirr und wild sich diese auch mitunter gebärden mögen; der sogenannte Anarchismus will nichts weniger als die Anarchie, sondern im Gegenteil die wahre Gemeinschaft der Menschen, die nicht mehr durch Zwang und Gewalt gleichzeitig von außen mühsam zusammengehalten und im Innern tausendfach aufgehoben wird, sondern von Liebe und gegenseitiger Hilfe getragen ist und darum gerade auch den Eigenwert der einzelnen Persönlichkeit anerkennt und als Voraussetzung wahrer Gemeinschaft achtet. Und so will denn auch jene Auflehnung gegen die bestehende Religionsherrschaft mit ihrer Kirche nichts weniger als eine Entthronung Gottes, sie will vielmehr Gott in seine Herrschaft einsetzen. Ist doch eben das der tiefste Schaden an unserer Religions- und Kirchenherrschaft, daß sie entweder Gott ganz ausschaltet um der eigenen Herrschaft willen, oder doch ihn in seinem Geltungsbereich so sehr auf die geheiligten Bezirke einschränkt und sein Leben derart in tote Formen und Satzungen einzwängt, daß er zu fast völliger Wirkungslosigkeit verurteilt ist. Drum ist die ganze religiöse Gärung der Gegenwart erfüllt von der Sehnsucht nach dem lebendigen Gott, der in unserer Wirklichkeit drin die höchste Wirklichkeit bedeuten, und in unserem Leben etwas gelten soll, der unter uns schafft und wirkt

und unser Dasein lenkt und regiert. Mit diesem lebendigen Gott möchte unsere Seele aber auch wieder in lebendiger Verbindung stehen und lehnt darum alle kirchlichen, priesterlichen, theologischen und dogmatischen Vermittlungen ab: sie will keine Gottessurrogate und will keine bloßen Ansichten über ihn, sie will nicht nur eine Religion, sondern Gott selber und nicht nur eine Kirche, sondern sein Reich auf Erden.

So hat denn die ganze gegenwärtige Gärungszeit keineswegs nur Negationen zu bieten: die Negationen sind vielmehr nur die Pioniere ungleich größerer Positionen, und wenn wir die letzten Ziele und den tiefsten Sinn jener Auflösungsbewegungen in drei kurze Worte fassen wollen, so sind es die Worte: die Seele, der Bruder und Gott. Mit ebendenselben drei Worten läßt sich nun aber auch die Bedeutung der Botschaft Jesu, des Evangeliums, am besten ausdrücken. Indem wir also von den großen Umwälzungen der Gegenwart ausgingen und den darin zu einem Durchbruch drängenden Kräften nachspürten, befinden wir uns mit einem Mal mitten in der Welt des ursprünglichen Christentums und im Geiste des Neuen Testaments. Diese Uebereinstimmung zeigt sich denn auch in dem Geist, der beide Zeiten durchweht. Wie all die neuen Bewegungen getragen sind von einem revolutionären Geist, der ein von Grund aus Neues schaffen möchte und der es unternimmt, mitten in einer Welt fester, erstarrter Gegebenheiten für neues Leben eine Bahn zu brechen, so macht auch das ursprüngliche Christentum vor allem neues wirkliches Leben geltend, und aller echt revolutionäre, von Grund aus umgestaltende und erneuernde Geist kommt nirgends zu solch gewaltigem Ausdruck, wie in den Worten des Neuen Testaments: „Das Alte ist vergangen, siehe ich mache alles neu." Nur haben freilich wir das Neue in starker Trübung, ja Verzerrung und erst als ein keimhaft Werdendes vor uns, während es uns im Evangelium in reiner, lichter Klarheit entgegentritt; wir sind auch mehr erst von Sehnsucht nach wahrem Leben ergriffen, während Jesus uns solches Leben erschließt und darbietet. Wir stehen ja noch im Advent und sehnen uns erst darnach, daß Christi Geist machtvoll unter uns durchbrechen werde. All die Nöte und Wirnisse unserer Zeit aber rühren gerade von den ersten Regungen des Neuen her und sind darum nicht etwa Todesboten, wie wir meist wähnen, sondern vielmehr die Geburtswehen einer neuen Zeit, wobei es freilich, wie bei jeder Geburt, auf Leben und Tod gehen wird. Nicht eine beginnende Abenddämmerung wirft die ersten finstern Schatten einer kommenden Nacht über unser Leben — ach, nur unsere nachtgewohnten Augen konnten das bisherige Leben für lichten Tag halten! — nein, es ist ein erstes Morgengrauen, in dem die Vorboten des Tages den Kampf wider die alten Nachtmächte aufnehmen. Drum liegt so viel Verheißung über dieser wirren Dämmerung! Die Erschütterungen unseres bisherigen Lebens und seiner Mächte sind die Vorboten jenes kommenden Erdbebens, das den schweren Stein, der in Form unserer Herrschaften und Gewalten auf dem Grabe Jesu lastet, heben und zertrümmern

und damit einer neuen Auferstehung Christi den Weg bahnen wird. Durch Nöte und Wirrnisse, durch Kämpfe und Katastrophen hindurch führt der Weg zum Gottesreich. Weil hier neues Leben geboren und neues Dasein geschaffen werden soll, muß es durch schwere Wehenszeiten und Schöpfungskrisen hindurchgehen, wie das auch die ersten Christen lebendig empfanden und auf ihre Weise sich in Gerichts- und Weltuntergangsbildern ausmalten. Und um wie viel lebenswahrer ist doch dieses urchristliche Denken, als all unser Reden von „Entwicklung" und „Fortschritt"; denn die Menschheit kann ihrem wahren Ziel nicht entgegenschlummern, so viel sie auch in diesem Schlummer von „Fortschritt" und „Entwicklung" träumen und phantasieren mag; sie kann sich nur zu diesem Ziel hindurchkämpfen und muß dabei durch Gerichte und Katastrophen gehen. So gilt's denn, auch in den heutigen Nöten und Wirrnissen das Verheißungsvolle und Schöpferische zu erkennen, das auf das kommende Neue hinweist und das dabei doch selber nur aus dem ewig neuen Alten, dem im Menschenleben wirkenden Gottesgeist hervorgegangen ist. Gottes Absichten mit den Menschen sind mit Jesu Erscheinen und Wirken nicht zum Abschluß gekommen; weil sie aber in ihm in strahlender Klarheit aufleuchteten, läßt uns dieses Licht der Botschaft Jesu kein Genüge mehr finden an unserem Dunkel. Jesus ist die große Unruhe der Menschheit geworden und rüttelt die Menschen immer wieder auf, wenn sie lebensarm vor den alten Thronen niederknien, den alten Herrschaften untertan werden, den alten Mächten dienen und sich vor den alten Gewalten beugen. Sein Geist läßt drum auch jetzt unser Geschlecht nicht sich beruhigen bei den geltenden Herrschaften und läßt die alten Wahrheiten seiner Botschaft auf's neue unter uns sich regen. Ohne ihn wäre es nie zum heutigen Gärungsprozeß gekommen; in ihm hat dieser vielmehr seine tiefste Wurzel und seinen wahren Ursprung; darum auch glauben wir an all diese Bewegungen und ihre große Bedeutung und stellen uns auf ihre Seite. Wie aber könnten wir eher vom wirren Morgengrauen zum klaren Tag gelangen, als dadurch, daß wir das klare Sonnenlicht der Botschaft Jesu in unsere Wirrnis hineinleuchten ließen? So wollen wir uns denn zu ihm hinwenden, dessen Ruf mitten aus der heutigen Zeit heraus an uns ergeht. Die Gegenwart selber weist uns immer dringender auf jene Vergangenheit hin, damit die Kräfte der Vergangenheit in die Gegenwart hineinströmen möchten. Denn nicht um etwas Vergangenes handelt es sich hier, sondern um den, der gestern, heute und in Ewigkeit derselbe ist.

* * *

Was wollte Jesus und welches ist der Sinn seiner Botschaft? Er trat auf mit dem Ruf und der Verkündigung: „Kehret um, denn das Gottesreich ist nahe herbeigekommen" und in diesem Wort findet sein Wollen und Wirken den besten Ausdruck. Er will die Menschen

von ihrem bisherigen Weg zurückrufen, der sie zu lauter Armseligkeiten führt und schließlich im Tode endet; und er bietet ihnen ein Neues an, wahrhaftes Leben, Leben von Gott. Er will die Menschen befreien von all ihren Sklavenketten, den Ketten der Mammons-, der Gewalt-, der Sündenherrschaft, sowie den Ketten, die sich in jenen Fälschungen des Höchsten, in gottentfremdeter Religion und Moral, um ihr Innerstes gelegt hatten. Er will die Welt erlösen von ihrem fluchvollen Wesen und sie, die von Anfang an auf ein göttliches Leben hin angelegt war, ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bestimmung zurückgeben. Er will die gottentfremdete Welt ihrem Gott zurückerobern und sein Reich und seine Herrschaft darin aufrichten. Die gegebene Erde mit den gegebenen Menschen und all ihrem Leben und Dasein soll zum Schauplatz der Gottesherrschaft umgestaltet werden — und sie *wird* es bereits, wo immer der Mensch sich dem neuen Leben, dieser ganzen neuen Gottesordnung hingibt. Denn nicht nur um bloße In-Aussicht-Stellungen oder gar Jenseitsverweisungen handelt es sich, sondern um neue Wirklichkeiten und Wirksamkeiten. Wer immer die Botschaft Jesu annimmt und sich ergreifen läßt von diesen neuen Lebenswirklichkeiten, der wird eine neue Schöpfung und als solche ein verheißungsvolles kleines Spiegelbild der neuen Welt, die kommen soll. Neue Kräfte ergießen sich mit Jesu Erscheinen ins Dasein; er läßt neues Leben nicht bloß ersehnen und erhoffen oder gar nur vermuten, er bietet solches bereits schon dar. In ihm nimmt das verheißene Gottesreich seinen Anfang, und wenn's auch erst klein wie ein Senfkorn in die Erde gelegt wird, so ist es doch eben bereits in seinen Anfängen da und aus dem Senfkorn wird noch ein mächtiger Baum erwachsen. Noch ist die Welt drei faden, ungesäuerten Scheffeln Mehl gleich — allein, der Sauerteig ist gegeben und wird unter das Mehl gemengt werden, bis daß es ganz durchsäuert ist. Drum, weil Jesus sich von solcher Tatsächlichkeit des Gottesreiches und solchen wirkenden Kräften umgeben sieht, hebt er auch seine Bergpredigt mit lauter Jubel- und Heilrufen, mit Seligpreisungen an, die all den Suchenden und Sehnenden gelten, die in ihrer schmerzlich empfundenen Geistesarmut bereit sind, sich in das neue Leben aufnehmen zu lassen und in dessen Geist zu leben: Heil euch, selig seid ihr, denn euer ist das Gottesreich, ihr sollt die Erde besitzen, sollt Gott schauen und seine Kinder heißen! Und die Menschen, denen die Heilrufe und Seligpreisungen gelten, fühlen sich von Himmelsluft umgeben und von Seligkeitsglanz umstrahlt — für sie liegt ja auf dem Wörtlein „selig" noch nicht unser matter Todesschein und das Gottes- oder Himmelreich ist für sie noch nicht zu einer vagen Jenseitsvorstellung verblaßt. Sie verspüren an sich selbst die Gottesreichsbotschaft als Kraft und Leben und erfassen darum ihren ganzen gegenwärtigen, irdisch-himmlischen Sinn. Nicht daß der Mensch einmal nach dem Tode „selig werde", d. h. ins jenseitige Himmelreich gelange, sondern daß Gott auf unserer Erde und in unserem Leben zum Siege komme und da-

mit alles Dasein in Seligkeit eintauche, ist der Kern der Gottesreichsbotschaft. Die Seligkeit, von der Jesus redet, besteht darin, daß Gott unter uns Wohnung nehme und zu uns komme mit seinem Reich, seiner Kraft und seiner Herrlichkeit, und sie wurzelt darin, daß sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel; das ewige Leben, das er uns anbietet, ist eben jenes Leben von Gott, das in unsere ganze Todeswelt hineinströmen will, um alle Herrschaft des Todes zu brechen, und von dem auch der Einzelne sich ergreifen lassen muß, wenn er über alle Todesgewalten emporgehoben werden soll. Daß wir heutigen Christen Seligkeit und ewiges Leben erst vom Sterben abhängig machen — derart, daß „tot" und „selig" für uns gleichbedeutende Begriffe geworden sind! — daß wir Jesu Lebensbotschaft als eine Anweisung zum beruhigten Sterben verstehen; daß wir das Evangelium vorzüglich dazu gebrauchen, um mit seinen Worten die wie ein Fatum hingenommene Macht des Todes zu umspielen; daß wir dem Gottesreich nur jenseits des Grabes ein kümmerliches, meist nur auf die Einzelseele mit ihren „religiösen Bedürfnissen" zugeschnittenes Plätzchen einräumen — das sind lauter Hinweise darauf, daß wir immer noch, und gerade auch mit unserem „Christentum", unter der Herrschaft des Todes stehen. Statt umzukehren und uns von Jesus aus aller Todesherrschaft herausreißen zu lassen, bleiben wir die alten und passen seine Botschaft dieser Herrschaft an! Das Sterben und mit diesem der Gegensatz von Diesseits und Jenseits steht wieder im Mittelpunkt der christlichen Religion — im Mittelpunkt des Evangeliums aber steht das Leben und mit ihm die Verschmelzung von Himmel und Erde! In Jesus kommt ja eben Gott selber sichtbar auf Erden, bereit, die Menschen in sein Leben aufzunehmen und die Erlösung der Welt durchzuführen, bereit also, die ganze, für alle „Religion" so wichtige Scheidung und Trennung von Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde aufzuheben. Das Uebernatürliche will natürlich, das Göttliche menschlich werden, und wie in Jesu Leben das Gottesreich seinen sichtbaren Anfang nimmt, so verkörpert sich auch in seiner Person — als herrliche Verheißung des neuen Menschen! — diese innige Verbindung von Göttlichem und Menschlichem. In ihm wird Gott Mensch, wie ich wohl in Anlehnung an das alte christliche Dogma sagen darf, ohne deshalb auf jenes Dogma festgelegt zu werden. Jetzt, wo ja das Dogma mit seinem grundverfehlten Versuch, das Leben in leblose Begriffe und Lehren zu fassen, endgültig zertrümmert ist und alle Standpunkte, die sich aus der Stellung zum Dogma ergaben — sei es, daß man sich als Orthodoxie krampfhaft an ihm festklammerte, oder sei es, daß man als Freisinn ebenso eifrig auf dasselbe losschlug — als gegenstandslos prinzipiell erledigt sind, jetzt darf man doch wohl wieder nach dem lebendigen Kerne greifen, den die starre Form des Dogmas zwar schützend fassen wollte, dem sie aber mit ihrer Starrheit zum Sarge wurde. Jetzt, wo der Kampf um die Hülle, oft auch nur um die Fetzen der Hülle, ausgetobt hat, darf man sich doch wohl wieder

freuen an der hehren Gestalt, die ohne jenes Kleid, das ja zur Zwangsjacke geworden war, wieder strahlend und lebendig vor uns steht. Wir müssen jetzt, wo jedes Dogma und aller positive wie negative Dogmatismus überwunden sind, der Botschaft Jesu gegenüber nicht mehr bloß einen „Standpunkt" einnehmen, sondern dürfen uns selber von ihr durchdringen und erfassen lassen; wir müssen nicht mehr „orthodox" oder „freisinnig" sein, sondern dürfen wieder schlicht und einfach christlich und evangelisch sein. Da erschließt sich uns denn in Jesus als der tiefste Sinn seiner Erscheinung eben jene Menschwerdung Gottes, die zugleich eine Gottwerdung des Menschen und damit doch nur die wahre Menschwerdung des Menschen bedeutet. Der neue, wahre Mensch erscheint in Jesus, der Mensch, der das Wesen und den Willen Gottes zum Ausdruck bringt. Doch die Welt selber, die ja eben Raum bieten muß für den neuen Menschen, soll neu werden, soll mit all ihrem Dasein für dieses neue Leben erobert werden, damit Gottes Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Und auch diese neue Welt, das neue Dasein, sehen wir in Jesu Leben sich anbahnen, denn Gottes Wirklichkeit macht sich durch ihn allenthalben geltend. Was schon die alten Propheten Israels als Sinn und Ziel der Schöpfung erkannten, daß nämlich diese des Herrn sei und seiner Herrlichkeit voll werde, das bricht in der Botschaft Jesu in lichter Klarheit hervor: in ihm sehen wir den Himmel sich zur Erde senken, das Ewige sich ins Zeitliche ergießen, das Gottesreich in die Menschenwelt kommen. Eine neue Geschichte eröffnet Jesus: die Geschichte Gottes, der auf Erden gelten, der eine Macht und Kraft im Menschenleben sein will. So will denn Jesus nicht neue Lehren, sondern neues Leben bringen, nicht eine neue Religion mit neuen Ansichten über Gott, sondern Gott selber als den lebendigen, wirkenden, geltenden, nicht eine neue Kirche mit neuen Gottesdiensten, sondern eine neue gotterfüllte Welt.

Diese Botschaft Jesu ist eine gewaltige Hoffnung, die mit ihrer heiligen Glut alle Hindernisse des widerstehenden Weltreiches verzehrt. Diese Hoffnung kann aber nur bestehen, weil sie getragen ist von jenem unerschütterlichen Glauben, der Berge versetzen und das Unmögliche möglich machen kann. So baut sich denn Jesu Botschaft auf dem einen Fundament auf, daß Gott lebt, wirkt und schafft. Nur weil er Gott erlebte als die gewisseste aller Gewißheiten — und das eben ist Glaube — kann er hoffen, wollen, kämpfen und leiden, kann er sein Heilandsleben leben. Ihm ist Gott eben nicht nur ein hoher Begriff, der Schlußstein eines philosophischen Systems, auch nicht der jenseitige Erbauungsspender und himmlische Anbetungsgegenstand, sondern die Grundwirklichkeit, die alles, was Bestand haben soll, tragen muß und außerhalb welcher es nichts Bleibendes gibt, und die Grundkraft, die alles durchdringen will. Nur weil Gott ist, kann und wird das Gottesreich kommen, während ohne ihn alles Traum und Illusion bleiben müßte; und weil auch wir aus der ganzen Erscheinung Jesu Gott selber heraus-

spüren, glauben auch wir an dieses Reich und hoffen auf sein Kommen. Nur „der auf dem Throne sitzt“ kann ja wirklich sprechen: „siehe ich mache alles neu!“ So ist denn der lebendige Gott die erste, alles andere tragende Grundwahrheit des Evangeliums. In seinem Erleben wurzelt die ganze Gottesreichsbotschaft: in ihm verankert sich die Hoffnung, auf ihn gründet sich der Glaube und seine Macht vermag auch allein das Reich zu bauen.

Und diesen Gott, der auf Erden wirken und schaffen will, erlebte Jesus als den Vater. Nicht nur herrschen und gelten will Gott auf Erden, sondern alles mit seinem Vaterwillen umschließen, alles mit seinem Geist der Liebe durchwalten, denn das Gottesreich soll zugleich die Welt des Vaters sein. Erst dadurch, daß Jesus Gott als den Vater, der eine Welt des Vaters schaffen will, erkannte, wird seine Botschaft zum wahren Evangelium, zur Frohbotschaft. Wie nahe kommt Gott dadurch der Menschenwelt: als erlösende Hilfe, nicht nur als verzehrendes Feuer erlebt sie ihn, als befreiende Liebe, nicht nur als richtende Gerechtigkeit, eben als gütigen Vater und nicht nur als herrschenden Machthaber! Drum macht sich ja auch in Jesu Leben vor allem die Liebe geltend; sie ist es, die dem neuen Reich den Weg bahnen muß, wie sie auch im neuen Reich die belebende und tragende Kraft, der alles durchwehende Geist sein wird. Mit Paulus könnten wir darum sagen: die Bahnbrecher des neuen Reiches und seine bleibenden Stützen sind „diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; die Liebe aber ist das Größte unter ihnen.“ Der gewaltige, alles vermögende Glaube, die glühende, alles umschmelzende Hoffnung und als Höchstes die weltüberwindende Liebe — das sind die Gotteskräfte, die gleichsam den Himmel zur Erde herabzwingen und inmitten des Weltreiches das Gottesreich aufbauen. Weil diese Kräfte in Jesu Leben so machtvoll zum Durchbruch kamen und damit Gott wirkend und schaffend in die Menschenwelt einführten, darum zeigte sich das Gottesreich hier gleich in solcher Wirksamkeit und Tatsächlichkeit, daß Jesus den Menschen, die ihn umringten und nach dem Wann? Woher? Wie? des Gottesreiches fragten, antworten konnte: aber sehet doch, das Gottesreich ist ja mitten unter euch! Nicht nur als Idee und Gedanken, sondern als tief ins Leben einschneidende Kraft und Wirklichkeit stellt Jesus das Gottesreich vor die Menschen hin. Die Wirklichkeit Gottes macht sich geltend in diesen Kräften; darum bleibt dieser Glaube nie wirkungslos wie unsere Gläubigkeit mit ihren Buchstaben und Sätzen; darum wird diese Hoffnung nicht zu Schanden, wie die unsrige mit ihren auswendig gelernten Heilslehren; darum wirkt diese Liebe und läßt nicht, wie unsere pflichtschuldige Wohltätigkeit, alles beim alten bleiben. Auch das Gottesreich ist mit seinem Kommen an Bedingungen und Wege gebunden; es muß sich mit seinen eigenen Kräften durchsetzen und sich nach eigener Taktik durchkämpfen. Die Welt des Vaters läßt sich nicht erzwingen und nicht mit irgendwelcher Gewalt herbeiführen: sie wird nur herbeigeglaubt, herbeigehofft urd vor allem herbeigeliebt.

In dieser Welt des Vaters ist mit der ersten Grundwahrheit und Grundwirklichkeit, dem lebendigen Gott und seinem liebenden Vaterwillen, bereits auch die zweite gegeben: die Gotteskindschaft des Menschen. „Heil euch, denn ihr sollt Gottes Kinder heißen!" Laßt euch vom neuen Geist und Leben erfassen, „auf daß ihr Kinder werdet eures Vaters im Himmel!" Und er lehrt seine Jünger und alle, die sich mit ihm in der Hoffnung auf das Gottesreich vereinen, Gott anrufen: „Unser Vater!" Und auch bei dieser Wahrheit des Evangeliums handelt es sich nicht nur um eine erhabene tiefsinnige Idee, sondern um eine neue Tatsache und Wirklichkeit. Nur wir Christen haben leider, wie aus Gott einen Begriff, so aus dieser Wahrheit einen bloßen Satz gemacht, den wir hinnehmen als eine triviale Selbstverständlichkeit, ohne zu merken, daß wir gerade damit uns um die Wirklichkeit und das Erlebnis der Gotteskindschaft bringen. Nicht um eine Selbstverständlichkeit, sondern um etwas ungeheuer Großes und Neues handelt es sich, das nur im Erkämpfen und Erleben wahr und wirklich wird. Die Gotteskindschaft hebt den Menschen über alle irdischen Mächte empor und verleiht seiner Seele einen unendlichen Wert. Unser Geschlecht, das so viel vom Wert der Persönlichkeit redet, sollte bedenken, daß dieser Wert keineswegs in unserer Natur begründet ist — weshalb sollte die menschliche Natur mehr bedeuten als irgendwelche sonstige Natur? — sondern allein in unserer Gotteskindschaft, mit der uns etwas Naturüberlegenes, Göttliches gegeben wird, und daß diese Gotteskindschaft aber nur dort sich verwirklicht, wo ein Mensch von jenen Gotteskräften erfaßt, wo er Bürger in der Welt des Vaters wird. Die Gotteskindschaft stellt den Menschen als etwas Unvergleichliches in der Welt hin, das durch keine Güter der Erde in seinem Werte aufgewogen werden kann. In dieser einzigartigen Wertung des Menschen wurzelt die erhabene Ethik Immanuel Kants, in der die menschliche Person als einziger absoluter Selbstzweck erscheint — allein, wie unbeholfen und kompliziert nehmen sich doch seine Formulierungen aus gegenüber dem Worte Jesu: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele? oder was könnte der Mensch zum Gegenwert seiner Seele geben?" Welches Gericht sprechen aber diese Worte über unsere ganze Sachenwertung, in der wir den toten Gütern die lebendige Seele opfern! Die Welt des Vaters fordert eine Welt, die Achtung und Ehrfurcht vor dem Gotteskind hat und sie bedeutet die Aufhebung jeder Lebensordnung, in der die Sachen und Güter über den Menschen herrschen. Das Evangelium will eine Welt, in der die Seele gilt; drum ist jede Bewegung, die für eine solche Welt kämpft — und diesen Kampf erkannten wir als das letzte Wollen der sozialen Bewegung — im tiefsten Sinn evangelisch. Die Gotteskindschaft des Menschen duldet aber auch keine Gewalt und läßt jede Herrschaft des Menschen über den Menschen als eine Verleugnung der tiefsten Wahrheit des Menschen, als Unmenschlichkeit erkennen. Und ebenso setzt das innige Verhältnis

zwischen Gott und Mensch, das mit der Gotteskindschaft gegeben ist, alle Religionsvermittlungen außer Kraft. Auch Schicksal, Fatum, Tod und all die Mächte, die als Schreckgespenster den Menschen ängstigen, müssen weichen vor dieser Göttlichkeit des Menschen, die ihn dem Baunkreis der Naturmächte entreißt. So hebt die Gotteskindschaft auf der einen Seite den Menschen aus der Welt und ihren Gewalten und Herrschaften heraus, stellt ihn aber andererseits erst recht in die Welt hinein, die er mit seinen göttlichen Kräften zur Gotteswelt gestalten soll. Katholische wie protestantische Erbaulichkeit und Beschaulichkeit stehen außerhalb der Gottesreichsbotschaft, denn nicht sich zu erbauen, sondern Gottes Welt zu bauen gilt es, wie auch Jesus, von der resignierten Weltflucht ebenso weit entfernt wie von der selbstherrlichen Weltseligkeit, sich der Welt hingibt mit derselben heiligen Glut, mit der im Kleinen der Künstler sich dem unbehauenen Marmorblock hingibt, der zum Kunstwerk, zum sichtbaren Ausdruck seines innersten Wollens werden soll. „Denn das sehnsüchtige Harren der Schöpfung wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes. Denn die Schöpfung war der Vergangenheit unterworfen auf Hoffnung, daß auch sie vom Dienst der Vergänglichkeit soll befreit werden zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (Römer 8).

Die dritte Grundwahrheit und Grundwirklichkeit aber in der Welt des Vaters ist der Bruder. So sehr auch aller christlicher Individualismus mit seinem „Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott“ im Evangelium tief begründet ist, so stellt er doch nur eine Teilwahrheit desselben dar uud hebt, einseitig vertreten, gerade die Hauptsache in der Botschaft Jesu auf: die Welt des Vaters; denn Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott bilden noch keine Welt. Das Gottesreich bedeutet eine neue Gemeinschaft der Menschen und hat drum nicht nur die neue Seele, sondern auch die neue Gesellschaft, nicht nur den neuen Menschen, sondern auch die neue Menschheit im Auge. Das Christentum aber hat gerade diese dritte Grundwahrheit des Evangeliums übersehen, ja zumeist als nicht „religiös“ ausgeschieden; es löste seinen christlichen Individualismus aus der lebendigen und organischen Einheit des Evangeliums heraus, als könnte dieser fern von der lebendigen Einheit weiterleben. Drum ist unser Christentum — und zwar gerade dort, wo es noch nicht in bloßer Kirchlichkeit und Formenfrömmigkeit erstarrt ist, sondern sich noch eine gewisse Lebendigkeit bewahrte — zu jener herzlosen Herzensfrömmigkeit geworden, die stets nur das ihre sucht und in der eigenen Privatandacht und Privaterbauung ihr Genügen findet, unbekümmert um das Ergehen des Bruders; die zufrieden ist, wenn sie inmitten einer Welt voller Not, Unrecht und Krieg ihren privaten Seelenfrieden findet und sich ihre eigene Himmelsseligkeit sichert, mag die Welt sich mit ihrer Not, ihrem Unrecht und ihrem Krieg abfinden, wie sie will. Drum haben wir jenes Christentum einer kraftlosen Innerlichkeit mit seinen „religiösen“ Stimmungen und Gefühlen unter uns, das ob lauter Innerlichkeit nicht

dazu kommt, das eigene Leben, geschweige denn Welt und Leben überhaupt, christlich zu gestalten. Zu welch äußerer, aber auch innerer Armut und Dürftigkeit, ja zu welcher Verheerung führte doch dieses Christentum, das Gott nur für die eigene Seele und ihre Seligkeit beanspruchte und im Gottesglauben nur eine Privatangelegenheit des Einzelnen erblickt, das also den unheilvollen Zentralbegriff des heutigen Geschlechts, den des Privateigentums, auch auf das Verhältnis des Menschen zu Gott übertrug. Dieses Christentum, das sich abschließt vom Bruder, schließt sich selber damit von der Welt des Vaters aus; denn in der Welt des Vaters gilt das Gesetz, daß man Gott nicht für sich haben kann, daß es keine Beziehung zum Vater gibt, in die nicht auch der Nächste als Bruder eingeschlossen ist. So gibt es denn hier keine Frömmigkeit ohne Bruderliebe, keinen vom Leben losgelösten „Gottesdienst", keine besondere „Religion". „Gottesdienst" und „Religion" müssen zurücktreten vor den einfachen Verpflichtungen dem Nächsten gegenüber. „Wenn du deine Gabe zum Altar bringst und es fällt dir dort ein, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altar und gehe zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder." Oder, wie Johannes ganz im Sinne des Evangeliums sagt: „Wenn einer sagt, ich liebe Gott und haßt seinen Bruder, so ist er ein Lügner." Denn die drei Grundwahrheiten des Evangeliums sind so eng miteinander verbunden, daß sie einander gegenseitig durchdringen und bedingen und keine losgelöst von den andern leben kann. So wird denn die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichgewertet, ja völlig gleichgesetzt: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte; das ist das vornehmste und größte Gebot; das andere aber ist dem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; an diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten." In der Welt des Vaters dient man drum dem Vater im Bruder: „Wahrlich, was ihr getan habt einem von meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Und auch diese Wahrheit des Bruders weist von selber über alle nur innerliche Brudergesinnung und alle den Mitmenschen nur als isoliertes Individuum betrachtende Liebestätigkeit hinaus und will äußerlich werden in einer ganzen Welt des Bruders; sie fordert eine Welt, in der der Brudergedanke Raum hat und vollen Ausdruck findet, eine Welt wirklicher Gemeinschaft.

So baut sich die Welt des Vaters auf dem Vaterwillen und der Kraft Gottes, auf der Gotteskindschaft des Menschen und der Bruderschaft des Mitmenschen auf, und wie schon jede dieser Wahrheiten für sich alle Herrschaft des Mammons, der Gewalt, der Religion, des Unrechts, der Sünde, des Todes, überhaupt jede *Weltherrschaft* ausschließt, so bedeutet das Gottesreich die unumschränkte Herrschaft Gottes und seines Geistes der Liebe und des Friedens, der Wahrheit und der Gerechtigkeit, eine neue Ordnung des Lebens und aller Dinge, von Gotteskräften getragen und durchwaltet, *in* der jede Kraft vom

Innersten bis zum Aeußersten und vom Aeußersten bis zum Innersten dringt und die ganze Schöpfung durchströmt, auf daß Gottes Name durch alles geheiligt werde, sein Reich unter uns sei und sein Wille auf Erden geschehe wie im Himmel!

Welch gewaltige Umwälzung, die nicht weniger als alles in Frage stellt und neuschaffen möchte, der gegenüber darum auch die heute sich anbahnenden Umwälzungen noch harmlos erscheinen, und hinter der die radikalsten Programme der Gegenwart weit zurückbleiben, wie sie denn auch nur kleine Teilstücke und Ausschnitte oder erst tastende Anfänge jener gewaltigen Gottesreichsbewegung darstellen. An alles Bestehende und Geschehende, weit entfernt, demselben irgendwelche göttliche Rechtfertigung und religiöse Verklärung zu erteilen, tritt die Gottesreichshoffnung richtend und sichtend, läuternd und verzehrend mit der Frage heran: Dienst du dem Kommen des Gottesreiches? Hast du Raum in der Welt des Vaters? Und weil Gott die absolute Macht werden will, müssen alle die von den Menschen verabsolutierten Weltmächte in ihrer ganzen Relativität und Nichtigkeit dahinsinken, — freilich nicht ohne erst noch einen Kampf auf Leben und Tod zu kämpfen. Denn wie der Gottesgeist, der mit Jesus mächtig in der Welt und Menschengeschichte hervorbrach, eine wirkliche und wirkende Macht ist, so sind auch die Weltmächte wirkliche, in unserem Leben nur allzusehr wirkende Mächte, die nicht ohne die erbittertsten Kämpfe das Feld räumen werden. Wie wenig verstehen doch aber wir heutigen Christen von diesem revolutionären Geist des Evangeliums und wie wenig wissen wir mit unserem Christentum von solch gewaltigem Kämpfen und Ringen! Wir erwarten ja vom Evangelium nur unsere Seelenruhe und unseren Seelenfrieden, und lassen uns von unserer „christlichen Religion" nur unsere Himmelsseligkeit verbürgen — was Wunder, daß wir darob den Sieg der Sache Jesu völlig vergessen? Da trifft uns denn, während wir mit unserem Evangelium der Beruhigung unserem Seelenfrieden nachsinnen, mit einem Mal das tief beunruhigende Kampfeswort Jesu: „Wähnet doch nicht, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf die Erde; ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert!" Nur durch Kampf führt der Weg zum Gottesreich, und dieser Kampf muß umso tiefer greifen, als er sich nicht durch rohe, brutale Gewalt — wodurch ja auch noch nie eine Sache wirklich entschieden worden ist — erledigen läßt. Das Gottesreich ist in seinem Kampf auf seine eigenen Kampfesweisen angewiesen und würde durch Anleihen bei den Kampfesweisen des Gegners nur dessen Reich stärken. So erheben sich denn Mächte gegen Mächte, Gottesmächte gegen Weltmächte, die Macht der Liebe, der Wahrheit und der Gerechtigkeit gegen Mammonsthrone, Gewaltherrschaften, Religionsmächte und Sündengewalten. Denn nicht nur darum handelt es sich, daß da und dort in verirrten Herzen eine sogenannte Bekehrung bewirkt werde, sondern darum, daß all die finstern Mächte und Wirklichkeiten, die unser ganzes Dasein beherrschen und damit

von selber auch die einzelnen Herzen in ihren Bann verstricken, bekämpft und überwunden werden. Nur im Zusammenhang mit dem Kampf gegen diese Mächte, nur im Zusammenhang mit dem Sieg über sie, läßt sich auch das Böse in den Herzen der einzelnen Menschen bekämpfen und besiegen; denn das Böse in allen seinen Formen lebt nicht nur als Verirrung in einzelnen Herzen, sondern steht als Macht über unserem ganzen Leben und zwingt es in seinen Dienst. So wußte sich denn auch Jesus in seinem Lebenskampfe einem ganzen Reiche des Bösen gegenüber und sah in all den Hemmnissen des Gottesreiches lauter einzelne Aeußerungen eines großen, gottfeindlichen Wollens (vgl. den „Feind" im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. Matthäus 13, 24 ff.).

Jesu Leben ist ja ein gewaltiger Kampf für den Sieg der Sache Gottes auf Erden, für die Geltung seines Willens in der ganzen Schöpfung. Es ist ein Kampf gegen den Mammon, diesen seelenmordenden Gegengott, der keine Gottesherrschaft neben sich duldet: „ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" — entweder oder! Es ist ein Kampf gegen die Herrschaft der Gewalt, diese unmenschliche Zerstörerin aller Gemeinschaft, die auch dort, wo man meint damit dem Guten zu dienen, nur die Macht des Bösen stärkt: „Die Fürsten unterjochen die Völker und die Mächtigen üben Gewalt über sie, unter euch aber soll es nicht also sein, sondern wer unter euch groß sein will, der sei der andern Diener!" „Ihr seid alle Brüder!" „Ihr sollt dem Bösen nicht (auf seine Weise, d. h. mit Bösem, mit Gewalt) widerstehen!" „Wer das Schwert ergreift, soll durch das Schwert umkommen." Es ist ein Kampf gegen alle Religionsherrschaft, die nicht Gott, sondern das eigene Ich im Auge hat und darum, um so mehr, als sie sich selber als göttlich ausgibt, dem Kommen des Gottesreiches im Wege steht: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, die ihr das Gottesreich zuschließt vor den Menschen!" „Ich will diesen mit Händen gemachten Tempel abbrechen." „Es kommt die Stunde, wo ihr weder auf diesem Berge, noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet; es kommt die Stunde und ist jetzt da, wo die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geiste und in der Wahrheit." Auch bei der dritten Versuchung in der Versuchungsgeschichte ist wohl gerade an diese Religionsherrschaft zu denken. Jesu Leben ist ferner ein Kampf gegen Elend und Krankheit, die er nicht segnet und die er nicht in irgendeinem höheren Licht verstehen lehrt, nein, die er aufhebt und heilt: „sei gesund!" „steh auf und wandle!" lauten seine Imperative, mit denen seine Gotteskraft tief hineingreift in den Herrschaftsbereich dieser Mächte. Es ist ein Kampf gegen die ganze Macht des Uebels, das nur besteht, solange es von gottfeindlichem Wollen getragen ist und in dessen Ueberwindung gerade „die Werke Gottes offenbar werden sollen" (Johannes 9, 1 ff.). Es ist ein Kampf gegen die Herrschaft der Sünde und zwar auch hier ein Kampf mit den Waffen des Gottesreichs, nicht mit den Mitteln der Weltherrschaft,

wodurch ja eben das Böse nur gemehrt, statt überwunden wird auf Erden, ein Kampf mit dem Geiste Gottes, dem Geist der Liebe und nicht nach der Weise der Religion mit Richten und Verdammen: „Der Menschensohn ist gekommen zu suchen und zu retten das Verlorene," wie auch schon über seinem Kommen die Verheißung stand: „Er wird sein Volk erretten von ihren Sünden." Es ist auch ein Kampf gegen den Tod, der als letzter Gottesfeind aufgehoben werden soll und dessen Macht Jesus jetzt schon, inmitten seiner noch bestehenden Herrschaft auf Erden, durchbricht mit seinem Gottesleben; denn nicht die Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen zu verkünden kam er, sondern den Menschen das Leben zu erkämpfen. Und weil in ihm sich dieses Leben, das stärker ist als alle Todesmächte, geltend macht, darum kann er, trotzdem der Tod noch herrscht auf Erden, sagen: „Wer da glaubt, hat ewiges Leben und lebt, wenn er auch stirbt" (Johannes 6 und 11). Alles in allem ist es ein Kampf gegen jenes ganze Reich der Welt, das zum Reiche Gottes gestaltet werden soll; drum läßt ihn auch Johannes am Ende seines Erdenwirkens das Wort aussprechen: „Ich habe die Welt überwunden." Jesus steht ganz im Schöpfungsglauben seines Volkes drin, glaubt an die Schöpfung und ihre Bestimmung und nimmt sie drum für Gott in Anspruch. Sie, in der noch so viel Chaos und Wildnis, Sumpf und Urwald ist, soll zum Gottesgarten umgeschaffen werden, in dem jede Pflanze in ihrer Weise vom Willen des Vaters redet. In ihr, die noch wegloſe Wüste und öde Steppe ist, voll von Bergen der Weltherrschaft und zerrissen durch Schluchten der Gottesferne, soll dem Herrn ein Weg bereitet und ein Pfad gebahnt werden; die Schluchten sollen ausgefüllt und die Berge erniedrigt werden, auf daß Gottes Herrlichkeit offenbar werde und alles Fleisch sein Heil sehe.

Dieser Gottesgarten muß der Wildnis abgerungen, der Weg durch die Wüste muß erkämpft werden. Am Eingang zur Welt des Vaters steht der Ruf: „Kehret um!" Wie sollte es auch, wo die Gottesreichsbotschaft die totale Umwertung und Umkehrung alles Bestehenden bedeutet, auf dem gemütlichen Wege bloßer „Entwicklung", bloßen „Fortschritts" dem Gottesreich entgegengehen! Weit davon entfernt, irgendwie die bestehende Welt zu weihen und zu verklären, will das Evangelium vielmehr die Ueberwindung der Welt. Das Evangelium beugt sich nicht unter Schicksalsmächte und findet sich nicht ab mit dem Gegebenen; es redet nicht von unerforschlichen Ratschlüssen und nicht von gottgewollten Unabänderlichkeiten: für alle finsteren Weltmächte, vor denen sich die Menschen — ob fromm oder unfromm — wie vor dem wahren Gotte beugen, hat die Gottesreichshoffnung nur den einen, von Gottesglauben und Gotteskraft getragenen Imperativ: „Weichet, denn das Gottesreich ist nahe herbeigekommen!" und kennt ihnen gegenüber nur die eine Losung: „Das Alte ist vergangen, siehe ich mache alles neu."

* * *

Solche Lebensbotschaft mußte Leben wecken. Wo hätten jene Gotteskräfte eher ihre Wirksamkeit zeigen können, als in Menschenherzen? Diese Wirkung ist die naheliegendste, und doch zugleich auch die höchste. Auch für Jesus war das gewiß das Höchste, weit bedeutsamer als alle Krankenheilungen! In seiner Antwort an den zweifelnden Johannes steht denn auch in bedeutungsvoller Steigerung diese Wirkung als letzte und höchste da: „Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt!" Gepredigt — aber eben von „einem, der Gewalt hat und nicht wie die Schriftgelehrten." Gepredigt, daß Leben Leben weckte und Feuer Feuer entzündete. Es gingen von dieser Frohbotschaft wirklich beseligende Wirkungen aus; es wurden die, so sich im Geiste arm fühlten, in die Welt des Vaters emporgehoben; es wurden die, so Leid trugen um ihre Knechtschaft unter die Weltmächte, wirklich getröstet; und die, welche inmitten all der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit des Lebens nach Gerechtigkeit hungerten, wurden gesättigt. Er gab ihnen, die ihn als ihr Licht aufnahmen, die Macht, Kinder des Vaters zu werden und damit Mitbauer am kommenden Reiche. In diesem Kreise ward er verstanden, und wahrlich, keine Kirchenlehre, keine Theologie, keine „Bibelauslegung" könnte uns darum das Evangelium „erklären" wie diese vom Geiste Jesu ergriffenen Menschen, die im Evangelium lebten. Könnte sich irgend ein Verständnis der Botschaft Jesu messen mit diesem Verständnis aus dem Erleben heraus? Gibt's überhaupt irgend ein Verständnis ohne Erlebnis? So wollen wir denn unserer Betrachtung des Evangeliums noch eine solche der Wiederspiegelungen jener Gottesreichshoffnung in den Menschen der Apostelzeit beifügen, wobei wir uns aber auf einige wenige Träger des neuen Geistes beschränken müssen.

Da tritt uns denn als erste Frucht der neuen Saat jene Christengemeinde in Jerusalem entgegen. Wie diese Gemeinde vom Pfingstgeist ins Leben gerufen ward, so sehen wir sie auch von diesem Geiste durchwaltet. Aber dies neue Gottesleben bleibt nicht Stimmung und Gefühl, verblaßt nicht zu Gedanke und Idee, es wird nicht zur Lehre und Theorie, nein, es ist Leben und bewirkt solches und schafft sich so mitten im widerstrebenden Stoff des Menschenlebens seinen sichtbaren Ausdruck. In lauter Realität und Tatsächlichkeit äußern sich die großen Wahrheiten des Evangeliums. Denn auch für diese ersten Christen ist Gott die Grundwirklichkeit, die ihr Leben trägt und keine widerstrebenden Mächte duldet. Mit ihm stehen sie in lebendiger Beziehung, sodaß alle „Religion" mehr und mehr ihre Bedeutung verliert. Er erfüllt ihr ganzes Sein, sodaß keine einzelnen Handlungen in besonderer Weise zu „religiösen" erhoben werden müssen, sondern die äußere Form ihrer Frömmigkeit sich als ganz alltägliche und weltliche, nicht im geringsten „geistliche" und kirchliche darstellt, wie denn auch ihre heiligste „kultische" Handlung in einem einfachen gemeinschaftlichen Mahl mit Brot und Wein besteht. Sie

haben Gott, darum wird ihr ganzes Leben zum Gottesdienst und braucht dieser nicht auf besondere geheiligten Orte, Zeiten und Handlungen eingeschränkt zu werden. Ja, Gott ist dieser Gemeinde mit seinem läuternden Geiste so nahe, daß auch die leiseste Lüge und die leiseste Trübung des Gemeinschaftswillens wie von einem Feuer verzehrt wird (Geschichte von Ananias und Sapphira). Wo Gott in solcher Weise als lebendige Wirklichkeit erlebt wird, da wird natürlich auch die neue Wahrheit der Gotteskindschaft und des Bruders erlebt. Gott, die Seele und der Bruder — das sind auch die tragenden Pfeiler der ersten Christengemeinde. Seinen deutlichsten Ausdruck findet das vielleicht darin, daß Mammon, dieser Gegengott, dieser Feind der Seele und Zerstörer aller Gemeinschaft hier völlig entthront ist. „Alle aber, die gläubig geworden, hielten sich zusammen und hatten alles gemeinsam, und sie verkauften ihre Güter und Habe und verteilten es unter alle, je nach dem Bedürfnis eines jeden. Und die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, und keiner nannte ein Stück von seiner Habe sein eigen, sondern sie hielten alles gemein." Welch wunderbare Gemeinschaft, die sich vom Innersten bis zum Aeußersten, vom Geistigsten bis zum Materiellsten erstreckt und sogar das Wirtschaftsleben zu einem Ausdruck des Willens Gottes werden läßt; hier zeigt es sich in aller Deutlichkeit, daß dort, wo Gott in Menschenherzen wirklich lebt, er sich auch in der Gestaltung des Daseins bis hin zu den äußersten Dingen zeigt; daß dort, wo er wirklich gilt, die ganze irdische Wirklichkeit mit der himmlischen übereinstimmen muß. Und diese Gemeinschaft beruht nicht auf irgendwelcher Vorschrift — Jesus hat kein kommunistisches Manifest geschrieben — sie baut sich, auch nicht, wie die staatliche „Gemeinschaft", auf Zwang und Gewalt auf — Calvin befolgt in seiner Theokratie nicht die evangelische Taktik —; nein, wie eine Frucht wächst sie gleichsam von selbst aus dem einen Erlebnis Gottes und seines Reiches heraus. Jene Christen wußten nichts von einem „Kommunismus", aber sie hatten den Vater und seine Welt erfahren und das führte sie ganz von selbst zu einem Kommunismus, der in seiner Bedeutung weit über das wirtschaftliche Leben hinausreicht und der auch die kühnsten sozialistischen Programme weit hinter sich läßt.

So stehen denn auch diese ersten Christen durchaus im Geiste des Gottesreiches; das Evangelium ward für sie zum Erlebnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Darum erfahren sie auch in aller Tatsächlichkeit etwas von der Welt des Vaters, sie verspüren etwas von der Herrschermacht Gottes auf Erden und tragen ihr Teil zur Umgestaltung des Daseins bei. Und alles was sie erleben wird ihnen nur zum Unterpfand der Herrlichkeit, die noch kommen soll und läßt ihre Hoffnung nur glühender werden. Während für den heutigen Christen der ganze Lebenskampf Jesu für das Kommen des Gottesreiches seinen Zweck darin hatte, daß der einzelne nun seinen Seelenfrieden bekomme und beruhigt sterben könne, denken diese vom Geist

des Evangeliums erfüllten Menschen wahrlich noch nicht an den Frieden, sondern an den heiligen Kampf und nicht ans Sterben, sondern vielmehr daran, das Werk Jesu fortzuführen, der Vollendung entgegen. Sie machen aus ihrem Herrn und Meister nicht einen Gegenstand ihrer Andacht und Erbauung, stellen nicht ihre Theorien und Theologien über ihn auf, streiten nicht über seine Göttlichkeit oder Menschlichkeit — wie komisch hätte sie diese Unterscheidung, die gerade das tiefste Geheimnis des Evangeliums mit verständnislosen Verstandesbegriffen zerstört und seine Kernwahrheit aufhebt, berühren müssen! — nein, sie hoffen auf den Sieg der Sache Jesu, des Gottesreiches, und stellen sich in deren Dienst.

Dasselbe finden wir auch bei dem gewaltigen Paulus, nur daß bei ihm, entsprechend seiner überragenden Größe, das Neue noch mächtiger zum Ausdruck kommt. Von seinem entscheidenden Erlebnis vor Damaskus an weiß er sich berufen, mit Einsetzung seines ganzen Lebens für die Herrschaft Gottes und Christi auf Erden zu kämpfen. Er ist in jenem Erlebnis von Grund aus ein neuer Mensch geworden, der an sich die beseligende Erfahrung machte: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Schöpfung; das alte ist vergangen, siehe es ist Neues geworden." Und was er so an sich erlebte, das muß sich noch an der ganzen Welt erfüllen: die Welt soll Gottes werden, „auf daß Gott sei alles in allem". Ein mächtiger Siegeszug ward durch Christus eröffnet, der „ausgezogen hat die Herrschaften und die Mächte und sie offen zum Spott gemacht hat und einen Triumph aus ihnen gemacht hat." Und immer weiter muß dieser Siegeszug gehen: alle „Throne, Herrschaften, Mächte und Gewalten" müssen sich Christus unterwerfen; er wird „vernichten alle Herrschaft, Gewalt und Macht"; ja schließlich „als letzter Feind wird der Tod aufgehoben". Weit davon entfernt, die Welt, die Schöpfung, gleich uns religiös zu verklären und in ihrem jetzigen, mit so viel Fluch und Uebel beladenen Zustand als „ordnungsgemäß", „gesetzlich", richtig, ja gottgewollt zu betrachten, vernimmt seine gotterfüllte Seele „das sehnsüchtige Harren der Schöpfung, das auf die Offenbarung der Kinder Gottes wartet." Und seine glühende Hoffnung und sein Glaube an die kommende Vaterwelt weiß es, „daß auch die Schöpfung von dem Dienst der Vergänglichkeit befreit werden soll zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes." Denn alles muß noch eingetaucht werden in die Welt des Vaters, alles muß dem „Leib Christi" einverleibt werden. Die mit Jesus in die Welt getretene Kraft des Evangeliums schafft eine neue Wirklichkeit, macht Gott und seinen Gerechtigkeitswillen offenbar. „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes zum Heil jedem Glaubenden, denn Gottes Gerechtigkeit wird darin geoffenbart." Es gibt keine echte Innerlichkeit, die nicht auch äußerlich wird; wo Gott in einem Menschen ist, da lebt und wirkt dieser aus Gott und kämpft für den Sieg seiner Sache. So treibt es den Apostel fast durch die ganze damals bekannte Welt hin, damit ein möglichst großer Teil derselben für Gott erobert werde; und allenthalben weckt er mit seinem Leben neues Leben.

Und diesen Menschen, der wie kaum ein zweiter die Welt für Gott erobert hat, wagt man zum bloßen Theologen und Dogmatiker zu stempeln und zum Schutzpatron für allen Konservatismus zu erheben, bei dem man meint seine Zuflucht nehmen zu können, wenn etwa das revolutionäre Feuer des Evangeliums trotz aller christlichen Löschversuche sich bemerkbar macht. Der Paulus, der uns heute gewöhnlich dargeboten wird, hat vor Damaskus bloß seine Pharisäer-Theologie gegen eine neue christliche, den sogenannten „Paulinismus", vertauscht, der Christenheit zu ein paar Dogmen und Heilslehren verholfen, die von Jesus seltsamerweise versäumte Kirchenbildung nachgeholt und überdies das Gottesgnadentum der Obrigkeit begründet. Weil der heutige Christ meist ein Theologe ist, ausgerüstet mit einem philosophischen Gottesbegriff und versehen mit ein paar schön durchdachten Ansichten über Gott, aber nichts von Gott selber in sich verspürt, drum macht er auch diesen gotterfüllten Gotteskämpfer zum Theologen. Für diese Theologisierung seines ganzen Wollens hätte Paulus wohl nur die Antwort: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" Hätte wohl Paulus mit solch fieberhaftem Eifer die Welt durcheilt, wenn es ihm nur darum zu tun gewesen wäre, ein paar neue Sätze über Gott und Christus zu lehren und den Menschen dabei die Untertänigkeit gegenüber der Obrigkeit ans Herz zu legen? Kam der verzehrende Eifer nicht vielmehr daher, daß er noch möglichst viel von der alten Welt für die neue Schöpfung gewinnen wollte, um es dem Gericht des kommenden Gottesreiches zu entreißen? Paulus hat keine Theologie und keine Christologie aufstellen wollen — am wenigsten einen „Paulinismus". Wie sonderbar nimmt sich nur schon dieses Wort aus, einem Menschen gegenüber, der ob der großen Sache, der er diente, alles Eigenleben und Eigendenken vergaß und aus tiefster Seele rief: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Störend nimmt sich dieses Wort und sein Begriff aber auch aus inmitten jener einheitlichen Grundstimmung des Urchristentums, der Gottesreichshoffnung, und konnte nur von Leuten geprägt werden, denen Verschiedenheiten in nebensächlichen Ansichten wichtiger sind, als die Uebereinstimmung im Grunderleben und Grundwollen, denen mehr daran gelegen ist, aus einigen lebendig hingeworfenen Aeußerungen gleich ein lebensfremdes System zu bauen, als einen Menschen als lebensvolle Persönlichkeit zu erfassen, und die erst befriedigt sind, wenn sie aus einem „Menschen mit seinem Widerspruch" ein „ausgeklügelt Buch" gemacht haben. Dem gegenüber halten wir uns an den Menschen, und der ist mit seinem inneren wie äußeren Leben nur zu verstehen und recht zu werten, wenn man auch sein Leben sich abspielen läßt auf dem einen Untergrund: „Kehret um, denn das Gottesreich ist nahe herbeigekommen!" Auch Paulus stand mit seinem ganzen Wesen in dem Erlebnis Gottes, des Kindes und des Bruders, und auch sein Leben wirkte sich aus in Glauben, Hoffen und Liebe! Dieser Paulus steht drum unserem Leben gar

nicht so fremd und fern gegenüber, wie es heute den Anschein hat und wie er es als Theologe des ersten Jahrhunderts allerdings müßte; auch er gehört mit seiner Gottesreichshoffnung mitten in unsere gärende Gegenwart hinein, hat er doch auch für die größten Bewegungen unserer Tage, für die soziale Bewegung, die internationale Friedensbewegung und die Frauenbewegung, immer noch die höchste Parole und die tiefste Begründung geliefert mit seinem Wort: „Da ist weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Jesus Christus."

Um noch einen dritten Träger jener gewaltigen Gottesreichsbewegung aus jener großen Apostelzeit herauszugreifen, möchte ich noch auf jenes seltsame Buch am Schluß der Bibel hinweisen, die Offenbarung Johannis. Wie viel loderndes Feuer lebt in diesem Buche: Flammen der Liebe wie Flammen des Hasses, in beidem aber ein Feuer des Glaubens und der Hoffnung. Denn auch all der verzehrende Haß, der aus diesen Sätzen sprüht, und der zumal dem römischen Staat, diesem Gewaltungetüm, diesem „Tier aus dem Abgrund" gilt, steht in engem Zusammenhang mit dem Hauptgedanken des Buches: der Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde. Der heißersehnte Untergang der bestehenden Welt, der in so furchtbaren Farben ausgemalt wird, bildet ja nur den Anfang des großen Kommens; es ist das Gericht, das der nachfolgenden Gottesherrschaft den Weg bahnen muß. Hinter allem steht die eine Sehnsucht, die sich in ergreifender Steigerung am Schluß des Buches ausspricht: „Komm! Komm Herr Jesus!" Ich glaube, den tragenden Geist des ganzen Urchristentums, eben die Gottesreichshoffnung, am besten zusammenfassend nochmals darstellen zu können, indem ich aus jenen Schlußkapiteln folgende Worte herausgreife:

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen. Und die heilige Stadt, das neue Jerusalem, sah ich herabkommen aus dem Himmel von Gott, bereitet wie eine für ihren Mann geschmückte Braut, und ich hörte eine laute Stimme sprechen: Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er, Gott wird mit ihnen sein. Und er wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz, denn das erste ist vergangen. Und der auf dem Throne saß, sprach: siehe, ich mache alles neu. Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende. Ich will dem Dürstenden geben von der Quelle des Lebenswassers umsonst. Der Sieger soll es erwerben, und ich will ihm Gott sein und er soll mir Sohn sein. Und ein Engel trug mich im Geiste auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, herabkommend aus dem Himmel von Gott her, mit der Herrlichkeit Gottes. Und einen Tempel sah ich nicht darin, denn der Herr Gott, der Allbeherrscher, ist ihr Tempel. Und die Stadt bedarf nicht Sonne noch

Mond, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes hat sie erleuchtet. Und die Nationen werden in ihrem Lichte wandeln und die Könige der Erde bringen ihre Herrlichkeit zu ihr. Und Unreines wird nimmermehr hineinkommen, keiner der Greuel und Lüge tut. Und der Thron Gottes wird darin sein und seine Knechte werden ihm dienen und sie werden sein Angesicht sehen. Und es wird keine Nacht mehr geben, und sie brauchen keinen Leuchter und kein Sonnenlicht; denn Gott der Herr wird über sie leuchten lassen und sie werden herrschen in alle Ewigkeit."

* * *

Solche Hoffnung und solchen Glauben hat Jesus in den Menschen seiner Zeit entfacht. Ein Christ sein hieß eben, in dieser gewaltigen Hoffnung auf das Gottesreich, in dem Glauben an den, der sein Kommen beschlossen hat und in dem Geist der Liebe stehen, der dem Kommen des Reiches den Weg bahnt. Und so lange die Menschen in solchem Hoffen, Glauben und Lieben standen, kam auch das Gottesreich mit Macht und äußerte sich in weltüberwindenden Taten. Der lebendige Gottesgeist dieser Menschen zwang gleichsam den Himmel zur Erde hernieder — „das Gottesreich wird gestürmt und Stürmer reißen es an sich!" — er ließ das Wort allenthalben Fleisch werden und Gott sichtbar werden auf Erden. Immer weiter griffen die Kräfte dieses Reiches um sich, das Dasein revolutionierend, die Gottesherrschaft mitten im Weltreich erbauend — bis schließlich der Mehltau einer neuen Religion sich auf die junge Pflanze herabsenkte und die Lehre das Leben, die Religion Gott und ein neuer Tempel das Gottesreich zu ersetzen begannen. Das ursprüngliche Verständnis des Evangeliums schwand immer mehr, während gleichzeitig der Gegensatz zu den Mächten und Gewalten der Welt verblaßte und man sich wieder abfinden lernte mit dem Reich der Welt. Die Welt begann wieder zu gelten — wie sollten da Gott und sein Reich noch gelten können? Kann da das Christentum noch eine andere Bedeutung haben als eine „religiöse"? Kann es etwas anderes tun, als die geltende Herrschaft, die auch es anerkennt, die Weltherrschaft, religiös zu verklären, als „Religion" zu werden und eine eigene Weltherrschaft mitten im großen Reich der Welt zu errichten? In einer neuen Religionsherrschaft hat aber die Gottesreichshoffnung, die jeder solchen Herrschaft den Untergang ansagt, keinen Platz. So wich sie denn mehr und mehr aus dem christlichen Bewußtsein, bis sie fast völlig verschwunden war und nur noch ein bloßes schattenhaftes Dasein führte in einer blutlosen Jenseitsvorstellung und in ein paar dürren Heilslehren über die „letzten Dinge". So ist denn auch der heutigen Christenheit schon das Wort „Gottesreich" ganz fremd geworden und auch wir haben die letzten schwachen Wiederspiegelungen, die von jenem strahlenden Licht her noch in unserem Bewußtsein haften geblieben sind, dadurch vollends jeder leuchtenden und wärmenden Wirkung beraubt, daß wir

ihnen nur für das jenseitige Himmelreich eine vage, schemenhafte Bedeutung zuschreiben. Was Wunder, wenn da jene göttlichen Kräfte, die sich im Urchristentum in solcher Tatsächlichkeit und Wirksamkeit zeigten, mehr und mehr aus unserem Leben verschwunden sind? Was Wunder, wenn die ganze Gottesreichsbewegung, die ja auch eine Menschengeschichte ist und drum auch vom Willen der Menschen abhängt, längst ins Stocken geraten ist, sodaß wir nichts mehr verspüren von der Nähe, ja der bereits sich anbahnenden Gegenwart des Gottesreichs, sondern wieder tief unter der Herrschaft der gottfeindlichen Mächte stehen? Jene Hoffnung, jenen Glauben, jene Liebe des Evangeliums kennen wir nicht mehr und verstehen wir nicht mehr; drum kann Gott unter uns nicht schaffen und wirken und drum sind Geld und Gewalt, Sünde und Tod die Herren unserer Welt und bauen immer mehr ihre Herrschaft aus — umspielt und umwoben von einer weltseligen Religion, die sich in seltsamer, ja furchtbarer Ironie nach dem Bekämpfer und Ueberwinder jener Mächte — Christentum nennt.

Aber siehe da: aufs neue will die Sonne diese Nacht durchbrechen und einen neuen Tag anbahnen, sodaß wir wieder mit Paulus ausrufen möchten: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist herbeigekommen; so lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichtes!" Neue Bewegung ist in die Menschheit gekommen, eine neue Sehnsucht nach der Seele, dem Bruder und Gott, eine neue Sehnsucht nach der Welt des Vaters, mit welchen Namen auch immer diese bekannt werden mag. Und schon wankt das alte Reich der Welt; die Throne und Herrschaften, Mächte und Gewalten sind erschüttert. Aus neuem Erlebnis heraus wächst ein neues Verständnis der alten Gottesreichshoffnung und wir schauen wieder aus nach dem Weltenheiland, harren als Adventsmenschen der kommenden Weihnacht. Und durch die aufhorchenden Lande ruft ein neuer Wüstenprediger mit drohenden und doch frohlockenden, mit gerichtverkündenden und doch heilverheißenden Worten seine Botschaft vom Kommen einer neuen Zeit, in der die Seele wieder gelten und der Mensch dem Menschen ein Bruder sein soll, in der Gerechtigkeit und Frieden wohnen werden. Es ist die gewaltige soziale Bewegung unserer Zeit, die die Menschen wieder aufhorchen ließ, die sie wieder glauben und hoffen lehrte. Wir fangen wieder an zu glauben an Gott den lebendigen, der wirken und schaffen will auf Erden; wir fangen wieder an zu hoffen auf Gottes Reich, auf jenen neuen Himmel und jene neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnet und wir fangen wieder an, mit hingebender Begeisterung für dieses einzige Ziel alles Menschenlebens zu kämpfen. Und schon will sich das Neue regen unter uns. Wir gehen einem neuen Erwachen, einer neuen Auferstehung Christi entgegen; schon kündigt sie sich an in den großen Erleben, die wir jetzt erleben. Wie aber rüsten wir uns auf sein Kommen? Wie dienen wir seiner Machtentfaltung? „Was wollen wir denn tun, daß wir die Werke Gottes schaffen?" „Das ist das Werk Gottes, daß ihr glaubet an den, den

er gesandt hat!" Das aber heißt zugleich: „Trachtet zuerst und vor allem nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit!" R. Lejeune.

Worte auf der grossen Strasse . . .

1. Mutter, du Hoffnungsreiche.

Junge Mutter, was wiegst und schaukelst du?

Was singst du so hoffnungsreich, so segensvoll, so zukunftsschwanger?

Dein Auge leuchtet, deine Wange glüht . . . Deine Stimme bebt vor Glück und Freude, vor ungeahnter Schicksalspende? . . ."

„Ich singe meine Zukunft, ich wiege mein Blut! Mein Lebenstraum ist es, fremder Wanderer, der mich vor glückverheißenden Geheimnissen erschauern läßt. Ein Soldat liegt in der Wiege, ein Mann der Waffe, ein Held des Krieges.

Ich seh, ich seh, Wanderer, wie stolz und schneidig er in Reih und Glied steht, wie stramm er salutiert . . . Das Gewehr hat er an der Seite und das Bajonett blinkt. Der General kommt und umarmt ihn und hängt ihm ein Ehrenzeichen um den Hals. Er war der Tapferste auf dem Felde der Ehre . . . die feindlichen Reihen fielen wie unter der Sense das Gras. Und er wird in Rang und Ansehen gehoben, die väterliche Stadt verehrt ihn und der Dichter singt ihm Loblieder."

„O Mutter, du Hoffnungsreiche! Tief ist dein Herz und weise ist dein Schmerz! Doch dein Traum ist blind und deine Hoffnung eine gefährliche Waffe in deiner Hand. Oeffne deine Augen und siehe weiter, siehe hinüber, siehe über das Ehrenzeichen hinaus. Siehe hinaus über den Tand des Alltags und über die Eitelkeit der Kleidung! Siehe hinüber und siehe hinein! Siehe in das Menschenherz hinein und du wirst sehen, wie es blutet und du wirst sehen, wie es in Schmerzen und Qualen zuckt . . . Und du wirst dann dich selbst sehen, junge Mutter, und du wirst sehen, wie Bajonett um Bajonett dein eigenes Herz durchdringt. Du wirst sehen, wie Kugel um Kugel deinen Mutterleib durchbohrt und ein schweres Schwert deine Seele verwundet. Und Schmerz und Tränen und Blut füllen Bäche und Täler . . . die ganze Erde ist in Blut getaucht . . . Und du wirst darin schwimmen und nimmer Trost und Freude finden . . ."

„O weiser Wanderer, was du da sagst, das lähmt mir die Glieder! O weiser Mann, das macht mich erbeben. O weiser Fremder, ihr habt mir die Augen aufgetan . . . Ich sehe! Ach, was sehe ich! . . . Mein Unglück wiege ich da, meinem Schmerze lalle ich Wiegenlieder! Meinem Tode singe ich Eiapopeia!"

„Sei nicht bange, Mutter! Starre nicht mit schmerzerfüllten Ewigkeitsaugen in die Zukunft! . . .

Wiege keinen Soldaten, singe von keinem Soldaten! Träume von keinem Mann, der die Waffe trägt, der das Blut eines anderen vergießt. Erkaufe nicht mit deiner reichen Hoffnung Unglück und Elend und eigene Tränen! Vergießt jemand das Blut des andern, so vergießt er auch sein eigenes Blut, das seiner Mutter, denn Leben und Blut gehören der Menschheit.

Singe andere Lieder deinem Kinde, junge Mutter! Singe das Lied von Menschsein und Frieden, von Liebe und Menschenglück!

Singe das Lied vom Mutterherzen . . . wie es sich freut, einen Mann erzogen zu haben, der die Zukunft lenkt, der um der Menschheit willen Göttern trotzt, wenn sie ihm einen Bruder zu töten befehlen — — —

Erziehe, Mutter, den Menschen!"

2. Mater dolorosa.

„Mutter, was bist du so ernst? Du schaust deinen lächelnden sonnigen Buben an, doch eine Träne glänzt an deiner Wimper wie ein seltener Edelstein?

Du schaust die herrliche Frucht deiner Leiden an, und es scheint, als würdest du die Welt und die Menschheit, Gott und die Ewigkeit durchschauen?"

„O fremder Mann! Ich seh, ich seh!"

„Was siehst du, weiseste aller Mütter?"

„Ich seh zu weit, ich seh zu viel! Ich sehe, wie er erhobenen Hauptes und mit entblößter Brust vor ihnen steht. Sie aber stehen in vielen langen Reihen und ihre Bajonette, die sie gegen ihn halten, blitzen, wie ihre Schwerter blitzen . . . Wie sie ihn zwingen wollen, so zu sein, wie sie sind. Wie sie ihn zwingen wollen, daß er seinen Bruder — den Menschen töte. Aber er zerstampft den bunten Rock des Königs unter seinen Füßen, seine Hand erhebt sich und er spricht, Flammenworte stieben aus seinem Mund, Funken sprühen aus seinen Augen, ein sonderbares Licht umhüllt seine hohe Gestalt.

Da sinken die Bajonette nieder, die Schwerter werden zerbrochen und eine Linie nach der anderen fällt zu Boden. Die kriegerischen Männer bedecken ihre Gesichter mit den Händen, denn sie weinen bitterlich über die große Sünde, die sie begehen wollten, die ihre Väter so oft begangen hatten. Denn sie sehen nun endlich ein, wieviel Menschenblut die Erde getränkt hat. Sie wollen keines mehr vergießen!

Ich seh, wie dann in langen Zügen die Krämer der Seelen, die Händler des Gewissens, die Handlanger der rohen Gewalt herbeieilen und schreien: „Tötet ihn! Tötet ihn!" Und seelenlose Schriftgelehrte gesellen sich zu ihnen und rufen mit lauter Stimme:

„Krieg gab es immer! Kriege müssen kommen! Kriege sind gut! Zum Henker mit dem Narren!"

Er wird dann gefangen genommen, an eine Säule gebunden. Eine Reihe von Berufsmördern stellen sich auf, ergreifen ihre Gewehre, sie zielen und drücken los. Ich sehe wie heißes Blei in seinen Leib fährt, wie er zusammenknickt und sein Leben mit den Worten aushaucht: „Menschheit handle so, daß sie wissen, was sie tun!"

Und ein Schwert wird meine Seele durchbohren . . . und unlöschbarer Schmerz wird meine Labung sein."

„O Schmerzensreiche, laß mich vor dir niederknien, laß mich deine Hände küssen und dir danken, denn der Keim der Menschheitserlösung lag in deinem Schoße!" Julius Wezosol.

Was heisst Militarismus?[1])

Es ist bei uns seit langem viel die Rede von Militarismus, besonders von preußischem Militarismus; aber es ist auch heute noch nicht zu spät, wenn wir uns fragen, was wir uns darunter denken; denn viele scheinen zu glauben, daß Militarismus von seinem Epitheton „preußisch" unzertrennlich sei, mit andern Worten, daß es etwas Schlechtes sein müsse, weil es preußisch sei und weil die Preußen schlecht seien. Aber die Preußen haben genau so viel Recht, militaristisch zu sein wie irgend eine andere Nation. Wir dürfen uns durch ihre Ueberzeugung, daß ihnen unbedingt Heil widerfahren müsse, nicht umgekehrt zu der Annahme verleiten lassen, daß sie unbedingt verdammt werden müssen. Es gab eine Zeit, wo Friedrich der Große für die Engländer der Held des Protestantismus war. Sie bewunderten in ihm gerade das, was wir nun in dem modernen Preußen verurteilen, aber sie nannten es anders. So gibt es auch heute noch Leute in England, die die preußische Geistesrichtung aufrichtig bewundern oder sie wenigstens bewundern würden, wenn sie englisch wäre. Sie erscheint ihnen bloß bei den Preußen falsch, weil es Preußen sind, gerade so, wie sie den Preußen selbst richtig erscheint, weil sie Preußen sind. Solche Leute, mögen sie nun Preußen oder Engländer sein, sind über-

[1]) Dieser Artikel stammt aus der literarischen Beilage der „Times" (27. Juli 1916). Wir bringen ihn aus zwei Gründen unsern Lesern zur Kenntnis. Einmal: die „Times" gehört zu den Northkliffeblättern, d. h. zu derjenigen Gruppe von englischen Zeitungen, die am schroffsten gegen Deutschland stehen. Wenn sie dennoch für einen Artikel Raum hat, der so viel Willen zur Gerechtigkeit für Deutschland und so viel Selbstkritik enthält, so ist dies eine Ehre für den englischen Geist und ein gutes Zeichen für die Hoffnung auf eine Versöhnung der Völker. Sodann scheint uns aber auch die psychologische Erklärung des Militarismus überhaupt von solchem Wert zu sein, daß sie allgemein beachtet zu werden verdient. Die Red.

haupt nicht imstande, sich einen klaren Begriff von Militarismus zu machen.

Was man vor allem gegen den Militarismus einwenden kann, ist, daß er eine Art nationaler Hypochondrie ist. Gerade so wie der Hypochonder das Leben unter dem Gesichtswinkel des Todes sieht, es als einen fortwährenden Kampf gegen den Tod betrachtet, so sieht der Militarist den Frieden unter dem Gesichtswinkel des Krieges, als einen fortwährenden Kampf gegen eine allfällige Niederlage im Krieg. Nun müssen wir zugeben, daß darum die preußische Hypochondrie sich einigermaßen entschuldigen läßt. Der Preuße ist einem Manne zu vergleichen, der tatsächlich eine schwere Krankheit durchgemacht hat. Es ist zwar mehr als hundert Jahre her, seit Preußen durch Napoleon erobert und zerstückelt und beinahe vernichtet wurde, aber ein solcher Schlag prägt sich tief in das Gedächtnis einer Nation ein. Dann ist alle Romantik der preußischen Geschichte mit dem preußischen Freiheitskampf verknüpft, wenigstens mit dem Kampf um das, was der Preuße Freiheit nennt. Dieser Kampf ist das große Werk Preußens, das einzige, auf das es moralisch stolz sein kann. Seine übrige Geschichte ist in ihren Hauptzügen ganz einfach Länderraub. Und auch jenen andern Kampf kämpfte es nur für sich selbst; aber es führte diesen Kampf in einer Weise, daß es der übrigen Welt wert schien, für es zu kämpfen. Unglücklicherweise wurde es damals in einer Ueberzeugung gestärkt, die es schon vorher hatte, daß nämlich seine einzige nationale Aufgabe darin bestehe, für sich zu kämpfen, daß es auch, wenn es nicht kämpfte, den Frieden nur als Vorbereitung auf den Krieg ansehen dürfe. Es wäre überflüssig, noch besonders zu betonen, daß sich diese Haltung bis zu einem gewissen Grade entschuldigen läßt, abgesehen von Jena und dem, was es mit sich brachte. Preußen war nie beliebt, es war immer geographisch schwach und darum hatte es immer den Wunsch, sich auf Kosten irgend eines andern geographisch zu festigen. Preußen ist wie ein Mann, der sich selbst emporgearbeitet hat und zwar wie einer, der sich in rücksichtslosem Weltkampf emporgearbeitet hat, zuerst mit andern kleinen Geschäftsleuten und nachher als eine große Aktiengesellschaft. Ein solcher Mann, besonders wenn er einmal ganz und verschiedene Male beinahe Bankerott gemacht hat, sieht alles Leben nur noch als einen Kampf ums Leben an, und das ist die Denkweise Preußens. Darum ist es militaristisch, und es kann mit einigem Recht sich auf Gründe für seinen Militarismus berufen. Auch noch vor Ausbruch des Krieges, als es auf der Höhe seiner Kraft war, dachte es beständig an seine schwachen Grenzen. Es hatte sich selbst eingeredet, die russische Gefahr zu fürchten. Nach seiner Auffassung bestand die Geschichte aus einem unaufhörlichen und unausweichlichen Kampf zwischen Teutonen und Slaven, und der Zeitpunkt war gekommen, wo der Teutone zum ersten Schlag ausholen mußte, wenn er später nicht überwältigt werden sollte. Der Preuße behauptet einen Verteidigungskampf zu führen, wir sagen, daß er um die Vorherrschaft

in Europa kämpft, aber der Unterschied ist nicht so groß als es den Anschein hat; denn nach der preußischen Auffassung wird der Preuße nie sicher sein, bevor er Europa beherrscht, und er hat das Recht, Europa zu beherrschen, weil andere Nationen ihn nicht in Ruhe lassen. Wollten sie ihn in Ruhe lassen, so wäre er ein unschuldiges Lamm.

Diese Geistesverfassung ist aber nicht bloß auf Preußen beschränkt, und überall läßt sich dafür eine Entschuldigung anführen, gerade so wie sich auch die ewige Furcht und die Vorsichtsmaßregeln des Hypochonders einigermaßen entschuldigen lassen. Es ist wahr, daß Menschen krank werden und sterben, und daß wir alle eines Tages sterben müssen. Es ist Tatsache, daß Nationen einander angreifen, daß sie aufsteigen und niedergehen, und, soweit wir das beurteilen können, sind sie alle dazu verurteilt, eines Tages, früher oder später, einem unvermeidlichen Verfall entgegenzugehen. Aber die Preußen sind hypochondrischer, d. h. militaristischer gewesen als andere Völker. Das, was sich bei den andern Völkern als gelegentliche Schwäche zeigt, wird bei ihnen ein Wahn, so daß sie ganz unfähig geworden sind, die wirklichen Gefahren von den eingebildeten Gefahren zu unterscheiden. Es gibt immer eine hypochondrische Partei in jedem Lande, aber in Preußen ist diese Partei die Nation und wie für den gewöhnlichen Hypochonder der Arzt der Priester ist, so ist der Offizier für jeden Preußen ein Priester. Für den Franzosen und den Engländer gibt es verschiedenartige Romantik in ihrem Leben und ihr Land bedeutet vielerlei für sie. Für den Preußen gibt es nur eine Romantik, eine Krankenzimmerromantik von Krieg und Sieg, und sein Land ist für ihn gleichbedeutend mit seiner Armee. Das ist sein einziges Heldentum, und was es auch sonst noch Gutes vollbringt, ist diesem untergeordnet. Die Preußen haben, das wird ihnen niemand bestreiten, ein großes Organisationstalent, aber sogar dies ist ein Bestandteil ihrer Hypochondrie. Sie organisieren ihr Land wie ein willenskräftiger und methodischer Hypochonder sein Leben organisiert. Er mag wohl Golf spielen und weite Märsche ausführen, aber er tut das nur, um sich bei guter Gesundheit zu erhalten. So haben sich die Preußen vielleicht besser denn irgend ein anderes Volk organisiert, aber nur im Hinblick auf den Krieg. Und das Ziel ihrer Organisation ist nicht Freiheit oder ein volles reiches Leben, sondern Sieg in dem Krieg, den sie beständig erwarten. Sie betonen und zwar mit Recht, daß sie in dem letzten Jahrhundert nicht so oft Krieg geführt haben wie einige andere Nationen. So könnte auch ein Hypochonder anführen, daß er nicht so oft krank gewesen sei als irgend ein anderer, geistig gesunderer Mensch.

Aber die Preußen haben mehr als die andern Nationen an den Krieg gedacht und sich auf den Krieg hin organisiert; sie haben sich so eingestellt, als ob der Krieg das einzige Ziel ihrer Beziehungen zu der übrigen Welt sein könnte, und von Zeit zu Zeit haben sie Krieg beschlossen und ihn unbarmherziger geführt als irgend ein anderes

Volk. Oft auch haben sie ihren Willen ohne Krieg durchgesetzt, weil die andern Nationen wußten, wie gut sie darauf gerüstet waren und daß sie ihn rücksichtslos führen würden, wenn sie ihren Willen nicht anders durchsetzten. So könnten sie sagen, daß ihre Methode sich gerechtfertigt habe, daß sie tatsächlich den Frieden gesichert habe, wenn die Wirkung dieser Methode nicht eine Steigerung der Kriegsatmosphäre bedeutet hätte. Ganz Europa wußte es seit Jahren, daß die Preußen losschlagen würden, sobald sie den Augenblick für gekommen erachteten. Es hatte immer die gepanzerte Faust vor sich, auch wenn sie im Sammthandschuh verborgen lag. Anderwärts gab es Händel und Kriegsdrohungen, aber bei den andern Nationen war das Bellen schlimmer als das Beißen. Und unterdessen wartete Preußen darauf, zuzubeißen; denn es allein wünschte keinen dauernden Frieden und glaubte nicht daran. So steckte es das übrige Deutschland mit seiner Hypochondrie an und es könnte die ganze Welt damit anstecken, wenn es in diesem Kriege die Oberhand behielte. Denn die Macht der Hypochondrie liegt in dem Umstand, daß immer ein gewisser Grund dafür da ist. Die Preußen können für sich und jede Grausamkeit, die sie in diesem Kriege begangen haben, einen Entschuldigungsgrund anführen. Mit keiner Logik läßt sich einfach das Gegenteil beweisen; es hängt alles davon ab, ob man mehr erhofft oder befürchtet vom Leben. Der Militarist fürchtet mehr, und darum wird jedes Ereignis, das den Nationen Grund zur Befürchtung gibt, ihn zum Militaristen machen. Und am meisten wird er zum Militarismus verführt durch ein Ereignis, das in seiner Größe und Furchtbarkeit seine ganze Auffassung von der Natur des Lebens beeinflußt, wie der preußische Sieg im Jahre 1870. Damals schien es, daß eine Nation, die sich auf den Krieg hin organisiere und den Krieg in dem Augenblick beschließe, der ihren eigenen Absichten, am günstigsten sei, die Götter selbst auf ihrer Seite habe. Damals herrschte in England und überall in der Welt eine aufrichtige Bewunderung für Preußen, und der Glaube, den Carlyle aussprach, daß die Preußen das auserwählte Volk Gottes seien. Im Vergleich zu ihnen schien es den andern Nationen an Zielbewußtheit und Glauben zu fehlen. Frankreich war leichtsinnig und verdorben und Gott hatte es bei Sedan gerichtet.

Die ganze Welt fing an zu glauben, daß Preußen ein Beispiel für die Darwinsche Lehre sei, daß es durch seine Siege sich als die tüchtigste aller Nationen, und damit als die zur Auslese bestimmte ausweise, und daß die andern Nationen sowohl seine Taten als seine Denkweise nachahmen müßten, wenn sie nicht zerstört werden sollten durch den Zorn Gottes, oder durch das Weltgeschehen oder wie man die Macht nennen wollte, von der man voraussetzte, daß sie die preußische Methode unterstütze und sogar heilige. Der Geist Europas war einfach verdüstert durch den preußischen Sieg, und die Hoffnungen Europas, ob sie auch noch als Hoffnungen erscheinen mochten, hatten sich in Furcht verwandelt. Es schien allen Nationen, als ob sie zu

leicht dahin gelebt hätten, als ob sie von der Natur des Universums sich falsche Vorstellungen gemacht hätten. Alles womit sie sich beschäftigt hatten, Freiheit, Gleichheit, Kunst, Philosophie waren Luxusgegenstände und gefährliche Luxusgegenstände in einer Welt wie der unsrigen. Sie hatten sich um ihre Existenz zu kümmern, die notwendigerweise und berechtigterweise durch andere Nationen bedroht war und zerstört würde durch irgend eine andere Nation, die wie Preußen, einen überlegenen Wirklichkeitssinn besäße. Ueberall verbreitete sich der Glaube, daß Organisation und Höchstleistung die ersten Tugenden einer Nation seien, und das bedeutete immer Organisation und Höchstleistung, die gegen andere Nationen gerichtet waren. Es war nicht so, daß die Dinge um ihrer selbst willen gut getan sein mußten, sondern daß sie gut getan werden mußten im Blick auf jenen immerwährenden Krieg, der offen oder versteckt zwischen den Nationen geführt werden mußte. Die Preußen waren vielleicht das einzige Volk Europas, das Freude hatte an einer solchen Lebensauffassung. Sie hatten das Gefühl, daß eine Welt, in der der Kampf ums Leben das Höchste sei, ihren besonderen Fähigkeiten am besten entspräche. Sie waren nach ihrer Meinung die besten Schüler in dieser häßlichen Schule und mußten alle Preise gewinnen. Andere Völker freuten sich nicht an dem Ausblick, aber er schien ihnen voll unwillkommener Wahrheiten. Wenn sie ein Daseinsrecht haben sollten, mußten sie von Preußen lernen und fünfzig Jahre lang sind sie bei Preußen in die Lehre gegangen.

Aber nun sehen wir allmählich, daß Preußen seine Lektion zu gut gelernt hat, ja, daß es sie in eine Absurdität verwandelt hat. Das übrige Europa versuchte den Kampf hinauszuschieben, auch wenn es ihn für unvermeidlich hielt. Preußen aber in der Zuversicht, daß es den Kampf gewinnen müsse, wollte nichts von einem Aufschub wissen. Und diese Haltung, dieser unbedingte Glaube an sein unerquickliches Dogma hat eine Stimmung gegen es erzeugt, einen Gegen-Glauben stärker als sein eigener Glaube. In dem Augenblick, als es glaubte die Höhe seines Triumphes erreicht zu haben, auf den es mit solch fanatischem Eifer hingearbeitet hatte, hat diese Gegenströmung es mit einer Gefahr bedroht, die es nie in Berechnung gezogen hatte, und der Eifer und Fanatismus auf jener Seite waren mindestens dem seinen gleich. Nun erkennen wir, und Preußen muß es auch bald erkennen, daß die menschliche Natur ihm entgegensteht. Die Menschen sind so geartet, daß sie die preußische Theorie vom Leben nicht aushalten können, wenn sie gründlich und rücksichtslos angewendet wird. Sie können eine Nation, die für den Kampf ums Leben lebt, nicht ertragen. Das ist die Lehre dieses Krieges, wenn wir nur den Verstand haben, sie zu lernen: nämlich, daß der Militarismus die am meisten militaristische Nation nicht beschützt, daß, je größer die Triumphe des Militarismus sind, sie umso sicherer im Sieger einen Geisteszustand schaffen, der, so gefährlich er der übrigen Welt ist, doch für ihn selbst noch am gefähr-

lichsten ist. Katastrophen mögen über diejenige Nation hereinbrechen, die zu sehr der Gerechtigkeit vertraute, sie sind nichts im Vergleich zu den Katastrophen, die über jene Nation kommen, die sich ganz auf die Ungerechtigkeit verläßt.

Aber es ist die Gefahr vorhanden, daß wir in all der Leidenschaft und der Spannung dieses Konfliktes diese offenkundige Lehre vergessen, daß wir selbst die preußische Krankheit von unsern Feinden erben. Und kein Reden vom preußischen Militarismus wird uns vor diesem Unglück bewahren. Nichts wird uns davor bewahren ausgenommen eine klare Erkenntnis des Wesens des Militarismus und der Tatsache, daß er im Grunde genommen auf Furcht beruht und nicht auf Hoffnung, daß es Hypochondrie und nicht Gesundheit ist. Unsere Welt ist eine Welt voll Gefahren und der einzige Weg zur Sicherheit für Nationen und für die Einzelnen ist, das Risiko auf sich zu nehmen. Preußen hat versucht, sicher zu leben, und es ist in seiner nationalen Existenz mehr bedroht worden als irgend eine andere Nation. Es hat mehr auf sich selbst vertraut als auf Gerechtigkeit, weil Gerechtigkeit ihm zu gefährlich schien. Die Lehre des gegenwärtigen Krieges ist, daß es sicherer ist, der Gerechtigkeit zu vertrauen. Aber das ist eine Lehre, die ganz Europa, nicht nur Preußen erst zu lernen hat und der Krieg wäre eine ungeheure Verschwendung aller guten Dinge gewesen, wenn er uns nicht diese Lehre einprägte, wenn er in der Geschichte dereinst nicht angeführt würde als das Ereignis, das alle Irrlehren von 1870 zu nichte machte.

Uebersetzt von C. R.

Vom Friedestiften.

Das deutsche Friedensangebot und die Antwort der Entente, die zu der Stunde, wo wir dies schreiben, noch nicht erfolgt ist, werden über Weihnachten und Neujahr die Gedanken wohl stärker bewegen als alle Festpredigten. Mit Recht; denn ein Friede, ein wirklicher Friede, wäre jetzt das Weihnachtsevangelium.

Ein wirklicher Friede! Das müßte ein Friede sein, der etwas Neues und Ganzes bedeutete, einen Bruch mit dem bisherigen politischen Geist und System, ein Friede, der aus dem Herzen käme, der einer Bekehrung Europas, einem echten Friedenswillen entspränge. Ein wirklicher Friede wird ein ungeheures Werk sein, ein Wunder! Er muß heraufkommen als Sieg über eine Welt von Blut und Haß, Fluch und Grauen. Das Friedestiften ist nun eine Kunst geworden, die mit den höchsten Mitteln arbeiten muß, die es gibt. Wird es mit ungenügenden Mitteln betrieben, so erleben wir ein Fiasko, das jeden weiteren Versuch doppelt schwer macht oder wir kommen zu einem Frieden, der niemand befriedigt; werden gar unreine Kräfte in Be-

wegung gesetzt, so wird die heilige Sache des Friedens selbst entweiht und die Luft vollends vergiftet.

Das deutsche Friedensangebot hat das Verdienst, überhaupt ein solches zu sein und verdient damit größten Dank. Daß es ernsthaft gemeint ist, kann nicht bezweifelt werden. Deutschland hat nicht nur, wie alle andern kriegführenden Völker, alle Ursache, den Frieden überhaupt zu wünschen, sondern auch, ihn im gegenwärtigen Augenblick zu wünschen. Es ist auch ganz sicher, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes den Frieden will und zwar einen wirklichen Frieden. Nur wird wohl niemand behaupten wollen, daß dieser Weg — wir wollen ihn den diplomatischen nennen — zu einem wirklichen Frieden führe, zu einem Frieden in großem Stil und hohem Sinn. Es ist der Weg der Staatsräson, nicht des Friedestiftens in unserem Sinn. Deutschland bietet Frieden an in einem Augenblicke des eigenen Triumphes und der gegnerischen Enttäuschung. Es redet durch das ganze Drum und Dran seines Vorschlages als der Sieger zum Besiegten. Es reicht auf blutigem Schwert den Oelzweig und droht zugleich mit diesem Schwert. Es verbindet mit dem Friedensangebot die ungeheuerste Kriegsrüstung, die die Welt je gesehen hat und erneuert so den Irrtum des: Si vis pacem, para bellum, der uns in den Abgrund geführt hat. Es schiebt dem Gegner die Schuld an dem Kriege zu und stellt sich nun als Friedestifter in der Doppelglorie des militärischen und moralischen Siegers hin. Kurz, sein Friedensangebot dient seinen Zwecken, dient zu seinem Vorteil, wie es auch ganz natürlich ist. Damit schafft es aber nicht wirklichen Frieden. Die Wirkung ist denn auch entsprechend gewesen: nicht Versöhnung der Gemüter, Entwaffnung der bösen Geister, sondern das Gegenteil: beleidigter Stolz, bitterer Zorn, neues Aufwallen des Hasses.

Und nun erwarten wir die Antwort der Entente. Wie wird sie ausfallen?

Unsere erste Hoffnung ist, daß sie sich auf Friedensunterhandlungen überhaupt einlasse. Es nicht zu tun, wäre Torheit und Sünde zugleich. Aber wir möchten mit unserer Hoffnung gern noch höher fliegen. Denkbar und innig wünschbar wäre, daß die Entente sich höher hinauf zu schwingen vermöchte, als das deutsche Vorgehen, und damit gut machte, was an diesem falsch ist. Sie brauchte nun ja bloß die Seelengröße zu haben, sich wirklich auf jenen Boden zu stellen, den sie immer als ihren Standpunkt bezeichnet hat, und dann wäre ihre Aufgabe ganz klar. Sie müßte nun mit jenem großartigen Programm hervortreten, dessen Verwirklichung sie stets als das Ziel ihres Kampfes erklärt hat: eine neue Regelung des Zusammenlebens der Völker auf der Grundlage des Rechtes und der Freiheit statt der Macht und Gewalt; internationales Schiedsgericht; politisches und wirtschaftliches Parlament; Lösung der weltwirtschaftlichen Probleme und damit des Kolonialproblems, in einem Geiste der internationalen

Solidarität statt des Kampfes Aller gegen Alle; Abrüstung zu Wasser und zu Land; Recht der kleinen Völker und freie Entfaltung der Nationalität; Demokratisierung der äußern und innern Politik. Dieses Programm müßte nun der Vierverband Deutschland und der Welt als Grundlage aller Friedensverhandlung vorschlagen. Das wäre eine solche Reinigung der Atmosphäre, daß wirkliche Friedensverhandlungen möglich wären. Mit einem Schlage fielen alle verwirrenden und vergiftenden Fragen, wie die: „Wer ist Sieger und wer Besiegter? Was wird ein Jeder aus der europäischen Konkursmasse mit heimtragen? Wie wird die elsäßische, die polnische Frage, die Kolonialfrage gelöst?“ zu Boden, sie würden wesenlos oder Nebensache. Es wäre eine großartige Tat, eine wirkliche Friedenstat, der Anfang einer neuen Epoche der Geschichte. Es wäre immer noch nicht das Höchste, was wir hoffen, aber es läge doch auf der Linie des Höchsten.

Ob die Entente diese erlösende Tat tun wird? Leider besteht wenig Hoffnung darauf. Daß die Völker der Entente dazu bereit wären, ist nicht zu bezweifeln. Wir wissen, daß das französische Heer von einer wahren Mystik der Friedenshoffnung beseelt ist: „Wir kämpfen, damit das der letzte Krieg sei und unsere Söhne und Enkel solches nicht mehr durchmachen müssen.“ Es ist auch der Geist des englischen Volkes, gewiß auch der des italienischen, russischen, um von Belgien und Serbien zu schweigen. Aber es ist auch der Geist des deutschen Volkes. Es würde ganz gewiß einem solchen wirklichen Friedensprogramm zujubeln — freilich nicht seine Politiker, Professoren und Pfaffen, aber ganz sicherlich das Volk. Wir wissen, daß auch die edelsten der deutschen Kämpfer diesen Krieg nur aushalten, weil sie darin für eine neue Welt kämpfen und weil sie dafür gern sterben wollen. Aber die Regierungen sind nicht der Ausdruck dieses Geistes ihrer Völker. Ob es die Ententeregierungen mehr sind als die deutsche? Wir möchten es gerne glauben und hoffen, so lange dies noch möglich ist und dabei auch auf dieser Seite das Gebahren eines großen Teils der Zeitungen, dieser Organe des Schlimmsten, was in den Völkern ist, nicht allzu ernst nehmen. Aber wir bauen unsere beste Hoffnung nicht auf diesen Grund. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß die Antwort der Entente auch tief unbefriedigend ist, ja sogar darauf, daß sie die Vergiftung mehrt und daß dann vielleicht der grauenvollste Akt der Kriegstragödie beginnt — eingeleitet durch die Friedenslüge!

Was dann? Dann bleibt, soweit menschliche Mittel und Wege in Betracht kommen, nur Eins übrig: Die Völker selbst müssen den Frieden machen. Aus ihnen muß der wirkliche Friedenswille sich erheben und die Regierungen mit fortreißen, sie vielleicht wegfegen. Ich meine aber, dies müsse sogar auf alle Fälle geschehen, auch dann, wenn die Regierungen Friedensverhandlungen einleiten. Denn die Gefahr ist groß, daß die Regierungen einen Frieden machen, der keiner ist, einen Frieden der Schlauheit und Selbstsucht, einen Frieden mit Hintergedanken, einen Frieden, der nur ein Waffenstillstand wäre.

Darum müssen die Völker selbst Hand an dies heilige Werk legen. Die Regierungen werden vielleicht einen Frieden machen, die Völker werden den Frieden machen müssen.

Wie die Völker es anstellen müßten, diesen Frieden zu machen, wollen wir diesmal nicht erörtern. Wir wollen vielmehr im Lichte des Christfestes nur das Eine festzustellen versuchen: wie denn ein Friedestiften aussehen müßte, das zu einem wirklichen Frieden führen könnte. Es ist stets eine große Kunst gewesen, das Friedestiften, es ist jetzt die Kunst geworden und, wie gesagt, eine schwere Kunst. Die versteht nicht ein jeder, der sich jetzt des Friedens annehmen will. Ganze Friedenskongresse verstehen vielleicht sehr wenig davon und mancher Pazifist redet davon wie ein Blinder von der Farbe.

Ich möchte gar nicht einmal versuchen, darüber das Tiefste zu sagen, was gesagt werden kann, sondern bloß Einiges von dem nennen, was jetzt am meisten bedacht werden sollte. Folgende Regeln sollten nach meinem Bedünken bei dem kommenden großen Friedestiften nicht verletzt werden.

1. Man darf, wenn man wirklich Frieden will, den Gegner nicht demütigen wollen. Der berühmte „psychologische Moment" für den wirklichen Frieden ist eigentlich nicht der, wo es einem der beiden Gegner besonders gut geht oder doch zu gehen scheint, sondern der, wo die Schalen möglichst gleich stehen. Wenn dies nicht der Fall ist, so muß der den Frieden Anbietende nachhelfen — durch Großmut. Durch Großmut! Ja, es ist eine schöne Sache um die Großmut — aber es ist auch eine schwer zu übende Sache. Was sich so gewöhnlich als Großmut gibt, das ist nur eine besonders wirksame Form der Demütigung des Gegners. Es gibt nämlich Völker und einzelne Menschen, die solche Großmut viel bitterer empfinden als grobe Beleidigung; es gibt neben Sklavenseelen und Sklavenvölkern, die Knechtschaft essen wie Zuckerbrot, auch noch Menschen und Völker, die das kennen, was man Stolz nennt. Ihnen gegenüber würde ein gewisses großmütiges Gebahren eine grobe Psychologie verraten. Weil verletzter Stolz eine schlechte Grundlage des Friedens abgibt, so muß die Großmut fein sein, statt grob, sich verbergen, statt sich zur Schau zu stellen, sie muß also aus der Selbstverleugnung stammen, und diese selbst kann nur aus einem wirklichen Friedenswillen kommen.

2. Man darf, wenn man Frieden anbietet, nicht Drohungen hinzufügen. Vor solchen beugt sich kein tapferer Mensch, kein tapferes Volk. Man darf wohl zu dem Gegner sagen: „Es wäre ein Irrtum, wenn du meintest, ich strecke dir aus Schwäche die Hand entgegen", aber man darf es nicht so sagen, daß es heißt: „Wenn du den Frieden nicht willst, so schlage ich dich nieder, denn ich bin der Stärkere." Ein solches Friedensangebot ist keins. Es ist auch nicht ein Zeichen wirklicher Stärke. Ganz andern Eindruck würde es machen, wenn es hieße: „Ich weiß, daß du stark bist, du weißt, daß ich auch nicht

schwach bin, laßt uns also Frieden schließen." Wieder sehen wir, daß zum Friedestiften Größe gehört, wahre Kraft.

3. Man darf nicht den Krieg rüsten, wenn man Frieden haben will. Diese Weisheit sollte nun in diesen zweiundeinhalb Jahren jeder gelernt haben. Aber was geschieht heute? Genau diese Höllenweisheit wird heute wieder geübt als ob nichts vergessen und nichts gelernt wäre — es sei denn noch hölischere Weisheit! Man will den Frieden, Alle wollen ihn, aber um einen rechten Frieden zu bekommen, treiben sie die Kriegsrüstung zum Unerhörten. Was kann aus dieser Höllenweisheit kommen als ein noch tieferes Hinabsinken zur Höllentiefe? Niemand kann zweien Herren dienen. Du kannst nicht einen Friedensaltar bauen und hart daneben dem Mars ein Opfer bringen. Es geht nicht an, gleichzeitig den Oelzweig zu brechen und das Schwert zu schleifen. Wer den Frieden will, muß ihn mit ungeteiltem Herzen wollen. Nie kommt aus einem geteilten Herzen etwas Großes. Wer den Frieden will, muß an den Frieden glauben. Einem echten Glauben bringt man Opfer. Man läßt es darauf ankommen, um seinetwillen Nachteil zu leiden. Wer den Frieden will, muß die Echtheit seines Wollens durch Friedens—Taten beweisen. Nur er ist ein Friedestifter. Friedensherolde kommen unbewaffnet, mit dem Oelzweig, nicht mit dem Schwert, mit der weißen Fahne, nicht mit der blutgetränkten. Ein Friedestifter muß wehrlos sein — als Friedestifter. Wehrlos hat Christus Frieden gestiftet. Wenn ein Volk dem andern Frieden anbietet, dann muß es in diesem Augenblick wehrlos sein, das heißt: es muß den Friedensglauben zeigen. Friedestiften ist eben ein Wagnis: es wäre sonst nichts Großes.

4. Der Friedenswille muß ein reiner Wille sein. Es darf nicht im Hintergrund der Gedanke lauern, den Frieden und den Friedensgedanken möglichst zur Mehrung der eigenen Macht und Herrlichkeit auszunützen. Es darf auch nicht die Absicht walten, den Gegner in ein schlechtes Licht zu stellen, falls er ablehnt, und sich selbst in ein gutes, und was alles etwa an Verunreinigung des hohen Gedankens möglich ist. Das erzeugt nur Hohn, Zorn und Verachtung. Gerade der Friedensgedanke ist zu viel mißbraucht worden, als daß er leichten Glauben fände. Nur als reiner Wille kann er wirken. Man müßte es dem Friedebringer anmerken, daß es ihm um den Frieden selbst zu tun sei. Ich meine aber, das müßte ergreifend wirken, müßte entsühnen, entwaffnen.

5. Wenn man Frieden will, darf man nicht damit beginnen, daß man dem Andern die Schuld aufbürdet und sich selbst freispricht. Das ist die dem Friedensweg genau entgegengesetzte Richtung. Gewiß ist die Schuldfrage wichtig. Gewiß gibt es keinen wahren Frieden ohne Erkenntnis und Bekenntnis der Schuld. Aber ist dies durch Vorwürfe, durch Selbstgerechtigkeit zu erreichen? Muß dies nicht aus dem Innern des Schuldigen wachsen? Kommt es nicht am ehesten,

wenn es nicht gefordert wird? Und braucht man denn das Kreuz Christi nur noch zu Zwecken der kriegerischen Dekoration? Es müßte uns doch sagen, welches in dieser Hinsicht der Weg des Friedens ist: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen ..... Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt." Das ist der Weg zur Versöhnung, das das tiefste Geheimnis des Friedestiftens. —

Wir haben, mehr als Beispiel, zur Beleuchtung der Wahrheit, auf die es ankommt, einige Regeln des Friedestiftens genannt, nicht um die Weite und Tiefe dieser Kunst zu erschöpfen, sondern nur um zu zeigen, wie schwer und groß sie ist, wie viel wir Alle da noch zu lernen haben.

Und nun? Treiben wir Utopismus? Wollen wir den Diplomaten und Regenten so hohe Dinge zumuten?

Nein, das wollen wir nicht. Es wäre vielleicht ungerecht, es zu tun. Sie können vielleicht so Großes nicht. Aber den Völkern wollen wir sie zumuten, all den Vielen, den Zahllosen unter ihnen, die von einem echten Friedenswillen beseelt sind. Sie sollen diesen Weg gehen, gegen die Regierungen, wenn nötig, oder doch über den Regierungsweg hinaus. Sie sollen nicht darauf ausgehen, einander zu demütigen, sondern gerade umgekehrt: einander zu ehren und anzuerkennen, dem Andern Gelegenheit zum Stolz zu geben. Wer jetzt kommt und im Namen eines Volkes, das das auserwählte ist, die andern Völker herabsetzt, von dem heißt es: „Wehe den Streitbringern, denn sie werden Söhne Luzifers heißen." Denn Luzifers Fall ist der Hochmut, der sich Gottes Glanz anmaßt. Sie, die Völker, werden viel mehr darauf aus sein, die eigene Schuld zu suchen, als die der Anderen, es diesen überlassend, sich selbst zu richten. Sie werden einen reinen Friedenswillen finden und ihn beweisen durch Friedensglauben und Friedenstaten, durch eine ganze Friedenshaltung. Sie werden sich davor hüten, den Friedensgedanken wieder in den Dienst der nationalen Macht und Ehre zu stellen, sondern werden es als etwas Großes betrachten, ihm zu dienen und ihr Volk zu seinem Dienste aufzurufen. Ihr Friedenswille wird aus der Quelle stammen, aus der allein echter Friedenswille strömen kann: aus der Ehrfurcht vor der Wahrheit, die zur Selbstverleugnung wird.

Daher muß der Friedensstrom in die Welt fluten. Er allein kann, in das Meer des Hasses und Fluches fließend, es „süße" machen. Er muß gewaltig aufquellen in der Welt, aus der Tiefe der Herzen, aus den Tiefen Gottes. Er kommt nicht vom grünen Tisch her, wo Diplomaten um Leiber und Seelen feilschen, nicht von Kongressen her, wo kleine und kluge Menschlein für ihre Fündlein streiten, nicht von den Kanzeln her, wo Prediger das Evangelium verkündigen, das der Welt jeweilen am besten gefällt, sondern es heißt gerade jetzt in tiefstem Ernst: „Selig sind die Friedestifter, denn sie werden Gottes Söhne heißen."

L. Ragaz.

Das Erkalten der Liebe.

Und dieweil die Ungerechtigkeit überhandnehmen wird, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig. Matth. 24, 12. 13.

Mit seiner Zukunftsrede weissagte Jesus unter anderem, daß für die Seinen harte Zeiten anbrechen werden, in denen sie großen Gefahren und Nöten ausgesetzt sein werden. Wenn sich ein Volk über das andere, ein Königreich über das andere erheben, wenn Pestilenz, teure Zeit und Erdbeben hin und wieder sein werden, dann werde die Not anheben und sich zutragen, was er seinen Jüngern ankündigte mit den Worten: „Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch töten. Und ihr müsset gehaßt werden um meines Namens willen von allen Völkern. Dann werden sich viele ärgern und werden sich untereinander verraten und werden sich untereinander hassen. Und es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen." Das Schlimmste aber werde sein, daß infolge des Ueberhandnehmens der Ungerechtigkeit die Liebe in vielen erkalten werde. Hier tritt uns die die Jünger Jesu bedrohende Hauptgefahr entgegen. Es gilt, diese Gefahr ins Auge zu fassen und kennen zu lernen, um sie zwecks Bewahrung des gefährdeten Gutes in der rechten Weise abwehren zu können.

Die Liebe ist in Gefahr, sie droht zu erkalten: ja, sie wird in vielen erkalten, ihr Feuer wird abnehmen und schließlich erlöschen. Das hat seinen Grund im Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit. Die Liebe kann vieles, sehr vieles aushalten; sie erweist sich als immun gegen viele ihrem Wesen zuwiderlaufende Einflüsse. In einem poetischen Buche des Alten Testamentes heißt es: „Die Liebe ist stark wie der Tod, und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ertränken." Und der Apostel Paulus sagt von der Liebe: „Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles." Wie wahr das alles aber auch ist, so ist doch die Liebe sehr empfindlich gegenüber der Ungerechtigkeit. Diese ist für sie, was der Winterfrost für das Leben der Sommerpflanzen, was die Tuberkulose für das Leibesleben der Menschen und Tiere ist. Die Liebe kann keine Gemeinschaft haben mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis; sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit. Dennoch vermag ein wenig, ja selbst ziemlich viel Ungerechtigkeit das Feuer der Liebe nicht auszulöschen, sondern höchstens zu dämpfen. Dagegen das Anwachsen, das Ueberhandnehmen, das Allgemeinwerden der Ungerechtigkeit hat schon bei vielen zum Erkalten der Liebe geführt. Dafür, daß dem so ist, liefert unsere gegenwärtige Zeit einen schlagenden Beweis. Wann je zuvor, möchte man fragen, hat die Ungerechtigkeit so überhandgenommen, ist sie so ins Große gewachsen, hat sie so die

Luft, in der wir leben müssen, verpestet wie heute? Das kann die Liebe nicht ertragen; ihre Pulse stocken, ihre Kraft erlahmt, sie erkaltet. Viele werden verbittert oder, was noch schlimmer ist, gleichgültig. „Wenn es einen gerechten Gott gäbe, so könnte er solche Ungerechtigkeiten, wie sie heute an der Tagesordnung sind, nicht zulassen," sprechen manche. Sie fangen an, ihre Herzen gegen ihre Nächsten zu verschließen, fallen ab von der guten Sache, zu der sie bisher standen, und ziehen sich in sich selbst zurück, weil ihnen ihre Erfahrungen zu beweisen scheinen, daß alles Liebesmühen nutzlos sei.

Was hat das Erkalten der Liebe zur Folge? Es zieht unermeßlichen Verlust nach sich. Mit ihm schwindet das wahre Lebensglück dahin; denn die Liebe macht dieses Glück aus. Unglücklich ist trotz irdischen Reichtums, großer Begabung und hoher Stellung derjenige, der nicht geliebt wird; unglücklicher aber, viel ärmer und elender ist einer, der nicht liebt. Das rechte Lieben verleiht dem ärmsten Leben einen wunderbaren, beglückenden Reiz. Wo die Liebe erkaltet, da verschwindet dieser Reiz wie der Schmuck der Pflanzen vor den beißenden Herbstnebeln. — Und wie das Lebensglück, so entflieht auch die rechte Lebenskraft da, wo die Liebe erkaltet. Die Liebe ist für das geistliche Leben des Christen das, was das Blut für unser leibliches Leben ist. Solange unser Blut warm durch unsere Adern rinnt, leben wir; mit seinem Erkalten und Erstarren tritt der Tod ein. So tritt auch mit dem Erkalten der Liebe der geistliche Tod ein. Und was ist ein Christ ohne geistliches Leben? Er gleicht einer Uhr ohne Feder, einer Dampfmaschine ohne Dampf, einer elektrischen Leitung ohne Strom, einem Leichnam ohne Seele. — Hinweg flieht mit dem Erkalten der Liebe auch der letzte Rest von Sterbensfreudigkeit, weil wir wissen, daß nach dem Sterben das Gericht folgt, in welchem nach Christi Worten in Matth. 25, 31—46 nur diejenigen bestehen werden, deren Diesseitsleben Liebesleben war.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß uns alles daran gelegen sein muß, vor dem Erkalten der Liebe bewahrt zu bleiben. Wie denn kann dieses Erkalten trotz des Ueberhandnehmens der Ungerechtigkeit vermieden werden? Das kann natürlich nicht geschehen durch täuschende Vorspiegelungen über die wahre Sachlage, nicht durch Vertuschung und Bemäntelung der Ungerechtigkeit, nicht durch falsche Beurteilung der Menschen, nach der man sie für besser hält, als sie sind. Wehe denen, die ihre Liebe auf solche Weise vor dem Erkalten zu bewahren suchen! Ein solches Vorgehen wäre nichts anders als ein Versuch, die Liebe zu blenden. Bitter würde sich ein derartiger Versuch rächen, weil die Liebe, die wahre Liebe, nicht blind, sondern sehend sein will, weil sie jeden Versuch, mit dem man sie zu blenden sucht, als bitteres Unrecht empfindet und darum alle verhüllenden Binden, die man ihr anlegt, unerbittlich von sich abstreift. Nichts anderes fördert das Erkalten der Liebe so, wie die falschen Vorspiegelungen, mit denen man ihr die Wahrheit zu verbergen sucht.

Wollen wir uns vor dem Erkalten der Liebe bewahren, dann müssen wir auf den blicken, der als die verkörperte Gottesliebe in unsere Welt gekommen ist, müssen uns von seinem Geist durchdringen, mit seiner Gesinnung beseelen lassen, damit wir imstande sind, seinem Vorbild nachzuleben und das Erkalten unserer Liebe auf dieselbe Weise zu vermeiden, wie er das Erkalten seiner Liebe vermied. Er hatte ein scharfes Auge für die ihn umgebende, stets überhandnehmende und ihn schließlich ans Kreuz bringende Ungerechtigkeit. Um sich dieser Ungerechtigkeit zu erwehren, nahm er fort und fort Zuflucht zu seinem und unserm gerechten Vater und ließ stets aufs neue von ihm sich stärken für den Kampf wider alle Sünde und Ungerechtigkeit. Und wenn er dann aus der Einsamkeit und Verborgenheit seines Verkehrs mit dem Vater wieder unter die ungerechten Menschen trat, dann blieb sein vom Vater erleuchtetes und geschärftes Auge nicht an der Oberfläche der obwaltenden Zustände, Ereignisse und Tatsachen haften, sondern sein Blick drang durch den Schein des Unwertes in die Tiefe des Wertes der ungerechten Menschen ein, und er sagte sich, daß es sich um des Wertes willen, den die ungerechten Menschen vor und für Gott haben, wohl verlohne, sein liebevolles Retterwerk trotz der vielen und mannigfachen Leiden, die ihm seine ungerechten Volksgenossen zufügten, fortzusetzen bis zur Vollendung. Weil er in und mit dem Vater lebte, war er felsenfest davon überzeugt, daß schließlich doch die göttliche Gerechtigkeit den Endsieg davontragen werde über alle menschliche und teuflische Ungerechtigkeit.

So bewahrte Jesus seine Liebe vor dem Erkalten. Und der Weg, den er einschlug, ist der einzige Weg, auf dem auch wir uns trotz des Ueberhandnehmens der Ungerechtigkeit vor dem Erkalten unserer Liebe bewahren können. Wer auf diesem Wege beharret bis ans Ende, der wird selig.

J. U. Wuhrmann.

Rundschau.

Zur Lieferung von Kriegsgerät ins kriegführende Ausland. Es wird sich mit der Zeit immer deutlicher herausstellen, daß es von unserm schweizerischen Standpunkt durchaus unrichtig ist, daß wir Kriegsmaterial ins kriegführende Ausland liefern. Ganz gewiß aber ist es ein Schandfleck, daß wir das tun. Unsere Stellung macht es uns zur Pflicht, daß wir Alles von uns tun, was dem Kriege dient; also gehört auch jene Lieferung dazu. Es sei darunter verstanden Lieferung von Munition und Waffen und Waffenteilen; sonst findet man keine Grenzen. Wir finden, Amerika handle nicht gut, daß es durch seine Kriegslieferungen den Krieg verlängere und sich an den Blutopfern Europas bereichere. Natürlich können wir's nicht in dem Maßstabe wie die Vereinigten Staaten; aber im Prinzip tun wir's auch.

Aber, sagt man mir, völkerrechtlich ist es erlaubt, wenn wir nur nach allen Seiten hin liefern. Amerika handle völkerrechtswidrig, weil es nur der Entente liefere. Es kann aber nicht anders der Blockade wegen; somit fällt der Vorwurf dahin (vielleicht auch infolge der Handelstauchboote bald die Tatsache selbst? wer weiß?), es sei denn, daß es zur Entente sage: wenn ihr unsere Ausfuhr nicht nach Deutschland hineinlaßt, liefern wir euch auch keine Munition und Waffen mehr. Aber wir haben kein Recht, so etwas zu erwarten, solange wir selbst Kriegsmaterial hinausschicken. Gewiß ja, das Völkerrecht erlaubt es. Es kann gar nicht anders; es überläßt es den einzelnen Nationen, ob diese ganz konsequent sein wollen oder nicht. Aber eben es erlaubt es; damit ist jedem Lande die Freiheit gegeben, es zu tun oder nicht. Heißt denn neutral sein nur, die Völkergesetze nicht verletzen? Kann denn die Neutralität nicht darüber hinausgehen, wenn das Völkerrecht die Türe dazu offen läßt? Sind wir Sklaven des Gesetzes? Ist es denn für uns ein Müssen, zu tun, was das Gesetz erlaubt? Ja: widerspricht es nicht in solchem Fall dem sittlichen Gebot der Stunde, wenn wir tun, was uns erlaubt ist nach dem Gesetz?

„Aber es ist eine wirtschaftliche Notwendigkeit für unser Land, eine Lebensnotwendigkeit." Eben hier ist der Punkt, wo es sich gezeigt hätte, ob der Friedenswille in unserm Land so stark ist, daß er diese Schwierigkeiten zu überwinden vermochte. Gezeigt hätte. Denn jetzt ist es gewiß schwierig, die beschrittene Bahn zu verlassen und einen andern Weg zu gehen. Am Anfang wäre es wohl leichter gewesen, zu sagen: wir tun's nicht. Auch da hätten Schwierigkeiten müssen überwunden werden. Aber haben die Länder, die im Krieg stehen, nicht auch viel zustande gebracht, zum Teil unter sehr ungünstigen Bedingungen, weil sie einen starken Willen haben? Hätte nicht auch uns ein solch starker einheitlicher Wille hinübergeholfen über große Schwierigkeiten, weil wir dann noch stärker als bisher gezwungen gewesen wären, Lebensbedingungen zu suchen in einheitlich-schaffender Arbeit? Und dann: was ist denn das für ein Widerspruch, wenn bei den bekannten Gegensätzen von Sympathie und Antipathie in unserm Land an beide Kriegsparteien geliefert wird? Damit helfen die Einen vernichten den Teil, dem die Sympathie der Andern gehört. Hilft das zur Einigkeit? Aber die Staaten würden uns das entgelten lassen, ist der Einwand. Andrerseits aber ist ganz gewiß, daß ihre Hochachtung vor uns gewaltig steigen würde; zudem würde das viel Mißtrauen von ihrer Seite aus dem Wege räumen, indem sie darin die Garantie sehen würden zu völliger Korrektheit. Sollte es ganz unmöglich sein, daß aus dieser Hochachtung zusammen mit unseren eigenen Anstrengungen uns das Nötige zugekommen wäre oder zukäme? Wir erwerben die Hochachtung nicht dadurch, daß wir Kriegsmaterial liefern, um leben zu können; noch weniger, wenn wir's tun, um Gewinn zu erzielen. Dadurch erreichen wir vielmehr, daß sie sinkt, und daß

noch Mißtrauen dazu tritt. Wozu überhaupt ängstliche Erwägungen? Gewiß ist es schwer, heutzutage geistig-sittliche Güter glaubend aufrecht zu erhalten; aber gerade deswegen stellen wir die Forderung zum Glauben doch an uns! Liegt nicht im Gebote der Stunde die Verpflichtung zum Gehorsam gegen dasselbe, ohne Rücksicht auf Gefahren, die sie in sich bergen könnte? Sind wir denn so ängstlich? Wir sind auch gewillt, unsere Grenzen zu schützen und scheuen keine Gefahren dabei, obwohl wir genau wissen, daß die Uebermacht des oder der Feinde groß ist.

Hierin glauben wir an unsere Stellung; warum nicht an unsere ganze Aufgabe im Weltkrieg? Wir reden von unserer Mission; gehören jene Lieferungen dazu? Wo ist unser Ideal? Fast scheint es, als ob ein großer sittlicher Gedanke, den wir in dieser Zeit zu verwirklichen hätten, uns nicht durchdringe; als ob der Nützlichkeitsgedanke zur Herrschaft kommen will und das Geld und was drum und dran ist, den Hauptraum beanspruche, eben weil das ganze Leben bei uns keinem starken Ideal untergeordnet ist. Gewiß ist in der Liebestätigkeit der Schweiz viel von unserer Aufgabe enthalten. Sie ist das positive Gegenstück zu dem, daß wir uns von Allem, was dem Kriege dient, fernhalten sollen. Es liegt darin etwas von dem zusammenhaltenden gemeinschaftlichen Geist, der verschiedene Sprachen und Rassen umfaßt oder besser gesagt, umfassen will. Es ist jedenfalls eine Tätigkeit, die zum Frieden dient. Aber wiederum: ist das Ideal, das dahintersteckt: der Völkergemeinschaftswille, so stark, daß es unsere Gedanken durchdringt? Stellt diese Liebestätigkeit unser ganzes Ideal dar? Zur Antwort diene die Frage: hat diese Arbeit die reinigende Kraft, die von dem Streben nach dem Gehorsam gegen die sittlichen Anforderungen ausgeht? Die Frage der Lieferung von Kriegsmaterial ins kriegführende Ausland gibt die Antwort deutlich genug. Denn Waffen und Munition liefern und dann die Verletzten zur Pflege und Erholung aufnehmen: paßt das zusammen? Es fehlt eben an einem starken, reinigenden Erfassen unserer Aufgabe, an einem durchdringenden Ideal. Das führt dazu, daß wir nicht im Stande sind, den sittlichen Anforderungen dieser entscheidenden Zeit zu genügen. Nichtwahr: diese Anforderungen zu erkennen, oder wenigstens zu erkennen zu trachten, ist doch das Wesen echter Vaterlandsliebe. Aber ein gewisser Patriotismus hört eben bei den Dividenden auf, und die gewöhnliche Vaterlandsliebe macht Halt vor den Forderungen, die aus dem Glauben an unsere Aufgabe erwachsen. Jene sittliche Höhe ist ihr fremd. Das ist begreiflich; denn solche Gedanken kommen nur aus dem Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Aber dennoch: die Gedanken aus dem Reiche Gottes sind es, die in letzter Linie die Welt gestalten und gestalten werden. Rud. Reich.

Anmerkung der Redaktion. Wir veröffentlichen diese Aeußerung gerne, weil wir uns in der Gesinnung mit dem Ver-

fasser einig wissen. Dabei verhehlen wir uns die Bedenken nicht, die gegen seinen Vorschlag sprechen. Daß durch seine Ausführung sehr viele Arbeiter brotlos würden, wollen wir nicht anführen, weil man darauf erwidern könnte, auf solchem Brot liege kein Segen. Aber es wird von Kundigen behauptet, was von uns jetzt noch an Munition ins Ausland geliefert werde, sei gering. Jedenfalls aber kommt, was wir sonst an die Kriegführenden abgeben: Maschinen, Lebensmittel, Stoffe, die für die Herstellung von Munition gebraucht werden können, für die Fortführung des Krieges viel mehr in Betracht, als die von der Schweiz selbst ausgeführte Munition. Die riesigen Kriegsgewinne, dieser nationale Fluch, stammen nicht in erster Linie aus dieser Quelle. Es dient heute alles dem Kriege und ein bloßes Verbot von Munitionslieferung würde diese Tatsache nur verhüllen. Man könnte ihm vielleicht einen symbolischen Wert zuschreiben, insofern es unser sittliches Urteil über diese Sache zum Ausdruck brächte, aber ob es nicht umgekehrt auch ein Beruhigungsmittel und ein Anlaß zu wenig begründeter Selbstgerechtigkeit werden könnte? Die Red.

„Die Friedenswarte", die von Dr. H. Fried herausgegebene pazifistische Zeitschrift, deren Untertitel lautet: „Blätter für zwischenstaatliche Organisation", beendigt mit dem eben erschienenen Dezemberheft ihren achtzehnten Jahrgang. Das alte Kampforgan der Friedensbewegung hat wieder eine Reihe hervorragender Mitarbeiter um sich geschart. Wir nennen nur: John Barett, Direktor der pan-amerikanischen Union, Helene von Beaulieu, Eduard Bernstein, Prof. van Eysinga, Prof. F. W. Foerster, Helmut von Gerlach, Georg Gotheim, Prinz Alexander Hohenlohe-Schillingsfürst, Dr. B. de Jong van Beek en Donk, Graf Hermann Keyserling, Annette Kolb, Prof. Heinrich Lammasch, Prof. Dr. Max Schneidewin, Prof. Leopold von Wiese u. v. a.

Die vorliegende Dezembernummer (die vom Verlag Orell Füßli in Zürich wie durch jede Buchhandlung auch einzeln für 80 Rp. portofrei zu beziehen ist) enthält Aufsätze von Professor Lammasch (Salzburg) über „Die Haager Denkschrift über die Grundlagen eines Dauerfriedens", von Prof. Max Huber (Zürich) „Ueber den Wert des Völkerrechts", eine eingehende Würdigung des kürzlich erschienenen Werkes von F. W. Hirst: die „Kriegswirtschaftslehre", eine Erwiderung des Herausgebers auf den Aufsehen erregenden Artikel Prof. Hans Delbrücks über „Realpolitischen Pazifismus", der in den preußischen Jahrbüchern erschienen war, eine interessante Schilderung des südamerikanischen Pazifismus aus der Feder von A. de Assis-Brasil und die Novembereintragungen aus dem Kriegstagebuch A. H. Frieds, die diesmal ein sehr reichhaltiges politisches Material liefern. Wie immer, beschließt die Nummer eine Bibliographie der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Friedenslehre, die

einen Schluß gestattet, wie rege heute in allen Ländern dieses wichtige Problem erörtert wird.

Leitspruch.

Die Religion oder Frömmigkeit besteht darin, daß der Mensch, wenn er an sich selbst verzweifelt, erkennt, daß noch bei Gott Gnade übrig bleibt. Zwingli.

Redaktionelle Bemerkungen.

Mit dem Vortrag von Lejeune hoffen wir manchem Leser einen Dienst zu tun, indem wir ihm unsere Gottesreich-hoffnung als Ganzes darbieten. Sie mag als solche gerade jetzt für Viele ein Trost sein. Im neuen Jahre werden wir als Ergänzung einen Aufsatz über das Reich Gottes im alten Testament bringen.

An unsere Leser.

Wir wollen Euch nicht mit den beim Schluß eines Jahrganges üblichen Bitten behelligen. Ihr wißt, daß die Neuen Wege einen schweren Kampf kämpfen, in ideeller und materieller Beziehung. In ideeller Beziehung: wir sind von allen Seiten angefochten, vom Ausland und vom Inland, von Feind und „Freund" und müssen uns in Sturm und Streit unseren Weg bahnen. In materieller Beziehung: die Kosten der Herstellung sind gewaltig gewachsen, die Not bewirkt wohl auch bei uns einen Rückgang der Abonnentenzahl. Dazu kommt als ganz gewichtiger Umstand die Schwierigkeit, die Neuen Wege ins Ausland zu bringen. So sind wir auf die Treue und Hilfe, ideelle und materielle, unserer Freunde mehr als je angewiesen. Wir können ihnen versichern, daß die Bedeutung der Neuen Wege im Laufe der letzten Jahre stets gestiegen ist. Sie kann weiter steigen, wenn immer genug Kraft und Eifer dafür da ist. Dazu mögen uns die Freunde helfen, denn uns wird die Last oft fast zu schwer. Wir gehen den Entscheidungen entgegen, auf die wir schon lange gewartet. Unser einziger Wunsch muß sein, daß wir darin unseren Mann stellen. Wir wünschen allen Lesern zum neuen Jahr ein festes Herz.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

GTU Library
3 2400 00334 7774

v.10
1916

Neue Wege

v.10
1916